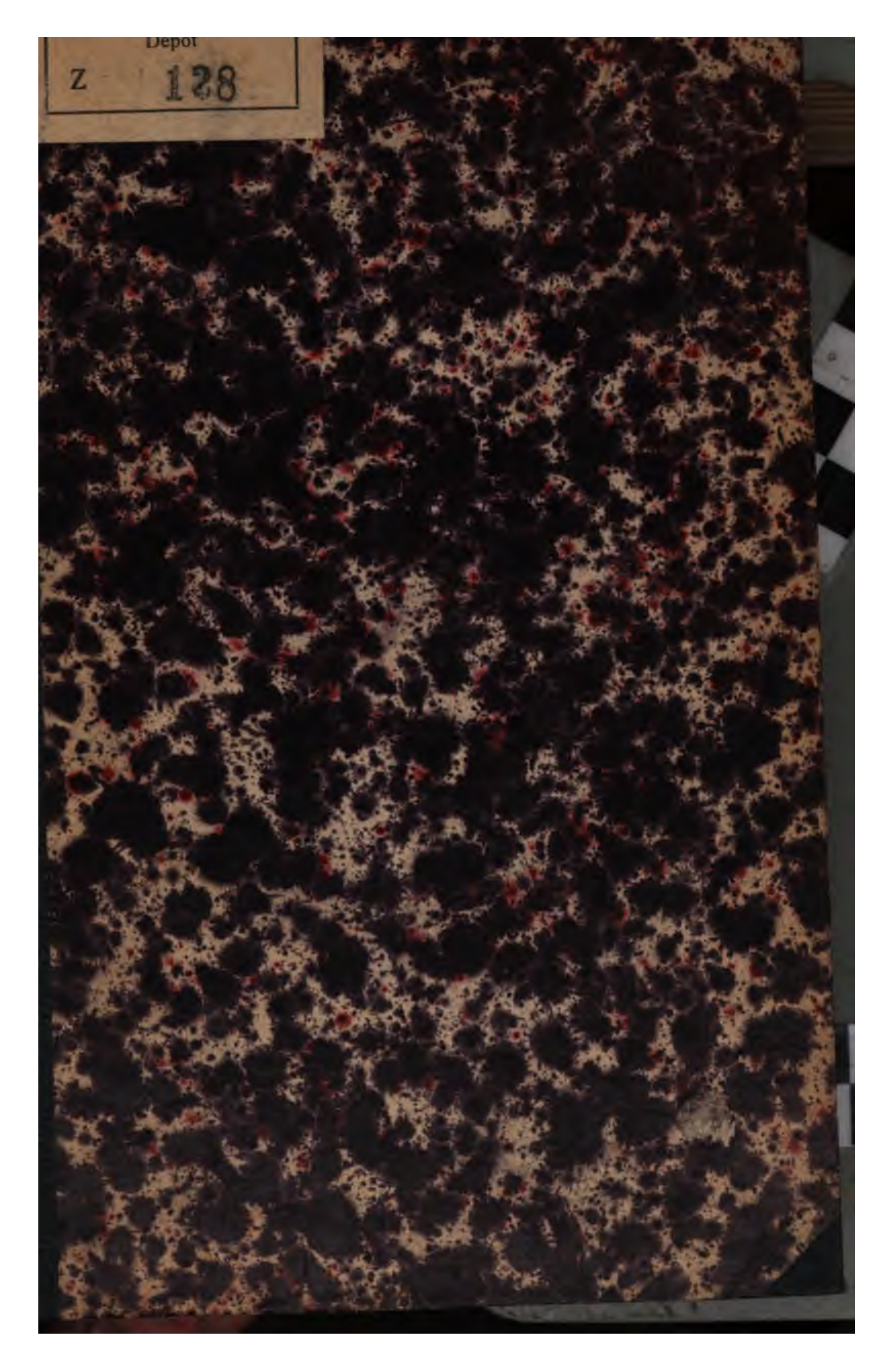







STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

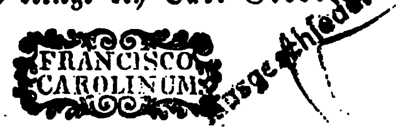
Jahrbücher der Literatur.

Sieben und dreyßigster Band.

1827.

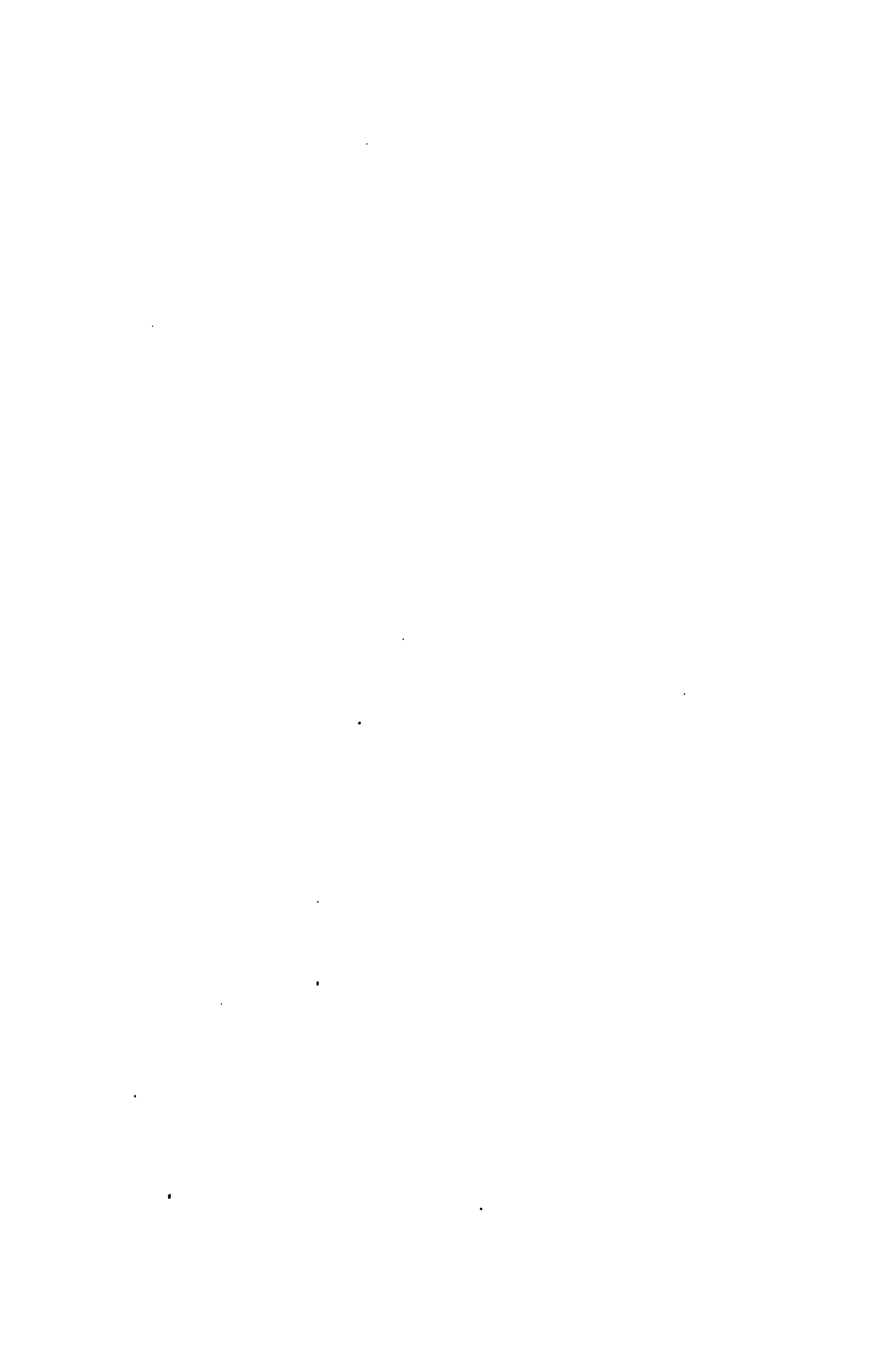
Januar. Februar. März.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.



Inhalt des sieben und dreyßigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XXXVII.



Jahrbücher der Literatur.

Januar, Februar, März 1827.

Art. I. 1. Geschichte der slawischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten, von *Paul Joseph Schaffarik*, Doctor der Philosophie, Professor am Gymnasium der gr. n. un. Gemeinde in Neusatz, der philologischen Gesellschaft in Jena Mitglied. *Ofen*, 1826. 8. 524 Seiten.

2. Historie Literatury česke etc. (Geschichte der böhmischen Literatur, oder systematischer Ueberblick böhmischer Schriften, mit einer kurzen Geschichte der Nation, der Aufklärung und Sprache. Bearbeitet von Joseph Jungmann, Doktor der Philosophie und Professor der Humanität. Prag, 1825. 8. 703 Seiten).

1. Ueber den Zweck seiner Arbeit erklärt sich Hr. Schaffarik in der Vorrede, indem er zuvor erinnert, daß der höher strebende slawische Jüngling, in dessen Brust durch Zufall oder Fügung die Sehnsucht nach tieferem Erfassen seiner Muttersprache erwacht ist, lediglich auf Selbsthülfe, eigenes fortgesetztes beharrliches Studium gewiesen bleibe, auf folgende Art: »Von diesem Gesichtspunkte des Privatstudiums, als des einzigen Erhaltungs- und Belebungsmittels der slawischen National-Literatur, in den meisten von den Slawen bewohnten Ländern, und von der Ueberzeugung, daß den mühsamen Weg der Selbstbelehrung in Sachen der Muttersprache, den ich in jungen Jahren angetreten habe, Hunderte von nahen und fernen Stamm- und Sprachverwandten wandeln, ausgehend, entschloß ich mich, gegenwärtigen Grundriß der Geschichte der slawischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten, als Leitfaden für Studierende, und überhaupt als Hülfsmittel für junge Literaturfreunde, herauszugeben.« Die Quellen, die der Verfasser gebraucht, sind überall, wo es nur immer thunlich war, genau angegeben. Er gesteht selbst, daß er das in seinen Plan Passende meist wörtlich daraus entlehnt Da nun die Schriften (Schlözers, Adelungs, Dobrowsky's, Kopitars u. s. w.), aus denen er seine Materialien, Behufs eigenen Gebrauchs, zusammentrug, beynahe alle deutsch waren, bediente er sich bey Abfassung seines Buches der deutschen Sprache. Nach seinem eigenen bescheidenen Geständnisse hält er das Ganze in seiner gegenwärtigen Gestalt nur für einen mangelhaften Versuch. Er wünscht daher, daß seinem Buche ein stimmberechtigter Kenner als Beurtheiler zu Theil würde, der, vom Geiste echter Nationalliebe beseelt, sich der Mühe unterzöge, dasselbe Blatt für Blatt zu prüfen, und

die materiellen Fehler in einer öffentlichen Zeitschrift zu berichtigen. Diesem Wunsche gemäß übernahm nun Rec. dieß eben nicht sehr angenehme Geschäft, muß aber in voraus bekennen, daß, ungeachtet einiger entdeckten Mängel und Fehler, vorliegendes Werk für angehende Liebhaber der slawischen Literatur nach allen Dialekten zweckmäßig eingerichtet und sehr brauchbar ist.

Hr. Schaffarik theilt, wie schon andere vor ihm, die Slawen in südöstliche und nordwestliche. Jenen ist der erste, diesen der zweyte Theil gewidmet. In fünf Abschnitten des ersten Theils ist die Geschichte der altslawischen Kirchensprache, der russischen Sprache, der Sprache und Literatur der Slawoserben griechischen Ritus, der katholischen Slawoserben (der Dalmatiner, Bosnier, Slawonier) und der Kroaten, die Geschichte der windischen Sprache und Literatur, und in vier Abschnitten des zweyten Theils die Geschichte der böhmischen, slowakischen, polnischen, wendischen Sprache und Literatur begriffen. In der vorangeschickten Einleitung, S. 1—80, wird in sieben Paragraphen von der Abstammung, den Wohnsitzen und Thaten, von der Religion, den Sitten, der Kultur und Sprache der alten Slawen, von dem Zustande der slawischen Literatur im Allgemeinen gehandelt. Hier kommen nun manche unerwiesene Sätze vor. Dergleichen sind, um doch Einiges zu berühren, S. 2, die Slawen stammen aus Indien, und dieß soll die Vergleichung der slawischen Sprache mit der altindischen oder Sanscrite augenscheinlich beweisen. Man kann zwar im Slawischen, wenn es gleich Schlegel in seiner Weisheit der Indier läugnete, eben so viele einzelne Wörter, die dem Indischen ähnlich sind, nachweisen, wie im Lateinischen und Deutschen; allein diese wenigen Wörter, bey der sonst ganz verschiedenen Einrichtung der indischen und slawischen Sprache, reichen noch lange nicht hin, um behaupten zu können, daß die Slawen, wie etwa die Zigeuner, aus Indien abstammen. Einem Franzosen könnte man es kaum verzeihen, wenn er durch die Zweydeutigkeit des Ausdrucks Bohémiens getäuscht, den Böhmen, so wie den Zigeunern, Indien zu ihrem Stammlande anwiese. Bey den Krobyzen, S. 30, darf man wohl nicht an die russischen Kriwitschen denken, daher ist auch die Vermuthung, daß die Slawen schon im fünften Jahrhundert vor Christo ihre Wohnsitze bis zur Donau ausgedehnt hätten, ganz grundlos. Eben so unrichtig ist der Satz (S. 4), daß die Slawen von Schriftstellern des sechsten und siebenten Jahrhunderts auch unter dem Namen der Sarmaten angeführt worden. Die Slawen bezogen zwar die von den Sarmaten früher bewohnten Länder, sind aber mit den Sarmaten des dritten

und vierten Jahrhunderts nicht zu vermengen. Hat wohl Christoph von Jordan, der die Sarmatas limigantes zu Slawen machen wollte, seine Lieblingshypothese in dem dickleibigen Foliobande bewiesen? Das Feldgeschrey der Sarmaten, Marha, läßt sich nur gezwungen aus der slawischen Sprache erklären. Hr. Schaffarik dachte hiebey an mor ho, tödte ihn. — Unter den inländischen Schriftstellern wird in der Note (S. 4) auch Jaroslaw Strahowiensis, um 1283, genannt. Dieser Jaroslaw ist aber nur eine Hagekische Erfindung. Daß die Slawen (nach S. 5, 6) seit undenklichen Zeiten, Jahrhunderte vor Christi Geburt, im europäischen Sarmatien saßen, mag noch hingehen; daß sie aber schon damals an der Weichsel, an den Küsten der Ostsee wohnten, kann nicht zugegeben werden, und noch viel weniger, daß sie den Phöniziern durch ihren Bernstein bekannt geworden wären. Hier wird ja ganz willkürlich vorausgesetzt, daß die alten Venedae, die Tacitus nennt, Slawen waren. In den Zusätzen, S. 491, wird sogar die Benennung Winden für identisch mit Hindu, Indier, gehalten! Gegen die viel wahrscheinlichere Meinung derjenigen, die unter den Serben des Plinius und Ptolemäus Slawen verstehen, und ihre frühesten Wohnsitze an der Wolga suchen, wußte Hr. Schaffarik, S. 6, nichts weiter einzuwenden, als daß die große Zahl der slawischen Stämme und die Volksmenge, die damals kaum geringer gewesen wäre, gegen diese Annahme streite. Wie? seit dem zweyten Jahrhundert bis jetzt sollte sich die Volksmenge gar nicht vermehrt haben. Mit welchen Beweisen lassen sich die S. 8 hingeworfenen Sätze unterstützen? Sie lauten: im Jahr 430 treten die Slawen an der Donau mit den Römern in ein Bündniß gegen die Uebermacht der Hunnen. Als Attila 450 mit seinem Heer nach Gallien aufbrach, waren unter den Hülfsvölkern auch Slawen. In diesem Jahrhunderte kann von den Thaten der Slawen an der Donau noch keine Rede seyn. Hr. Schaffarik läßt gleich nach Attila's Tode Slawen aus der Gegend zwischen der Donau, der Theis und Aluta zu ihren Stammverwandten in Krain und Kroatien auswandern. Solche Mißgriffe können nur daraus erklärt werden, daß auch hier, wie sonst häufig, Sarmaten mit Slawen vermengt werden. So ist Singidunum im Jahr 473 nicht den Slawen entrissen worden, die Slawen in Krain konnten um diese Zeit den Gothen nicht zinsbar seyn u. s. w — In den Zusätzen ist noch Krals böhmische Schrift Slawowe (ganz unslawisch, anstatt Slowane) nachgetragen worden. Sie ist aber nur eine durch unzählige Fehler verunstaltete Uebersetzung des schon angeführten Aufsatzes des Hrn. Ritter v. Schwabenau. — §. 2. Religion und Sitten, Kultur und

Sprache der alten Slawen. Rugewit wird, S. 12, den Karantanern zugeschrieben. P. Markus, der fast alle slawische Götzen in sein krainisches Wörterbuch aufnahm, mag dieß verantworten. Rugewit gehört der Insel Rügen an, und heißt eben deßhalb der rügische Sieger. So ist auch Swatowit der heilige Sieger, und nicht der Allsehende. Daß die Slawen (S. 14) mehrere Jahrhunderte vor Christi Gebürt ein gebildetes Volk gewesen, daß sie Städte gehabt, wer könnte dieß auf das bloße Wort des Verfassers so leicht glauben? Jordanis, der hier neben Prokopius, Mauritius, Leo hätte stehen sollen, sagt ja ausdrücklich von den Slawen seiner Zeit (550): hi paludes sylvasque pro civitatibus habent. Läßt sich hieraus auf eine bedeutende Stufe der Civilisation schließen? Hrn. Sch. aber ist es sogar wahrscheinlich, daß die Slawen eine Buchstabenschrift aus Indien mitgebracht haben, die aber bald verloren gehen mußte. Der Ragusaner Steph. Ign. Raicevich wollte in seinen slowanischen Briefen, davon einige im vierten und fünften Jahrgange des Magazins der Kunst und Literatur (Wien, 1796, 1797) abgedruckt sind, im ganzen Ernste beweisen, daß das gelehrte Volk, so die Sternkunde und die Wissenschaften erfand, echte Slawen waren. Zu welch' ungereimten Behauptungen kann übertriebener Patriotismus nicht verleiten!

§. 3. Slawischer Volksstamm im dritten Jahrzehend des neunzehnten Jahrhunderts. Zum südöstlichen Hauptast rechnet der Verfasser 1. den russischen Stamm, welcher 32 Millionen Russen und 3 Millionen Rußniaken (in Kleinrußland, Galizien, der Bukowina, und im nordöstlichen Ungern) begreift. 2. Den serbischen Stamm, wozu 600,000 Bulgaren, 1,150,000 Serben in Ungern und in der Türkey, 350,000 christliche Bosnier, ohne die zum Islam übergegangenen Bosnier, die ihre Sprache behielten, mitzuzählen; 60,000 Montenegriner, 500,000 Slawonier, 380,000 Dalmatiner sammt den in der Herzegowina wohnenden gehören. 3. Den kroatischen Stamm, der aus 700,000 Kroaten im österreichischen Kroatien und westlichen Ungern, aus 30,000 in der Türkey besteht. 4. Den windischen Stamm von ungefähr 800,000 Winden (Slovenci) in der Steyermark, in Kärnten, Krain und Ungern. Als Zweige des nordwestlichen Hauptastes werden aufgestellt: 1. Der böhmische Stamm von 3,700,000 Böhmen, und 1,200,000 Mähren. 2. der slowakische Stamm von 1,800,000 Slowaken im nördlichen Ungern. 3. Der polnische Stamm von 10,000,000 Polen. 4. Der sorben-wendische Stamm in der Ober- und Niederlausitz von 200,000 Wenden. Daraus ergibt sich die Gesammtzahl der slawischen Erdbewohner in Europa und Asien 55,270,000. (Offenbar sind hier

aus den kurrenten Statistiken Daten entlehnt, denen nicht die Sprachen (Mundarten) zum Eintheilungsgrunde liegen. Die Großrussen können sich nicht zu den Kleinrussen (Rußniaken) verhalten, wie 32 zu 3; die türkischen Kroaten sprechen serbisch, oder die Agramer windisch; bey den zehn Millionen Polen sind überall die Rußniaken, Littauer ꝛc. mitgezählt; der Bulgaren, die gleich bey den Hügeln im Norden von Salonich anfangen, dürften mehr als 600,000 seyn; auch unterscheidet sich ihre slawische langue romane bedeutend genug (mehr als Slowakisch vom Böhmischen), in Grammatik und Lexiko vom serbischen Dialekte, um eine eigene Mundart zu bilden, ꝛc. ꝛc. Alles dieses laborirt vor der Hand noch an mehr als einem NON LIQUET).

§. 4. Die ganze slawische Sprache, als Klasse, zerfällt in zwey Ordnungen. Beyder Ordnungen Kennzeichen werden S. 32 nach Dobrowsky angegeben. Nur muß man bey Bestimmung der Ordnungen nicht gleich nach einem von den zehn Kennzeichen entscheiden, sondern mehrere Kennzeichen zu Hülfe nehmen. Es ist wirklich sonderbar, daß z. B. in allen Mundarten der ersten Ordnung studenec, Brunn, männlichen Geschlechtes ist, wo in den Mundarten der zweyten Ordnung studna, studnja, studnica eine weibliche Form erhält. Umgekehrt ist das weibliche ptica (russisch auch ptacha, ptaszka) der ersten, das männliche ptak aber der zweyten Ordnung eigen. Was S. 29 von den Gesängen der Königinhofer Handschrift, wovon einige vorkyrillisch seyn sollen, so wie von dem (nach Dobrowskys Urtheil unterschobenen) Fragmente von Libuscha's Gericht gesagt wird, davon wird weiter unten die Rede seyn. — Das Altslawische hält Hr. Sch. mit Recht für den am frühesten kultivirten Dialekt, nicht aber für die Quelle (Mutter) aller übrigen Mundarten. Wenn er es aber für das Eigenthum der gelehrten Priesterkaste der noch heidnischen Slawen erklärt, wer könnte ihm hierin beystimmen? — Nach S. 35 ist die ganze Einrichtung der slawischen Gesammtsprache, gleich der lateinischen, griechischen und deutschen Sprache, mit denen sie auch die größte Verwandtschaft hat, europäisch, und doch soll ihr asiatischer Ursprung unverkennbar seyn. Aus der Aehnlichkeit einzelner slawischen Wörter mit der altindischen Sanskritasprache kann dieß nicht sicher gefolgert werden, außer man wollte zugleich behaupten, auch die lateinische und andere Sprachen seyen asiatischen Ursprungs. Die Beschreibung der slawischen Sprache, S. 35—39, ist größtentheils aus Dobrowsky's Geschichte der böhmischen Sprache entlehnt. Rec. will nur noch einige Bemerkungen hinzufügen. Nicht nur der Kroate spricht das u am Anfange eines Wortes nie rein aus, indem er dem u ein v (w) vorsetzt; dieß thut auch der Wende in

der Lausitz, der dem u entweder ein w oder ein s vorsetzt: wucho oder sucho, für ucho, Ohr. So spricht nicht nur der Slowak das t des verkürzten Infinitivs meist hart aus, sondern dieß thut auch der Böhme, und zwar fast ohne Ausnahme. — Die Singbarkeit der slawischen Sprache in der Oper kann niemand bezweifeln, aber ihre Anwendbarkeit auf altklassische Versmaße will doch slawischen Dichtern gar nicht einleuchten, indem sie lieber (und dieß mit Recht) auf die Hebung und Senkung der Sylben, d. i. auf den Ton, und nicht auf die tonlosen gedehnten Vokale Rücksicht nahmen, und ihre Prosodie nach dem germanischen Grundsatz des logisch-grammatischen Tones, wie ihn der Verfasser nennt, geregelt haben. Die wenigen Beyspiele der vom Tone unabhängigen Versifikation, die man in Böhmen erst neulich aufstellte, werden hoffentlich eben so wenig zur Nachahmung reizen, als es ältere verunglückte Versuche vermochten. Welcher Böhme würde sich hierin der Slowaken Baiza und Holly Gedichte zum Muster nehmen wollen, wenn er den natürlichen Ton seiner Sprache nicht verläugnen soll.

§. 5. Charakter und Kultur der Slawen. Ueber die lieblose Behandlung der Slawen in den meisten Schriften zu klagen, hat der Verfasser wohl Ursache. Die Note, in welcher die Belege gesammelt sind, schließt er mit den Worten: Bedarf dieses Gewebe von Unsinn, Irrthümern, Lügen, Verleumdungen und Niederträchtigkeiten vor dem gesunden Menschenverstande einer ernstlichen Widerlegung? — Seine Schilderung der Slawen, die hierauf folgt, fiel nun ganz anders aus. Nach ihm gehören zu den Grundzügen im Charakter des slawischen Gesammtvolks sein religiöser Sinn, seine Arbeitsliebe, seine harm- und arglose Heiterkeit, die Liebe zu seiner Sprache, und seine Verträglichkeit. Referent, selbst ein Slawe, möchte doch nicht jeden Zug in der Ausführung unterschreiben. — S. 51 gerieth Roswita unter die slawischen Heiligen. — Dem Böhmen selbst muß der Satz auffallen, wo es S. 55 heißt: »Nichts ist dem Slawen fremder als Schimpf und Spott über andere Nationen; seine Sprache hat nicht einmal Wörter und Ausdrücke, um lieblos und höhnisch mit anderer Völker Namen, Tracht, Sitten und Gebräuchen ein Gespötte zu treiben.« — Im Gegentheile steht auch hier der Slawe, wie jeder andere Mensch, unter dem Naturgesetz der Reaktion; und wem unter den Böhmen ist die Formel: njemec brauk etc. und das Sprichwort: Wſsudy lide, w Chomutowje njemci, nicht bekannt? Nur steigende Kultur kann hier die schroffen Gegensätze mildern, und dem Menschen neben und trotz dem Landsmann sein Recht verschaffen. Sokrates wollte ein Kosmier (Mundanus) seyn!

§. 6 Handelt von der literärischen Kultur der Slawen im Allgemeinen. Vor ihrer Bekehrung zum Christenthum ist keine Spur einer Literatur unter den Slawen zu entdecken, wenn gleich der Verfasser von dem Verluste ihres indisch-slawischen Uralphabets noch ein Wort fallen läßt. Der Grieche Kyrill war unstreitig der erste, der die Slawen in den südlichen Ländern mit seinem, der slawischen Sprache angepäßten, Alphabete bekannt machte, indem er die Liturgie in der slawischen Sprache einführte. Die von lateinischen Priestern bekehrten Slawen machten vom slawischen Alphabete keinen Gebrauch, sondern sie versuchten es, mit lateinischen Buchstaben das Slawische, so gut sichs thun ließ, zu schreiben. Da man einsah, daß damit nicht auszulangen sey, gerieth man in der Folge auf den Gedanken, gewisse Buchstaben, wie c, s, z bey den Böhmen mit Punkten zu bezeichnen, oder durch Zusammensetzungen, wie bey den Polen, durch cz, sz, bey den Krainern durch sh, zh, nachzuhelfen. So entstanden durch verschiedene Kombinationen sehr abweichende Orthographien, die S. 67 neben den kyrillischen und glagolitischen Buchstaben auf einer Tafel dargestellt sind. Die glagolitische Reihe ist, da keine Typen vorhanden waren, in mehreren Zügen ganz mißrathen. — §. 7 werden einige Beförderungsmittel der slawischen Literatur, als Bibliotheken, gelehrte Gesellschaften und Zeitschriften, Buchdruckereyen aufgezählt. Unter den Bibliotheken in Böhmen gibt es noch viel reichere, als manche der hier genannten. Unverzeihlich ist es, daß der Bibliothek am Nationalmuseum zu Pesth, die der große Mäcen Graf Szechenyi dem Reiche verehrte, gar keine Erwähnung geschieht. — In Rußland erschienen im Jahr 1824 in der Landessprache 22 periodische Schriften, 1822 in Polen 21, in Böhmen 6. Die serbischen politischen Zeitungen von Dawidowich, so wie sein Zabavnik, hörten mit dem Jahre 1822 auf. Zu Ofen gab Magaraschewich, im Vereine mit andern Gelehrten, seine ljetopis srbska, streng literärischen Inhalts, 1825 heraus. Die serbische Buchdruckerey in Venedig scheint eingegangen zu seyn, und glagolitisch wird gegenwärtig nur in Rom gedruckt. — Nach dieser Einleitung beginnt nun die Geschichte der Literatur der südöstlichen Slawen mit der altslawischen Kirchensprache. Die §. 8 angegebenen Kennzeichen, woraus ihre Verwandtschaft mit der russischen, serbischen, kroatischen, windischen, so wie ihr Unterschied von denselben erhellen soll, reichen nicht hin, ihren Charakter vollkommen zu bestimmen. Vor andern hätte sollen auf die erste Person der Zeitwörter im Singular und Plural des Präsens, und auf den Dual überhaupt Rücksicht genommen werden. Was §. 9 von Kyrill und Method vorkommt, ist aus anderen guten Schriften geschöpft wor-

den. Daß der Exarch von Bulgarien, Johann, bereits im neunten Jahrhundert die Bücher des Johann Damascen (wohl nur die Theologie) ins Slawische übersetzt habe, wird in der Recension des von Kalajdowitsch herausgegebenen Buches von des Exarchen Uebersetzungen und Werken, sehr zweifelhaft gemacht. S. den 32. Band der Wiener Jahrbücher. — Wer mag wohl der Domherr Dalimil seyn, dessen lateinische Worte in der Note S. 99 angeführt werden? Warum wird sein Werk, worin er den slowakischen Dialekt rühmt, als am nächsten mit der altslawischen Sprache verwandt, nicht genannt?

§. 10. Das Verhältniß der altslawischen Kirchensprache zu andern slawischen Mundarten. Hier werden nicht nur die neuesten Meinungen über das wahre Vaterland der kyrillischen Büchersprache aus verschiedenen Werken wörtlich entlehnt, sondern auch Rakowiecki's grundlose Vermuthungen über die hohe Kultur der slawischen Sprache im Heidenthum, in der man Bücher geistlichen und bürgerlichen Rechts, auch wohl historische Nachrichten von slawischen Helden besessen hätte, auf mehrern Seiten aus seiner Pravda ruska angeführt. Rakowiecki ließ sich durch das offenbar untergeschobene Fragment von Libuscha's Gericht hintergehen; versetzt zwey Gesänge der Königinhofer Handschrift ganz willkürlich in die vorkyrillische Zeit, die selbst der Abfassung nach ins dreyzehnte oder zwölfte Jahrhundert gehören; glaubt auch, die Namen der slawischen Monate müßten bey den Slawen mehrere Jahrhunderte vor Christo im Gebrauche gewesen seyn, da sie doch gewiß nicht älter als die deutschen Benennungen sind. Er behauptet sogar, in Macedonien müßten slawische Mönche Klöster gehabt, und die Liturgie in ihrer Sprache vor Kyrill verrichtet haben, aus deren Mitte er und sein Bruder zur Mission nach Mähren gewählt worden wären. Hätte Hr. Sch. auch nur die Recension des Rakowieckischen Werkes, das als Erklärung der Pravda ruska seinen Werth hat, im 27. Bande der Wiener Jahrbücher der Literatur ganz und aufmerksam gelesen, so hätte er Anstand genommen, dem patriotischen Rak. so viel nachzuschreiben. Wenigstens hätte er einige aus seinen Worten, S. 116—118, gezogene Folgerungen zu mäßigen gesucht. Auch schon Alter in der irrigen Voraussetzung, daß die glagolitische Literatur älter sey als Kyrill, träumte von frühern slawischen liturgischen Büchern, worin Kyrill zu Thessalonich unterrichtet worden sey, und meinte, Kyrill hätte sie nur mit seinen neu erfundenen griechisch-slawischen Buchstaben umgeschrieben. Hr. Sch. aber glaubt, über die Sprache der kyrillischen Bücher müsse das Urtheil noch verschoben werden, obschon es nach ihm wahrscheinlich ist, »daß dieser Dialekt zu Kyrills

und Methods Zeiten bey demjenigen Stamme, der am frühesten und am weitesten in das griechische Thrakien, Makedonien und Illyrien vorgedrungen, mehr zu Hause war, als bey andern.« — Ref. kann die sonderbare Aeußerung über Kaiser Justinians Abkunft nicht unberührt lassen. Es heißt in der Note S. 114: »daß Kaiser Justinian I. (524—565) ein geborner Slawe gewesen, ist bereits vielfältig erwiesen worden.« Ein Illyrier war er wohl, aber kein Slawe, weil damals, als er geboren ward, noch keine Slawen in Illyrien wohnten. In dem Schediasma: Imp. Caesar Justinianus M. slavicae genti vindicatus, womit Vitalvay Istok 1742 seinem Freunde Samuel Czernanßky zur erhaltenen Doktorwürde Glück wünscht, beruhen die etymologischen Beweise auf den Wörtern Upravda, Istok, Biglenitza, Lupicina, Bederina, Ochrida. Nebenher wollte Schwarz, der eigentliche Verfasser dieser Schrift, den Kanzler Ludewig, der den Kaiser Justinian zu einem Deutschen machte, widerlegen. Ludewig glaubte, Ochrida z. B. wäre das deutsche Ochsenried; Vitalvay oder Schwarz verändert dasselbe Wort in okrada, um es dann aus dem Slawischen erklären zu können. Die übrigen Etymologien der angeführten Wörter aus dem Slawischen sind eben nicht besser. Alles beruht auf Verdrehungen und unerweislichen Voraussetzungen.

§. 11. Schicksale der altslawischen Kirchensprache und Uebersicht einiger Denkmale derselben. Was S. 121 von slawischen Priestern, die zu Anfange des zehnten Jahrhunderts die Kirche zum heil. Kreuz in Krakau gebauet haben sollen, und von der kyrillischen, durch slawische Priester errichteten Druckerey daselbst gesagt wird, ist leider aus Rakowiecki genommen, und ganz unrichtig. Die Priester, die zu Dlugosch's Zeiten und noch später in Krakau den Gottesdienst in slawischer Sprache verrichteten, waren Glogoliten von Prag, für die Hedwig ein Kloster zu bauen anfing. Kromers Bericht hierüber im funfzehnten Buche lautet, wie folgt: In suburbano etiam Cracoviensi septemtrionali et in ora Clepariae oppidi, monasterium titulo S. Crucis inchoarunt, et in eo Slavos benedictinae sectae Praga accitos, qui slavica lingua sacris operarentur, collocarunt. Quanquam autem templum id atque monasterium consummatum non est, morte Hedvigis reginae intermissum, cantatum tamen ibi et sacra facta slavica lingua usque ad suam aetatem Dlugossus memorat. Hedwig starb 1399. Wie konnte sich Rak. bis ins zehnte Jahrhundert versteigen? Die mit kyrillischen Typen zu Krakau 1491 gedruckten, zum griechisch-slawischen Ritus gehörigen Bü-

cher konnten von Benediktinern des römischen Ritus nicht besorgt werden. — Das unter die Sprachbücher, S. 126, gestellte deutsch-illyrische Wörterbuch wird für einen Zwitter zwischen dem Altslawischen und Serbischen erklärt. Es gehört aber eigentlich nicht hieher, da es nicht altslawische, sondern russische und unter diesen auch serbische Wörter enthält. Die älteste Urkunde zwischen 1128 — 1132 sollte nicht hier, sondern unter den russischen Denkmalen im zweyten Abschnitte stehen, weil darin russische Formen vorkommen: Volodimir, Vsevolod, dal ohne jesm'. Nebst dem altslawischen az liest man darin nicht nur jaz, sondern sogar auch schon ja (ich). — Die Prager öffentliche Bibliothek besitzt nur ein slawisches Evangelium, nicht zwey; die zweyte Handschrift ist in Privathänden. S. Inst. l. slav. Praef. 17. — Es wird nun, S. 131, auch der ersten gedruckten Werke in der altslawischen Sprache gedacht. Das Brevier vom Jahr 1493, dessen Murr erwähnt, kann nicht aus der kyrillischen Druckerey, die Schwaipold Feol zu Krakau errichtet hat, herrühren, da sich der Drucker desselben selbst nannte. Impressit, heißt es, Magister Andreas de Thoresanis de Asula, der zu Venedig druckte.

Die Geschichte der russischen Sprache und Literatur im zweyten Abschnitte ist größtentheils aus Gretsch gezogen. Aus welcher bessern Quelle hätte sie auch geschöpft werden können? Daß sich auch die Beherrscher kleinerer Fürstenthümer, nach S. 135, Zare nannten, darf nicht zugegeben werden. Das Verzeichniß der russischen Sprachbücher ist hier weiter fortgeführt, als in Adelungs Mithridates, wenn gleich von den neuesten einige, wie Schlyters Versuch einer theoretisch-praktischen russischen Sprachlehre, St. Pet. 1825, noch vermisset werden. — Aus dem Zeitraume, der mit der Taufe Wladimirs 989 schließt, ist kein Denkmal der eigentlichen russischen Mundart vorhanden. Außer der zwey Namen Swjatoslaw und Jaropolk hätten doch die slawischen Benennungen der Wasserfälle im Dnepr berührt werden sollen. Ob einige Volkslieder ihrem Ursprunge nach so hoch hinaufreichen mögen, ist sehr zweifelhaft. Die äußerst verdächtigen Traktate der Fürsten Oleg und Igor (912 und 945), die Nestor aus dem Griechischen übersetzt haben soll, sind wahrscheinlich später, aber doch schon vor 1377, in seine Chronik eingeschoben worden. Durch die Einführung des Christenthums kamen die bereits ins Slawische übersetzten liturgischen Bücher nach Rußland, und die Sprache derselben ward in der Folge der Russen Büchersprache, wenn sich gleich in den ältesten Schriften schon Spuren russischer Mundart oder Varietät finden lassen, wie gorod für grad, wypustiti für ispustiti, ozero für jezero

u. s. w. Das wichtigste Denkmal des Zeitraumes 989—1462 ist Jaroslaw's Pravda ruskaja. »Zu den schätzbarsten poetischen Denkmälern dieser Zeit, sagt Hr. Sch. S. 150, gehört das Heldengedicht Igor (Slowo o polku Igora, Igors Zug gegen die Polowcer), ausgezeichnet durch Kühnheit, Kraft und Anmuth, sowohl der Gedanken als des Ausdrucks.« Dieses Slowo (Sermon) enthält aber doch auch gar viele matte, prosaische, gedehnte Stellen, und ist ein sonderbares Gemengsel von Poesie und Prosa. In der Note wird der verschiedenen Auflagen dieses Sermons gedacht, unter welchen die von Pozarsky 1819 besorgte, die mit seiner russischen Uebersetzung versehen ist, nicht zu finden. Zu den Ausgaben des ersten russischen Chronisten Nestor, die S. 151 angegeben sind, muß billig diejenige, die nach der ältesten Handschrift die Gesellschaft der russischen Geschichte und Alterthümer vom Prof. Timkowsky besorgen und durch Hrn. Kalajdowitsch ans Licht stellen ließ (Moskau, 1824. 4.) noch gezählt werden. Sie bricht leider schon mit dem Jahre 1019 ab. — Nun folgen §. 16 bis 19 die Zeiträume von 1462—1689, von 1689—1741, von 1741—1796, endlich der letzte von Karamsin bis auf unsere Zeiten. Die vorzüglichsten Schriftsteller werden genannt, ihre Schriften zum Theile beurtheilt. Im J. 1787 zählte man viertausend russische Bücher, im J. 1820 schon achttausend. — Aus Unbekanntschaft mit dem Geiste der slawischen Sprache, wie Wostokow ganz richtig urtheilt, versuchte Mel. Smotrisky, die griechische Prosodie auf das Kirchenslawische zu übertragen. Seine mißrathenen Versuche fanden auch keine Nachahmer und konnten sie nicht finden. Selbst diejenigen, die den Hexameter im Russischen nachbildeten, nahmen den Ton als obersten Grundsatz der Quantität an, wornach die gehobene Sylbe für eine lange, die gesenkte für eine kurze gilt. Dieß nennt nun, S. 178, Hr. Sch. spottend den rauhen germanischen Tonküraß. Er meint vielmehr, Smotrisky sey auf dem richtigen Wege gewesen, die slawische Prosodie nach dem natürlichen Zeitverhalt der Sylbe, nicht nach dem ihr fremden Tone, zu begründen. Wie, der Ton soll der slawischen Sprache fremd, soll nicht eben so natürlich seyn, als es die Dehnung der Vokale ist? Sind es denn die Deutschen allein, die nach dem Tone ihre Prosodie regeln, nicht auch die Italiener, nicht alle Nationen der Welt? Wäre der Verfasser in das Wesen der griechischen und lateinischen Prosodie tiefer eingedrungen, so müßte er gefunden haben, daß auch diese sich hauptsächlich auf den Ton gründe. Nur muß man etwa nicht glauben, daß der jetzige Ton im Griechischen auch zu Homers Zeiten derselbe war. Allein unser Verfasser ist so sehr von seiner

Lieblingsidee oder Grille, altklassische Versmaße auf die slawische Sprache anzuwenden, eingenommen, daß er anmaßend und absprechend schreiben konnte: »wenn die russischen Grammatiker und Dichter in der Lehre vom russischen Ton- und Zeitmaß nicht zu hellern Begriffen gelangt sind, als die Hrn. Dobrowsky, Puchmayer und Negedly in der vom Böhmischen, so steht es schlecht um unsere slawischen Verse — und Ohren.« Ja wohl steht es schlecht um beyde, wenn man gegen den natürlichen Ton griechische und lateinische Metra der slawischen Sprache gewaltsam aufdringen will, wie es die von einem ungenannten Slowaken entworfene böhmische Prosodie (Preßburg, 1818) vorschreibt. Die hellern Begriffe werden die Böhmen doch nicht von Preßburg oder Neusatz erst holen müssen, um eine Prosodie für ihre Sprache zu entwerfen, die etwa der indischen entspräche.

Der dritte Abschnitt ist den Serben vom griechischen Ritus, die sich der kyrillischen Schrift bedienen, gewidmet. Den Klang des Serbischen im Gesang und der Poesie vergleicht der Verfasser mit dem Tone der Violine, des Altslawischen mit dem der Orgel, des Polnischen mit dem der Cither, und sagt nun weiter: »der durchgängig unterschiedene kurze oder lange Zeitverhalt der Sylbenvokale macht diesen Dialekt ganz geeignet, altklassische Versmaße nachzuahmen, und der Nationaldichtkunst durch Uebertragung der quantitirenden Metrik auf dieselbe eine höhere idealische Gestalt und Würde zu geben.« Es läßt sich hoffen, daß diese Grille nie beachtet werden wird — Die ältesten Sprachüberreste, die auf serbischem Boden entsprossen, übersteigen das dreyzehnte Jahrhundert nicht. Das Hexameron vom J. 1263 hat Johann, Exarch von Bulgarien, selbst (nicht Basilius) verfaßt. Sonst wird noch des Erzbischofs Daniel Rodoslow, das chilendarische Jahrbuch, der Carostawnik oder Rodoslownik (ein Fürstenregister) genannt. Duschan des Gewaltigen Gesetze vom Jahr 1349 sind wohl das wichtigste Denkmal älterer Zeit. Möchten sie doch noch einmal, aber fehlerfrey, abgedruckt, besser übersetzt und erläutert werden! In den Klöstern auf Athos sollen noch Ueberreste der serbischen Literatur vergraben liegen. Mag seyn, aber vieles ist längst nach Rußland und selbst nach Frankreich geschleppt worden. Des bulgarischen Exarchen Hexameron, jetzt in Rußland, ist auch daher. Brankowich, der letzte Despot, schrieb eine serbische Geschichte, die bis auf Kaiser Leopold reicht. Nach ihm fängt die neuere serbische Literatur an. Zefarewich Stemmatographie, ganz in Kupfer gestochen, erschien zu Wien 1742 in 4. Zu Rimnik ließ der Karlowitzer Erzbischof, Nenade-



wich, zum Gebrauch serbischer Jugend Smotriſki's slawische Grammatik 1755 wieder abdrucken. Dann ward für die Serben zu Venedig gedruckt, endlich die illyrische Druckerey von dem Hofbuchdrucker Kurzbeck 1770 (nicht 1771) errichtet. Nowakowich kaufte sie von Kurzbecks Erben, und verkaufte sie nach einigen Jahren wieder an die Universität zu Ofen. Die Uebersicht der neuesten serbischen Literatur wird §. 23 gegeben. Von ungefähr vierhundert, seit 1761 bis jetzt gedruckten Büchern mögen etwa ein Achtel in der altslawischen, und eben so viele in der gemeinen Volksmundart geschrieben seyn, die übrigen stehen in der Mitte zwischen den beyden. — Wie konnte bey Solarich seine Erklärung (objasnenie) des in Kupfer gestochenen Diploms vom J. 1395, womit Kaiser Stephan Dabischa die dem Wolkomir gemachten Schenkungen bestätigt, Venedig, 1815, ganz unberührt bleiben?

§. 24. Sprache und Schriftwesen der Bulgaren. Daß die russische Bibelgesellschaft in St. Petersburg das bulgarische N. Testament bereits habe drucken lassen, ist, nach der Vorrede der ins Bulgarische von Anastas Stojanowich übersetzten Hübnerischen biblischen Geschichten (Ofen, 1825) zu urtheilen, sehr zu bezweifeln. Von bulgarischen Uebersetzungen anderer Werke gibt derselbe (Stoj.) einige Nachrichten. Im siebenzehnten Jahrhundert bedienten sich selbst katholische Bulgaren der kyrillischen (bosnisch-serbischen) Buchstaben. Der Bischof Philipp Stanislawow von Großbulgarien gab mit dieser Schrift den sogenannten Abagar (auch χαριζα) auf zehn Folioblättern mit Holzstichen, 1651 in Rom, heraus. Der Franziskaner der bulgarischen Provinz, und Administrator der Karaschower Pfarrey in Banat, Mich. Grozdics, dessen ABC illi uprava za potribu skularske dalmatinske etc. zu Temeschwar 1779. 8. herauskam, hielt sich wieder mehr an das Dalmatisch-Illyrische, als an die eigentliche bulgarische Mundart, wenn gleich das Buch für die bulgarische Jugend seiner Pfarrey bestimmt war.

Vierter Abschnitt: Sprache und Literatur der Dalmatiner, Bosnier, Slawonier und Kroaten. §. 25. Daß schon im dritten und vierten Jahrhundert Slawen die römischen Provinzen beunruhigt hätten, kann nur unter der (falschen) Voraussetzung wahr seyn, daß die Sarmaten wirkliche Slawen waren. Selbst im fünften Jahrhundert kamen noch keine Slawen an und über die Donau. Nach Nestor sollen im J. 627 unzählige Schwärme von Slawen von der Donau nach Norden gezogen seyn. Allein Nestor gibt erstens keine Jahrzahl an, zweytens versetzt er diese (erdichtete) Züge nach Polen und Rußland in viel frü-

here Zeiten. Der Apostel Andreas traf ja schon (nach der von Nestor aufgenommenen fabelhaften Legende) Slawen zu Kiew an; und unter Wlachen, denen die Slawen an der Donau weichen mußten, versteht Nestor Gallier, die in Illyrien einfielen. Nestor hatte das ver sacrum der gallischen Kolonien beym Justinus im Sinne. — Der Presbyter von Dioklea hat seine Geschichte nicht in slawischer (wie S. 229 gesagt wird), sondern in lateinischer Sprache geschrieben. Die dalmatische Chronik, die Markus Marulus 1510 übersetzte, war selbst nur ein später gemachter Auszug aus dem Diokleaten. Und die lateinische Uebersetzung des Marulus ist mit dem lateinischen Texte des Diokleaten nicht zu vermengen. Die albernen Anekdoten Ulfus und Cededa, beym Archidiakonus Thomas, der mit den slawischen Priestern seinen Spott treibt, klingen doch sehr fabelhaft, und waren keiner Erwähnung werth. Um diese Zeit, wie es dem Verfasser scheint, verfiel irgend ein Dalmatiner auf den Gedanken, zum Behufe der slawischen Liturgie, und für die Anhänger der lateinischen Kirche, neue, von den kyrillischen ganz verschiedene Buchstaben zu erkünsteln. Die Worte: um diese Zeit, müßten sich auf das J. 1064 beziehen. So alt aber kann das neue Alphabet, das man dem heil. Hieronymus zuschrieb, nicht seyn. Denn vor dem dreyzehnten Jahrhundert ist keine Spur von irgend einer andern slawischen Schrift als der kyrillischen zu finden. Selbst S. 240 heißt es: »Dobrowsky bewies mit umumstößlichen Gründen, daß man die glagolitischen Buchstaben im dreyzehnten Jahrhundert, ungefähr um das J. 1220 in Dalmatien, vielleicht auf der Insel Arbe, erfunden, und mit ihnen einen frommen Betrug gespielt habe.« Sehr wahrscheinlich ist allerdings Dobrowsky's Vermuthung, aber von unumstößlichen Gründen, von Beweisen sollte hier nicht die Rede seyn, weil sich der dunkle erste Ursprung dieser Unternehmung, die noch kein Aufsehen machte, nicht sicher nachweisen läßt. Daß der Erfinder dieser neuen Schrift bey der Umbildung der ältern kyrillischen auch Rücksicht auf andere, vorzüglich lateinische (nicht koptische) Züge genommen, ergibt sich aus der Vergleichung des Wjedi mit dem lateinischen U, des Dobro mit d u. s. w. Das älteste mit diesen Schriftzügen geschriebene, bis jetzt ausfindig gemachte Denkmal (seit Levakovich weiß man nicht mehr, wo es zu suchen), ist ein Psalter, womit Nikolaus, ein Klerikus von Arbe, 1222 ans Licht trat. Dieser Psalter ist nicht bloß in abweichenden Stellen nach der Vulgata geändert worden, wie der in glagolitischen Brevieren vorfindige, sondern ist eine Uebersetzung des von Hieronymus aus dem Hebräischen neu übersetzten Psalters, der nie in die Vulgata

welche im heutigen windischen Dialekte noch kräftig fortleben, Klagenfurt 1822, 8., so wie Alessio's de Sommaripa seltnes Vocabolario ital. et schiavo, Udine 1607, 12, hätten unter den Wörterbüchern eine Stelle verdient. — Die Winden (mit Unrecht Wandalen genannt) in dem Eisenburger und Salader Komitat in Ungern sind zwar nicht übergangen, aber von ihrer Sprache zu wenig gesprochen worden. Nicht einmal des Umstandes wird erwähnt, daß sie sich durch den Vocal ü (hüd f. hud) von den Kroaten und allen andern Slawen (die östl. Steyermärker ausgenommen) unterscheiden. Michael Barla und seine Schriften werden gar nicht genannt. Von dem N. Test., Halle 1771, das Steph. Küzmics (nicht Kuznics) übersetzte, wird gesagt, daß es seit dem öfters nachgedruckt worden sey. Von der Bibelgesellschaft in Preßburg ist es wohl 1818 wieder gedruckt worden, aber sonst ist kein anderer Nachdruck bekannt. Daß die meisten Slawen den rechten Namen Slovene in Slavene umgestempelt haben, wie es Note 8, S. 287 heißt, ist schon in Durichs Bibl. slav. S. 16 — 24 widerlegt worden.

Den Böhmen und Slowaken, die der Verf. als ein geborner Slowak von den Böhmen trennt, ist der erste und zweyte Abschnitt des zweyten Theils gewidmet. §. 36 ist manches zu berichtigen. Samo gehört nicht in die böhmische Regentenreihe. Die Saazer haben sich unter Premysl noch nicht mit dem Prager Herzogthume vereinigt. Die Nachfolger Boriwoy's kehrten nicht zum Götzendienst zurück. Man nenne doch denjenigen, der es gethan hätte. Das alte Mähren erstreckte sich nicht südlich in Pannonien hinein. Rostislaw (warum nicht lieber Rastislaw, da die Slowacken rastem für rostem sprechen) war nicht Moymirs Sohn, sondern Neffe, nepos. Chocils Länderttheil lag nicht zwischen der Sawe und Drawe, sondern an und um den See Balaton; auch konnte Rastislaw diesen Antheil nicht für seinen Neffen Swatopluk wegnehmen. Was man dem Privina nahm, war in der Gegend von Neitra belegen, — §. 37 wird das Böhmische mit andern Mundarten derselben Ordnung verglichen. Anstatt *macecha* sprechen die Böhmen gewöhnlich *macocha*, so wie sie in der gemeinen Rede für den feinern Ausgang *i* der ersten Person durchgängig *u* sprechen. Für choděgj soll n. 2 chodj, alt chodie stehen. Vor dem dreyzehnten Jahrhundert, wird S. 298 bemerkt, kommt das h anstatt g in lat. Urkunden noch nicht vor. Ref. entdeckte schon zu Ende des zwölften Jahrhunderts Bohuslau für Boguslau. Das rz aber, das seit dem zehnten und zwölften Jahrhundert aufgekommen seyn soll, fand Ref. nicht vor dem dreyzehnten Jahrhundert. Da der Verf. als Slowak die Aussprache

materi Crichui. Prodayuse u. s. w.) Richtig wird S. 250 bemerkt, daß Megisers Dictionarium quatuor linguarum unter der Benennung »illyrice« nicht dalmatische, sondern krainisch-windische Wörter enthalte. Allein es hätte doch der Leser belehrt werden sollen, daß er die dalmatischen Wörter in dessen Thesaurus polyglottus finden könne. — Das Directorium sacerdotum, von Sim. Budina übersetzt, gab Levakowich 1635, so auch Bellarmins Christenlehre 1628, mit glagolitischer (nicht mit römischer) Schrift heraus. — Die schönen Nachrichten von Dichtern sind aus Appendini gezogen. Ivan Ivaniscevich hätte nicht bloß genannt werden, sondern auch seines Werkes (Kitta cvitya razlikova, Venedig, 1642. 8.) Erwähnung geschehen sollen. Dieser Blumenstrauß enthält gar mancherley, davon die Aufschriften lauten: 1. Od pomgne, ku ima Bog od çlovika. 2. Od pokoya, kise uxiva u Bogu. 3. Od yedinstva s' Bogom. 4. Gliubeznivi razgovor od dusce s' Issukarstem. 5. Pisam Davida proroka 108 u slovinsku prinessena; istumaçenye od pisni oççe nasc u pisam, i molitve bogoliubne. 6. Od privare i zle naravi xenske. 7. Kako se ye Petnik nauçi peti. 8. Sarce izgubglieno. 9. Kgnighe i nadgrobniçe razlike. Das Bildniß des Verfassers steht S. 16 mit der Unterschrift: Joannes Joannitius I. V. D. Can. Theolog. et nunc tertio Vicarius gen. Pharen et Brachien. Dalmata nobilis Brachiensis. Zu seinem Lobe liest man auf der letzten Seite folgende Verse von Bartolomeo Ginammi:

> Eccoti un nuovo Apollo
> Travestito in humano;
> Con caratteri d' oro
> Merita honor soprano;
> Con accenti soaui
> Degno Heroe può chiamarsi degli Slavi.

Noch vier andere Werke, die S. 6 genannt werden, gedachte der Dichter herauszugeben, als a) Govorenya ossobita svetoga Augustina. b) Ray zemaglski. c) Vdasi od golubice. d) Biç od zlobnikov i licimiri. Eine zweyte Ausgabe des Werkes führt L. Frisch in seiner Hist. l. slav. Contin. secunda unter dem Titel an: Joh. Johannitii fascieulus florum variorum, lingua illyrico-dalmatica. Venetiis 1685. 8.

[illegible] Schriftwesen der Bosnier) fiel ziemlich mager aus. [illegible]en nicht bloß die Namen der Schriftsteller, sondern [illegible]rer Werke verzeichnet werden sollen. Joh. Ban-[illegible]b die Evangelien und Episteln heraus (setze hinzu [illegible]edig). Phil. Ochievia nennt ihn den ersten [illegible]chriftsteller. Die Bosnier hielten sich zwar in

Sprache und Schrift an die Dalmatier oder Kroaten, allein nicht fortwährend, wie der Verfasser glaubt, sondern sie bedienten sich, so wie die katholischen Bulgaren, auch der kyrillisch-serbischen Buchstaben. So erschien zu Rom 1630, 8. in der Druckerey der Propaganda Panormitans Confessarius, unter dem Titel Ispovjedaonik. Der bosnische Franziskaner Stephan Matijevich hat ihn übersetzt. Paul Posilovich (nicht Passilovich) ließ Nasladjenje duhovno mit solcher Schrift zu Venedig 1682 drucken. Von Matth. Divkovich Buche theologischen, moralischen und historischen Inhalts berichtet Fortis, daß es zu Venedig mehrmalen mit cyrillianisch-bosnischen Charakteren, die einigermaßen von den russischen verschieden sind, gedruckt worden. Sein Nauk Harstianski kam zu Venedig mit ähnlichen Buchstaben 1698 heraus. Des Bulgaren Christ. Peikich Spiegel der Wahrheit (Venedig, 1715. 8.) hatte auch Adaukt Voigt vor sich, und fand die Buchstaben darin weder den cyrillischen, noch den heutigen russischen völlig gleichförmig. S. Abhandl. einer Privatgesell. B. I. S. 177. — Woher mag es kommen, daß der Dichter Kermpotich weder unter den slawonischen, §. 31, noch unter den kroatischen Schriftstellern, §. 32, steht? Das bedeutendste seiner Gedichte ist Katharine II, i Jose II put u Krim, Wien, 1788. 8. Das Kompliment, das ihm Stulli in seinem Briefe macht, mag doch auch verdientes Lob enthalten. Er sagt: Elocutio vero, verborum delectus, illyrici elegantia sermonis, versuum facilitas aliaeque carminis dotes sic alliciunt, ut te inter principes illyricae gentis poetas merito collocare haud dubitem.

Die Literatur der Kroaten, §. 32, würde nicht so arm und mangelhaft geblieben seyn, wenn der Verfasser des Pfarrers Thomas Miklouschich's Werk unter dem Titel: Izbor dugovanyh etc. (Agram, 1821) zu Rathe gezogen hätte. Darin ist im zweyten Theile ein Verzeichniß von alten und neuen kroatischen Schriftstellern, im vierten eine kleine Sammlung kroatischer Sprichwörter enthalten. Im J. 1819 gab derselbe Miklouschich seinen hundertjährigen kroatischen Kalender heraus. Unter den Sprichwörtern dürfte noch das kroatisch-deutsche Vokabularium, Ofen, 1815, stehen. In diesem Nachdrucke eines älteren ohne Jahrzahl, sind den deutschen Substantiven die Artikel vorgesetzt worden. Selbst die Anleitung zur kroatischen Rechtschreibung, kroatisch und deutsch, Ofen, 1780, hätte sollen berührt werden.

Im fünften Abschnitte, worin die Geschichte der windischen Sprache und Literatur vorgetragen wird, äußert der Verfasser in

den historisch-ethnographischen Vorbemerkungen seine Meinung über die frühere Ansiedelung der Slawen in Kärnten, Krain, der Steyermark, nach Attila's Tode im fünften Jahrhundert, die Ref. nicht unterschreiben kann. Vor der Mitte des sechsten Jahrhunderts wohnten noch keine Slawen in jenen Gegenden, und die noch früher angelegten slawischen Kolonien in Makedonien, Thrakien, Illyrien haben keine Zeugnisse für sich, wohl aber der Byzantiner Aussagen gegen sich. Noch weniger kann zugegeben werden, daß Kärnten zum großmährischen Reiche je gehörte. — Das älteste unschätzbare Denkmal der windischen Sprache sind unstreitig die drey Aufsätze in der Freysinger Agende, die nach München kam. Daß sie in die vorkyrillische Periode reichen, oder doch so alt, als Kyrills Uebersetzungen seyn sollen, davon konnte sich Ref., der den Koder vor sich hatte, nicht überzeugen. Ins zehnte Jahrhundert mögen sie wohl reichen. — Method führte zwar die slawische Liturgie im Gebiete Chocils in Pannonien ein, allein daß sein pannonischer Sprengel auch Krain und Kärnten begriffen habe, müßte erst erwiesen werden. — Der Uebersetzer von Spangenberg's Postille war nicht Georg Dalmatin, sondern Sebastian Krell, davon der erste Theil zu Regensburg 1567 gedruckt ward. Eine ausführliche Beschreibung dieses Werkes gab Kopitar in der Nachschrift zu seiner krainischen Grammatik S. 418—428. Das ganze N. Testament von Trubers Uebersetzung erschien nicht 1557, sondern nur der erste Theil ward 1558 beendigt, hierauf folgte der Brief an die Römer 1550 als Anfang des zweyten Theils, die Briefe an die Korinther und die Galater 1561, die übrigen Paulinischen Briefe 1567, alles in 4., endlich des N. Testaments letzter Theil 1577 in 8. Unter den S. 281 genannten Gehülfen zum Transferiren sollten doch die zwey uskokischen griechischen Priester nicht stehen. Man hat sie dazu ganz untauglich befunden. Daß die Jesuiten die urachischen (kyrillischen und glagolitischen) Typen nach den k. k. Erblanden schafften, wie Schnurrer glaubte, ist eine leere Vermuthung. Nach der Aufzählung derjenigen, die an der neuen windischen Uebersetzung nach der Vulgata Theil nahmen, schließt Hr. Sch. in allgemeinen Ausdrücken: »Auch an andern Unterrichts- und Unterhaltungs-Büchern fehlt es der neuen windischen Literatur nicht, und die neue zu Laibach errichtete slawische Katheder verspricht dem Studium der Landessprache neues Leben und eine bessere Zukunft.« Aus dem Katalogus der Zoisischen Bibliothek ließe sich hier gar vieles nachtragen. Der windische Bauernkalender sollte nicht vergessen worden seyn. Jarniks kleine Sammlung solcher altslawischen Wörter,

welche im heutigen windischen Dialekte noch kräftig fortleben, Klagenfurt 1822, 8., so wie Alessio's de Sommaripa seltnes Vocabolario ital. et schiavo, Udine 1607, 12, hätten unter den Wörterbüchern eine Stelle verdient. — Die Winden (mit Unrecht Wandalen genannt) in dem Eisenburger und Salader Komitat in Ungern sind zwar nicht übergangen, aber von ihrer Sprache zu wenig gesprochen worden. Nicht einmal des Umstandes wird erwähnt, daß sie sich durch den Vocal ü (hüd f. hud) von den Kroaten und allen andern Slawen (die östl. Steyermärker ausgenommen) unterscheiden. Michael Barla und seine Schriften werden gar nicht genannt. Von dem N. Test., Halle 1771, das Steph. Küzmics (nicht Kuznics) übersetzte, wird gesagt, daß es seit dem öfters nachgedruckt worden sey. Von der Bibelgesellschaft in Preßburg ist es wohl 1818 wieder gedruckt worden, aber sonst ist kein anderer Nachdruck bekannt. Daß die meisten Slawen den rechten Namen Slovene in Slavene umgestempelt haben, wie es Note 8, S. 287 heißt, ist schon in Durichs Bibl. slav. S. 16 — 24 widerlegt worden.

Den Böhmen und Slowaken, die der Verf. als ein geborner Slowak von den Böhmen trennt, ist der erste und zweyte Abschnitt des zweyten Theils gewidmet. §. 36 ist manches zu berichtigen. Samo gehört nicht in die böhmische Regentenreihe. Die Saazer haben sich unter Premysl noch nicht mit dem Prager Herzogthume vereinigt. Die Nachfolger Boriwoy's kehrten nicht zum Götzendienst zurück. Man nenne doch denjenigen, der es gethan hätte. Das alte Mähren erstreckte sich nicht südlich in Pannonien hinein. Rostislaw (warum nicht lieber Rastislaw, da die Slowacken rastem für rostem sprechen) war nicht Moymirs Sohn, sondern Neffe, nepos. Chocils Ländertheil lag nicht zwischen der Sawe und Drawe, sondern an und um den See Balaton; auch konnte Rastislaw diesen Antheil nicht für seinen Neffen Swatopluk wegnehmen. Was man dem Privina nahm, war in der Gegend von Neitra belegen, — §. 37 wird das Böhmische mit andern Mundarten derselben Ordnung verglichen. Anstatt *macecha* sprechen die Böhmen gewöhnlich *macocha*, so wie sie in der gemeinen Rede für den feinern Ausgang *i* der ersten Person durchgängig *u* sprechen. Für chodĕgj soll n. 2 chodj, alt chodie stehen. Vor dem dreyzehnten Jahrhundert, wird S. 298 bemerkt, kommt das h anstatt g in lat. Urkunden noch nicht vor. Ref. entdeckte schon zu Ende des zwölften Jahrhunderts Bohuslau für Boguslau. Das rz aber, das seit dem zehnten und zwölften Jahrhundert aufgekommen seyn soll, fand Ref. nicht vor dem dreyzehnten Jahrhundert. Da der Verf. als Slowak die Aussprache

der Slowaken unbezweifelbar milder findet, so nahm er auch nicht Anstand, den Vorwurf, den Stan. Potocki der böhmischen Sprache macht, aus Vorliebe für seine Mundart zu wiederholen. Möge ihm *lud*, *zajac* immer besser gefallen, so werden doch andere Richter *lid*, *zagjc* eben nicht schlechter finden, oder gar vorziehen. Daß nach S. 306 bereits im zehnten Jahrhunderte viele Ortschaften in Böhmen ganz mit Deutschen besetzt waren, darf ohne Beweis nicht angenommen werden. — Was von der böhmischen Naturpoesie, die nirgend mehr zu Hause gewesen seyn soll, als bey den Slawen, S. 303 zu lesen ist, mag immer unter gewissen Einschränkungen wahr seyn. Es hat sich aber doch kein Gedicht dieser Art erhalten, dessen Alter in die heidnischen Zeiten hinaufreichte. Vergeblich weiset man auf Hageck's erdichtete Schreiben der heidnischen Herzoge hin; vergeblich bezieht man sich auf vier schmutzige Pergamentblätter, die ein Ungenannter zu Prag in den Briefkasten warf und mit einigen albernen Zeilen begleitete, so lange deren Aechtheit aus Gründen bezweifelt werden muß. Hr. Sch. verweiset hier auf Hormayr's Archiv, worin gegen Dobrowsky's Erklärung von W. S. Einiges erwiedert worden. Warum hat er seine Leser nicht lieber auf die Recension des Rakowieckischen Werkes (Prawda ruska) im 27. B. der Wiener Jahrbücher verwiesen? Wenn Hr. Sch. selbst mit einiger Ueberlegung S. 99 bis 114 darin lesen würde, so ist zu hoffen, daß er, der das Fragment nie sah, das Urtheil eines Kenners, der das Machwerk genauer zu untersuchen Gelegenheit hatte, nicht so schnöde abweisen wird, als es S. 304 geschehen ist.

Das Klaglied eines Verliebten an den Ufern der Moldau ist auch bey nachmaliger schärferer Prüfung als untergeschoben befunden worden. Gegen die episch-lyrischen Gesänge der Königinhofer Handschrift ist nichts einzuwenden, wenn es gleich nicht glaublich ist, daß die zwey S. 304 genannten ihrer ersten Abfassung nach in das neunte Jahrhundert gehören. Vor den deutschen Minnesängern, nach denen sich die böhmischen zum Theile gebildet haben, ist an kein solches Gedicht zu denken. Daß in den Gesängen der Königinhofer Handschrift oft anderer Sänger Erwähnung geschehe, muß Ref. bezweifeln, außer man nimmt oft für zweymal. — K. Wenzel I. (1230 — 1250) wird als Dichter gerühmt. Seine Minnelieder stehen in der Manessischen Sammlung. Die böhmische Uebersetzung von einem derselben ist in einem gleichzeitigen Fragmente entdeckt worden. Aus der Vergleichung der Uebersetzung mit dem deutschen Original ergibt sich, daß der Uebersetzer die feinen Wendungen des Originals nicht erreichte, manche Stelle gar nicht zu übersetzen

wußte, für das Wort lose keinen Ausdruck fand, daher luzne daraus bildete. Allein der Verf. hält die böhmische Übersetzung für das Original, und glaubt, dieß sey von irgend einem reisenden Minnesänger dem K. Wenzel zu Lieb ins Deutsche übersetzt worden. Wie unwahrscheinlich! So hat auch Zawisch von Rosenberg, wie mit Grund zu vermuthen, deutsche Lieder verfaßt, aber auch diese sollen unstreitig böhmisch gewesen seyn. Seite 313 wird bemerkt, daß noch kein Kodex der ganzen böhmischen Bibel aus dem zwölften Jahrhunderte vorkomme. Nun wann kommt denn eine ganze böhmische Bibel vor? Gewiß noch vor dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts keine. — Der Gesang von Benesch Herrmans Sohne bezieht sich nicht auf eine Vertreibung der Sachsen aus Böhmen im Jahre 1205 oder gar 955, sondern auf diejenigen Kämpfe mit den Sachsen (Brandenburgern) um das J. 1280, während der unmündige Wenzel II. noch bey seinem Vormund Otto von Brandenburg sich aufhielt. — Von Pikarditen, die aus Frankreich nach Böhmen gekommen wären, weiß die wahre Geschichte nichts. Der Name Pikard ist aus Beggard entstanden, und diese kamen 1418 aus Deutschland nach Prag. S. Dobrowsky's Geschichte der böhmischen Pikarden im IV. B. der Abhandlung der böhm. Gesell. der Wissenschaften. Nach S. 319 sollen 20,000 Studenten von Prag ausgewandert seyn? Es ist längst erwiesen, daß sich ihre Anzahl höchstens auf 5000 belief. — Man hat wohl Originalbriefe des taboritischen Anführers Zizka, allein nicht von seiner eigenen Hand, sondern die er von seinem Notar schreiben ließ. — Die böhmische Glockeninschrift von 1386 ist noch sehr zweifelhaft. Denn man kann auch 1486 lesen. — Unter den alten Druckereyen vermißt man die zu Kuttenberg 1489. Die zu Jungbunzlau ist nicht im J. 1507, sondern 1518 angelegt worden. Was S. 323 von Hussens gedruckter Postille vorkommt, ist nicht deutlich genug. Zu Nürnberg kam seine Postille das erstemal 1563 (nicht 1557) heraus. — Der Zabrezer Bürger, S. 351, ist zu deutsch der Bürger von Hohenstadt (mährisch Zabreh). Von den Unterrichtsschriften für das Volk, deren Hieronymus von Prag mehrere verfaßt haben soll, weiß selbst Hr. Jungmann nichts. Der böhmische Bruder Prokop war nicht von Königingrätz, sondern von Neuhaus (z Gindřichowa Hradce). Heinrichs von Podiebrad Maytraum gab H. wohl heraus, allein entdeckt hat ihn lange vorher ein Freund des Besitzers. Der Ausdruck wyskytl se mi mag Hrn. Sch. irre geleitet haben. In der Note S. 337, worin die böhmischen Bibeln verzeichnet sind, wird erinnert, daß die Melantrichische Bibel vom J. 1561 und

1557 dieselbe sey. Sie sind aber ungeachtet der großen Aehnlichkeit wirklich verschiedene Ausgaben. Wenn bey Streyc noch Zabreſky steht, so deutet dieß auf seine Vaterstadt Hohenstadt (Zabreh) in Mähren. Comenii orbis pictus und Janua linguarum sollen beynahe in alle europäische und einige asiatische Sprachen übersetzt seyn. Man nenne doch nur eine asiatische Sprache und man nenne mehr als eilf europäische Sprachen, in die diese Bücher übersetzt worden wären. Comenii Labyrint vom J. 1631 ist nicht zu Prag, sondern ohne Druckort (vermuthlich zu Lissa in Polen) gedruckt worden. Bilegowsky's Geschichte der Pikarden ist nicht als ein von seiner Kirchengeschichte verschiedenes Werk anzusehn. Wie soll der deutsche Leser S. 342 bey Sixt von Ottersdorf die Verkürzung rkps. (d. i. rukopis, Handschrift) verstehen? Doktor Zaluzansky spricht zwar von dem Geschlechte (sexus) einiger Pflanzen, aber nicht anders als lange vor ihm Andere gesprochen haben. An ein System nach den Geschlechtstheilen hat er gar nicht gedacht. Wie konnte nun der Verf. den alten, von Kennern längst widerlegten Irrthum S. 342 nachschreiben, daß Zal. in der Lehre von der Sexualität dem großen Linné um anderthalb hundert Jahre vorging. Des h. Ignazius Briefe hat Matth. Benessowsky nicht aus dem Griechischen, wohl aber aus dem Latein übersetzt. Wenzel Budowec war zwar im Gefolge der kais. Gesandtschaft nach Konstantinopel, aber er ward nicht als Gesandter dahin geschickt. — Sehr zweydeutig ist S. 353 der Ausdruck: »er (Ferd. III.) nahm den Jesuiten die Universität.« Es soll nur heißen, er vereinigte die Ferdinandeische (der Jesuiten) mit der Karolinischen. Franz Graf Kinsky ließ eben kein besonderes Werk über die Nothwendigkeit und Vortheile der Kenntniß der böhmischen Sprache drucken, sondern schrieb ein Werkchen über die Erziehung, unter dem Titel: Erinnerung über einen wichtigen Gegenstand von einem Böhmen, Prag 1773. Darin spricht er im Vorbeygehen (§. 79—81) von dem Nutzen der böhmischen Sprache. — Die abermaligen Aeußerungen des Verfassers über das Tonprinzip, S. 359, verdienten eine weitläuftigere Widerlegung in einer besondern Schrift. Daß das griechisch-römische Fundamentalgesetz der Quantität dem Geiste der slawischen Sprache angemessen sey, kann durchaus nicht behauptet werden. Komensky und Rosa, die gegen den Ton nach lateinischer Prosodie skandirten, sind abschreckende Beyspiele, und die neuern Versuche, klassische Versarten nachzuahmen, sind zu unbedeutend, als daß sie in Zukunft viele Nachfolger finden sollten. — Seit wann heißt denn

Josephstadt Josefow? — Jos. Skalicky, S. 369, ist mit Jos. Dietrich von Skalitz nur eine Person.

Nach den Böhmen folgen nun im zweyten Abschnitte die Slowaken. »Die Erzeugnisse der slawischen Schriftsteller in Ungern sind zwar ein integrirender Theil der böhmischen Literatur, weil jedoch die Sprechart der Slowaken einen besondern Dialekt bildet, so habe ich, der bequemern Uebersicht wegen, die Betrachtung der slowakischen Sprache von der böhmischen getrennt.« Mit diesen Worten, S. 375, Note 1, will der Verf. die unternommene Trennung rechtfertigen. Er trennte aber nicht nur diejenigen, die wirklich slowakisch schrieben, sondern alle übrigen Slowaken, die in ihren Schriften die reine böhmische Büchersprache ohne Abweichung beybehielten. Die Jazygen, von denen §. 44 gesprochen wird, sind weder Danauische Urslawen, noch Vorfahren der heutigen Slowaken. Ihr Name beweiset dieß nicht, wenn gleich ein ähnliches Wort (jazyk Zunge, Sprache) im Slawischen gefunden wird. Die Jazygen gehören zu den Sarmaten, die keine Slawen waren. Nebst Mojmir und Swatopluk, des mächtigen Swatopluks Söhnen, wird noch ein dritter Sohn Swatoboj genannt. Allein Swatoboj ist entweder Swatopluk der zweyte, oder als dritter Sohn ganz erdichtet. Der slawische Fürst Salan zwischen der Theis und Wag ist ein Unding, so wie Marot. — Den Charakter der slowakischen Sprache kann man aus §. 45, ihre Schicksale und Literatur aus §. 46 kennen lernen. Nach S. 377 lassen sich drey Hauptvarietäten der slowakischen Sprache, wie sie im Munde des Volks lebt, unterscheiden: 1) die eigentliche slowakische in den Gespannschaften Thurocz, Arva, Liptau u. s. w. 2) Die mährisch-slowakische in den Gespannschaften Preßburg, Neitra und Trentschin. Eine Abart dieser Varietät fingen Bernolak, Fandly und ihre Genossen an zu schreiben. 3) Die polnisch-slowakische Varietät in einem Theile von Arva, in ganz Zipsen u. s. w. Gegen die Versuche einiger neuern, vorzüglich katholischen Schriftsteller, das Slowakische zu der Ehre einer Büchersprache zu erheben, erklärt sich der Verf., selbst ein Slowak, ganz unverholen. »Die Lage der Slowakey und des slowakischen Volks,« sagt er, »die Geschichte der vergangenen, für die Kultur der Sprache günstigern Zeiten, der fortwährende, allgemein eingeführte Gebrauch der böhmischen Mundart als Schrift- und Kirchensprache bey den protestantischen Slowaken, die Beschaffenheit der tausendfach metamorphosirten Hausmundart, die Klugheit selbst ist gegen eine solche Neuerung.« — Es ist kein älteres in der Slowakey gedrucktes Buch bekannt, als der Katechismus von Johann

Pruno zu Freystädtl, 1581 oder 1583, und ein anderer 1581 zu Bartfeld gedruckt. — Unter den Quellen hätten doch hier auch Joh. Sam. Kleins Nachrichten von den Lebensumständen und Schriften evangelischer Prediger in Ungern (Leipzig und Ofen 1789) angeführt werden sollen. Auch Prof. Jungmann nahm in seiner Geschichte der böhm. Literatur slowakische Schriftsteller auf. Es fehlen aber darin wenigstens sechs und zwanzig Autoren, deren Werke, oft freylich sehr unbedeutende, hier genau verzeichnet sind. Eine Auskunft über die Literatur der Sotaken, die seit 1752 in Debretzin Gesänge, einen Psalter und noch manches andere drucken ließen, sucht man hier vergebens.

Dritter Abschnitt: Geschichte der polnischen Sprache und Literatur. In den historisch-ethnographischen Vorbemerkungen §. 47 ist wieder manches zu rügen. So sind die Polen kein Zweig des sarmatischen Slawenstamms, sie können nur in geographischer Hinsicht Sarmaten genannt werden. Daß Lech zu Dalimils Zeiten bey den Böhmen noch ein Appellativ war, und einen freyen edlen Mann bedeutete, ist ganz willkürlich von Dobner, dem wieder Andere nachgebetet, angenommen worden Lech, Ljach, bedeutete früher und später immer einen Polen, so wie Czech einen Böhmen. — Die Poljene bey Nestor in der Ukraine sind keine Polen, sondern Russen; als Bewohner der Ebene konnte er sie so nennen. Unmöglich hätte Hr. Sch. die polnische Chronik von Prokosz, ein handgreiflich erdichtetes Machwerk, an die Spitze der ältesten polnischen Chronisten stellen können, wenn er auf die Reihe der polnischen Monarchen vor Christi Geburt, die darin aufgezählt werden, nur einen flüchtigen Blick geworfen hätte. Die Recension des Buches im 32. B. dieser Jahrbücher mag ihm zu spät zu Gesicht gekommen seyn. — Die slawisch redenden Schlesier nennen ihre Sprache wohl auch Schlesisch (slezsky), wenigstens um Troppau herum. Selbst in den ältesten deutschen Uebersetzungen der goldenen Bulle wird slavica durch Slesiger und Slesener Zunge gegeben. S. Slovanka, 2. Brief, S 114. — Nach Adelungs Mithridates hat die Medziborische Gemeine ein Gesangbuch in ihrer eigenen Mundart, aber auch die Teschner haben einige Bücher, die von dem Polnischen abweichen. — Leicht und fließend mag die polnische Prosa seyn, wie S. 409 behauptet wird. Doch darf man Potocki's Rednertalent, das den Leser zur Bewunderung hinreißt, nicht so überschätzen, als es hier geschieht. »Potocki's salbungsvolle Reden, heißt es, entwickeln eine Kraft, Würde, Anmuth und Harmonie der Sprache, die jener der alten Sprachen nicht im geringsten nachsteht.« Ueber den Mangel

einer Prosodie nach dem quantitirenden Zeitmaß und der Anwendbarkeit auf klassische Versformen in der Dichtkunst, bringt der Verf. hier abermal seine Klage vor. Er glaubt, die polnische Sprache wäre nicht Schuld daran, daß ihr dieser Vorzug mangle, sondern dieß sey lediglich die Schuld des Jahrhunderte lang fremdher, vorzüglich aus dem unprosodischen Deutschland und Frankreich kommenden Einflusses, und der Unempfänglichkeit der meisten Nationaldichter für die Fülle, Kraft und Harmonie des griechischen Versflugs. Worauf Ref. weiter nichts erwiedern will, als daß die polnischen Dichter seit Jahrhunderten noch vor allem fremden Einfluß gefühlt haben mögen, daß der Ton ihrer Sprache dem griechischen Metro widerstrebe. — Wenn es gleich an Denkmälern der polnischen Sprache aus ältern Zeiten fehle, so meint der Verf. doch, so viel sey gewiß, daß zur Zeit Mesko's und auch schon früher polnisch geschrieben wurde, weil deutliche Spuren vorhanden wären, daß die slawische Sprache im Heidenthum ihr eigenes Alphabet gehabt habe. Wo will man denn die deutlichen Spuren gefunden haben? Potocki und Rakowiecki, die in der Note citirt werden, können doch nicht für parteylose Gewährsmänner gelten. — Das alte Lied Bogarodzica mag immer in die erste Periode (964—1333) gehören, wenn sich auch keine so alte Abschrift vorfindet. Alle übrigen Spuren des frühesten polnischen Schriftthums vertilgten, nach Hrn. Sch. Urtheile, Mißgunst und Unkunde der Ausländer, die vielen Kriege und Verheerungen des Landes. Es mag aber nicht viel, oder gar nichts Polnisches vertilgt worden seyn, weil man in Polen in den ältesten Zeiten nur lateinisch schrieb. Die neuen Träumereyen von einem schriftgelehrten Heidenthum wird man wohl aufgeben müssen. — In der zweyten Periode lassen sich polnische Bibeln, die Hedwig um das J. 1390, und wiederum Sophia 1450 übersetzen ließen, nachweisen. — Das goldene Zeitalter der polnischen Sprache und Literatur fällt in die dritte Periode (1506 — 1622). Die Schriftsteller dieser, so wie der zwey folgenden Perioden, sind vollständig aufgestellt, weil die Quellen dazu reichlicher flossen. Das Verdienst des Verfassers dabey ist zweckmäßige Auswahl und Kürze.

Die Geschichte der Sprache und Literatur der Wenden in der Ober- und Niederlausitz im vierten Abschnitte ist wieder sehr mangelhaft. Die Aehnlichkeit ihres Namens Sorb, Serb, mit den illyrischen Serben ist nicht zufällig, sondern stammt aus uralten Zeiten her. Unter diesem Namen waren beyde Ordnungen der slawischen Völker, ehe noch der allgemeine Name Slawen aufgekommen, ehedem begriffen. Es ist daher ganz unnöthig zu bestimmen, ob die Lausitzer oder die illyrischen Serben

diejenigen Serben sind, die zu Ptolemäi und Plinii Zeiten an der Wolga über dem schwarzen Meere saßen, von woher sich alle slawischen Stämme gegen Westen und Süden allmälich verbreitet haben. — Abraham Frenzels handschriftliches Wörterbuch, das Ref. zu Görlitz sah, besteht aus vier Foliobänden und führt den Titel: Lexicon harmonico-etymologicum, in quo praecipue linguae Sorabicae, nec non Polonicae ac Bohemicae non tantum vocabula recensentur et subinde illustrantur, sed et origo eorum — ostenditur. Es ist ohne Vergleich reicher und bequemer eingerichtet, als sein früheres, zu Bautzen gedrucktes Werk de originibus l. Sorab. 1693 — 1696 (nicht 1699), das eigentlich unter die Wörterbücher gehört. Dafür verdient unter die Quellen desselben Abr. Frenzels deutsche Handschrift: »von den Einwohnern der Oberlausitz,« gestellt zu werden. Sie befindet sich auf der Rathsbibliothek zu Zittau, und handelt, um doch Einiges daraus mitzutheilen, Kap. IV. von der wendischen Sprache weitem Gebrauche, ihrem alten Ursprunge, wie auch von fleißiger Ausarbeitung und hohem Nutzen derselben, und wie sie leicht kann erlernt werden, Kap. V. von der Kleidung der Wenden, Kap. VI. von allerhand Sitten und Gebräuchen der Wenden. — Der Jesuit Jak. Ticinus zeigte, wie die Wenden mit böhmischer Orthographie schreiben könnten, aber sie befolgten, wie der Verf. bemerkt, seinen Rath nicht. Die Katholiken befolgen ihn aber doch, wenigstens zum Theil, indem sie ſ und ʒ wie die Böhmen aussprechen, wo hingegen die Protestanten ſ für das böhmische ʒ, ʒ aber für das deutsche ʒ oder das böhmische c gelten lassen. Bierlings Didascalia seu Orthographia Vandalica (so lauter der wahre Titel) sollte nicht unter den Sprachbüchern zweymal, einmal als Didascalia und wiederum als Orthographia stehen. — Die 1716 errichtete wendische Predigergesellschaft zu Leipzig feyerte ihren hundertjährigen Stiftungstag am 10. Dezember 1816. Unter den zu dessen Feyer erschienenen Einladungsschriften enthält die dritte eine kurzgefaßte Geschichte der Gesellschaft, von ihrem Sekretär, Fried. Ad. Klien. Im Eingange spricht er von den Vorzügen der Wendischen Sprache, welche allerdings ihre fernere Erhaltung zu rechtfertigen scheinen. M. Georg Körners philologisch-kritische Abhandlung von der wendischen Sprache und ihrem Nutzen in den Wissenschaften ward eben durch die funfzigjährige Jubelfeyer im J. 1766 veranlaßt. Der Senior der lausitzer Predigergesellschaft, die gegenwärtig aus 38 Mitgliedern besteht, Andreas Lubensky, ist seit mehrern Jahren mit der Ausarbeitung eines deutsch-wendischen Lexikons beschäftigt. — Der Erbauungsschriften, mit

welchen eifrige Seelsorger das Volk von Zeit zu Zeit versehen; wird zwar S. 485 im Allgemeinen gedacht, aber nicht eine einzige namentlich angeführt. Unter den neuesten katholischen Schriftstellern verdient nach Michael Walde, dem Verf. eines katholischen Gesangbuches (gestorben als Kanonikus Kantor zu Budissin 1794), Tecelin Mieth (1759 zu Kukau geboren) ehedem als Cistercienser von Neuzelle Administrator zu Rosenthal, wo er nach der Aufhebung seines Klosters von seiner Pension lebt, genannt zu werden. Seine Stawizne nowoho zakona (Budissin 1814, 569 Seiten in gr 8.) enthalten das Leben und die Lehre Jesu nach allen vier harmonisch geordneten Evangelisten, wobey er Kornelii a lapide Monotessaron zum Grunde legte, und Simon Jordans deutsches harmonisches Evangelium benützte. Das neueste von seinen Uebersetzungen sind die vier Bücher von der Nachfolge Christi, 1823, deren Verfasser, Thomas von Kempen, gar nicht genannt wird. Er nahm die serbische Sprache, wie sie im Kroštwitzer Kirchspiele geredet wird, dem gemeinen Manne gleichsam aus dem Munde, worüber er sich in der lateinischen Vorrede an die Seelsorger erklärte. Von diesem geistreichen Buche haben nun alle Slawen des lateinischen Ritus in ihren Mundarten Uebersetzungen.

Noch sind einige kleinere Versehen in Schaffariks Werke zu berichtigen. S. 35, Note: Gelenii lexicon symphonum kam 1537 (nicht 1557) das erste Mal heraus. S. 76 für ... Bände setze 17 Bände. S. 156, wo von den in Prag gedruckten Theilen der Skorinischen Bibel die Rede ist, muß 1517—1519 (nicht 1525) stehen. S. 195, wo es heißt Car (Zar) nicht aus Caesar entstanden, ist anzumerken, daß in den ältesten slaw. Handschriften, Cesar, auch C-sar für Car vorkomme. S. 219 allg. Weltgeschichte: jestestvoslovije ist Naturkunde oder Naturlehre. S. 224 anstatt Manas lies Manasses, und für 1385 setze 1350. S. 247, Note 6, bey den Abhandl. der böhm. Gesellschaft ist anstatt Prag 8., zu lesen Prag 4. S. 254 dasselbe auch für ш ist wegzustreichen. Denn ш ist bey Micalia nicht sg, sondern sc. S. 267 nach Tripartitum muß die Jahrzahl 1574 für 1547 stehen. S. 280 anstatt Wittenberg ist Wirtenberg zu lesen. S. 292, Note 3, für gest. 1045 setze geb. 1045, oder gest. 1125. Dobners Mon. kamen nicht 1764, sondern 1774 heraus. S. 293 für französischen lies fränkischen. S. 310 als Kaiser I., lies als röm. König. Wenzel IV. schrieb sich nie Kaiser. S. 369 in der Note lies, P. Candido für P. Canidio. S. 464 bey Woronicz, ist: jetzt Bischof von War-

schau, wegzustreichen. Denn er ist noch immer Bischof von Krakau. S. 483 anstatt Naumanns, lies Neumanns.

* * *

2. Dies Buch enthält ein vollständiges Verzeichniß aller in böhmischer Sprache geschriebenen, gedruckten sowohl als ungedruckten Schriften. Hr. Prof. Jungmann nennt in der Vorrede dankbar die Quellen, aus welchen er geschöpft, und die Literaturfreunde, die ihm bey dieser sauern, mühevollen Arbeit behülflich waren. Er brachte nun mit ausharrendem Fleiße so viel Materialien zusammen, daß er in sieben Abtheilungen und einem Nachtrage 5273 Stücke verzeichnen konnte, worunter freylich auch nur einzelne Predigten, Gebete, Patente, Zeitungsblätter, Kalender, Lieder, kleine Aufsätze in Zeitschriften vorkommen. Als Einleitung wird jeder Abtheilung eine kurze Geschichte des politischen Zustandes, der Aufklärung, der Sprachveränderung vorangeschickt. Unverkennbar ist zwar des Verfassers Anstrengung in der Sammlung des ganzen Vorraths und in der systematischen Anordnung des Gesammelten, aber es lassen sich doch auch nicht wenige Spuren von zu großer Eile bey der Abfassung des Ganzen entdecken. Auch war es bey diesem ersten Versuche nicht zu erwarten, daß alles ohne Ausnahme erschöpft werden sollte. Doch wird man darin nicht leicht ein wichtiges Werk vermissen, wenn gleich im Index die Namen einiger böhmischen Schriftsteller gänzlich fehlen. Bey der schwierigen systematischen Aufstellung war die Wiederholung solcher Schriften, deren Inhalt nicht genau bestimmt werden konnte, kaum zu vermeiden. Für zweckmäßige Verkürzungen, besonders der angegegebenen Buchdrucker und Druckorte, ist zu wenig gesorgt worden.

In der Einleitung stößt man auf Behauptungen und Vermuthungen, die dem patriotischen Verf. nur eine übertriebene Vorliebe für alles, was den Slawen zum Ruhme gereicht, eingeben konnte. Dergleichen sind, daß schon die heidnischen Slawen eine Zeitrechnung und vielleicht auch eine Schrift gehabt, daß die Benennung Wenden, Anten von Indiern, so wie Perun von Brama abzuleiten sey.

Erste Abtheilung. Von der Ankunft der Slawen nach Böhmen bis zu ihrer Bekehrung zum Christenthume (550 — 875). Für 875 sollte wohl, da hier die erste Bekehrung gemeint ist, das Jahr 845 stehen. Hr. J. glaubt, die Böhmen hätten schon Rechte (Gesetztafeln) nach Böhmen mitgebracht, indem er das offenbar unterschobene (ganz neu verfaßte) Gedicht von Libussens Gericht, das er Landtage nennt, aus überschwenglichem Patriotismus für echt annimmt. Daß die Böhmen schon

damals die Schreibekunst kannten, erhelle daraus, daß Premysl seiner Gemahlin Libussa Grabschrift in Stein hauen ließ, wenn ja Hageks Erzählung zu trauen ist. Auch der von Krok gestifteten Schule zu Budecz geschieht Seite 8 Erwähnung, in welcher Kroks Töchter und selbst der kluge Premysl in freyen Künsten unterrichtet worden wären. Allein die alberne, nur von spätern Schriftstellern erzählte Fabel von dem heidnischen Gymnasium zu Budecz hat gar keinen Grund. Blos der Umstand, daß der h. Wenzel daselbst von einem Priester (Uneyo) im Latein unterrichtet ward, gab Anlaß zur Erdichtung einer frühern heidnischen Schule. Außer einigen Namen von Personen, Oertern, Flüssen hat man aus dieser Periode von schriftlichen Denkmalen nichts aufzuweisen. Doch wußte Hr. J. seiner Neigung gemäß, alles älter zu machen, Rath dafür. Er glaubt, S. 9, vier Stücke, zwey untergeschobene (die Landtage und das Klagelied) und zwey Gedichte aus der Königinhofer Handschrift (Czestinir und Zaboj) in diese Zeit versetzen zu dürfen.

In der zweyten Abtheilung (vom J. 875 bis 1310) liest man S. 22 unter den historischen Daten, es sey auf einem Landtage (1135) beschlossen worden, daß kein Ausländer ein Amt in Böhmen bey Strafe des Nasenabschneidens bekleiden dürfe. Wußte denn aber der Verf. nicht, oder wollte er es nicht wissen, daß die Sobieslawischen Gesetze bey Hagek von einem eifrigen Böhmen zum Spotte der Deutschen im funfzehnten Jahrhunderte erdichtet worden? Dobner kann ihn hierüber belehren. Von schriftlichen Denkmälern dieser Periode möchten wohl unter den in achtzehn Nummern verzeichneten mehrere einer spätern Zeit angehören. Nr. 2 und 3 sind die oben berührten untergeschobenen ganz neuen Machwerke, womit ein Impostor seine leichtgläubigen Compatrioten, die ihrer Literatur gern ein höheres Alter einzuräumen wünschen, angenehm überraschen wollte. Dobrowsky's Urtheil über Libussens Gedicht Nr. 2 erklärt Hr. J. für ungegründet. Da er schon früher in der böhmischen Zeitschrift Krok dessen Aechtheit voraussetzte, so war es nicht zu erwarten, daß er seine Meinung jetzt ändern würde. Wenn man der ganz verdächtigen Aussage eines lichtscheuen Ungenannten, der das Fragment im Staube bey einem deutschen Michel (so nennt er seinen Herrn) gefunden haben will, und um es zu retten für rathsam hielt, es verstohlner Weise in den Briefkasten zu werfen, damit es auf diesem Wege an das böhmische Museum gelange, lieber Glauben beymessen, als philologischen und historischen Gründen Gehör geben will, so wird ein anderer Impostor auch Libussens Prophezeyungen und Premysls Gesetze, oder gar Czech's Marschroute aus Indien, zum Hohne der kri-

tischen Bearbeitung der böhmischen Geschichte, bald ans Licht bringen, weil er hoffen kann, leichtgläubige Vertheidiger seiner Erdichtungen zu finden. Von den Gedichten der Königinhofer Handschrift fallen die meisten in die zweyte Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts. Selbst die zwey (oder drey), die Hr. J. ins neunte Jahrhundert hinaufschiebt, mögen höchstens dem zwölften Jahrhunderte angehören. Der gelen, Hirsch, Nr. 6, ward auch auf einem ältern Pergamentblatte von Hrn. Zimmermann entdeckt, und reicht, nach der Schrift zu urtheilen, über 1250 hinauf. Auf demselben Blatte ist eines von K. Wenzels I. Minneliedern in böhmischer Uebersetzung zu lesen. Allein Hr. J. meint, K. Wenzel habe sein deutsches Lied aus dem Böhmischen übersetzt, weil dieses ungereimt, jenes aber schon gereimt ist, als wenn ungereimte Lieder schlechterdings älter seyn müßten, als gereimte. Nr. 9, und mehrere Stücke von Nr. 10, einer alten Handschrift auf Pergament in 12., die Dobrowsky vom Kanonikus und Stadtdechant zu Königingrätz, Klier (nicht vom Bischofe Hay), erhielt, sind erst nach dem J. 1310 verfaßt worden, gehören daher, so wie Nr. 11, 13, 15 nicht in diese, sondern in die folgende Periode.

Die dritte Abtheilung (1310 — 1410) zählt schon 109 Nummern, von welchen wieder nicht alle ohne Ausnahme vor 1410, sondern später abgefaßt sind. Nach S. 36 soll keine Nation so viele Denkmäler der Malerkunst aus dem vierzehnten Jahrhundert aufzuweisen haben, als die böhmische. Karl IV. habe vier Hofmaler gehabt, nämlich: Mutina, Wurmser, Dietrich und Kunz. Zu Karlstein wären noch im Jahre 1782 hundert vier und zwanzig Gemälde, die sich jetzt in Wien befänden, zu sehen gewesen. Dort wären auch mit Oelfarben gemalte Bilder aus dem vierzehnten Jahrhundert. Allein neuere Untersuchungen haben gezeigt, daß die Bilder in Karlstein keine Oelgemälde sind. Es kamen auch nur vier Stücke davon nach Wien, und zwey blieben auf der öffentlichen Bibliothek zu Prag. Die übrigen befinden sich alle noch zu Karlstein. Ob Mutina, eigentlich Thomas von Modena, je nach Böhmen kam und Karls Hofmaler war, ist sehr zweifelhaft. Aber Gemälde von seiner Hand schaffte Karl für seine Burg an. Thomas malte schon 1352 zu Treviso. S. Hrn. Al. Primissers Aufsätze über die alten Gemälde auf dem Schlosse Karlstein« im 27. B. dieser Jahrbücher. — Die Sammlung von Rechten, S. 55, in der Note, ist nicht vom J. 1351, sondern aus dem funfzehnten Jahrhundert. Unter der Rubrik Listy, Briefe, wird der älteste vom J. 1386 angeführt; es sind aber auch schon ältere endeckt worden. Die Krönungsordnung Karls

IV. ist in verschiedenen Handschriften nicht nur böhmisch, sondern auch lateinisch zu finden. Nr. 19 sind bey Lupacius in seinem böhmisch (nicht lateinisch) geschriebenen Leben Karls IV. nicht nur einige, sondern über 140 Verse aus einem alten Gedichte von der Schlacht bey Kressi, wo K. Johann blieb, zu lesen. Davon ließ Hr. J. neun Verse abdrucken, darunter im siebenten Verse wiedlem eben so fehlerhaft als beym Lupacius: Es soll wiedie (novi, scio) heißen. Diese alte Form des Präteriti ward sonst häufig für die erste Person gebraucht. Was Paul Lucin übersetzte, ist ein anderes kleineres Werkchen, worin Lupacius nur einige Regierungsjahre Karls im Latein beschrieb. Dieß kam schon 1579 heraus. Siehe S. 200, Nr. 352, und Nr. 353. Nur das erstere, nicht aber das letztere übersetzte Paul Lucin. — Die Beylage Nr. 84, Hussens Briefe, Leben und Tod enthaltend, fand zwar Dobrowsky noch bey keinem Exemplar des Passionals vom J. 1495, doch fand er sie aus 16 Folioblättern bestehend zu Jena und beschreibt sie als zum Passional gehörig in seiner Reise nach Schweden, S. 7. Diese sechzehn Blätter sind auch auf der Rathsbibliothek zu Zittau zu finden. Die Exemplare des genannten Passionals vom J. 1495, worin Huß und Hieronymus im Index stehen, sind eben so selten. In den Prager Bibliotheken sind nur solche vorhanden, worin diese Namen im Index nicht vorkommen. Bey Nr. 40 wird bemerkt, daß Dobner die Martinische Chronik lateinisch herausgegeben habe. Allein Dobner (Mon. IV. p. 139) ließ nicht diese Chronik, sondern nur den Fortsetzer des Benesch von Horzowitz nach einer neuen lateinischen Uebersetzung abdrucken. Unter Nr. 42 steht die trojanische Geschichte des Guido de Columna, eigentlich ein Roman. Daß die böhmische Uebersetzung schon 1468 gedruckt worden, ist sehr zweifelhaft, indem das angegebene Jahr in der Zeitrechnung sich nicht nothwendig auf den Druck, sondern vielmehr auf die Handschrift, die der Setzer vor sich hatte, bezieht. Noch weniger kann Hussens Brief Nr. 89 im J. 1459, wohl aber 1495 gedruckt worden seyn. S. Ungars neue Beyträge zur alten Geschichte der Buchdruckerkunst in Böhmen, in den neuern Abhandlungen der böhm. Gesell. der Wissenschaften.

In der vierten Periode (1410 — 1526) sind 658 Stücke aufgezählt worden. Mathias Lauda steht S. 67 unter den Geschichtschreibern, weil ihm Balbin irrig die neue Chronik zuschrieb, von welcher Nr. 79 bessere Auskunft gibt. Jungbunzlau, die ganze Stadt, hieß wohl nicht Karmel, sondern nur derjenige Theil außer der Stadt, wo die Brüder ihr Bethaus und ihre Schule hatten. Podolec aber hat seinen

Namen viel früher vom Thale, nicht von den böhmischen Brüdern erhalten. Nicht zu Beneschau hatten die Brüder ihren Sitz, wohl aber zu Leneschau unweit Laun. Unter den alten Druckereyen, S. 72, hätte die Kuttenberger vom J. 1489 auch ihren Platz verdient. Benesch von Laun baute unter K. Wladislaw den großen Wladislawischen Saal, der aber mit dem sogenannten spanischen nicht verwechselt werden sollte. Was S. 82 von der Kräuterkunde der Böhmen und der Slawen überhaupt gesagt wird, daß fast für jede Pflanze in allen Mundarten slawische Namen vorhanden wären, ist äußerst übertrieben. Die Nr. 6 genannten Vokabularien sind von dem Dictionarius vom J. 1513 wohl zu unterscheiden, und können nicht für neuere Auflagen desselben gehalten werden. Die gereimte Legende von den 10,000 Rittern, Nr. 21, ist auch gedruckt worden, aber nicht bey dem Cancional, wie in den Zusätzen unrichtig bemerkt wird, sondern zu Ende des Passionals der ersten Ausgabe ohne Jahrzahl. Da der Verfasser der lateinischen Apologen Nr. 35 Cyrill von Quidenon hieß, so sollte dieser Cyrill nicht wieder unter den heiligen Vätern Nr. 593 stehn. Cztwerohranacz ist nur die böhmische Uebersetzung von Quadripartitus. S. Dobrowsky's Geschichte der böhm. Sp. S. 295. — Von den Romanen Nr. 46 — 60 gehören nicht alle in diese Periode. Dewienzo z. B. ist gewiß nicht aus dem funfzehnten Jahrhundert, und der böhmische Eulenspiegel konnte nicht vor 1550 erscheinen. Auch gibt es von mehreren Stücken ältere Auflagen, als hier angezeigt wurden. Der Bruder Paleček und Johann Klenowsky unter Nr. 61 und 62 sind nur eine Person. Die äsopischen Fabeln, Nr. 63, sind nicht um das J. 1480, sondern erst 1487 oder 1488 das erste Mal zu Prag gedruckt worden. Lucians zwey Dialogen, da sie Nr. 64 stehen, müssen Nr. 122 gestrichen werden. Eben so des Tiberius Gesandtschaft, Nr. 47, weil sie nur ein Theil von Nikodemus ist, der Nr. 384 und 639, und abermal Nr. 1155 der fünften Abtheilung verzeichnet wird. Nr. 84 kam nicht zu Prag, sondern bey Klaudian, der zu Bunzlau druckte, heraus. Bey Rokyzans Traktat gegen die Kommunion unter einer Gestalt sollte Nr. 390 nicht o, d. i. von, sondern proti, d. i. gegen, stehen. Unrichtig ist die Angabe von Hussens im J. 1557 gedruckter Postille, da sie erst 1563 das erste Mal erschien. Bey Augustins Regel, Nr. 585, konnte noch bemerkt werden, daß sie auch schon gedruckt worden. Woher will man es wissen, daß von der Schrift Dcerka Nr. 602 Huß der Verf. sey. M. J. H. steht zwar auf dem Titel der Ausgabe vom J. 1825, aber nicht in der Handschrift.

Die fünfte Abtheilung (1526 — 1620), als das goldene Zeitalter der böhmischen Sprache und Literatur, prangt mit 1611 Schriften. Gelenii lexicon symphonum kam zu Basel 1537 (nicht 1539) das erste Mal, vermehrt aber 1544 das zweyte Mal heraus. Nr. 26 mit der fehlerhaften Jahrzahl 1558 ist ganz zu streichen, da dies Wörterbuch schon in der vierten Abtheilung Nr. 3 richtiger angezeigt ist. Nr. 25 und 29 sollten nicht getrennt seyn. Bey der Komödie von K. Salamon steht die Jahrzahl 1604, die Nr. 186 fehlt, wirklich auf dem Titel. — Unter der schwach besetzten Rubrik: »griechische und römische Literatur,« ist Nr. 221 Xenophons Cyropädie, von Abraham Gynterod aus dem Original übersetzt, das bedeutendste Stück. Dem böhmischen Joseph Flavius Nr. 214 liegt nur eine lateinische Uebersetzung zum Grunde. Kuthens Chronik Nr. 344 kann doch nicht die erste gedruckte böhmische Geschichte genannt werden, da die Uebersetzung von Aeneas Sylvius schon 1510 erschienen ist. Auch wird am Ende der Kuthenischen Chronik Rabbi Samuels Traktat nicht gefunden. In dem Exemplar, das P. Candidus vor sich hatte, war er nur beygebunden. Daß Gelasius Dobner Hageks Chronik Nr. 345 ins Lateinische übersetzte, widerlegt der Titel seiner Annalen, worauf zu lesen: latine redditi — a P. Victorino a S. Cruce. — Die Geschichte Karls IV. Nr. 353 konnte Lucye nicht ins Böhmische übersetzen, weil sie Lupacius selbst in böhmischer Sprache schrieb. Von Particii Kalender ward schon Nr. 229 gesagt, daß er auch historische Nachrichten enthalte; hier steht er nun wieder unter Nr. 369, und abermal Nr. 576. — Nr. 444 ist ganz zu streichen, weil es keinen Herrmann Osforina gab, dessen Leben hätte beschrieben werden können. M. Trojan (nicht Trajan) von Osforina übersetzte Herrmann Schottens Schrift »Vita honesta« und ließ seine böhmische Uebersetzung sammt dem lateinischen Texte 1597 drucken, wie Nr. 505 richtig bemerkt wird. Daß dies Buch auch einzeln in böhmischer Sprache, dann wieder böhmisch und deutsch in demselben Jahre wirklich erschienen sey, muß Ref. bezweifeln. Derselbe M. Trojan übersetzte auch Nr. 533, und dabey sechs Predigten des heil. Chrysostomus. — Codicills Kalender werden Nr. 557 angezeigt mit der Bemerkung, daß er in einem derselben Hussens Fest ausgelassen, aber es wird nicht gesagt, wann und bey welcher Gelegenheit dieß geschah. Es geschah im Jahr 1585, bey Einführung des neu verbesserten (gregorianischen) Kalenders, worüber Codicills Biographie von Dr. Kalina von Jätenstein in seinen Nachrichten über böhmische Schriftsteller S. 54 ff.

nachzulesen ist. Nr. 641 ist nicht unter K. Georg, sondern im sechzehnten Jahrhundert von Jodok von Rosenberg, Wilhelms und Peters Vater, wie aus der Zueignung an seinen Sohn Peter erhellet, geschrieben worden. — Unter den Melantrichischen Bibeln Nr. 868 ist die vom J. 1560 nicht einerley mit jener vom J. 1557. Von Nr. 953 ist der wahre Titel: Katechesis Urbana Rhegia. Kastalii Gespräche stehen Nr. 858 und abermal unter einer andern Rubrik Nr. 1014. — Johann Opsymates ist weder Verf., noch Uebersetzer von Nr. 1105, sondern nur Herausgeber. Auf dem Titel, der vielmehr eine Anrede an die fromme Seele ist, wird dieses Magazin (Sklad) dem Priester heiligen und ewigen Gedächtnisses Georg W. (d. i. Vetter, sonst Strepc) zugeschrieben. Opsymates, dem dieser Schatz anvertraut war, erschöpft sich in Lobsprüchen desselben. Das ganze Werk besteht aus vier Büchern, wovon das erste vom Schöpfer, das zweyte vom Erlöser, das dritte vom Heiligmacher, endlich das vierte von der Kirche handelt, G. Strepc übersetzte also Kalvins Institutiones für die böhmischen Brüder. Man hatte Ursache des eigentlichen Verfassers Namen zu verschweigen. — Joh. Ireneus ein akatholischer Schriftsteller Nr. 1414, sollte nicht unter den heiligen Vätern stehen.

Der zweyte Theil des Buches begreift die letzten zwey Abtheilungen. Die sechste Abtheilung (1620 — 1774) enthält 1348 Werke, wovon 144 zur Literatur, 115 zur Geschichte, 908 zur Theologie gehören. Unter den letztern sind 132 dogmatische und polemische Schriften, 212 Predigten, 117 Gebetbücher, 117 Lebensbeschreibungen der Heiligen verzeichnet worden. S. 334 wird die durch Borns Aufmunterung 1774 zusammengetretene Privatgesellschaft zu gemeinschaftlichen Arbeiten mit den bey den Jesuiten gehaltenen Consessibus literariis vermengt. Von diesen erschienen einige Aufsätze in lateinischer Sprache; von den Arbeiten der Privatgesellschaft unter Borns Leitung seit 1775 sechs Bände in deutscher Sprache. Daß im achtzehnten Jahrhunderte, oder (nach S. 485) seit 180 Jahren bis zum J. 1764 die böhmische Sprache in lateinischen Schulen fast nicht gehört worden sey, wird schon dadurch widerlegt, daß in den meisten Gymnasien Utraquisten angestellt waren, die ihre Vorträge deutsch und böhmisch hielten, Pensa in beyden Sprachen aufgaben. Auch wurden die Schulbücher für deutsche, und böhmische Schüler eingerichtet. Nr. 43 kommt der Irrthum, der schon oben in Schaffariks Werke gerüget worden ist, wieder vor, daß Comenii Janua linguarum ins Arabische, Türkische, Persische und Mogolische übersetzt worden sey. Klauser wollte

das Rosische etymologische Wörterbuch in vier Theilen herausgeben, nicht aber das lateinisch-böhmische in drey Theilen, wovon Nr. 52 die Rede ist. Daß dieses letztere Rosa's Werk sey, ist sehr zu bezweifeln. Rosa's Lipiron, d. i. der traurige Kavalier, ein Singspiel in böhmischen Versen, ist nirgends angeführt, davon Ref. die Handschrift in 4. auf der öffentlichen Bibliothek jemals zu Prag sah. — Wilhelms Slawata Kommentar Nr. 236 besteht aus 9 oder 10 Bänden, deren Inhalt genauer hätte angegeben werden sollen. Das Diarium Nr. 238, da es Nr. 244 wieder vorkommt, ist einmal zu streichen. Nr. 320 fehlen die Vornamen der von Bechin aus reisenden Sternberge.

In der siebenten Abtheilung (1774 — 1825) sind 1353 Werke verzeichnet, wovon die Nummern:

1 — 75 zur Sprechkunde A,
76 — 479 zur Literatur B,
480 — 599 zur Geschichte C,
600 — 612 zur Erdbeschreibung D,
612 — 724 zur Philosophie E,
725 — 758 zur Mathematik F,
759 — 842 zur Naturkunde G,
843 — 895 zur Arzneywissenschaft H,
896 — 927 zur Rechtswissenschaft I,
928 — 1353 zur Theologie K

gezählt worden sind. In dem historischen Abriß wird S. 486 bemerkt, daß durch die Verfügung vom J. 1780, wornach keiner ohne hinlängliche Kenntniß der deutschen Sprache in die lateinischen Schulen aufgenommen werden darf, der böhmischen Sprache ein Abbruch geschehen, der durch andere Begünstigungen lange noch nicht ersetzt worden wäre. Nach S. 487 sollen beym Antritt der Regierung Leopolds die böhmischen Stände verlangt haben, daß die böhmische Sprache bey öffentlichen Verhandlungen im ganzen Lande eingeführt werde. Dieß ist wohl nur ein Mißverstand. Unter andern verlangte man, daß den bloß böhmischen Knaben der Zutritt zu den Gymnasien wieder gestattet werde, wogegen der Gubernialrath von Riegger Vorstellungen machte, und dafür die böhmische Professur auf der Universiät vorschlug. Die Nothwendigkeit dieser Kanzel hat Dobrowsky in Gegenwart Sr. Maj. nicht bewiesen, indem der Anhang seiner Rede, in welchem die böhmische Sprache dem Schutze des Regenten empfohlen wird, gar nicht vorgelesen wurde. Er ist aber mit der Rede: »über die Ergebenheit und Anhänglichkeit der slawischen Völker an das Erzhaus Oesterreich« ohne sein Wissen, dem Drucke 1791 übergeben worden.

Die allerhöchste Verfügung vom 23. August 1816 zu Gunsten der böhmischen Sprache hat einige zu eifrige Patrioten verleitet, das böhmische Sprachstudium wie einen ordentlichen Gegenstand des Gymnasialunterrichts zu betreiben. Gegen dieses unzeitige Verfahren ist ein Dekret vom 3. Februar 1821 von der k. k. Studienhofkommission erlassen worden. — Was von der entstandenen Eifersucht der Preßburger und Olmützer Generalseminaristen in Rücksicht der Bernolakischen Orthographie und von der dadurch veranlaßten Trennung der Slowaken von der böhmischen Literatur S. 493 einseitig erzählt wird, bedarf einer Berichtigung. Joseph Zlobitzky, Professor der böhmischen Literatur zu Wien, äußert sich in seinem Briefe vom 19. Nov. 1787 an den damaligen Vicerektor D., dem er die Bernolakische Dissertation überschickte, auf folgende Art: »Meines Erachtens sollten die Prager und Olmützer Seminaristen sie (die erwähnte Dissertation), ehe als noch das darin versprochene Wörterbuch und Sprachlehre das Licht erblickt hat, gegen die Preßburger General-Seminaristen beantworten. (Dieß ist aber nicht geschehen, weil man wußte, daß nicht alle Seminaristen zu Preßburg diese Neuerung billigten.) Die Arbeit selbst ist jung und unüberlegt. Weil sie aber Landerer, einer der ersten Buchdrucker und Verleger zu Preßburg, dem Angeben nach veranlaßt haben soll, so steht zu befürchten, daß man sich nicht darnach richte, wodurch eine große Verwirrung, ja auch Abfall von uns erfolgen und der Absatz unserer böhmischen Produkte, der ohnehin nicht groß ist, in Ungern ganz verloren gehen dürfte. Letztes hat zwar auch der ungrische slowakische Verleger zu befürchten. Zudem hat man auch Staatsursachen, dieser Neuerung sich zu widersetzen und sie noch bey Zeiten zu unterdrücken, da auf diese Weise ein ganz anderer schriftlicher Dialekt dadurch entstünde, und auch die ohnehin wenigen, zur Bildung eines Slowaken vorhandenen, bisher unter dem Volke lesbaren, im böhmischen Dialekt gedruckten Bücher dadurch außer der Lektür kämen, bevor der veringerte Absatz sie durch die verneuerten (slowakischen) zu ersetzen im Stande wäre.« Daß Dobrowsky's Urtheil in seinem Magazin für Böhmen über die Benennung Codex Slavo-Bohemicus (ein böhmisches N. Test. zu Preßburg) die Trennung der Slowaken von der böhmischen Literatur veranlaßt habe, ist ganz und gar grundlos. Bernolak wollte nur dem Wunsche vieler Slowaken Genüge leisten, und fand auch unter den katholischen Geistlichen, besonders nachdem seine slowakische Grammatik 1790 erschienen war, einige Anhänger, die nun fortfahren nach ihrer Sprechart Bücher zu schreiben. Von seinem slowakisch-böhmisch-lateinisch-deutsch-

ungrischen Wörterbuche hat man bereits zu Ofen 1825 und 1826 die ersten drey Theile A—R gedruckt, auf welche die übrigen folgen sollen.

Die Geschichte des böhmischen Theaters, wenn gleich nur gar selten böhmische Stücke von Liebhabern aufgeführt werden, ist S. 495 ff. eingeschaltet worden.

Von der Geißel der Prediger, später Predigerkritik genannt, ist der wahre Urheber der Ritter von Steinsberg (nicht Professor Chladek). Das erste Stück davon erschien zu Prag am 19. April, das letzte am 29. August 1782 (nicht um 1775). Prof. Chladek hatte wohl durch seinen guten Rath zur glimpflicheren Behandlung der Prediger einigen Antheil daran, aber an die Spitze der Gesellschaft der Kritiker hätte ihn der Verfasser S. 502 nicht stellen sollen. S. lit. Magazin für Böhmen, St. 2, S. 118. Nr 38 sind noch die böhmischen Biegungen auf einer Tabelle Fol. 1803 nachzutragen. Der böhmischen Literatur und des Magazins wird, weil sie deutsch geschrieben sind, hier gar nicht gedacht. Doch wird S. 62 Schimeks deutsches Handbuch Nr. 62 angeführt. Selbst auch am ersten Theile des deutsch-böhmischen Wörterbuches Nr. 70 hatte Puchmayer den größten Antheil. Leschka bearbeitete bloß den Buchstaben A, Adalbert (nicht Johann) Negedly den Buchstaben B. — Mit den Puchmayerischen fünf Sammlungen 1795—1814 Nr. 145 fängt nach dem Urtheile des Verfassers eine neue Epoche der Dichtkunst an. An kleineren Gedichten, so wie an Uebersetzungen aus neueren Sprachen, fehlt es in dieser Periode nicht, aber an größeren Originalwerken ist der Mangel sichtbar. Siehe jedoch Nr. 286, 288, 290, 293. Die dramatischen Schriften, gedruckte und noch ungedruckte, sind (Nr. 326—386) sehr genau verzeichnet worden, unter denen sich die Werke Stiepaneks auszeichnen. Von Uebersetzungen griechischer und römischer Klassiker (Nr. 470—479) sind Roznay's anakreontische Lieder und J. Negedly's Ilias (leider nur der erste Gesang, den auch noch Andere übersetzt haben) die bedeutendsten. Virgils Aeneis von J. Holy ins Slowakische übersetzt, wird in Tyrnau gedruckt. — Unter den Epigrammen (Nr. 323, 324) sind Bajza's zwey Bücher sowohl gereimter als metrischer Epigrammen nicht verzeichnet. Joh. Kastingers, Pfarrers zu Boniowitz in Mähren, geistliche Lieder, so wie sein Name im Index, fehlen gänzlich. Sein kleiner Psalter (fünf Stücke) kam zu Olmütz 1810 und 1811, andere Gesänge auch schon früher heraus. — Die Geschichte vom Grafen Heinrich Nr. 412 gehört in eine frühere Periode. — Nr. 584 ist zu streichen, weil diese Schrift wieder

Nr. 992 vorkommt, so auch Nr. 620, weil dasselbe Buch auch Nr. 680 steht. — Nr. 795 handelt von der Schafzucht, verirrte sich aber unter die Bienenzucht. — Bey Nr. 1064 hätte bemerkt werden können, daß Medlins Postille ins Deutsche übersetzt worden. Ein Index derjenigen böhmischen Werke, die man auch in andere Sprachen übersetzte, wäre nicht überflüssig gewesen. — S. 619 in dem Nachtrage A sind 176 Schriften verzeichnet, deren Inhalt oder Jahreszahl dem Verfasser unbekannt war, oder die sonst zweifelhaft sind. Einige davon lassen sich aber näher bestimmen. So ist Nr. 2 von der Kenntniß des Schöpfers der erste Theil von Kalvins Institutionen, böhmisch Sklad, wovon Opsymates der Herausgeber ist. Nr. 101 Poklad dusse (Prag 1554 bey Melantrich) ist die erste Ausgabe des unter V Nr. 1467 angezeigten Buches. Der Anhang B enthält Zusätze und Verbesserungen von 155 Nummern. Was Nr. 1 von einer im Jahre 1136 geschriebenen böhmischen Bibel gesagt wird, ist wohl keine Verbesserung, indem die Schlußformel der Bibel vom Jahre 1462, auf welche der Leser verwiesen wird, fehlerhaft abgeschrieben ist. Es heißt nämlich, diese Bibel ist von einer guten alten tetinischen (soll stehen lateinischen, wie in der böhmischen Bibel zu Schaffhausen in der Schweiz wirklich steht), welche dreyhundert und einige zwanzig Jahre alt war. Am Rande für einige steht sechs. Wenn man nun 326 von 1462 abzieht, erhält man 1136. Diese Zahl bezieht sich auf die lateinische Bibel, mit welcher die böhmische verglichen, und nach ihr verbessert worden ist. Das Namensverzeichniß der böhmischen Schriftsteller, worin auch hie und da biographische Notizen vorkommen, setzt den Leser in Stand, die Werke eines und desselben Autors, die nach der systematischen Anordnung nicht beysammen stehen konnten, leicht zu finden. Will man z. B. erfahren, welche und wie viele Werke Konečny schrieb, so verweiset der Index auf drey Nummern der fünften Abtheilung. Unter diesen aber findet man sein Buch von den christlichen Pflichten 1611 nicht. Bey Jan Mus. Sobieslawsky fehlt die Anzeige der von ihm 1574 besorgten Ausgabe des Briefes von Rabbi Samuel, eben so vermißt man bey Tranowsky die Ausgabe der Augsburgischen Konfession, Olmütz 1620, 12, und unter Hřib die dankbaren patriotischen Gedanken, Brünn 1813, 12. Unter Bilegowsky, der 1555 starb, wird bemerkt, daß er neunzig Jahre alt war, weil er den utraquistischen Bischof Augustinus, der 1473 gestorben seyn soll, gut gekannt hätte. Allein Augustinus Lucianus kam erst 1482 nach Böhmen, und starb 1493 zu Prag. So dürfte Bilegowsky,

wenn er den Bischof zu St. Barbara in Kuttenberg als Knabe um das Jahr 1490 sah, nur 75 Jahre erreicht haben. Paraubek, den Ref. oft sah und sprach, soll zu Libesnitz, wo er Pfarrer war, ein Spital gestiftet haben. Für Libesnitz aber muß hier Satzka, Paraubeks Vaterstadt, stehen. Barolt ist wohl nur ein Schreibfehler für Borott, der Rudolfs Majestätsbrief vom Jahre 1609 zu Görlitz aus einer Zittauer vidimirten böhmischen Kopie 1803 herausgab, und noch als Prediger der böhmischen Gemeinde zu Zittau lebt. Von Schriftstellern, die im Index, folglich auch im Buche nicht stehen, kann Ref. folgende nennen: Viktorin Anrigin, der Hussens zwey Predigten vom Antichrist übersetzte, Magdeburg 1554; Adam Baccalaureus, der Kabatniks Reise herausgab. Max. Falkenstein, Daniel Vetter, dessen Beschreibung von Island 1673 herauskam; Joh. Klatowsky, dessen erdichtete Geschichte von Klatau Hammerschmied in die seinige aufnahm; Prokop Lupacius, der aber im Buche zu finden ist, wenn man Lucyn nachschlägt; Joh. Michalowsky (gest. 1781), dessen Sammlungen zu einem böhmischen Wörterbuche an Dobrowsky gekommen sind; Mathias Pessyn, Matth. Sokol, Matth. Wesely; M. Trojan ist unter Nigellus zu suchen. Wenzel Magrle von Sobissek ist Verfasser eines Buches, das Hynek (Heinrich) von Waldstein auf seinem Schlosse Dobrawitz drucken, und die ersten Blätter davon vertheilen ließ. Da es aber anzügliche Stellen über die Regierung Rudolphs und Mathias enthielt, ward der fernere Druck dadurch gehindert, daß man das Manuscript sammt dem Buchdrucker nach Prag bringen ließ. Auf Waldsteins Ansuchen am 27. Febr. 1616 wurde der Drucker, Andreas Misera, aus dem Arreste entlassen, mit der Bedingung, ihn wieder zu stellen, wenn es verlangt würde. Herr Hynek aber ließ ihm durch den Nachrichter den Kopf abschlagen. Er mußte sich dieser Frevelthat wegen zum Kammergericht stellen, und wurde zur Strafe von zehntausend Gulden verurtheilt. M. Magrle aber wußte sich geschickt zu entschuldigen, bat um Gnade, die ihm 1617 vom Kaiser Mathias auf Fürsprache hoher Landesbeamten auch geworden.

Im Index der auswärtigen Autoren, der nicht so fleißig als der erste verfaßt ist, fehlt der Pole Lasitzki; den Vives muß man unter Ludovikus, Samuel den Juden unter Rabbi suchen. Außer Cyrill de Quidenon ist kein anderer Cyrill angezeigt. Lucian sollte noch IV. 132, unter Augustin dem Heiligen IV. 583, bey Cyprian IV. 555 stehen. Auch von Chrysostom (Zlatousty) kommen noch unter andern

Nummern Werke im Buche vor. Der utraquistische Bischof Augustin steht in diesem Index des unter IV. 491 angezeigten Briefes wegen. Nun ist aber dieser Brief an K. Wladislaw nicht böhmisch, sondern lateinisch geschrieben. Joh. Gerson und Thomas von Kempen fehlen im Index, wo doch beyde Abtheil. IV. Nr. 610 vorkommen.

Gegen des Verfassers Sprache würden die Altböhmen, denen die oft ganz unnöthige Aufnahme polnischer und russischer Wörter anstößig ist, manches zu erinnern haben. Wozu braucht der Böhme das russische prewod, neizwestno, wofür er längst andere Wörter hat? Oder warum soll der Böhme Horwat schreiben, da der Kroat von jeher Charwat hieß? Aus dem Titel: »Historie Literatury,« sollte man schließen, Hrn. J. seyen fremde Wörter nicht ganz zuwider. Wozu also das Bemühen, deutsche Ortsbenennungen ganz willkürlich in ungewöhnliche, nicht übliche böhmische umzustalten, und Mikulow für Niklspurk, Karlow Teyn für Karlstein, Josefow für Josephstadt zu schreiben? Er hätte vielmehr kostomlatsky und nicht kostenblatsky, Pressow nicht Eperies, Dolany nicht Doleyn schreiben sollen, weil erstere Benennungen im Böhmischen, Slawischen und Mährischen üblich sind. Es gibt Ausgänge lateinischer Wörter, die mit böhmischen Formen zusammentreffen, wie literatura, daher man das russische Slowesnost entbehren kann. Es gibt wieder andere, die sich zu keiner böhmischen Form bequemen wollen, wie universitas, facultas. Aus universitas bildete Rulik Uniwersy, indem er den Ausgang tas wegschnitt. Prof. J. ist auch in solchen Fällen nicht verlegen; er schreibt ohne Bedenken uniwersita, fakulta. Warum also nicht auch filosofia, filosofie? Dieß ist doch dem buchstäblich und widersinnig nachgebildeten libomudrstwj vorzuziehen Liubomudrie in neueren slawischen Handschriften ist eben nicht besser gerathen. S. Instit. l slaw. p. 456. Ein alter Böhme des funfzehnten Jahrhunderts übersetzte philosophia durch mudromila, das wenigstens dem Begriffe nach richtiger ist. Die verkürzte Formel nelze ist so viel als neni lze, daher darf man für nebylo lze nicht nelzelo schreiben, wie S. 30, weil es kein Verbum nelzeti gibt, und das Adverbium lze mit dem Verbo gest, bylo verbunden wird. Das deutsch-polnische szlechta für Adel könnte immer den Polen verbleiben. Schlimmer ist es, wenn Wörtern von bestimmter Bedeutung eine andere untergelegt wird. So ist nawod Anstiftung für Anleitung, potah, ein Zug (Pferde, Ochsen) für Beziehung gebraucht worden Letzteres hat schon Palkowitsch in Rücksicht der ihm von Jungmann geliehenen Bedeutung durch zwey ?? in

seinem Wörterbuche verdächtig gemacht. Sestawa, sestogj ist ganz dem deutschen besteht nachgebildet, und um kein Haar besser, als pozustawa, das von jeher gebräuchlich ist. Wozu soll im Präterito des Gerundiv nach Konsonanten das angehängte ew dienen? ztek ist ja schon so viel als ztekew. — Die wenigen kleineren Versehen bestehen meistens in Zahlen. So ist S. 17 für 1292 zu setzen 1290. S. 95 muß 1537 für 1437 stehen. S. 123 n. 316 die Jahrzahl 1456 für 1436. S. 130 n. 430 ist für 1748 zu setzen 1478. Sonst ist noch anstatt čahera, d. i. tschahera, S. 64 und überall, wo dieser Name vorkommt, cahera mit c zu schreiben. S. 27 für Massenische lies Manessische. S. 169 n. 35 für Leopoldo lies Petro. S. 185 n. 202 für wogakum lies yonakum. S. 234 n. 657 f. Xorya lies Xorga. S. 297 n. 1339 ist vor Cysare der Name Ferdinanda zu setzen. S. 316 n. 1583 aus dem Lateinischen lies aus dem Deutschen. — n. 1576 für Lewoči lies Praze. S. 505 n. 1559 und im Index für Bakler lies Babler. S. 608 n. 1173 ist die Jahrzahl 1808 beyzufügen.

Art. II. Mährische Legende von Cyrill und Method. Nach Handschriften herausgegeben, mit anderen Legenden verglichen und erläutert von Joseph Dobrowsky, der Philosophie Doktor, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Für die Abhandlungen der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Prag, 1826. 8. 124 Seiten.

Die Abhandlungen der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften zählen mehrere kritische Aufsätze, in welchen der in Literatur ruhmvoll ergraute Abbé Joseph Dobrowsky die ältere böhmische Geschichte von späteren Erdichtungen zu reinigen versucht hat. An diese Aufsätze reihet sich der im Jahre 1823 erschienene historisch-kritische Versuch: Cyrill und Method, der Slawen Apostel, an, — welchem nunmehr die Bearbeitung der mährischen Legende von Cyrill und Method als Zugabe gefolgt ist.

Jener Versuch, dem Zwecke gewidmet, Licht und Ordnung in die verwirrte Cyrillisch-Method'sche Geschichte zu bringen, ist in diesen Jahrbüchern 1824, Bd. XXVI, ausführlich besprochen worden. Der Referent hat hier nicht bloß sein übereinstimmendes Urtheil über den hülfsbedürftigen Zustand dieser Geschichte ausgedrückt, und des Verfassers entschlossene Unternehmungen, durch welche die Geschichte vielfach beschnitten und modificirt worden ist, dargestellt, sondern hat auch seine eigenen Ansichten über den Grund des bestehenden Uebels und die einzuführenden

Reformen beygegeben; womit er, den Grundsätzen dieser Jahrbücher gemäß, auch seinerseits der Bearbeitung des merkwürdigen Gegenstandes einen weiteren Beytrag zu liefern gedachte. Nach diesen Ansichten sitzt das Uebel an einem Orte, wo es noch gar nicht geahnet worden ist, und gerade in den wesentlicheren Lebenstheilen der gangbaren Cyrillisch-Method'schen Geschichte; der heiligen Brüder Wirkungskreis und Schicksale in Großmähren, womit sich diese Geschichte vorzüglich befaßt, sind, ihnen zufolge, nichts als durch spätere Legenden eingeschobene, und durch erdichtete päpstliche Briefe fest gewordene Ideen; die bekannten vier päpstlichen Schreiben in der Briefsammlung Johanns VIII., 194, 195, 247, 268, die Hauptstützen dieser Ideen, sind unecht, und müssen mit ihrem Gefolge entfernt werden; die übrigen Quellen und Nachrichten müssen neu und unabhängig vernommen und beurtheilt, und der Geschichte auf veränderten Grundlagen eine wesentlich neue Gestaltung gegeben werden; Method (um die Summe der Geschichtsumänderungen auszusprechen) kann nicht mehr als Erzbischof in Großmähren gelten, und muß als Bischof der Slawen in Pannonien aufgestellt werden. Ob diese Ansichten richtig seyen, wird aus dem Gehalt der Gründe, die dafür vorgebracht worden sind, beurtheilt werden müssen. Die Sache, wenn anders jene Gründe Aufmerksamkeit verdienen, ist wohl wichtig; denn es handelt sich dabey um nichts geringeres, als um die Frage, ob die bisherigen Annahmen in ihren Hauptmomenten Geschichte oder Fabel seyen? Ob das, was bisher Geschichte Cyrills und Methods geheißen, der Substanz nach beybehalten, oder auf eine gänzliche Umwälzung angetragen werden müsse? Man hat bereits angefangen von dem betreffenden Aufsatze dieser Jahrbücher Notiz zu nehmen; und auch Herr Dobrowsky hat dieß — und namentlich in der vorgenannten Bearbeitung der mährischen Legende gethan. Hierdurch finden wir uns veranlaßt, auch diese Zugabe zum Versuche über Cyrill und Method hier zur Anzeige zu bringen. Wir wollen dieselbe der Ordnung nach durchgehen; wobey der Leser die neuen Leistungen des Verfassers kennen lernen, und die Urtheile desselben über den erwähnten Aufsatz vernehmen wird.

Die mährische Legende von Cyrill und Method ist jene bekannte und vormals stark benützte Schrift, welche die Bollandisten in den Act. SS. ad 9. Mart. unter dem Titel: **Vita S. Cyrilli Ep. et Monachi, atque S. Methodii Ep. fra-**

tris ejus, qui Moraviam atque Bohemiam ad fidem Christi converterunt, zuerst in Druck gelegt haben. Sie heißt Herrn D. die mährische Legende, wie er sie zur bequemeren Bezeichnung schon in seinem früheren Versuche genannt hat, weil er Mähren für ihr Vaterland hält. — Ueber den Ursprung dieser Schrift hat sich H. D. in dem erwähnten Versuche p. 17 dahin erklärt, daß die eine Hälfte (die Geschichte bis zur Reise der Brüder nach Rom enthaltend) aus der von ihm so genannten italienischen Legende, das ist, aus der Translatio corporis S. Clementis Martyris et Pontificis, der entschieden ältesten unter den lateinischen Legenden für Cyrills und Methods Geschichte, und nach der Bollandisten Vermuthung l. c. schon zur Zeit Papst Johanns VIII. von dem Veliterner Bischofe Gauderikus verfaßt, — die andere Hälfte aber aus Christann, dem angeblichen Verfasser des Lebens der hh. Ludmilla und Wenzel entlehnt seyen. Diese Ansicht liegt nun auch der jetzigen, einigermaßen modificirten, und mehr entwickelten Darstellung unseres Autors zum Grunde. »In der alten Legende von der heil. Ludmilla (Leg. F)« — so heißt es in der Einleitung p. 5 — »und in Christanns Leben der heil. »Ludmila und des heil. Wenzels (Leg. G), die beyde in »die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gehören, wird »der Taufe Boriwoy's die Bekehrung Mährens durch Cyrill »und Method vorausgeschickt. — Aus Christanns Werke »sind — die sechs Lektionen von Cyrill und Method in ei»nem Olmützer Kodex — buchstäblich bis auf sehr geringe Ver»änderungen entlehnt worden. Diese Lektionen, als die ältesten, »mit den Worten anfangend: Beatus Cyrillus natione Grae»cus etc. — hat der Verfasser der mährischen Legende schon in »seinem mährischen Breviere vorgefunden, und da ihm glückli»cherweise auch die Translatio corporis S. Clementis in die »Hände gerieth, so entschloß er sich, beyde zu vereinigen, und »aus beyden eine neue, die mährische, zu verfertigen, wobey er »so zu Werke ging, daß er oft die Worte seiner Quellen beybe»hielt, oft dafür andere Phrasen wählte, das Weitläufige ver»kürzte, das kurz Gesagte rhetorisch erweiterte, und zuweilen »seine Vermuthungen oder Erdichtungen mit einmengte. Sie »ward aber gar bald durch eine dritte verdrängt, daher sie in »keinem alten Breviere, so viel ich deren in unsern Bibliotheken »nachschlagen konnte, mehr gefunden wird.« So ist nun die mährische Legende, nach unseres Autors jetziger Darstellung, eigentlich aus der italischen Legende und aus den alten sechs Olmützer Lektionen (Act. SS. l. c.) hervorgegangen; doch hat sie auch, gemäß einer späteren Bemerkung, p. 51

N. e, bey ihrem Schlusse, wo von Boriwoy's Bekehrung die Rede ist, den Christann zur Quelle gehabt; sie war ferner für's Brevier bestimmt, aber ohne sich darin lange erhalten zu können. Ob diese Darstellung durchaus richtig sey, scheint uns nicht ganz ohne zurückbleibende Zweifel bejaht werden zu können. Die Uebereinstimmung der genannten drey Schriften mit der mährischen Legende liegt freylich am Tage, wobey es auch gar nicht zu verkennen ist, daß die italische Legende, so weit sie reicht, der unserigen wirklich zur Quelle gedient hat; daß aber auch Christann und die sechs Olmützer Lektionen die Quellschriften derselben gewesen seyen, und nicht der umgekehrte Fall Statt gefunden habe, ist ganz und gar nicht einleuchtend. Bey diesen einander wohl nahen, aber keinen genau bestimmten Zeitcharakter tragenden Schriften sehen wir zur Bestimmung ihres gegenseitigen Altersverhältnisses kein anderes Mittel, als sie unter einander zu vergleichen, und hier glauben wir nicht leicht etwas Anderes entscheidend zu finden, als mit Berücksichtigung der einer jeden Schrift eigenen Zwecke, die unter ihnen obwaltenden Geschichtserweiterungen. Nach diesen Erweiterungen aber würde (wie wir dafür halten) gerade die mährische Legende, als die beengtere, die Vorderschrift und vom Christann und dem Lektionenverfertiger unmittelbar oder mittelbar benützt und erweitert worden seyn. Hr. D. bemerkt es späterhin, S. 100, selber als auffallend, daß der mährische Verfasser den Method nur antistes nennt, nicht Erzbischof, wie Christann und Andere gethan haben. »Hatte er denn nicht« — liest man da weiter — »die Olmützer Lektionen vor sich? In diesen mußte er ja lesen: statuitur, ut summus pontifex fieret, »habens sub se septem pontifices ejusdem sanctitatis. Allein »eben dieß schien ihm gar zu übertrieben, und ganz unwahrschein»lich. Er wählte also vorsichtig den Ausdruck antistes, und nahm »die erdichteten sieben Suffragane nicht auf, wiewohl sie die dritte »spätere Legende wieder herstellte, und selbe, da sie in Mähren »nicht zu finden waren, in Polen und Ungern suchte.« Hier findet die gegen obige Darstellung sehr natürlich emporsteigende Einwendung, daß sich Methods Glanz aus der weit tieferem Stufe bey unserer Legende, erst in Christann und den Lektionen entwickelt, wohl eine Antwort; aber wir befürchten, daß damit dem Legendenschreiber eine viel zu große Ehre angethan würde. Es war damals noch lange nicht die Sache des Zeitalters, Angaben der Vorfahren zu beschneiden, wohl aber auszudehnen. Warum hat denn wieder die dritte Legende Methods sieben Suffragane aufgenommen, und sie durch Ungern und Polen vertheilt? Warum sind sie denn von den Schriftstellern

bis ins abgewichene Jahrhundert beybehalten, und die ungereimte Geschichte immer wieder mit neuen Zusätzen bereichert worden? Wenn man sich aber auch hierüber noch beruhigen wollte, so würde man doch die Gründe zu erfahren wünschen, die unseren Autor auf seine Ansicht gebracht hatten; denn es ist nicht leicht einzusehen, was bey jenen Schriften nach Beseitigung der Geschichtserweiterungen noch für Behelfe übrig seyn könnten, sich überhaupt für die Priorität der einen oder der anderen zu bestimmen. — Daß die Legende ursprünglich die Bestimmung fürs Brevier gehabt habe, hat Hr. D. im Verfolge, S. 16, mit einem Grunde belegt: es stehen nämlich am Ende vom dritten Abschnitte der Legende in der Olmützer Handschrift die Worte Tu autem, welche Worte der Anfang der gewöhnlichen Formel (Tu autem domine miserere nobis) sind, mit welcher die einzelnen Lektionen des Breviers geschlossen werden. Dieser Grund macht die darauf gebaute Behauptung allerdings scheinbar; aber doch möchten wir die Richtigkeit derselben nicht ganz verbürgen. Die Legende ist wohl so lang, daß sie beym Brevier auf viele Tage vertheilt gewesen seyn müßte, und dem Tu autem geht schon ein so langer Text vorher, daß man nicht leicht diesen für die erste Lektion gelten lassen könnte; zudem sieht der Schluß der Legende: ad laudem et gloriam Dei omnipotentis, cui est honor et gloria in secula seculorum Amen, weit eher einem eigenen Werke, als Brevierslektionen ähnlich; und weil auch das Tu autem nur einmal, und nur in der Olmützer Handschrift vorkömmt, so dürfte auch wohl dasselbe dem Schreiber des Olmützer Kodex sehr zufällig in die Feder gerathen seyn.

Die Bollandisten haben die Legende aus einem Kodex des in den Zeiten der Reformation eingegangenen schwäbischen Klosters Blaubeuren vom Jahre 1480 bekannt gemacht; Schlözer hat sie in seinem Nestor nur wieder aus den Bollandisten abdrucken lassen; aber H. D. besaß Abschriften, die aus viel älteren Manuscripten genommen worden sind: aus einem Kodex der Olmützer Kathedral- und einem Passionale der öffentlichen Prager Bibliothek, — und er liefert nunmehr die Legende in einer etwas veränderten Gestalt. Die Olmützer Handschrift liegt dem gegebenen neuen Texte durchaus zum Grunde, oder bildet eigentlich den Text, nur mit wenigen Abänderungen, die unser Autor anzubringen für nöthig erachtet hat, und mit Beybehaltung der vierzehn Abschnitte, wie sich diese bey den Bollandisten finden.

Von S. 9 bis 51 liest man den Text der Legende, dessen einzelnen Abschnitten eine ausführliche Inhaltsanzeige vorangeht, — und viele Noten zu zweyfachem Zwecke nachfolgen.

Diese Noten geben zuerst (mit großer, fast nur einem Klassiker gebührenden Sorgfalt) die nach den Bollandisten und dem Prager Passionale entfallenden, meistens sehr unbedeutenden Varianten, so wie die wenigen Eigenheiten der Olmützer Handschrift, die unser Autor im Texte abgeändert hat; dann aber befassen sie sich mit der Vergleichung unserer Legende, vorzüglich gegen die Angaben der italischen Legende, des Christann, der Olmützer Lektionen, und der dritten Legende, um es deutlich zu machen, was dieselbe (nach unseres Autors Ansichten von dem genetischen Verhältnisse dieser Schriften) aus den drey ersteren beybehalten, zugesetzt und verändert habe, und wie sich dazu die dritte Legende verhalte.

S. 51—60 folgt in derselben Verfahrungsweise, die unser Autor bey seinen Versuchen über die böhmische Geschichte beobachtet hat, eine chronologische Uebersicht zur Cyrillisch-Method'schen Geschichte. Sie beginnt mit dem Jahre 824, in welches nach der gewöhnlichen Annahme die bekannte und von Mähren Meldung thuende Bulle P. Eugens II. für den Lorcher Erzbischof Urolf fällt, und bringt bis zum Jahr 894, wo der große Swatopluk gestorben, in unterbrochener Zahlenreihe verschiedene kirchliche und politische Ereignisse, welche zur Kenntniß der umgebenden Verhältnisse dienen sollen, und die Hauptmomente der Geschichte Cyrills und Methods mit Erläuterungen versehen, bey. Sie ist ganz auf den früheren Versuch über Cyrill und Method berechnet, dessen Resultate hier eine zeitgemäße Aufzählung und Einreihung unter die Umstände finden. Die Ansichten des Versuches sind fast durchaus beybehalten, und nur bey dem Tuventarus de Marauna, an welchen einer der Briefe Johanns VIII. lautet, haben wir eine Abänderung bemerkt. Doch gilt Tuwentar zwar nicht für den Herzog Swatopluk, jedoch für einen mährischen Fürsten; hier aber wird vorgeschlagen, daß statt Marauna *Maravua* gelesen werde, und dieses Maravua wird für die Stadt Morawa, an der äußersten Grenze von Pannonien, erklärt, mit der später, S. 118, sich deutlich zeigenden Konsequenz, daß man den Tuwentar für einen nicht-mährischen Fürsten zu halten habe. In dem polemischen Theile der vorliegenden Schrift, wo diese Konsequenz vorkömmt, wird sich der Zweck offenbaren, zu welchem die Abänderung getroffen worden ist. Die Bezeichnung der Lage von dem betreffenden Morawa ist indeß einigermaßen zweydeutig; denn die Worte an der äußersten Grenze von Pannonien lassen es für sich unentschieden, ob man das Morawa noch in, oder aber außer Pannonien suchen solle. So weit wir jedoch in des Verfassers Geist

einzudringen vermögen, scheint es uns nicht, daß man an eine Stadt auf pannonischem Boden denken dürfe, sondern wir glauben, daß hier das im oberen Mösien, an dem Morawaflusse gelegene alte Margus gemeint sey, — wiewohl dieser Ort gar nicht nahe an Pannonien grenzte, sondern acht geographische Meilen davon entfernt gelegen war.

Unter der Ueberschrift: Nachträge zu meinem Cyrill und Method, werden (S. 64 — 77) verschiedene Schriften angezeigt, von welchen in dem Versuche noch keine Erwähnung geschehen ist, und zwar: eine neu entdeckte kurze bulgarische Legende von den slawischen Aposteln und einige andere Schriften, die den Cyrill und den Bischof Konstantin, Cyrills Schüler, angeblich zum Verfasser haben. — Die Legende, in slawischer Sprache verfaßt, ist hier einer Erwähnung nicht unwerth. Sie ist aus H. Konstantin Kalajdowitsch schätzbarem russischen Werke: Joann Exarch Bolgarsky; wo sie aus einem serbischen (vielmehr bulgarischen) Prolog auf Pergamen aus dem dreyzehnten Jahrhunderte abgedruckt vorkömmt, zur Kenntniß unsers Autors gekommen, und wir müssen es ihm danken, daß er die Kenntniß aus dem weniger bekannten Werke jetzt weiter verbreitet. Es sind freylich zur Cyrillisch-Method'schen Geschichte schon so viele Legenden gesammelt, daß sie den Bearbeitern der Geschichte recht eigentlich zur Last haben fallen müssen; aber der Forscher darf doch seiner Bequemlichkeit wegen nichts von sich stoßen, weil oft anscheinend unbedeutende Schriften wichtige Winke enthalten können. Die entdeckte Legende ist nach obiger Angabe wenigstens älter als die meisten der lateinischen Legenden, und aus einem anderen Vaterlande herstammend kann es nicht uninteressant seyn, ihre Nachrichten zu vernehmen.

Method wird in der Legende Erzbischof vom oberen Mähren, der Philosoph Kiril aber erster Lehrer der sloweniſchen Literatur genannt. »Sie waren« — wie unser Autor beynahe wörtlich übersetzend fortfährt, — »von Geburt Tessaloniker. »Method war mit seinem Bruder im Saracenen- und Cha- »sarenland und lehrte den rechten Glauben. Nachdem sie »alle vorhergenananten Oerter und Länder durchgewandert waren, »und in Mähren (?) Schüler unterrichtet hatten, nahmen sie »selbe mit sich und gingen nach Rom. Die Römer erklärten ihr »Werk (ihre Bekehrungen) für heilig und apostolisch, setzten die »slawonischen Schüler zu Priestern ein. Sogleich aber starb da- »selbst der selige Kiril. Den Erzbischof Method setzte der »Papst Adrian auf den Stuhl Androniks des Apostels pan- »nonischer Länder (? Provinz, Diöces, Eparchie?), wo er, »als er da lehrte, viele Anfechtungen und Unfälle von Bischöfen

»und Priestern, seinen Gegnern, erlitt. Er saß im Mähren-»land und übersetzte alle 60 Bücher des alten und neuen Testa-»mentes aus dem Griechischen in das Slawonische — — unter »dem Fürsten Svjatoplk. — — Nachdem er seine Schüler »im wahren Glauben unterwiesen und vor drey Tagen seinen »Tod vorhergesagt hatte, entschlief er im Herrn in Frieden. Er »liegt in der großen mährischen (?) Kirche zur linken Seite in der »Wand hinter dem Altare der h. Gottesgebärerin.« — Der slawische Text der Legende ist am Schlusse des vorliegenden Werkes, S. 121, abgedruckt.

Hr. D. erklärt die Legende, mit Ausnahme der sonderbaren Nachricht (wie er sie nennt), daß Method in Mähren begraben liege, in den übrigen Punkten für übereinstimmend mit den lateinischen und russischen Nachrichten. Wir glauben indeß, daß die Erklärung etwas anders ausgefallen seyn würde, wenn nicht Hr. D. von lateinischen Ansichten durchdrungen, dieselben so unbedingt in die Legende hineingetragen hätte. Man leistet wahrlich der Cyrillisch-Method'schen Geschichte gar keinen Dienst, da man Widersprüche vermeidend Nachrichten im Einklange darstellt, die bey näherer Prüfung in zweifelhafter Harmonie erscheinen müßten; und man wird auch in dem Labyrinthe so lange die wahre Bahn nicht finden, so lange man sich scheuet, die Uneinigkeit der Wegführer in ihrer ganzen Größe aufzufassen. Die Legende nennt den Method Erzbischof vom oberen Mähren (vyšnjuju Moravu) — eine Benennung, die auch in Assemanns slawischem Kodex, wo es beym sechsten April, wie Asseman (Calend. eccl. univ. VI. 235) übersetzt, heißt: Memoria dormitionis S. P. N. Methodii Archiepiscopi *superioris Moraviae*. Was will doch hier das obere Mähren? Unser Autor denkt sich darunter das bekannte, dem deutschen Reiche unterwürfig gewesene Mähren, wie aus einer später vorkommenden Stelle (S. 90) deutlich erhellet, wo er vom Lande des Herzogs Rastiz sagt, daß es bey den Bulgaren das obere, das ist, das über der Donau belegene, geheißen habe. Da stimmt nun freylich die Legende mit den lateinischen Nachrichten zusammen, weil ihr ohne weiters der Sinn dieser Nachrichten beygelegt wird; aber eine Täuschung ist dabey gar leicht möglich. So wie überhaupt der heil. Brüder Geschichte, wenn sie zur Wahrheit und Klarheit gelangen soll, solider geographischer Erörterungen nicht entbehren kann, so vermissen wir auch jetzt nur ungerne eine ernstere Betrachtung über das obere Mähren; denn die ersterwähnte, auf Gerathewohl gegebene Auslegung kann noch keine Bürgschaft leisten, daß mit der besonderen Bezeichnung der Legende nicht ein Sinn verbunden sey,

der den gangbaren Ansichten wesentlich zuwiderläuft. (Wir werden späterhin das obere Mähren nochmal zur Sprache bringen müssen.) — Wenn Hr. D. die Legende sagen läßt: nachdem Cyrill und Method »in Mähren Schüler unterrichtet hat»ten, nahmen sie selbe mit sich und gingen nach Rom,« so können wir damit gleichfalls nicht einverstanden seyn; denn wir sehen in dem v' Moravje des slawischen Textes keinen Landes- sondern einen Ortsnamen, und daher nicht das Land Mähren, sondern die Stadt Moravos oder Morava. Wir sehen auch in solcher Angabe der Legende, wiewohl sie den verbreiteten lateinischen Ansichten nicht zusagt, doch gar nichts Befremdendes, sondern nur dieselbe Vorstellung, die man schon in mehreren anderen slawischen und griechischen Schriften findet, wo nämlich Methods bischöflicher Sitz zu Moravos oder Morava in Pannonien oder Illyrikum angegeben wird. Hr. D. hat selber in seinem Versuche (S. 83) die meisten der betreffenden Schriften namhaft gemacht, wiewohl er ihre Aussagen (die er auf Morawa im oberen Mösien bezog) als unrichtig verwarf; und wir können es jetzt wieder nur der Geneigtheit, lateinische Harmonien zu erhalten, zuschreiben, daß die Legende anders gedeutet worden ist. — Dieselbe Verwechslung zwischen Land und Stadt waltet auch bey der Begräbnißstätte Methods ob, und setzt unseren Autor in eine ganz unnöthige Verwunderung, wie denn die Legende mit genauer Bezeichnung der Lage des Grabes sagen könne, Method liege in der großen mährischen Kirche, ohne die Stadt zu benennen, wo die große Kirche zu suchen wäre? Die Verwunderung schwindet mit ihrer Grundlage. Was unser Autor mit der großen mährischen Kirche übersetzt, kann eben so gut die große moravische, das ist die Haupt- oder Kathedralkirche zu Moravos heißen; und wenn die Legende in obiger Stelle, wo von der Sammlung der Schüler, welche die heil. Brüder nach Rom geführt hatten, die Rede ist, die Stadt Moravos im Sinne hat, welche Stadt auch in mehreren anderen Schriften als Methods bischöflicher Sitz angegeben wird, so wird man daran kaum zweifeln können, daß auch wieder Moravos die Stadt, nicht Mähren das Land gemeint sey, weil für Methods genau bezeichneten Begräbnißplatz die Hauptkirche zu Moravos einen sehr natürlichen, die große mährische Kirche aber keinen Sinn gibt. — Die Angabe, daß Method drey Tage früher seinen Tod vorhergesagt habe, hat die Legende mit der griechischen Biographie des bulgarischen Erzbischofes Klemens, der entschiedensten Widersacherin lateinischer Ansichten, gemein, mit der sie sich auch durchaus verträgt, und deren Geist man

auch weit leichter in ihr wieder finden wird, als den der anders gesinnten lateinischen Quellen.

S. 177 — 115 folgen Anmerkungen zur mährischen Legende, nebst Berichtigungen und Ergänzungen der Geschichte Cyrills und Methods. Hier werden die Angaben der mährischen Legende nach ihrer Folge durchgenommen, dabey die Aussagen und Meinungen anderer Quellen und Schriftsteller zusammengestellt, und über das, was von allen wahr oder nicht wahr seyn soll, entschieden. Der Versuch über Cyrill und Method liefert die Grundlage und den Schlußstein der ganzen Behandlung: Alles wird wie dort, in demselben Lichte aufgestellt; was dort behauptet worden ist, wird zugleich als bereits erwiesen angenommen; was nach der Erscheinung des Versuches von anderer Seite her zur Geschichte der heil. Brüder bemerkt worden ist, wird — unberührt gelassen.

Überhaupt verfolgt das vorliegende Werk in seinen bisher betrachteten Theilen nur den Zweck, Cyrills und Methods Geschichte dem früheren Versuche gemäß deutlich zu machen. Auf die Bemerkungen und Ansichten des Aufsatzes im Bande XXVI. dieser Jahrbücher ist kaum hier und da einige indirekte, nirgend eine besondere und offene Rücksicht genommen worden. Unbekannt mit demselben war unser Autor nicht; aber er hat ihn, wie wir sehen, seines Beyfalls so wenig würdig gehalten, daß er ihm nicht bloß fast allen Einfluß versagte, sondern ihn auch wie eine ganz werthlose Schrift mit stummem Munde vorüberging. Da sich jedoch inzwischen eine zweyte Stimme dem Aufsatze angeschlossen hatte, hat es unser Autor doch für nöthig erachtet, einige Blicke nachträglich auf denselben zu werfen, damit sich auch der Leser von dessen Unbrauchbarkeit überzeugen solle. So folgt nun diesem Zwecke gewidmet, Seite 115, ein nöthiges Nachwort.

Welchen Eindruck der betreffende Aufsatz auf Herrn Dobrowsky gemacht, hat man bereits viel früher erfahren. Geleitet, wie wir glauben, von der Ansicht, daß derselbe gerade nur Recension seines Versuches über Cyrill und Method, und unsere abweichenden Meinungen Tadel des Recensenten seyen, hat er im Archive für Geschichte, Statistik ꝛc. 1825, 12. Jänner, eine uns eben nicht willkommene Gegenerklärung, im offenen Unwillen Alles verwerfend, von sich gegeben. Man mag sie an ihrem Orte lesen und nach Befund beurtheilen. Wir haben in unserem Aufsatze den Herrn Verf. durchgehends mit der seinen großen Verdiensten gebührenden Achtung behandelt; wir haben auch nicht obenhin behauptet, sondern jede unserer Meinungen mit ernsten Gründen belegt, und haben dabey nicht beab-

sichtet, Jemanden Ruhm und Ehre zu entreißen, sondern durch ruhige Mittheilung unserer Überzeugung der Wahrheit zu dienen; und da wir die Gegenerklärung nicht dieselben Wege betreten sahen, so hat es uns auch nicht für thunlich geschienen, das erschollene Wort aufzunehmen. Wir können auch immer noch um so füglicher darüber hinweggehen, weil die Sache, um die es sich handelt, in dem nöthigen Nachworte, auf das wir so eben gestoßen sind, und hier zu sprechen kommen müssen, größtentheils wieder enthalten ist; nur die einzige Stelle, wo es dort verwundernd über unsere unbegreifliche Verwegenheit oder Übereilung, die vier Quellbriefe aus Johann des VIII. Briefsammlung als unecht verworfen zu haben, heißt: »wem ist es je eingefallen, gegen die vier bestrittenen Briefe, »(den 194, 195, 247 und 268) seitdem sie aus päpstlichen, zu »Rom noch aufbewahrten Regesten in Druck gelegt und in die »Kollectionen der Konzilien aufgenommen worden sind, auch »nur den geringsten Zweifel zu erregen?« kann uns noch verweilen machen, indem sie uns Veranlassung gibt, von einem wichtigen Gegenstande zu reden, der am bequemsten noch vorläufig und abgesondert von den Dingen des Nachwortes behandelt werden wird. Er betrifft die Beschaffenheit der Briefsammlung P. Johanns VIII. und das Gericht, welches den Briefen 194, 195, 247, 268 als Bestandtheilen dieser Sammlung zukommen kann.

Das Urtheil der Unechtheit jener vier Briefe haben wir in unserem Aufsatze auf Gründe gebaut; wir haben, dasselbe vorbereitend, zuerst auf mehrere Dinge aufmerksam gemacht: a) auf den Verwirrungszustand der Geschichte, welcher wichtige Verhältnisse andeutet, die sich bisher noch den Blicken der Forscher entzogen hatten; b) auf die abweichenden Ansichten mancher Quellen; c) auf die sonderbaren Überschriften der Briefe, — haben dann nach Erörterung der völligen Unverträglichkeit der vier Briefe mit den Briefen der deutschen Bischöfe an P. Johann den neunten das Urtheil abgeschlossen, und haben noch weiter auf den unterschobenen Christann und andere Schriften als begleitende Spuren von Statt gehabten Operationen zur absichtlichen Eindringung derselben geschichtlichen Ideen hingewiesen. Über die Sammlung der Briefe Johanns VIII., aus welcher jene vier zur öffentlichen Kenntniß gelangt sind, haben wir keine Bemerkung gemacht, weil uns damals die vom Herrn Doktor Pertz gegebenen Notizen über das zu Rom befindliche alte Registrum epistolarum Johannis VIII. noch nicht bekannt gewesen ist, und weil wir überhaupt nicht geglaubt haben, daß man den vier Briefen aus dem Titel, weil sie in der Sammlung

enthalten sind, ein unantastbares Ansehen zuschreiben würde. — An den Umstand, daß die Briefe in die Kollektionen der Konzilien aufgenommen worden sind, als beweisend für die Echtheit derselben, haben wir noch weniger gedacht, und wir glauben uns auch noch jetzt mit ihm nicht befassen zu dürfen; denn vor der Zumuthung, daß man Alles, was in den Konzilien-Kollektionen einen Platz gefunden, für echt zu halten habe, muß sich wohl und wird sich hoffentlich jeder Wahrheitsforscher ohnehin heilig verwahren. Aber die Sache der Briefsammlung erheischt eine besondere Behandlung.

Die bekannte Sammlung der Briefe Johanns VIII., die man seit Severin Binius in den verschiedenen Ausgaben der Konzilienakten trifft, stammt von dem Werke, welches zu Rom im Jahre 1591 unter dem Titel Epistolarum Decretalium summorum Pontificum, Tomi III. erschienen ist. Sie ist hier im dritten Tom. enthalten, und nur wieder von hier aus mit einigem Zugaben anderwärts aufgefundener Briefe vermehrt, in die übrigen Editionen übergegangen. Die Briefe, 308 an der Zahl (die Überzahl ist Zusatz der späteren Editionen) beginnen mit dem 1. September der gerade an diesem Tage (nach damaliger römischer Zählart) eingetretenen zehnten Indiktion, folglich des Jahres 876 und enden zeitgemäß fortlaufend mit dem Ausgange der funfzehnten Indiktion im August 882 (und nur der letzte Brief ist außer der Ordnung vom July 881). Man sieht hieraus, daß beynahe die vollen vier ersten Jahre von Johanns zehnjährigem Pontifikate (872 — 882) im Defekte sind, sieht aber auch zugleich bey der Menge der Briefe, daß der Ausgabe eine ältere Sammlung zum Grunde liegen müsse, von welcher jedoch die Unternehmer nur die zweyte Hälfte besessen hatten. Was dieß für eine Sammlung sey, wie sie behandelt und welche andere Quellen allenfalls noch benützt worden seyen, darüber erhält man (wie überhaupt in jenem Zeitalter bey Aktenaufführungen nicht selten der Fall ist) keine bestimmte Rechenschaft. In der Dedikation des ganzen Dekretalwerkes an P. Innocenz IX. liest man über dasselbe im Allgemeinen, daß der Kardinal Carafa (der vorzüglichste Unternehmer des Werkes) die päpstlichen Briefe nicht bloß aus sehr alten Kodicibus, sondern auch aus verschiedenen und entfernten Regionen zusammengesucht habe, daß bey dem Verluste von vielen Regesten der alten Päpste oft zu alten Schriftstellern und zu den Sammlern der Konzilien-Kanonen und der päpstlichen Dekrete Zuflucht genommen werden mußte, und daß soviel möglich Sorge getragen worden ist, in der Folge der Briefe die Zeitordnung zu beobachten; aber diese allgemeine Erklärung gibt

für's Einzelne keine klare Vorstellung und leistet für die dunkel belassenen Stücke weit geringere Bürgschaft, als sich's der Herausgeber wird gedacht haben. Nicht gar lange nach dem Erscheinen des genannten Werkes hat der Konziliensammler Severin Binius gelegenheitlich einen, wiewohl sehr undeutlichen Wink über die Quelle von Johanns Briefausgabe fallen lassen, indem er vom 199sten Briefe unter anderen sagt: Haec in codice Vaticano charactere Longobardo exarato, atque jam haud pridem, sed mendose nonnihil cuso, scripta est. Diese Stelle weiset allerdings, wie man wohl jetzt aus Mittheilungen neuester Zeit deutlich erkennt, auf den vermeintlichen Quellkodex der Ausgabe hin; aber früher war sie zu unverständlich und für jeden Fall zu unvollständig, als daß sie den Mangel geleisteter Rechenschaft und Bürgschaft hätte ersetzen können. Bey diesen Dunkelheiten war nun die Kritik in Beurtheilung unserer Sammlung ganz vorzüglich auf das innere Wesen derselben angewiesen, und konnte sich daher des Rechtes, sie im Ganzen und in Theilen zu prüfen, schlechterdings nicht begeben. Absolute Authentie hat nun auch unseres Wissens ihr noch Niemand zugeschrieben; und wiewohl man sie zwar überhaupt (und gar nicht mit Unrecht) für brauchbar erkannt hat, so war es doch gewiß nicht die Meinung der Kritiker, daß ohne Ausnahme gegen gar keinen der Briefe eine Einwendung erhoben und gehört werden dürfte. Man erinnete sich hier neben des alten Du Pin's (Nouvelle Bibliothèque d. Aut. eccl. VII. c. 16) bedenklichen Äußerungen über die Briefe 94, 95, an den ehrwürdigen Natalis Alexander, der es (Hist. eccl. S. IX, C. I, Art. 11) mit mehreren Gründen für das Wahrscheinlichere zu erweisen gesucht hat, daß dieselben zwey Briefe sammt dem 93sten, das angeblich an Rostagnus von Arles übertragene Primat von Gallien betreffend, unterschoben seyen, und an den bekannten Pagi, welcher (Breviar. rom. Pont., in Joh. VIII, n. 13) jene Gründe für so wichtig gefunden hat, daß er geradezu behauptete, Natalis habe die Unechtheit der drey Briefe erwiesen. So können nun auch wir uns, wenn wir durch Gründe veranlaßt den Briefen 194, 195, 247, 268 widersprachen, noch nicht so unbedingt gegen das Ansehen der Sammlung versündiget haben. — Herr Doktor Pertz hat aber in neuester Zeit in seiner italienischen Reise (Archiv der Gesellschaft für ält. deutsche Geschichtskunde ꝛc. B. V, 1824) einige interessante Notizen von den päpstlichen Regesten überhaupt, und insbesondere von einem Registrum epistolarum Johanns VIII. mitgetheilt,

welche nunmehr mit ihrem Einflusse auf die Beurtheilung unserer Sammlung betrachtet werden müssen.

Von dem vormals in der Engelsburg, jetzt aber im Vatikan verwahrten päpstlichen Archive redend, sagt Herr Pertz S. 28: »Aber der unvergleichliche Schatz der ganzen Anstalt sind die 2016 Bände päpstlicher Regesten, welche in fast »nie unterbrochener Reihe, als amtliche immer gleichzeitige »Sammlung der Briefe, Urkunden, Befehle, Instruktionen »des päpstlichen Hofes mit vielen zu ihrer Erläuterung eingeschalteten Briefen und Urkunden der Beamten oder anderer »Mächte von Innocenz III. Zeit an erhalten sind. Die »Frage der Echtheit, welcher jede einzelne Urkunde genügen »muß, verstummt bey dieser aus dem täglichen Bedürfniß einer »Weltherrschaft hervorgegangenen, viele hundert Jahre mit ihr »bestandenen und in ihren geheimsten Archiven aufbewahrten »Sammlung, deren Gebrauch selbst in unseren Jahrhunderten »nur in sehr wenigen Fällen und in sehr beschränkter Maße gestattet war.« In diesen Regesten sind, wie man aus S. 345 sieht, die päpstlichen Erlasse aus den gebilligten Entwürfen (Originalkonzepten) ins Reine zusammengeschrieben, bestimmt zum beständigen Gebrauche der Kurie und der Päpste. Doch dieser herrliche Urkundenschatz reicht nicht über die Zeiten Innocenz III. zurück! Lange vor Innocenz haben wohl schon die Päpste Regesten gehalten; Herr Pertz hat in päpstlichen Archivschriften des 11ten und des 13ten Jahrhundertes die Regesten der Päpste Gregors I., Honorius I., Gregors III., und vieler anderer der Vorfahren Innocenz III. angeführt gefunden, die daher theils im eilften, theils im dreyzehnten Jahrhunderte noch vorhanden gewesen seyn mußten; »diese« — heißt es dann weiter S. 32 — »in einer Reihe von siebenhundert Jahren entstandenen unschätzbaren Denkmähler sind »also in den Zeiten der größten Blüthe päpstlicher Macht ohne »Spur ihres Schicksals untergegangen; denn die Abschrift von »Johannes VIII. Regesten hat das vatikanische Archiv aus »Montecasino erhalten, und Gregors VII. Regestum »ist zwar der Schrift nach gleichzeitig, aber nicht original.« So sind nun im vatikanischen Archive die Original-Regesten von Innocenz III. angefangen, und für die frühere Zeit abschriftliche Regesten der Päpste Johanns VIII. und Gregors VII. vorhanden. Von allen diesen Regesten heißt es dann inzwischen S. 28, um auf ihre Wichtigkeit für die Geschichte aufmerksam zu machen: »Nur Innocenz III. Regesten, Gregors VII. und Johanns VIII. Briefe sind bis»her vollständig gedruckt, und an ihnen erkennt jeder

»den hohen Werth einer vollständigen Übersicht des inneren,
»bey den erschütterndsten äußeren Stürmen klaren und sicheren
»Geschäftslebens. — — Das Bild dieser Größe wiederholt sich
»in den Briefen nicht nur eines Papstes; ihre Vertheidiger ha-
»ben nicht weise gehandelt, sie bisher der Verborgenheit zu
»überlassen« u. s. w. Beengt in der Zeit und Erlaubniß hat
aber Herr Pertz die Regesten des Archives für seine Zwecke
nicht so benützen können, wie er gewünscht hatte, wobey er S.
332 sagt: »Vergleichung des schon Gedruckten, der Regesten
»Johanns VIII., die in longobardischer Minuskel
»des 11ten Jahrhunderts (in zwey Kolumnen) geschrie-
»ben, nicht buchstäblich genau abgedruckt sind, derer
»Gregors VII. und aller von Raynald gegebenen Briefe
»mußte ganz außer meinem Kreise liegen, nur habe ich, da
»es ohne Zeitverlust geschehen konnte, Raynalds Daten ver-
»bessert, fehlende Absätze ergänzt rc.« Später wird noch in
dem Verzeichnisse der vom Herrn Pertz getroffenen Handschrif-
ten unter der Rubrik: Briefe, S. 339, Johannis VIII. re-
gistrum epistolarum aufgeführt, über diese »aus Monte-
»casino in das vatikanische Archiv gekommene einzige Hand-
»schrift« auf S. 32 verwiesen, und dieselbe Handschrift als
nicht verglichen (zum Behuf der Ausgabe deutscher Quellschrif-
ten) durch * bezeichnet. — So weit die mitgetheilten Notizen,
die unsere Sache berühren.

Man wird hier hinsichtlich der Briefe Johanns VIII.
von dem Daseyn einer Handschrift im vatikanischen Archive
unterrichtet, welche zwar keineswegs das Originalregestum Jo-
hanns, aber doch immer ein merkwürdiges Exemplar von
dessen Briefen ist, nach Herrn Pertz's vermuthlich aus den
Schriftzügen geschöpftem Urtheile schon im eilften Jahrhunderte
geschrieben. Aber Schade ist's, daß Herr Pertz dieselbe nicht
genauer untersucht, und so weit beschrieben hat, daß sich das
Verhältniß bestimmt erkennen ließe, in welchem ihr Inhalt zu
dem der gedruckten Briefsammlung stehe. So viel ist wohl ganz
einleuchtend, daß zwischen der Handschrift und der Druckausgabe
eine große Verwandtschaft obwaltet; — es scheint auch sogar
Herr Pertz der Meinung zu seyn, daß aus derselben Hand-
schrift, nur nicht buchstäblich genau, wie er sagt, der Abdruck
der Briefe genommen worden sey. Dieselbe Meinung vom Ab-
drucke findet man auch schon bey Severin Binius in der
oben angeführten, erst jetzt verständlich werdenden Stelle, wo
der codex *Vaticanus*, charactere *Longobardo* exaratus, at-
que jam haud pridem (nämlich 1591 in dem römischen Dekre-
talwerke) sed mendose nonnihil cusus erwähnt wird. Aber

die Richtigkeit dieser Meinung möchten wir doch in Zweifel ziehen; der berühmte Constant nämlich, der eine unvergleichliche Briefsammlung der Päpste (Epistolae Rom. Pontificum I. Par. 1721) begonnen, und nur leider nicht fortgesetzt hat, belobet gerade von dem römischen Dekretalwerke die große Genauigkeit, mit der die Quellentexte aufgenommen worden sind, indem er Praef. p. CXL sagt: Debemus autem (scil. Cardinali Carafae) plurimum, quod haec, ut reperit, *summa exscripserit fide, probe cautus, nihil addere de suo, nihil resecare*: und so dürfte es wohl das Wahrscheinlichere werden, daß die gedruckten Briefe nicht gerade aus der Handschrift des Archives, sondern aus einer anderen, die zwar wieder verwandt, aber auch mit Differenzen versehen ist, allenfalls der Bibliothek angehörig, geflossen sey. Es würde indeß weniger daran liegen, zu wissen, ob unsere Sammlung aus dem einen oder dem anderen Manuscripte abgedruckt worden, wenn man nur wüßte, in wie weit sie mit dem des Archives übereinstimmt und von ihm abweicht. Könnte man voraussetzen, daß Herr Pertz die gedruckten 308 Briefe Stück für Stück (wir meinen nicht dem Texte nach, sondern im Ganzen) kollationirt habe, so würde sich wenigstens so viel ergeben, daß bey einigen Abweichungen in Wörtern und Sätzen doch die 308 Briefe im Ganzen auch dort enthalten seyen. Aber eine solche Kollationirung hat Herr Pertz allem Ansehen nach nicht vorgenommen, und noch weniger läßt sich dieß bey Severin Binius annehmen, der vermuthlich die Archivshandschrift gar nicht gesehen, und nur nach einer erhaltenen Kopie von einem oder dem anderen der Briefe sein obiges Urtheil ausgesagt hat. Man darf sich hier durch des Herrn Pertz Äußerung, daß die Briefe Johanns vollständig gedruckt seyen, zur bestimmten Behauptung nicht übereilen lassen, daß die Druckausgabe und jene Handschrift völlig dieselben Briefe enthalten. Diese Äußerung, wobey untereinstens auch die Briefe Gregors VII. und Innocenz III. als vollständig gedruckt angegeben werden, ist wohl nur auf's Allgemeine ausgesprochen, und soll ihrem Zwecke zufolge nicht mehr sagen, als daß von allen Regesten der Päpste, die im vatikanischen Archive verwahrt liegen, nur allein die des Papstes Johann und die Gregors VII. und Innocenz III. bekannt geworden seyen; von Innocenz III. Briefen weiß man es ohnehin, daß sie sammt den neueren Supplementen zur Baluze'schen Ausgabe (Diplomata, Chartae — — ad res Francicas spectantia — ed. de Brequigny et du Theil II. Par. 1791), wodurch sie von zehen Büchern auf sechzehn erwachsen, doch immer noch, buch-

stäblich zu reden, nur unvollständig gedruckt sind. (Vergl. Notices et extraits des manuscrits de la biblioth. du roi. III. 617.) Ohne von geschehener Kollationirung zu wissen, kann man nun nicht sicher annehmen, daß gerade jeder der gedruckten Briefe sich auch in dem Archivsmanuscripte vorfinde: denn wer bürgt dafür, daß nicht das allenfällige zweyte und abweichende Manuscript, welches der Druckausgabe zur unmittelbaren Quelle gedient haben dürfte, zum Theil auch mit eigenen Briefen versehen gewesen sey? wer bürgt auch sonst dafür, daß nicht die Unternehmer des römischen Dekretalwerkes, die auf verschiedenen Wegen zu päpstlichen Briefen zu gelangen gesucht hatten, Briefe von außen aufgefunden, den übrigen beygegeben und in Befolgung ihres Zeitsystemes eingereihet haben? In wie ferne das Registrum des Archives für die getreue Abschrift der Originalregesten anzusehen sey, ist noch weniger bestimmt erkennbar, weil das verlorne Original schon nicht mehr verglichen werden kann, und das Archivsregistrum selbst uns nur mittelbar und zweifelhaft durch die Druckausgabe ansichtig wird. Wenn die Unvollkommenheiten der letzteren — wir meinen nicht den Abgang der vier ersten Jahre und die kompendirten Ueberschriften und Datirungen überhaupt, sondern die mehrmals ganz fehlenden Überschriften (5. 180. 250. 259. 285) und das Fortlaufen vieler Briefe mit einem bedenklichen Data ut supra (an mehr. Ort. vorzügl. 100 — 152) auch dem Ersteren eigen sind, so wird man keine Ursache haben, eine ganz getreue Abschrift der Originalregesten vorauszusetzen.

Die Archivshandschrift, dem Alter nach zwischen den verlornen Originalregesten und der gedruckten Briefausgabe stehend, muß ihrer Zeit das Mittel werden, die Verhältnisse unserer Sammlung zur möglichen Klarheit zu bringen. Möchte es nun auch einmal geschehen, daß man von ihr gehörige Auskunft erhalte! Dermalen weiß man zwar etwas mehr, als man früher gewußt hat, aber noch nichts, wodurch sich das Urtheil über die Sammlung wesentlich abändern würde. Daß zu Johanns Zeiten dessen Briefe zu Rom ämtlich zusammengetragen worden, darf wohl ohne Bedenken angenommen werden; das Archivsmanuscript, wiewohl vormals Casinensisches Eigenthum, bringt nun doch die Sammlung, im Ganzen genommen, bis beyläufig 200 Jahre an die Zeit der Originalregesten, und so hat sich die Glaubwürdigkeit, die man ihr früher überhaupt zugeschrieben, auch bekräftiget; aber wir sehen doch nicht, daß ihr jetzt ein gar viel höheres Ansehen und am wenigsten eine so unbedingte Authentie geworden wäre, die gleich den Originalregesten jede Frage der Echtheit bey jedem einzelnen Briefe ver-

stummen machen müßte. — So sind nun aber auch die Briefe des Streites: 194, 195, 247, 268 als Bestandtheile der gedruckten Briefsammlung Johanns VIII. noch jetzt nicht über jede Einwendung erhaben. Es ist wohl noch ungewiß, ob sie wirklich auch in dem Archivsexemplare enthalten sind: und wenn es auch wirklich so ist, so würde zunächst doch nicht mehr folgen, als daß sie beyläufig schon im eilften Jahrhunderte existirt haben, aber noch nicht, daß sie auch unwidersprechlich echt seyen, weil die vollkommene Uebereinstimmung des Exemplars mit den Originalregesten durch Nichts verbürgt, und die Kunst, unechte Dokumente zu verfassen, bekanntlich weit älter ist, als das eilfte Jahrhundert. Wir glauben daher, daß auch noch jetzt den gegen die vier Briefe gemachten Einwendungen das alleinige Ansehen der Briefsammlung nicht entgegengestellt werden könne, und diese Einwendungen nur in dem Falle, wenn sie nach vorgenommener Prüfung für ungegründet oder unzureichend befunden würden, abgewiesen werden müßten.

Dieses vorausgeschickt wollen wir nun das nöthige Nachwort unseres Autors und Gegners antreten. Es ist sehr kurz abgefaßt, und wir glauben es deßhalb, um seiner Kraft gar nichts zu entziehen, wörtlich einrücken zu sollen, — absatzweise unsere Bemerkungen beyfügend.

»Schon in Hormayr's Archive für Geschichte 1825, 12. »Jänner — heißt es hier — habe ich auf die unverzeihliche Ueber»eilung eines Wiener Recensenten aufmerksam gemacht, der »die Briefe des Papstes Johann VIII, die Methods Erz»bisthum betreffen, die doch seit ihrer Erscheinung in den epi»stolis decretalibus Pontificum von allen Kritikern ohne Aus»nahme als echt anerkannt worden sind, bloß darum für unecht »erklärte, weil es ihm (ihm allein) schien, daß wenn sie mit »den Briefen der Erzbischöfe Hatto von Mainz und Theot»mar von Salzburg vom Jahre 900 verglichen werden, »ein direkter Widerspruch gegen die Briefe Johanns obwalte. »Da aber seine Einwendungen dem Herausgeber der russischen »bibliographischen Blätter noch immer wichtig genug schienen, »um sie auch russischen Lesern vorzulegen und er mich und an»dere Gelehrte gleichsam aufforderte, die Echtheit der angefoch»tenen Briefe darzuthun und zu beweisen, daß sie schon vor dem »Jahre 1343 vorhanden gewesen wären, oder daß sich irgend »ein Schriftsteller vor diesem Jahre auf selbe berufen hätte, so »bin ich genöthiget noch einige Worte darüber zu sagen. Die »letzte Forderung ist gar sonderbar. Wie konnte ein Schrift»steller auf diese Briefe sich beziehen, so lange sie im römischen »Archive verborgen lagen? Die Regesten aber, aus welchen

»sämmtliche Briefe Johann VIII. herausgegeben worden,
»sind im päpstlichen Archive zu Rom, in longobardischer Mi-
»nuskel des 11ten (NB. des eilften) Jahrhunderts geschrieben,
»noch vorhanden. Dieß bezeugt ein Augenzeuge, Herr Doktor Pertz
»im Archive der Gesellschaft für ältere Geschichte. B. V. S. 32.«

Die Aufforderung des Herausgebers der russischen bibliographischen Blätter, zu beweisen, daß die angefochtenen Briefe schon vor dem Jahre 1343 vorhanden gewesen, wurde durch unsere Vermuthung veranlaßt, daß die Erdichtung jener Briefe, so wie der falsche Christannus und andere verdächtige Schriften mit der Sache des im Jahre 1343 errichteten Prager Erzbisthumes in irgend einem Zusammenhange stehen, indem man damit entweder überhaupt die Errichtung eines Erzbisthumes für Böhmen und Mähren habe motiviren, oder wahrscheinlicher das für die Hauptstadt Prag angetragene Erzbisthum auf das mährische Olmütz habe bringen wollen. Diese Vermuthung kann sich jedoch mit der Nachweisung der Briefe nicht gerade an das Jahr 1343 kehren; sie kann immerhin richtig seyn, und dessen ungeachtet könnten die Briefe schon vor dem genannten Jahre nachgewiesen werden, und können überhaupt um so viele Zeit älter seyn, als die Idee zur Errichtung des Erzbisthums der wirklichen Errichtung im Jahre 1343 vorausgegangen ist. Wir haben indeß unsere Vermuthung für nichts anderes, als für Vermuthung ausgegeben, und wenn sie unrichtig und die Briefe wirklich um viel früher nachweisbar seyn sollen, so wäre damit noch nicht die Echtheit der Briefe erwiesen, weil die Einwendungen gegen dieselben unabhängig von der gedachten Vermuthung sind, und daher aus der bloßen früheren Nachweisbarkeit der Briefe nichts weiteres resultiren würde, als daß man sich um eine richtigere Veranlassung zur Erdichtung jener Dokumente umsehen müßte. Wir können es aber unserem Gegner noch gar nicht zugeben, daß sich die Existenz der Briefe bis ins eilfte Jahrhundert, wie er will, zurückführen lasse. Der Augenzeuge, auf den er sich beruft, Herr Doktor Pertz, bezeuget wohl das Daseyn eines handschriftlichen Registrum epistolarum Johannis VIII. das in longobardischer Minuskel, auf's eilfte Jahrhundert geschätzt, geschrieben ist; er bezeuget auch, daß die gedruckten Briefe nicht buchstäblich genau mit der Handschrift übereinkommen; daß aber alle gedruckten Briefe und folglich auch die vier angefochtenen in derselben zu finden seyen, dieß bezeugt er nicht. Wir beziehen uns hierbey auf die schon oben gemachten Bemerkungen.

»Vergleicht man nun — heißt es weiter — die vier bestrit-»tenen Briefe (Nr. 194, 195, 247, 268) genauer, so zeigt sich

»daß nur der an Swatopluk gerichtete (N. 247) vom Jahre »880 den erwähnten Briefen des Hatto und Theotmar wi- »derspricht, indem nach dessen Inhalt Method als Erzbischof »von Mähren (sanctae ecclesiae Maravensis) bestätigt, und »ihm der Bischof von Neitra, Wiching, und alle lateini- »schen und slawischen Priester im Gebiete Swatopluks unter- »geordnet werden, wo die deutschen Bischöfe von einem Metro- »politen in Mähren nichts wissen wollen. Und dieser Wider- »spruch soll das Urtheil begründen: die Briefe Johanns sind »unecht?! »Ist ein solcher Schluß wohl auch richtig? Können sich »streitende Parteyen nicht widersprechen? Hätten wir der Mäh- »rer Vorstellung an den Papst Johann IX., der ihnen um »das Jahr 899 einen Metropoliten mit drey Suffraganen be- »willigte, so würden sich noch andere Widersprüche ergeben. »Läßt sich der wirkliche oder scheinbare Widerspruch nicht anders »heben, als dadurch, daß man die Briefe Johanns VIII. für »unecht erklärt? Hansitz, Pagi, Asseman, Dobner, »Salagius, Schlözer haben in der Klage der baierischen »Bischöfe keinen solchen Widerspruch gefunden, der sie vermocht »hätte, an der Echtheit der Briefe Johanns nur im Gering- »sten zu zweifeln. Asseman beschuldigt die deutschen Bi- »schöfe geradezu einer Unwahrheit oder eines Irrthums. Sie »hätten, meint er, die Sache nicht ganz nach der Wahrheit, »sondern zu ihren Gunsten vorgestellt«

Hier wird zugegeben, daß von den vier Briefen Johanns der an Swatopluk gerichtete vom Jahre 880 (Nr. 247) den Briefen der deutschen Bischöfe an P. Johann IX. vom J. 900 widerspricht, und wird der Widerspruch dahin angegeben, daß jener sich mit Methods mährischem Erzbisthume befasse, in diesen hingegen die deutschen Bischöfe von einem Metropoliten in Mähren nichts wissen wollen. Wir haben jedoch in unserem Aufsatze einen viel stärkeren Widerspruch unter den gegenseitigen Briefen gefunden, und ihn auch bestimmt dahin ausgesprochen, daß die deutschen Bischöfe um den Metropoliten gar nichts gewußt haben. Da wir unsere Behauptung aus Gründen hergeleitet, so glauben wir, daß es in der Ordnung gewesen wäre, dieselben durchzunehmen und zu bestreiten, nicht aber etwas anderes zu substituiren, und unsere Folgerung daran zu knüpfen. So lange der Satz, daß die deutschen Bischöfe mit Methods Erzbisthum in Mähren unbekannt gewesen sind, nicht beseitiget ist, wird man vergeblich fragen, ob sich streitende Parteyen nicht widersprechen können? Die Möglichkeit solchen Widerspruchs mag so groß seyn, wie immer, wenn die Bischofe davon wirklich nichts gewußt haben, so hat dasselbe auch wirk-

lich nicht bestanden, und die Unechtheit des Briefes Johanns wird zur natürlichen Folge. Es liegt aber auch sonst der ganzen Frage, ob sich streitende Parteyen nicht widersprechen können? keine deutliche Ansicht zum Grunde; der Brief Johanns VIII. und die Briefe der deutschen Bischöfe sind jene Aktenstücke, welche sich widersprechen, — aber Johann VIII., der schon im Jahre 882 gestorben, und die deutschen Bischöfe, deren Briefe auf das Jahr 900 fallen, haben nicht mit einander gestritten! P. Johann IX. hingegen, der im J. 899 in Mähren ein Erzbisthum und drey Bisthümer errichten ließ, und die deutschen Bischöfe, die dagegen im J. 900 protestirten, waren wohl im Streite befangen, haben sich aber nicht widersprochen! Wenn die Frage hierorts einen Platz finden sollte, so muß sie unseres Dafürhaltens den Sinn annehmen: ob denn nicht die deutschen Bischöfe, wenn sie in ihren Briefen gegen Johann des IX. Verfügungen protestirten, auch wissentlich Methods Verhältnisse hätten ignoriren können? Auf diese Frage aber, die nun nicht mehr allgemein, sondern speziell ist, kann nicht alsogleich die bejahende Antwort, als für sich liquid, erfolgen, sondern es müssen die Umstände erwogen werden. Das mährische Land, wo Johann IX. im J. 899 ein Erzbisthum und drey Bisthümer errichten ließ, hatte mit der Diöces zum Sprengel von Passau und mit dem Metropolitanate zur baierischen Provinz gehört; die Errichtung war ohne Vorwissen und Einwilligung des Diöcesanbischofs von Passau und des baierischen Metropoliten von Salzburg, folglich gegen die bestandene Kirchengewohnheit und Regel vorgenommen worden; und es erfolgte eine Protestation der baierischen Bischöfe, die auch den Mainzer Erzbischof mit seinen Suffraganen und vermuthlich noch andere Erzbischöfe (wie die nebenherige Auffindung des baierischen Briefes an den Papst unter den Rheimserarchivalien *) wahrscheinlich macht) in ihr Interesse gezogen haben. Die Protestation oder Klage war aber nicht vor einem Dritten als Richter eingelegt, sondern an den Papst selbst ergangen, bestehend in Vorstellungen, die ihn zur Zurücknahme der getroffenen Verfügungen vermögen sollten. Der Papst, welcher allerdings, wenn man will, Partey gewesen, war nun auch zugleich Richter, der selber in der Sache zu thun und zu lassen hatte, und der jetzt aus von ihm selbst zu beurtheilen-

*) Der Brief der baierischen Bischöfe ist als Anhang zu des Rheimser Erzb. Hinkmar Werken in der Edition des Joh. Cordesius, Par. 1615 gedruckt worden, und daselbst richtiger zu lesen, als bey Gewold, der die beyden Briefe aus einem alten Reicherspergèr Koder im Adpendix ad Chronic. Reichersp. — Monach. 1611 edirte. (Die Briefe befinden sich übrigens in alten Handschriften mehrerer Bibliotheken.)

den Gründen den verlangten Entschluß fassen sollte. Man denke sich nun die angeblichen Verhältnisse Methods hinzu: Methoden nicht viele Jahre früher von den Vorfahren des Papstes zum Erzbischof in demselben Mähren bestellt und wieder bestätigt, und mit Aufträgen versehen, sich außer Wiching noch andere Suffragane zu schaffen. Um diese Verhältnisse hätten nothwendig beyde Theile wissen müssen, und es wäre für den Papst ein evidentes Beyspiel gegen die Bischöfe, oder, wenn die Sache als ordnungswidrig vom Bestande gekommen wäre, für die Bischöfe ein herrliches Argument gegen den Papst hervorgegangen. Und was sagen nun die deutschen Bischöfe? Sie sagen es dem Papste sehr trocken, daß er gegen die Gesetze gehandelt habe, welche verbieten, ohne betreffende Einwilligung den Gemeinden einen Bischof zu geben, die, zu einer Diözes gehörig, niemals einen eigenen Bischof gehabt haben; sie sagen, daß jenes Land niemals einen Metropolitansitz gehabt, sondern immerwährend zur baierischen Provinz gehört habe, — daß dasselbe Land allzeit in dem Diözesansprengel von Passau begriffen gewesen, — daß wohl Wiching auf Verlangen des Herzogs Swatopluk von einem der Vorfahren des Papstes zum Bischof geweiht worden, aber nur für ein fremdes Gebiet, welches der Herzog erst mit Gewalt der Waffen seiner Herrschaft unterworfen hatte; — der Name Method ist nicht zu lesen, und von seinen Verhältnissen auch nicht ein entfernter Wink aufzufinden! Ob man da annehmen könne, daß die Bischöfe Methods Sache wissentlich ignorirt haben, oder nicht vielmehr annehmen müssen, daß sie darum wirklich gar nichts gewußt haben, mag Jeder selbst beurtheilen.

Hansiz, Pagi, Asseman, Dobner, Salagius, Schlözer haben allerdings in der Klage der baierischen Bischöfe keinen solchen Widerspruch gefunden, der sie vermocht hätte, an der Echtheit der Briefe Johanns nur im Geringsten zu zweifeln; — aber es hat auch kaum einer von ihnen die gegenseitigen Briefe mit ihrem Inhalte zusammengehalten. Asseman selbst hat dieß nur halb gethan. Er bemerkt als widersprechend nur die alleinige Aussage der deutschen Bischöfe, daß die Mährer niemals einen Metropolitan gehabt, sondern immer zur baierischen Provinz gehort hätten, und urtheilet dann unter Beybringung der freylich klaren Gegenzeugnisse aus den Briefen Johanns VIII. über die Bischöfe (III. p. 310, 314) splendide falluntur, — quidquid pro juribus Metropolitanae Salisburgensis tuendis dicant, falsi convincuntur. Hätte Asseman mit Erwägung sämmtlicher Umstände die Briefe genauer zusammengehalten, so würde ihm noch Anderes, als widersprechend, nicht entgangen, und sein Urtheil zum wenigsten

nicht so leicht geworden seyn. Asseman war überhaupt mit der Auslegung der Aussagen der deutschen Bischöfe nicht sehr glücklich. Wenn diese sagen, es seyen der Erzbischof Johann und die Bischöfe Benedikt und Daniel vom Papste (Johann IX.) gesandt nach Mähren gekommen, und haben hier in des Papstes Namen einen Erzbischof und drey Bischöfe als dessen Suffragane angestellt (ordinaverunt), so daß das eine alte (Passauer) Bisthum in fünf Bisthümer zerstückelt worden, so macht Asseman (l. c. 166, 306 — auch Dobner thut dieß, III. ad a. 900, praet. 1) den Johann selbst alsogleich zum mährischen Erzbischof, den Benedikt und Daniel zu mährischen Suffraganbischöfen, läßt den Wiching, welcher mittlerweilen seinen Sitz zu Neitra verlassen haben soll, und bekanntlich durch des Kaisers Arnulf Gunst im Jahre 899 das Passauer Bisthum erhalten, aber bald durch das Urtheil der baierischen Provinzbischöfe desselben entsetzt worden ist, wieder nach Neitra zurückkehren, oder ein anderes neues Bisthum in Mähren antreten, und glaubt damit, den für Passau neu bestellten Bischof Richar hinzuzählend, die fünffache Zerstückelung und Besetzüng des Passauer Bisthums erklärt zu haben. Wer kann sich wohl diese Auslegung, die auch nichts weniger als von tiefer Betrachtung des Gegenstandes zeugt, gefallen lassen? Es haben übrigens die genannten Gelehrten, ohne daß wir ihren Verdiensten irgend etwas entziehen wollen, die Geschichte noch ganz und gar nicht abgeschlossen, und wohl noch vieles Anderen zu thun übrig gelassen. Unseres Gegners eigener Versuch über Cyrill und Method liefert hiezu den vollgültigen Beweis. Wer es recht genau erfahren will, wie es um die gangbare Cyrillisch-Method'sche Geschichte stehe, dem glauben wir zuvörderst keinen anderen Schriftsteller, als gerade wieder den Asseman, empfehlen zu sollen. Asseman, der bereits den Hansiz und Pagi zu Vorgängern gehabt, hat seinen Lesern fast alles, was seiner Zeit von sogenannten Nachrichten vorhanden war, und sehr vieles von den Meinungen vorausgegangener Autoren vor Augen gelegt, großentheils als Geschichte, zum Theil durch Urtheil zu anderer Ansicht abgeändert; da beschaut man aber im bangen Gefühle eine gar nicht erwartete Masse von ungeprüften und unzusammenhängenden Elementen, und gibt, mit verwirrten Resultaten erfüllt und deren gleichartigen Grundlagen bekannt gemacht, das Buch nicht ohne Unruhe wieder aus den Händen, nach einem Lichte verlangend, welches die dunkeln Wege, die man gewandelt, erleuchten solle. Dobner, ein verdienter Schriftsteller, fleißig im Sammeln, und bemüht, die Wahrheit zu finden, hatte genug

zu thun, sich nur über einen Theil der Schlüpfrigkeiten in der alten böhmischen und mährischen Geschichte, die er behandelte, zu erheben; die mitunter einschlagende Sache Cyrills und Methods findet man nicht viel weiter gebracht, als bey Asseman. Salagius und Schlözer, entschlossene Bestreiter von privilegirten Meinungen, haben doch mehr nur das Ergreifen der Mittel zur Auffindung der Wahrheit geweckt, als dieselbe richtig gestellt. Herr Dobrowsky konnte noch immer in seinem Cyrill und Method vieles bemerken und urtheilen, was seine Vorfahrer noch nicht bemerkt und geurtheilt hatten. Soll hier die Geschichte ihre völlige Ausbildung schon erreicht haben, und an dieser Grenze das non plus ultra ausgesteckt werden?

»Der Brief an Swentar (Tuventar) de Maravna — fährt »das Nachwort fort — würde nur dann mit den Briefen der »deutschen Erzbischöfe im Widerspruche stehen, wenn der darin »vorkommende Archiepiscopus vester sich auf Mähren bezöge, »d. i. wenn man Tuventar für Swatopluk oder für einen »anderen mährischen Fürsten oder Vorsteher einer mährischen »Stadt nähme. Es ist aber viel wahrscheinlicher, daß Marauna »hier nichts anderes sey, als Marauua, die Stadt Morawa »an den Grenzen Pannoniens. Der Brief aber an Method »vom Jahre 879 und der Trostbrief im Jahre 881 an denselben, »enthalten wahrlich gar nichts, was dem Vorgeben der baieri»schen Bischöfe zuwider wäre. Das verdammende Urtheil des »kühnen Kritikers hätte also selbst nach seinem Grundsatze, das»jenige als unecht zu verwerfen, wogegen ein Widerspruch ob»waltet, diese drey Briefe gar nicht treffen sollen.«

Nur der an Swatopluk gerichtete Brief soll den Aussagen der deutschen Bischöfe widersprechen, nicht aber auch die anderen drey Briefe Johanns, und diese sollen deßhalb für jeden Fall vom Vorwurfe der Unechtheit frey seyn! — Diesen Behauptungen können wir keinen reellen Zweck absehen. Läßt sich die Echtheit des erstgenannten Briefes retten, so brauchen die drey übrigen, als nicht stärker und in keiner anderen Weise anfechtbar, ohnehin keine Vertheidigung mehr; läßt sich dieß aber nicht, wozu das Bemühen, die letzteren vom Schicksale des ersteren zu trennen? Wir geben es gerne zu, daß bey diesen Briefen, wenn ihr Sinn nicht auf das Swatopluk'sche Mähren bezogen wird, auch kein Widerspruch obwaltet; aber dann beweisen sie auch nichts mehr für das behauptete mährische Erzbisthum Methods. Man bemerkt freylich bey Herrn Dobrowsky schon in dem früheren Versuche die Tendenz, Methoden möglichst kurz in Mähren wirken zu lassen, und in der vorliegenden Schrift (vgl. auch ob. in d: chron. Uebers.) nimmt

er auch seine dortige Erklärung über den Tuventar von Maraunazurück, den er jetzt nicht mehr als Mährer, sondern als Vorsteher der nicht-mährischen Stadt Morawa darstellt; es mag auch seyn, daß er den Brief an Method vom J. 879, wo dieser mancher Anklagpunkte wegen nach Rom gefordert wird, nur von Methods pannonischem Wirkungskreise verstanden wissen will; und er müßte dann nur noch beym Trostbriefe vom J. 881, wenn hier gleichfalls kein Widerspruch eintreten solle, seine Deutung aufgeben, da er ihn im Versuche, so wie Andere, von den widrigen Schicksalen erklärt, die Method in Mähren zu dulden gehabt habe. Aber mit allem dem Zurückziehen wird für die Geschichte nichts gewonnen, weil die Operation nur willkürlich und gewaltsam erscheinen muß. Ist es wirklich das viel Wahrscheinlichere, wie hier behauptet wird, daß der Tuventar von Maraunafür einen Nichtmährer zu halten sey? Die größere Wahrscheinlichkeit, die nun auch Methoden zum Erzbischof über einen Theil von Mösien machen würde, liegt gar nicht am Tage, und bedarf daher der Beweisführung, die noch mangelt. Und stehen nicht alle vier Briefe unter einander im augenscheinlichen Zusammenhange? Der Brief an Method vom J. 879 citirt diesen nach Rom, um sich über manche Anklagen zu verantworten; der Brief an Tuventar vom nämlichen Datum notificirt diesem Fürsten, daß sein Erzbischof Method schon zur Verantwortung vorgefordert sey; der Brief an Swatopluk, oder wie er da heißt, Sfentopulcher, vom J. 880, stellt Methods Verantwortung dar, und gibt das päpstliche Erkenntniß; der Trostbrief vom J. 881 beruhiget Methoden außer anderen Widerwärtigkeiten über einen Zweifel von geheimen Mittheilungen an Swatopluk, indem er erinnert, daß Method die päpstliche Theilnahme aus den Vorgängen erkennen möge, wo er vor den Papst gestellt, zum Halten an dem wahren Glauben ermahnt worden ist, und zugleich versichert, daß in dem apostolischen Schreiben an den glorreichen Fürsten Sfentopulcher, wie er hier wieder genannt wird, von dessen Uebergabe Method ohnehin wisse, eben dasselbe bekannt gegeben, sonst aber kein anderer Brief an ihn erlassen worden sey. Wer soll hier nicht urtheilen (besonders bey Lesung des harmonirenden Textes), daß die vier Briefe wesentlich zusammengehören? wer wird dann nicht in allen vier Briefen den mährischen Erzbischof suchen? und wer wird nun nicht deßhalb, wenn er den Brief an Swatopluk für unecht erklärt, dasselbe Urtheil auf die übrigen Briefe übertragen?

»Allein »»die formlosen und räthselhaften Ueberschriften stel»»len sich dabey auch als Kennzeichen der Unterschiebung dar.««

»So kann wohl nur derjenige urtheilen, der die übrigen Briefe
»Johanns nicht gelesen, oder die Dreistigkeit so weit treiben
»wollte, die ganzen Regesten zu verwerfen. Wem könnte auch
»die Ueberschrift: glorioso comiti, anstößig seyn, als ihm
»allein? Sollte es etwa gar regi anstatt comiti heißen? Durfte
»man in Rom das Wort knjaz nicht auch comes übersetzen?
»In der römischen Kanzley nahm man bald comes, bald prin-
»ceps für knjaz an. Der Brief Johanns (Nr. 284) an Bra-
»nimir ist überschrieben: Excellentissimo viro Branimiro
»glorioso comiti. Ein anderer an Sdeslaw (Nr. 176):
»Dilecto Filio Sedesclavo glorioso comiti Sclavorum. Beyde
»waren kroatische Fürsten.«

Wenn wir die Ueberschriften (194 Tuventaro de Marauna, — 195. Reverendissimo Methudio Archiepiscopo Pannoniensis Ecclesiae, — 247. Dilecto filio Sfentopulchro glorioso Comiti, — 268. Methodio pro fide) räthselhaft genannt haben, so haben wir vorzüglich die Briefe 194 u. 247 im Sinne, und dabey schwerlich ganz unrecht gehabt; denn der Tuventar von Marauna ist noch immer ein wirkliches Räthsel, und die Deutung des anderen Briefes auf Swatopluk ist die Auflösung des seltsamen Wortes Sfentopulcher. Formgemäß sind die Ueberschriften wohl auch nicht; denn es sieht Jeder, daß sie in wirklich an die betreffenden Parteyen abgegangenen Schreiben nicht gerade so, wie man sie liest, hätten lauten können. Wir haben indeß auf die Ueberschriften, so weit sie für bloße Abkürzungen der sonst gewöhnlichen Eingangs- oder Begrüßungsformel erkannt werden können, kein Moment, und auf die übrigen Bedenklichkeiten nur ein sekundäres Gewicht legen wollen; denn es ist uns gar nicht beygekommen, die Unechtheit der Briefe aus solchen Umständen zu erweisen, wohl aber das Auffallende als natürliche Folge der aus Widersprüchen hergeleiteten Unechtheit bemerkbar zu machen. Unser Gegner befaßt sich jedoch speziell nur mit dem Briefe an Swatopluk, vermuthlich aus dem Grunde, weil die übrigen Briefe ohnehin anfechtungslos seyn sollen; und hier ists der von uns bedenklich gefundene gloriosus comes, der von ihm in Schutz genommen wird. Swatopluk, abhängig vom deutschen Könige, aber nicht königlicher Beamter, wie die deutschen Grafen, hieß diplomatisch in lateinischer Sprache nicht Comes (auch nicht Rex), sondern Dux, wie ihn die Fulder Annalen, die baierischen Bischöfe und Andere nennen. Der diplomatische Unterschied zwischen Comes und Dux war der römischen Kurie, wie auch Johanns Briefsammlung selber zeigt, zuverläßig bekannt; und Swatopluks politische Verhältnisse hätten dem Papste, wenn er auch sonst nichts darum

gewußt haben sollte, wenigstens unter den kirchlichen Verhandlungen über Mähren, wo Method und Semisisnus, der Gesandte Swatopluks, nach Rom gekommen seyn sollen, bekannt werden müssen. Daß die päpstliche Kanzley das slawische Knjaz vor Augen gehabt, und hier mit comes, ein andermal mit princeps übersetzt habe, kömmt uns deßhalb sehr unwahrscheinlich vor. Die Kanzley hat auch slawischen Fürsten den Namen Dux zu geben gewußt: so dem Montumerus von Slavonien in dem Briefe, von welchem Samuel Timon (Imago antiquae Hungariae, p. 166) aus einem vatikanischen Kodex ein Fragment bekannt gemacht hat, mit der Ueberschrift beginnend: Joannes Episcopus Montemero Duci Sclavoniae. Die Briefe Johanns, 284 u. 176, an Branimir und Sedesklav sind wohl mit gloriosus comes überschrieben; aber wer waren denn diese Comites? Sie sollen, wie hier behauptet wird, kroatische Fürsten gewesen seyn, worüber wir, da uns an dem bestimmten Lokale nicht viel gelegen seyn kann, gerade nicht den Beweis fordern wollen; jedoch müssen wir fragen, ob diese Fürsten wirklich über die Kondition der Grafen erhaben, und in ähnlichen Verhältnissen wie Swatopluk gestanden seyen? Dunkle und zweifelhafte Dinge können nicht lichte und haltbare Beweise abgeben.

»Wenn nun der Herausgeber der bibliographischen Blätter »oder vielmehr sein Korrespondent glaubt, ich selbst würde das »mährische Erzbisthum aufgeben, stünden mir die genannten »Briefe Johanns nicht im Wege, so irrt er sich gar sehr. »Selbst wenn die Briefe Johanns noch im Archive verschlossen »geblieben wären, würde ich, auf andere bewährte Zeugnisse ge»stützt, noch immer behaupten, daß Methods pannonisches »Erzbisthum auch das alte Mähren, das sich gegen Osten über »Neitra erstreckte, in sich begriffen habe. Von dem heutigen »Mähren, dem westlichsten kleinen Theile des alten, kann »ohnedieß hier nicht die Rede seyn.«

Als die nothwendige Folge der Unechtheit der vier Briefe Johanns haben wir angegeben, daß die gangbare Cyrillisch-Method'sche Geschichte, ihrer Hauptquellen verlustig, wesentliche Veränderungen erfahren müsse, und zuvörderst der Centralpunkt der bisherigen Ansichten, Methods großmährisches Erzbisthum nicht mehr bestehen könne. Mit dieser Konsequenz ist unser Gegner, der die Briefe Johanns fortwährend für echt erklärt, natürlich nicht einverstanden, — er ist es aber auch in der Art nicht, daß er behauptet, man bedürfe der Briefe eben nicht, und es seyen andere bewährte Zeugnisse vorhanden, um Methods angestrittenes Erzbisthum zu erweisen. Diese

Behauptung vom Verfasser des Versuches über Cyrill und Method war uns ganz unerwartet! Wir sehen vergeblich in dem Versuche und in der hier vorliegenden Zugabe nach den Zeugnissen, die ihm wichtig genug scheinen könnten, jenen Beweis herzustellen. Ueberall sinds nur die Briefe Johanns, die ihm für Methods mährisches Erzbisthum zur Quelle dienen; alle anderen Schriften hierüber sind ihm nur etwas durch dieselben Briefe, und werden mit ihren besonderen Notizen verworfen oder unverläßig gemacht; und selbst die Briefe werden in ihrer Anwendung möglichst beschränkt, um nur die Differenz gegen die Aussagen der deutschen Bischöfe möglichst herabzusetzen. Was mögen nun das für bewährte Zeugnisse seyn, die für dieselben Resultate Johanns Briefe entbehrlich machen könnten, und die mit gleicher Autorität wieder veranlassen sollten, die vorhandenen abweichenden Nachrichten in Schatten zu stellen, oder gewaltsam durch Verkehrung ihrer Ansichten zu behandeln? Wie zweckmäßig wäre es nicht gewesen, eine deutliche Sprache zu führen? Bewährte Zeugnisse für Methods angebliches Erzbisthum müßten der Echtheit der Briefe Johanns zu Hülfe kommen; und allem Streite wäre ein Ende gemacht!

Aus dem folgenden Schlußabsatze erfahren wir indeß so viel, daß die italische Legende, welcher wir nicht widersprochen haben, und die griechische Biographie des bulgarischen Erzbischofs Klemens, welche wir sogar als eine der Hauptquellen zur Cyrillisch-Method'schen Geschichte aufgestellt haben, den Wirkungskreis der heiligen Brüder nach dem eigentlichen Mähren setzen sollen, — indem wir mit Unrecht mehrere Mähren unterscheidend, die beyden Schriften unrichtig ausgelegt, und unrichtig auf andere Lokalitäten bezogen hätten. Der Absatz lautet:

»Das zweyte und dritte Mähren, wovon der Wiener Re»censent spricht, ist beydes ein Unding. Des Konstantin »Porph. αρχων Μωραβιας (Fürst von Mähren) ist kein anderer, »als Rastislaw (Rastitz) oder Swatopluk, oder auch des»sen Nachfolger, sein Sohn Mojmar; denn der Kaiser spricht »nicht gerade von seiner, sondern von vergangener Zeit. Der »Ratislaus Princeps Moraviae der italischen Legende ist wie»der kein anderer, als der aus fränkischen Annalen gar wohl »bekannte geblendete Rastitz. Und selbst der griechische Bio»graph des bulgarischen Erzbischofs Klemens, der kaum ins »vierzehnte Jahrhundert hinaufreicht, wenn er sich gleich einen »Schüler seines Heiligen nennt, kann unter Μοραβος της κανο»νιας kein anderes Mähren, als das alte, auf der Nordseite »der Donau im heutigen Ungern gelegene Mähren ver-

»standen haben, weil er an anderen Stellen die Benennung »*Μοραβος* von demjenigen Lande gebraucht, dessen Beherrscher »Rastislaw und nach ihm Swatopluk war. Und wenn er »von Method gleich im Eingange, wo er ihn das erstemal »nennt, sagt, daß er die pannonische Eparchie schmückte, da er »Erzbischof von Mähren geworden, so ist offenbar, daß er die »pannonische Eparchie auch über Mähren ausdehnte.«

Wir haben allerdings mehrere Mähren unterschieden. Wir haben nämlich neben dem bekannten, dem deutschen Reiche unterworfenen alten Mähren, welches an der March und der Donau vorzüglich im heutigen (jenseitigen) Ungern gelegen, von Konstantin Porph. das große Mähren genannt wird, ein zweytes Mähren an der serbischen Morara im oberen Mösien bemerkt, welches derselbe Konstantin (de Cerimoniis aulae Byzantinae, l II. c. 48) namhaft macht, indem er unter den Fürsten der im vormaligen östlichen Illyrikum errichteten Staaten einen *αρχων Μωραβιας* nennt. Ferner haben wir auch dem kleinen Lande, an den Enden Pannoniens zwischen der Drave, Donau und Save gelegen, welches der Klementische Biograph mit seiner Stadt Morawos als dem Fürsten Rasistlabos und dann dem Swatopluk gehörig, ohne den Namen beyzubringen, kenntlich macht, damals noch problematisch nach der Stadt (und nach einer Ahndung aus der superior Moravia des Asseman'schen Kodex, s. ob.) den Namen Mähren beygelegt, — und wir werden uns bey diesem dritten Mähren kaum geirrt haben; denn da jene Stadt vom Biographen als Methods bischöflicher Sitz und Todesort angegeben wird, und die jetzt vom Herrn Dobrowsky im vorliegenden Werke bekannt gegebene bulgarische Legende (s. ob.) zu derselben Sitzes- und Todesstadt auch das Land nennt, so erfahren wir nun durch ein ausdrückliches Zeugniß, daß das Land das obere Mähren (vermuthlich in Beziehung auf das anstoßende Mähren Konstantins, als das untere) geheißen habe. Von der ersten Unterscheidung haben wir indeß keine bestimmte Anwendung gemacht; und die letztere haben wir nur fraglich auf die italische Legende angewendet, ob der Rastislaus Princeps Moraviae, von welchem die heiligen Brüder nach der Legende berufen worden sind, und der in bisheriger Auslegung der bekannte Herzog Rastiz vom eigentlichen Mähren seyn solle, nicht für den Fürsten Rasistlabos des Biographen gehalten werden könne? Jetzt, wo der Name des Landes aus dem problematischen Stande ausgetreten, wird sich die Frage ernstlicher stellen lassen. — Unser Gegner ist aber mit den gemachten Unterscheidungen

nicht zufrieden, und sowohl das zweyte als das dritte Mähren ist ihm beydes ein Unding.

Der Beweis, daß das zweyte Mähren ein Unding sey, ist kein anderer, als daß Konstantin, der uns zur Quelle dient, nicht gerade von seiner, sondern von vergangener Zeit rede, und daher das bekannte Mähren mit seinen Herzogen Rastiz, Swatopluk, Moimar im Sinne habe, wiewohl dasselbe schon am Anfange des zehnten Jahrhunderts von den Ungern verschlungen gewesen. Wenn es aber nur auch deutlich gemacht wäre, daß Konstantin von vergangener Zeit spreche. Der Zweck des Werkes de Cerimoniis aulae Byz. geht auf die Bekanntgebung der am byzantinischen Hofe zu beobachtenden Förmlichkeiten, und in II. c. 48 werden die Formen verzeichnet, in welchen an die verschiedenen auswärtigen Bischöfe und Fürsten (und darunter an den von Mähren) vom Hofe aus zu schreiben seye. Alles weiset hier auf die Gegenwart, nichts die Vergangenheit hin; wir finden auch sonst keinen Fürsten aufgeführt, dessen Reich damals nicht bestanden hätte, und alles Konstantins Zeit aussprechend. Und kann man's denn überhaupt läugnen, daß es mehrere Mähren gegeben habe? Schon der Name des großen Mähren, welchen der nämliche Konstantin (de administrando Imperio, c. 13. 38. 40. 42) dem Lande des Swatopluk gibt, beurkundet diese Mehrheit; denn Konstantin hat diese Benennung gewiß nicht von der absoluten Größe hergenommen, sondern wie es den Griechen überhaupt bey gleichnamigen Ländern geläufig war, zur Unterscheidung angewendet. Zum Unding wird daher das zweyte Mähren noch nicht geworden seyn. Es ist uns jedoch an demselben für unsere Zwecke nicht gar viel gelegen, indem es uns zu nichts anderem dienen kann, als den Namen begreiflich zu machen vom oberen Mähren, — welches als ein drittes Mähren nun gleichfalls ein Unding seyn soll.

Das dritte Mähren wird bestritten durch abweichende Auslegungen der italischen Legende und der Klementischen Biographie. Diese Auslegungen gehen darauf hinaus, das in den beyden Schriften wirklich oder vermeintlich vorkommende Mähren für das eigentliche Mähren zu erklären. Da wir aber das meiste von dem, was unser Gegner hier als Mähren ansieht, niemal als solches angesehen, und daher nie als drittes oder oberes Mähren dargestellt haben, so kann es sich hier weniger um das seyn sollende Unding, als vielmehr geradezu um den Sinn handeln, welchen unser Gegner jenen Schriften beylegt. In Bezug auf die italische Legende heißt es: der Rastislaus princeps Moraviae ist wieder

kein anderer, als der wohlbekannte (Herzog) Rastiz, — und folglich ist das Moravia der Legende das eigentliche Mähren. Das mag vielleicht seyn, kann aber doch vor der Hand für nichts als für eine Behauptung betrachtet werden, deren Bekräftigung erst von dem Gelingen der Auslegungen über die Biographie in Rückwirkung erwartet werden muß.

Der Klementische Biograph — in mehr als einem Stücke ein Widersacher der Briefe Johanns, und wohl nur deßwegen vom Hrn. D. zum jungen Schriftsteller und erlogenen Schüler des alten Klemens herabgesetzt — nennt mehrmal ein *Μοραβος*, welches er auch einmal als *Μοραβος της κανονιας* bezeichnet. Method ist dort Bischof; Rasistlabos war Herrscher, und nach ihm Sphentoplikos. Unser Gegner übersetzt nun Morabos mit Mähren, und will, daß man sich durch den Beysatz *της κανονιας* nicht dazu verführen lasse, dieses Mähren in Pannonien zu suchen, indem das pannonische Mähren (oder wie er immer das *της κανονιας* geben mag) doch kein anderes seyn könne, als das bekannte alte (eigentliche) Mähren, weil die dortigen Herrscher Rastiz und nach ihm Swatopluk gewesen seyen. Die Stelle beym Biographen, wo es im Eingange, nach gemachter Erwähnung, daß das Volk der Bulgaren durch heilige Männer erleuchtet worden ist, heißt: »ihr werdet »wissen wollen, wer jene Väter gewesen seyen; sie waren Me»thod, der die Eparchie der Pannonier schmückte, »da er Erzbischof zu Morabos gewesen, und Ky»rill ꝛc.« erklärt nun auch unser Gegner dahin, daß sich Methods pannonische Eparchie über dasselbe Mähren ausgedehnt habe. Wie aber — wenn das Morabos des Biographen nicht das Land Mähren, sondern eine Stadt bedeuten würde? Der Referent, welcher in der Wiener Literaturzeitung (July 1813. Intell. N. 18) die im Jahr 1802 in Wien gedruckte (aber nicht in Buchhandel gekommene) Biographie angezeigt hat, sah in dem Morabos ganz unzweifelhaft die Stadt, weßwegen er auch in Rücksicht der gewöhnlichen Ideen von Methods Erzbisthum in Mähren der Relation das Zeichen seiner Verwunderung ! beyfügte. Aber was soll man auch wohl, Befangenheiten abgelegt, anders darin sehen, als die Stadt? Schon die Form des Wortes, wenn gleich der Bezeichnung eines Landes nicht gerade widersprechend, führt doch weit mehr auf eine Stadt, als auf ein Land. In Konstantins Porph. bekannten Werke de admin. Imp. heißt Swatopluks oft erwähntes Land (c 13, 38, 40, 41, 42) jedesmal *Μοραβια*, und in dem Werke de cerim. aulae Byzant. II. c. 48 (in anderen griechischen Schriften wird unseres Wissens das Land Mähren nicht genannt), wo die Zuschrifts-

weise an den Fürsten von Mähren angegeben wird, heißt das Land wieder *Μωραβια*, nicht *Μοραβος*. Der Biograph selbst gibt es im Zusammenhange der Erzählung deutlich zu erkennen, daß sein Morabos eine Stadt sey. Nachdem er das Morabos in Bezeichnung von Methods Bisthum schon mehrmal ausgesprochen, erzählt er, wie Method drey Tage seinen Tod vorhersagend den Gorasd zum Erzbischof von Morabos bestimmt, die Partey der Ketzer aber (d. i. der Franken und des lateinischen Klerus) den Bichnikos (Wiching) eingedrängt und beschlossen habe, die Orthodoxen (Methods Schüler) für immer aus der Stadt zu entfernen, und wie die Soldaten, nachdem sie jene weit von der Stadt weggeführt hatten, wieder zur Stadt, wie es in diesen Stellen ausdrücklich so heißt, zurückgekehrt sind. Man sieht hier Morabos als Stadt und als Methods bischöflichen Sitz; und der Beysatz *της παννονιας* kann nichts anderes anzeigen, als daß man die Stadt in Pannonien zu suchen habe, und sie nicht mit einem anderen Morabos (ohne Zweifel der in Mösien gelegenen Stadt) verwechsle. An Parallelnachrichten mangelt es ohnehin nicht, die, wie schon oben bemerkt worden, Methods Sitz zu Morava angeben; und zum Ueberflusse unterscheidet noch die bulgarische Legende zwischen Moravien als Land und Moravos als Stadt und Sitz Methods. Wir sehen nun nicht, wie es möglich sey, dem Morabos des Biographen die Deutung vom Lande Mähren zu geben; und wer dieß gerade thun wollte, müßte doch Beweise auf die Bahn bringen, — die wir zur Zeit noch nicht kennen. In Folge dessen sind nun Rasistlabos und Sphentoplikos, die als Herrscher über Morabos angegeben werden, in dieser Beziehung nicht die bekannten Herzoge vom bekannten Mähren, sondern die Herrn der Stadt Morabos in Pannonien, wohin sich das eigentliche Mähren, wie unser Gegner selber zugibt, nicht erstreckte. Der Name Rasistlabos mag lateinisch oder deutsch, wogegen wir nicht zu streiten brauchen, immerhin mit Rastiz gegeben werden können, so ist doch nicht einzusehen, warum neben dem Herzoge Rastiz vom eigentlichen Mähren nicht ein anderer gleichnamiger Fürst über Morabos in Pannonien gewaltet haben solle? Und warum soll nicht diesem pannonischen Fürsten der mährische Herzog Swatopluk gefolgt seyn können, da derselbe bekanntlich ein Eroberer gewesen, und überdieß von ihm bekannt ist, daß er in einem eroberten, zum alten Mähren nicht gehörigen Gebiete, den Wiching als Bischof anstellte? Wiching war ja gerade, dem Biographen zufolge, Methods Nachfolger auf dem Stuhle zu Morabos! Wir bedürfen wohl nichts weiter mehr, und können uns füglich der Frage enthalten, ob es denn

sogar auch wahr sey, daß im eigentlichen Mähren selbst Swatopluk dem Herzoge Rastiz gefolgt sey [1]). Die endliche Auslegung unseres Gegners von Methods Eparchie der Pannonier, die sich über das eigentliche Mähren erstreckt haben solle, sinkt nun auch von selbst zusammen, weil das angebliche Mähren nur die Stadt Morabos in Pannonien ist.

Was der Biograph mit Method, nachdem er vom Papste Adrian zum Bischof von Morabos in Pannonien geweiht worden, wolle, ist wohl, wenn man sehen will, nicht zu verkennen. Die Stadt Morabos, liegend in Pannonien, und, wie die Verweisung der Schüler Methods zur Hand gibt (die von den Donaugegenden abgeführt, dann, im Begriffe nach Bulgarien zu gehen, denselben wieder zugeeilt, und, über einen Fluß setzend, in Belgrad eingetroffen sind), in der Nähe der Donau und dießseits der Save war Methods bischöflicher Sitz; die Slawen unter dem benachbarten pannonischen Fürsten Kotzel (bekanntlich in Unterpannonien bis zur Raab herauf sitzend, und dem deutschen Könige unterthan) gehören gleichfalls seinem bischöflichen Wirkungskreise an; vom eigentlichen Mähren weiß der Biograph nichts, und sehr natürlich heißt ihm Methods Sprengel die Eparchie der Pannonier [2]). — Da wir übrigens jetzt auch Nachrichten besitzen, daß

---

[1]) Rastiz war zufolge der ältesten Nachrichten nur der Beherrscher von einem Theile Mährens, während neben ihm in einem anderen Theile Swatopluk regierte. (Ann. Fuld. ad a. 869, 870.) Wir haben auch Ursache zu glauben, daß nach Rastiz's Entsetzung dessen Landestheil zum unmittelbar deutschen Gebiete geworden ist (l. c. ad a. 870, 884). Daß aber Swatopluk des Rastiz Nachfolger sey, sagt schwerlich ein Schriftsteller vor den Legendenschreibern des vierzehnten Jahrhundertes.

[2]) Der Biograph, der den Method vom Papste Adrian zum Bischof von Morabos geweiht werden läßt, und auch gar nichts beyträgt, woraus sich bey Method auf den wirklichen Besitz der erzbischöflichen Würde schließen ließe, nennt ihn doch einmal Erzbischof, und sagt auch von Gorasd, daß ihn Method zum Nachfolger als Erzbischof von Morabos bestimmt habe. Wir meinen, daß der Biograph, als Bulgar und als Schüler eines hochverehrten Schülers Methods ehrenhalber den erzbischöflichen Namen angewendet habe. Method hatte große Verdienste um den ersten Glaubensunterricht und die Literatur der Bulgaren; seine aus dem Gebiete von Morabos entfernten Schüler waren in der bulgarischen Hierarchie zu hohem Ansehen gelangt; der verdiente Klemens, einer dieser Schüler, war Erzbischof der Bulgaren; und schon frühe sind die bulgarischen Erzbischöfe, wie der alte griechische Katalog von diesen Erzbischöfen (s. Asseman III. 142) ausweiset, als die Nachfolger Methods betrachtet worden.

das Gebiet von Morabos, dem Rasistlabos gehörig, die superior Moravia geheißen, und es unserem Gegner, wie wir glauben, nicht gelungen ist, diesen Fürsten zum bekannten Herzog Rastiz aufzustellen, so erfolgt auch die Ueberzeugung nicht, daß der Rastilaus princeps Moraviae der italienischen Legende der bekannte Herzog Rastiz im eigentlichen Mähren seyn müsse; und es wird daher noch immer in der Frage bleiben können, ob nicht die Legende auf den pannonischen Fürsten Rasistlabos und dessen Moravia superior zu deuten sey?

Mit den Bemerkungen zu dem zweyten und dritten Mähren, und der Auslegung der italienischen Legende und des Klementischen Biographen auf das eigentliche Mähren beendet unser Gegner sein nöthiges Nachwort. Wir haben nun auch unsererseits nichts mehr zu erwiedern, und wollen auch nichts weiter bemerken, als daß es sich, in der ganzen Sache, wie wir dafür halten, um nichts anderes handeln könne und solle, als um die vier Briefe Johanns VIII.; zeigen sich diese als echt, so ist natürlich die alte Geschichte in ihren Hauptsätzen gerettet; sind sie aber unecht, so werden die Schriften, welche mit der Dichtung im Komplotte stehen, oder solchen Quellen nachgeschrieben haben, bald erkennbar, und aus den übrigen Quellen springen dann die pannonischen Beziehungen so in die Augen, daß Method ohne Schwierigkeit aufhört Erzbischof in Großmähren zu seyn, und Bischof der Slawen in Pannonien wird. — Ob übrigens mit dem Nachworte die gangbare Cyrillisch-Method'sche Geschichte festgestellt, und unsere Ansichten, die eine völlige Umstellung der Quellen und Begebenheiten verursachen würden, vernichtet seyen, mag jeder beurtheilen, der nach Wahrheit strebend die vorgebrachten Gründe und Gegengründe prüft. Was uns betrifft, haben wir schon früher erkannt und erkennen es noch immer, daß Hr. D. in seinen Arbeiten über Cyrill und Method der Geschichte vielen Dienst geleistet hat, und neben seinen Vorgängern mit Nutzen gelesen werden wird; — aber gerade deßhalb können wir den Wunsch nicht verbergen, daß der verdiente Verfasser seinem Werke auch die würdige Krone nicht entziehe. Wir meinen nicht, daß er unsere abweichenden Ansichten unterschreibe, daß er aber das Abweichende in seinem Wesen aufgreife und mit Ernst behandle, damit sich die Wahrheit, um die es im ordentlichen Wege allein zu thun seyn kann, heraushebe. Wir wollen ihm dann, wenn unsere Ansichten die schwächeren sich zeigen sollen, gerne die Ehre belassen, und die unserige in der Anerkennung fremden Verdienstes suchen.

F. B.

Art. III. Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik. Von Johann Friedrich Herbart, Professor der Philosophie zu Königsberg. Zweyter, analytischer Theil. Königsberg, 1825. Auf Kosten des Verfassers, und in Kommission bey Aug Wilh. Unzer. gr. 8. (XXVIII u. 541 S.)

Der zweyte Band des bezeichneten Werkes, dessen erster Band früher in diesen Jahrbüchern *) beurtheilt worden, bietet zu noch mehr interessanten Betrachtungen, als dieser letztere, Gelegenheit dar. Der Verfasser selber bezeichnet das Verhältniß beyder so, daß (S. 2) der erste oder synthetische Theil (m. vergl. am unten angeführten Orte S. 85) durch die Tiefe der Untersuchung, der jetzt mitgetheilte analytische durch die Weite des von ihm umspannten Gesichtfeldes seinen Werth erhalten müsse; daher denn auch dieser (Vorr. S. XXI) einer weit größern Menge von Lesern zugänglich seyn werde: indem von sehr bekannten Gegenständen die Rede sey, und der Verfasser sich bemüht habe, durch auffallende, aus der Mitte der Erfahrung gegriffene Züge dasjenige vor Augen zu stellen, was der Analyse unterworfen werden sollte. In nicht geringem Maße wird dies Interesse noch dadurch gesteigert, daß der Verfasser, indem er sich unter Anderem auch die Aufgabe stellt, den Ursprung und die Entstehungsweise des zeitlichen und räumlichen Vorstellens, der Verstandesbegriffe, so wie der der Vernunft eigenthümlichen psychischen Gebilde, nachzuweisen, durchgehends die hieher gehörigen Lehren der Kantischen Kritiken beurtheilt und berichtigt, und so zu dem, von Kant auf einem falschen Wege vergebens erstrebten, Ziele auf dem wahren Wege hinzuführen unternimmt.

Bey allen diesen Untersuchungen werden wir freylich stets auf die im ersten Bande entwickelten Prinzipien verwiesen; und Rec. also muß, indem er an die Beurtheilung jener Untersuchungen geht, auf die früher gegebene Beurtheilung dieser Prinzipien sich berufen. Rec. stimmte dem Verfasser darin vollkommen bey, daß, will man überhaupt zu wissenschaftlich-klaren und fruchtbaren Resultaten gelangen, die bisherige Methode der Psychologie gegen eine andere vertauscht werden müsse: indem die jetzt übliche, bey ihrer Erklärung der psychischen Erscheinungen durch abstrakte Vermögen, was in Wahrheit getrennt ist, verbinde, und dagegen trenne, was in Wahrheit verbunden ist (vergl. a. a. O. S. 62—66). Als besondere Kraft und Thätigkeit der menschlichen Seele darf man nur anerkennen, was wirklich als gesondertes Seyn in ihr gegeben ist, und die wirklich gesondert in ihr wirkenden Kräfte nicht um einer gewissen

*) Band XXVIII, S. 45—87.

Aehnlichkeit willen zu Einer zusammenwerfen: eine Irrung, welche die übrigen Naturwissenschaften früher eben so, wie jetzt die Psychologen, zur Vollkommenheit und Klarheit zu gelangen gehindert hat. Aber die, an die Stelle dieser falschen Methode zu setzende, richtigere ist keine andere, als eben die der übrigen Naturwissenschaften, oder die allgemein wissenschaftliche Methode: wir bedürfen keiner Ergänzung auf spekulativem Wege, wie sie der Verfasser für nöthig hält (vergl. a. a. O. S. 47 ff.). Der Verfasser gründet diese Nothwendigkeit auf die augenscheinlichen Widersprüche, welche er in den im gewöhnlichen Leben üblichen, und hienach auch der Wissenschaft untergelegten, Grundbegriffen wahrgenommen haben will. Aber theils würden diese Widersprüche, wären sie wirklich vorhanden, nicht gehoben werden durch des Verfassers dialektische Umwandlungen, theils sind dieselben nicht wirklich vorhanden, sondern erst vom Verfasser, in Folge gewisser falschen, vorzüglich von Fichte entlehnten Voraussetzungen in jene Grundbegriffe hineingetragen (vergl. a. a. O. S. 49 ff.). Des Verfassers Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen (vergl. a. a. O. vorzüglich S. 56 ff.) gibt uns nur andere Worte für die Einwirkung der Außenwelt auf die Seele, die Sache bleibt dieselbe; und indem der Verfasser durch die Bildung und Zusammensetzung dieser Worte läugnet, was in der Sache unzweifelbar ausgedrückt ist, verwandelt er das Verständliche in ein Unverständliches, das Klare in ein Unklares. Wir erhalten ein sich Gleichbleibendes, welches in jedem Augenblicke wechselt; ein keiner Einwirkung von außen Offenstehendes, das unaufhörlich durch andere Dinge bestimmt und verändert wird; ein Einfaches, welches durch und durch vielfach ist ꝛc. (vergl. a. a. O. vorzügl. S. 58 f.); und also auch als bloße Hypothesen (unabhängig von der Art ihrer Einführung) sind die vom Verfasser seiner wissenschaftlichen Konstruktion zum Grunde gelegten Begriffe und Sätze durchaus zu verwerfen, indem sie die Erklärung auf keine Weise erleichtern, sondern vielmehr aller Anschaulichkeit für dieselbe ermangeln, ja die in der gemeinen Auffassung gegebene Anschaulichkeit zerstören.

Der analytische Theil zerfällt dem Verfasser in drey Hauptabschnitte: vom geistigen Leben überhaupt; von der menschlichen Ausbildung insbesondere; und von den äußeren Verhältnissen des Geistes. In dem ersten dieser Hauptabschnitte wird in fünf Kapiteln: über die Verbindung der sogenannten drey Hauptvermögen der Seele; von den Affekten und Leidenschaften, nebst Rückblicken auf das Vorige; vom räumlichen und zeitlichen Vorstellen; von den ersten Spuren des sogenannten oberen Erkenntnißvermögens; und von der Apperception, dem inneren

Sinne und der Aufmerksamkeit gehandelt. Der zweyte Hauptabschnitt enthält vier Kapitel: von den Hülfsmitteln der Ausbildung, welche dem Menschen von Natur eigen sind, und von deren Erfolgen, den Kategorien und der inneren Apperception; vom Selbstbewußtseyn; von unserer Auffassung der Welt und den damit verbundenen Täuschungen; endlich von der höhern Ausbildung. Der dritte Hauptabschnitt entwickelt zuerst die Verbindung zwischen Leib und Seele, und spricht dann von denjenigen Geisteszuständen, auf welche der Leib einen bemerkbaren Einfluß habe. Die Einleitung und der Schluß äußern sich über einige allgemeine Punkte. — Indem wir bey unserer Beurtheilung im Allgemeinen dieser Ordnung folgen, erlauben wir uns doch zuweilen, wie auch der Verfasser selber (Vorr. S. XXII f.) zugesteht, ja anräth, eine Umstellung der Untersuchungen zur Erleichterung des klaren Verständnisses.

In der Einleitung zur Darstellung des Verhältnisses zwischen den sogenannten drey Hauptvermögen (Vorstellungs-, Gefühls- und Begehrungsvermögen) macht der Verfasser noch einmal darauf aufmerksam, daß doch wohl selbst die eifrigsten Verehrer der bisherigen Vermögenlehre in Verlegenheit gerathen müssen bey der Frage: wie denn nun wohl, und nach welchen Gesetzen, das Gedächtniß, die Einbildungskraft und die übrigen Vermögen eingreifen in die schon in vollem Grade begriffene Thätigkeit der Vorstellungen selber? — Zu der Angabe hievon finden wir in unsern Psychologieen auch nicht einmal einen Versuch gemacht; und bey genauerer Betrachtung zeigt sich auf das Augenscheinlichste, daß es außer den Vorstellungen selber überhaupt keine anderen Gewalten in der Seele gibt, und daß also jene abstrakten Vermögen, wie für die Erklärung durchaus unbrauchbar, so auch aller Begründung in der Wirklichkeit entblößt sind. — Wie also verhalten sich nun Vorstellen, Fühlen und Begehren zu einander? Jedes dieser drey schließt fast immer zugleich auch die beyden übrigen in sich, so daß also keines die anderen ganz verdrängt, sondern nur das Uebergewicht unter ihnen wechselt; und sie sind demnach nur Abstraktionen, und Benennungen a potiori: »denn jedesmal, indem wir fühlen, wird irgend etwas, wenn auch ein noch so vielfältiges und verwirrtes Mannigfaltiges, als ein Vorgestelltes im Bewußtseyn vorhanden seyn, so daß dieses bestimmte Vorstellen in diesem bestimmten Fühlen eingeschlossen liegt; und jedesmal, indem wir begehren, fühlen wir zugleich die Entbehrung, und haben auch dasjenige in Gedanken, was wir begehren; so wie jedesmal, indem wir denken, eine Thätigkeit wirksam ist, die, wenn sie aufgehalten würde, wenn sie sich durch Hin-

dernisse durchdrängen müßte, alsbald sich als ein Begehren, den Gedanken hervorzuheben, verrathen würde« (S. 66). Im Folgenden wird dieß vom Verfasser noch genauer bestimmt. Eine Vorstellung, welche im Bewußtseyn steht, kann entweder selbst mit den hemmenden Kräften im Gleichgewichte ruhen, oder an ihr eine hemmende und eine emportreibende Kraft sich das Gleichgewicht halten: indem z. B. eine Verschmelzungshülfe *), oder eine ganze Summe solcher Hülfen, ihr nicht erlaubte, dem Drucke, von welchem sie getroffen wird, nachzugeben. In dem ersten Verhältnisse ist sie bloße Vorstellung; das zweyte aber, obgleich für das Vorstellen gleichgültig (denn das Vorgestellte hat in dem einen und in dem andern Falle die gleiche Klarheit), äußert sich doch im Bewußtseyn als ein gepreßter Zustand, den wir dann eben durch den Ausdruck Gefühl bezeichnen. Eben so, wenn einer Vorstellung in ihrem Steigen ein Hinderniß begegnet, jedoch nicht stark genug, ihr das Steigen völlig zu verwehren; oder wenn noch antreibende, oder auch nur begünstigende, Kräfte mitwirken. Ueberdieß aber haben wir in dem Hinaufarbeiten einer Vorstellung gegen Hindernisse, wobey sie mehr oder weniger alle anderen Vorstellungen nach sich bestimmt, indem sie die einen weckt, und die anderen zurücktreibt, das hervorstehende Merkmal des Begehrens; so wie dagegen das Sinken einer Vorstellung, welche doch durch Verbindungen gehalten, oder durch neue Wahrnehmungen verstärkt, noch zaudert, aus dem Bewußtseyn zu entweichen, die Eigenthümlichkeit des Verabscheuens konstituirt. In der Begierde ist die Vorstellung des begehrten Gegenstandes zugleich die lebhafteste und die herrschende; im Abscheu ist die einzelne Vorstellung des verabscheuten Gegenstandes klarer, als jede einzelne der gegenwirkenden Vorstellungen; aber alle gegenwirkenden zusammengenommen, ergeben ein herrschendes Totalgefühl, und bilden eine Gesammtkraft, durch deren Thätigkeit die Gemüthslage auf ähnliche Art in einen kontinuirlichen Uebergang versetzt wird, wie beym Begehren« (S. 74). Denn dieses besteht nicht in einem Zustande, sondern in einer Bewegung des Gemüthes. — Zu allem diesem kommen endlich noch die Gemüthszustände, welche aus der Verschmelzung von der Hemmung, oder dem dahin zielenden Streben, entspringen: indem auch diese Unterschiede, wie die früher bezeichnete, nicht Gegenstände des Vorstellens, sondern Arten und Weisen, wie das Vorstellen sich ereignet, sind.

Im Allgemeinen gewiß eine sehr richtige Darstellung des

*) M. vergl. den XXVIII. Band dieser Jahrbücher, S. 78 f.

Verhältnisses zwischen dem Vorstellen, Fühlen und Begehren. Eine und dieselbe Seelenthätigkeit kann in verschiedenen Beziehungen Vorstellen, Fühlen und Begehren zugleich seyn; und die meisten Seelenthätigkeiten werden wenigstens unter zwey dieser Gattungsbegriffe sich subsumiren lassen *). In den genaueren Bestimmungen aber kann Rec. dem Verfasser nicht beypflichten. Unstreitig nämlich gibt es auch unabhängig von der Förderung oder Hemmung der Seelenthätigkeiten unter einander, als ursprüngliche Eigenthümlichkeiten besonderer psychischer Gebilde, hervortretende Gefühlsbeschaffenheiten. Ein Lichtreiz von einer gewissen Stärke vermittelte die Vorstellung von einer Farbe: man gebe ihm eine höhere Stärke, und er wird eine Lustempfindung, eine noch höhere, und er wird eine Schmerzempfindung; eine geringere, und er wird ein Gefühl des Ungenügens oder der Unbefriedigtheit erzeugen. Auch diese Verschiedenheiten beziehen sich auf die Art und Weise, wie das Vorstellen, oder vielmehr (da in diesen Fällen von Vorstellen nicht wohl die Rede seyn kann), wie die sinnliche Empfindung sich ereignet; aber nicht auf Verhältnisse der Reproduktion (worauf der Verfasser das Fühlen beschränkt), sondern auf Verhältnisse der ursprünglichen Produktion, auf Verhältnisse der äußern Reize zu unseren Seelenvermögen. Dasselbe gilt auch von vielen nichtsinnlichen Gefühlen. Das Gefühl der Klarheit bey dem Denken eines zweckmäßig und kräftig gebildeten Begriffes, das Gefühl der Lebendigkeit bey einer Einbildungsvorstellung, welche von einer ursprünglich lebendigen Wahrnehmung stammt, und, noch mehr im Gebiete des Geistigen, die Gefühle des Sittlichen und Unsittlichen ꝛc., haben ihren Grund nicht in Reproduktionsverhältnissen, sondern in den Grundbildungen der gefühlten Seelenthätigkeiten. Daher denn auch, indem sich diese Grundbildungen für die Rückkehr zum Unbewußtseyn erhalten, innere Angelegtheiten für Gefühle einer gewissen Art sich bilden; wo es dann, damit wieder dasselbe Gefühl entstehe, nicht mehr auf die Art, wie ihr Emporsteigen sich ereignet, sondern überhaupt nur darauf ankommt, daß sie zum Bewußtseyn emporsteigen. — Dasselbe gilt vom Begehren. Ist der in der Lustempfindung aufgenommene Reiz in einem bedeutenden Maße wieder entschwunden, so hat sich eine Begehrungsangelegtheit oder ein Begehrungsvermögen gebildet, das heißt eine Angelegtheit oder

*) M. vergl. die Beurtheilung der Schriften von Krug und Richter über das Gefühlvermögen im XXXII. Bande dieser Jahrbücher; auch des Rec. Psychologische Skizzen, S. 222 — 62.

ein Vermögen, welche, zum Bewußtseyn gesteigert, ein Begehren wird, mag auch diese Steigerung noch so ungehemmt vor sich gehen. Daher denn auch Rec. dem Verfasser nicht beystimmen kann, wenn er (S. 409 ff.) den Zustand des Begehrens für einen flüchtigen Zustand erklärt, der gar nicht könne aufbehalten werden. Allerdings kann eine Begehrung der bezeichneten Art, durch neue Lustreizung, wieder in eine Lustempfindung verwandelt werden, und demnach aufhören, Begehren zu seyn; aber diese Verwandlung kann auch ausbleiben; und überdieß zeigt die Erfahrung, daß ein längere Zeit als Begehren erhaltenes psychisches Gebilde die Reize weniger fest aneignet, und daher sehr bald und sehr leicht wieder zur Form des Begehrens zurückkehrt.

Der Verfasser wird an der Anerkennung dieser, nach des Rec. Meinung allein in der Erfahrung begründeten, Ansicht, durch seinen Idealismus gehindert. Zwar ist nach dem Verfasser »die wahre Philosophie« (S. 67), und also auch die seinige, »streng und vollkommen realistisch,« das heißt, er nimmt an, daß wirklich Dinge außer uns in Raum und Zeit existiren. Aber er zerstört den heilsamen Einfluß dieser Erkenntniß auf die Erklärung der psychischen Erscheinungen sogleich wieder, indem er auf das Bestimmteste läugnet, daß (z. B. bey dem sinnlichen Wahrnehmen oder der sinnlichen Lustempfindung) aus den Dingen irgend etwas in unsere Seele übergehen könne. Nun verhält sich zwar der größere Theil der psychologischen Aufgaben vollkommen gleichgültig gegen den Realismus und den Idealismus: denn Alles, was rein in der Seele gebildet wird, muß auch rein innerlich, d. h. allein nach den Gesetzen der psychischen Entwickelung, und unabhängig von allen Verhältnissen zur Außenwelt, erklärt und abgeleitet werden. Die Begriffe von Ursache und Wirkung z. B., oder die Begriffe von Substanz und Accidenz, dürfen wir, da sie doch unstreitig nicht von außen hineinkommen in unsere Seele, nur psychologisch oder idealistisch konstruiren, ohne irgend eine Einmischung der Außenwelt; und es ist z. B. schon ein Fehler gegen diese Vorschrift, wenn der Verfasser S. 175 f. den Begriff als diejenige Vorstellung erklärt, durch welche das Vorzustellende oder das Gedachte, bloß seiner Qualität nach betrachtet, wirklich vorgestellt werde: denn den Psychologen geht, für die Auffassung einer rein inneren Bildung, wie der Begriff ist, das (objektive oder äußere) Verhältniß zu der Qualität des Vorgestellten nichts an. Aber dieß gilt eben nur von den rein inneren Bildungen, nicht von denjenigen, deren Eigenthümlichkeit, wie diejenige der sinnlichen Lust- und Schmerzenempfindungen, so

wie der sinnlichen Begehrungen durch die Eigenthümlichkeit der von außen aufgenommenen Elemente bestimmt wird. Hier bedarf auch die Psychologie der Anerkennung des wahren Realismus: der Anerkennung, daß in den sinnlichen Wahrnehmungen und Empfindungen zwar nicht die Dinge selber in uns übergehen (und dieselben also auch nicht, wie sie an und für sich selber sind, durch unsere Vorstellungen abgebildet werden), aber doch ein Etwas von den Dingen [1]). Der Verfasser wird freylich diesen Tadel des Rec. nicht annehmen wollen; er wird den letztern des Befangenseyns in der gemeinen Ansicht von dem Kausalzusammenhange beschuldigen: welche, als durch und durch widersprechend, einer Verbesserung durch das spekulative Denken bedürfe. Rec. aber kann von einem solchen Widerspruche nicht die mindeste Spur entdecken; die Behauptung desselben durch den Verfasser scheint ihm ein wahrer Machtspruch; vielmehr glaubt er das Uebergehen gewisser Elemente von einem Seyn in das andere auf das Augenscheinlichste in der inneren Erfahrung nachweisen zu können [2]), und daher durchaus bey dem in der gemeinen Ansicht Gegebenen beharren zu müssen, als welches er allein auch als für die wissenschaftliche Auffassung genügend anerkennen kann. Vorzüglich klar tritt dieß bey den sinnlichen Begehrungen hervor. Durch keine innere Bewegung, und wären die Reproduktionsverhältnisse noch so günstig, kann der Mangel des äußern Lustreizes ersetzt werden; und nicht durch ein ungehemmteres Hervortreten der von der früheren Lust zurückgebliebenen Angelegtheit vermöge der Hülfe damit verschmolzener anderer Vorstellungen wird die Befriedigung herbeygeführt, sondern allein durch die erneuerte Aufnahme eben derjenigen Elemente, welche früher die Lust erzeugten. Außer dieser Aufnahme bedarf es keiner Vermittelung, keines Reproduktionsverhältnisses weiter: die neue Lust ist kein späteres Glied einer Reihe von Vorstellungen, sondern kann nur als erstes Glied unmittelbar durch die äußere Reizung herbeygeführt werden.

Aus der im Folgenden mitgetheilten Charakteristik besonderer Arten von Gefühlen und Begehrungen können wir nur das Bemerkenswertheste ausheben. Hierzu gehört vor Allem die dem Verfasser eigenthümliche Feststellung des Verhältnisses zwischen den Lustgefühlen und den Gefühlen des Angenehmen und des Schönen, so wie des Verhältnisses, in welchem diese drey Gefühlgattungen zum Begehren stehen.

[1]) Diesen Satz findet man weiter ausgeführt und begrundet in des Rec. Schrift über »das Verhältniß von Seele und Leib,« besonders S. 117 ff.

[2]) Vergl. ebendas. S. 58 — 69.

Die Gefühle der Lust und Unlust sind nach dem Verfasser (S. 110 ff.) specifisch verschieden vom Angenehmen und Unangenehmen. Die erstern bestehen in einer »aus mehreren korrespondirenden Vorstellungsreihen zusammengesetzten Bewegung und Aufregung des Geistes.« Jede in der Evolution begriffene Vorstellungsreihe nämlich wird in der Regel unter den mannigfaltigen, gleichzeitig gegenwärtigen Vorstellungen und Zuständen irgend etwas antreffen, wodurch ihre Bewegung mehr oder minder erschwert wird. Trifft es sich nun, daß zugleich auch eine andere Reihe sich entwickelt, welche wider das nämliche Hinderniß wirkt, so begünstigen sich beyde Reihen gegenseitig durch Besiegung des Hindernisses, und es entsteht ein Gefühl der Befriedigung. Eben so, wenn ein Paar Vorstellungen durch den Lauf der übrigen dergestalt zusammengeführt werden, daß sie in ihrem Begegnen sogleich verschmelzen: das Ablaufen der mit ihnen verbundenen Reihen gewinnt eine neue Energie; wie man sich dieß an dem erhöhten Lebensgefühle veranschaulichen kann, welches mit jedem neu gebildeten Syllogismus, ja mit jeder neuen Kombination, jeder neu gewonnenen Ansicht verbunden ist (S. 87 f.). Die Gefühle der Lust und Unlust also hängen von der Art und Weise ab, wie sich unsere Vorstellungen im Bewußtseyn befinden, und zum reihenförmigen Ablaufen angeregt sind: dabey ist diese Art und Weise, und also auch die Beschaffenheit des dadurch begründeten Gefühles, den Vorstellungen an und für sich zufällig. Vermöge ihrer verschiedenen Stellungen im Bewußtseyn können sie heute Lust, morgen Unlust mit sich führen, ohne daß sie darum selber etwas anderes, als ein gleichgültiges Objekt vorstellen: wie uns ja z. B. gewisse Beschäftigungen, nach den Umständen, bald gelegen, bald ungelegen kommen. Dagegen das eigentliche Angenehme und Unangenehme in etwas den Vorstellungen Wesentlichem bestehe. »Wem es in diesem Augenblicke völlig ungelegen ist, sich zu baden, der kann gleichwohl mit dem eingetauchten Finger prüfen, ob das schon bereitete Bad eine angenehme Wärme habe. Wer Wohlgerüche scheut, als ungesund, oder sie verachtet, der kann dennoch einen Ausspruch darüber thun, ob dieß oder jenes angenehmer rieche. Wer einen körperlichen Schmerz höchst gelassen erduldet, wird ihn dennoch unangenehm nennen, so daß der Schmerz ein Prädikat bekommt, welches vom Erdulden desselben unabhängig besteht« (S. 111). Die Art und der Grad der Annehmlichkeit und Unannehmlichkeit werden dadurch nicht anders, und nicht größer noch kleiner, daß wir ihr (subjektiv) viel oder wenig Wichtigkeit beylegen. In so fern steht denn das Angenehme in gleicher Linie mit dem Schönen, während

die Gefühle der Lust und Unlust diese Zusammenstellung nicht verstatten. Die Gefühle des Schönen entstehen aus der Verschmelzung der Vorstellungen von ihrer Hemmung*): wie sich dieß am einfachsten bey den Verhältnissen der Töne zeigt, wo »die Unterschiede der Konsonanz und Dissonanz einzig und allein durch das Intervall jedes Paares von Tönen, d. h., durch den Hemmungsgrad, bestimmt werden« (S. 90); und, wiewohl schwieriger, auch bey den Verhältnissen der Farben und Formen sich nachweisen läßt. Ganz ebenso aber verhält es sich nun mit dem Angenehmen: nur mit dem Unterschiede, daß wir bey den Gefühlen von Farben und Tönen die einfachen Elemente, als solche nachzuweisen im Stande sind; dagegen uns Geruch und Geschmack immer nur ein Zusammengesetztes geben, dessen Einfaches wir nicht kennen. »Es fehlt bloß die Möglichkeit, die Bestandtheile der Mischungen einzeln zu betrachten, die Hemmungsgrade zu untersuchen, und darnach, wie in der Musik, mit eigener Wahl die Zusammensetzung anzuordnen;« »das Vorgestellte im Gefühl des Angenehmen oder seines Gegentheils ist nicht einfach, sondern zusammengesetzt aus Partialvorstellungen, die sich von einander im Bewußtseyn nicht absondern lassen, die aber unter einander in ähnlichen Verhältnissen stehen, wie die Partialvorstellungen bey ästhetischen Gegenständen. Kennt man daher die letzteren, so wird man sich einen Begriff machen können von jenen« (S. 114). Und hiernach läßt sich denn auch der Zirkel lösen, in welchem wir die bisherigen Psychologen befangen sehen, indem sie das Begehren durch das Angenehme, und wieder das Angenehme durch das Begehren, erklären. Man halte nur in dieser Beziehung das Angenehme und die Lust aus einander. Das eigentlich Angenehme und sein Gegentheil nämlich gehen der darauf sich richtenden Begierde voran: sie werden Gegenstände derselben nur zufällig, wie jedes Gleichgültige dieß auch werden kann, durch besondere Bewegungsverhältnisse. Dagegen die Lust nur darum Lust ist, weil die Begierde voranging: als Befriedigung nämlich eines, in dem durch Umstände bestimmten psychologischen Mechanismus, hervorgetretenen Bedürfnisses, welches an gar keine Qualität des Vorgestellten gebunden ist.

Bey der Beurtheilung dieser Begriffbestimmungen sehen wir ganz davon ab, in wie fern der gewöhnliche Sprachgebrauch einer auf diese Weise bestimmten Gegenüberstellung des Angenehmen und der Lust günstig sey: wir fragen nur, ob die vom Verfasser aufgestellten Verschiedenheiten wirklich in der psychischen

*) M. vergl. die Rec. des ersten Theiles (Band XXVIII.) S. 75.

Entwickelung sich finden, und als solche denn auch einen, gleich wie gebildeten, Ausdruck in der Sprache verlangen. Aber auch dieß kann Rec. nur zum Theil zugeben. Was zuerst das Verhältniß zum Begehren betrifft: so kann allerdings etwas durch bloße Hemmung zum Begehren werden. Ein solches Verhältniß findet sich z. B., wenn wir unsere eigene sittliche Besserung, oder die eines andern Menschen begehren. Wir können uns selber oder diese Anderen eben so wohl mit der Eigenschaft der vollkommensten Sittlichkeit, wie als unsittlich, denken; es mangelt uns dazu durchaus kein psychisches Element; und daß wir das erstere Denken nicht vollziehen, und in Folge dessen die sittliche Steigerung begehren, entsteht nur aus der Hemmung, welcher dieser Gedanke durch die Anschauung des Wirklichen erhält. Hier also ist allerdings das Begierdewerden nur ein zufälliges, vorübergehendes Verhältniß für die Vorstellung des Sittlichen, mit welcher durch dieses Begierdewerden keine Veränderung vorgeht. Aber so finden wir es nicht immer, auch nicht bey dem Schönen. Wer die früher genossene Anschauung einer schönen Gegend, eines schönen Kunstwerkes begehrt: dem mangelt etwas für diese Anschauung, was ihm keine Veränderung zufälliger psychischer Entwickelungsverhältnisse, keine bloße Hinwegräumung eines Hindernisses, geben kann. Zwar ist auch hier das Gefühl des Schönen dem Begehren desselben vorangegangen; aber das Begierdewerden dieses Gefühles ist kein bloß äußerliches Verhältniß für dasselbe, sondern das Gefühl selber ist in seiner Form verändert. Die Intervallen der Töne, die Gruppirungen der Farben und Formen können völlig ungehemmt und vollständig hervortreten; aber dennoch sind wir nicht befriedigt, sondern erstreben ein Mehr, welches nur die neue Wahrnehmung, die Wiederholung des von außen bedingten Reizungsverhältnisses uns gewähren kann. Dieses Verhältniß ist ganz dasselbe bey dem Schönen, wie bey dem Angenehmen, und bey der Lust, und also das Schöne und Angenehme keineswegs beschränkt auf das Begierdewerden durch ein bloß äußerliches Verhältniß. Der Verfasser scheint sich hier durch einige falsche Sätze in Kant's Kritik der Urtheilskraft haben irre führen lassen.

Eben so mag ihn bey seiner Unterscheidung der verschiedenen Gefühlsgattungen der gewöhnliche Sprachgebrauch irre geleitet haben. Allerdings werden die Wörter »angenehm und unangenehm« als Prädikate der Dinge, die Ausdrücke »Lust und Unlust« als Prädikate des empfindenden Subjektes gebraucht, und hierdurch jenen ein objektiver, oder doch ein allgemein subjektiver Charakter zugeschrieben: denn, was das Erstere betrifft, so bemerkt der Verfasser selber S. 112 sehr

wahr: »nicht die Leinwand, oder die Pigmente, oder die dadurch reflektirten Lichtstralen seyen schön, sondern unsere eigene Vorstellung, in welcher die Auffassungen aller Theile des Bildes sich vereinigen.« Aber auch der Vorzug des Allgemein-Subjektiven ist nur relativ zu fassen, und liegt in dem ganzen Gebiete des Angenehmen noch immer mehr nach der Seite des Individuell-beschränkten und des Wechselnden hin. Wie es Augenblicke gibt, in welchen uns ein warmes Bad nicht behagt, und in welchen Wohlgerüche uns anwidern: so wird es auch andere, wiewohl vielleicht seltenere, geben, in denen wir gänzlich unfähig sind, über die Annehmlichkeit des einen oder anderen ein nur einigermaßen treffendes Urtheil zu fällen. Wir können hier für die Gefühle im Allgemeinen zwey Klassen von Verhältnissen unterscheiden: die, vorzüglich in den Quantitätsverhältnissen von Vermögen und Reiz begründeten, Bildungsverhältnisse der die Gefühle selber ausmachenden Thätigkeiten, und die Verhältnisse zu den Unterlagen, gegen welche jene als Gefühle sich kund geben. Die letzteren sind die veränderlicheren, die zufälligeren und in höherem Grade äußerlichen: wie ja z. B. der Genesende dieselben Lebensthätigkeiten als entzückendes Wohlgefühl empfindet, welche er vier Wochen vorher als durchaus gleichgültig fühlte, und vier Wochen später wieder eben so fühlen wird; und der Lebhafte von dem Grade der Lebhaftigkeit, der Phlegmatische von dem Grade des Pflegma kein Gefühl hat, welchen das entgegengesetzte Temperament mit sehr starkem Gefühle in sich nachbildet: bloß weil die Grundlage für das Fühlen, weil das Maß verschieden ist, gegen welches das Gefühlte sich mißt. Aber ist auch jenes andere Verhältniß im Allgemeinen gleichartiger in verschiedenen Lebensmomenten und bey verschiedenen Individuen: so ist es doch keineswegs der Individualität und dem Wechsel ganz entzogen. Ein Grad der Wärme, der Kälte, des Lichtes rc. welcher auf den Einen mäßig belebend und kräftigend wirkt, ist für die Vermögen des Anderen schon überreizend; und eine Beweisführung, die uns heute, ihrer Schwierigkeit wegen, als unangenehm erscheint, vollziehen wir in einiger Zeit vielleicht mit großer Leichtigkeit, und daher mit dem Gefühle des Angenehmen. Noch mehr tritt dieß bey den verschiedenen Geruch- und Geschmackreizen hervor, wo meistentheils alles allgemeingültige Urtheilen fehlt; und es scheint daher Rec. zu voreilig geschlossen, wenn der Verfasser, um gewisser Annäherungen zur Allgemeingültigkeit willen, die angenehmen Gefühle dieser Gattung auf, den Intervallen der Töne ähnliche Verschmelzungsverhältnisse zurückführen will. Aber auch für die Gefühle des Schönen sind diese Verschmelzungsverhältnisse schwerlich als allge-

meine Grundform, sondern nur als eine einzelne Unterart geltend zu machen. Schon die Schönheit einzelner Töne und Farben läßt sich aus diesen Verhältnissen nicht erklären; und in noch größere Schwierigkeiten für diese Erklärung werden wir im Gebiete des Intellektuellen und Moralischen verwickelt; worüber einige besondere Bemerkungen mitzutheilen später sich Gelegenheit finden wird. — Scheint uns nun auf diese Weise der Verfasser die Scheidungslinie zwischen den Gefühlen der Lust und des Angenehmen zu scharf gezogen zu haben, so liegen unstreitig die Gefühle des Schönen weiter von den letzteren ab, als der Verfasser es darstellt. Nach ihm ist der Unterschied zwischen beyden ein bloß äußerlicher, der den Gefühlcharakter nicht im Mindesten bewährt: die Gefühle des Schönen können in gewisse einfache Elemente aufgelöst werden, die des Angenehmen nicht; ihre Bildungsformen, als solche, sind völlig dieselben. Aber gewiß ist außer dem vom Verfasser angegebenen ein wesentlicher Gefühlunterschied zwischen beyden anzunehmen. Das Angenehme regt uns nur lebendig auf, bey dem Schönen kommt zu der lebhaften Reizung eine mäßigende und veredelnde Kräftigung hinzu: wir gewinnen eine Haltung im Gegensatze mit der dort allein vorherrschenden Hingebung. Beyspiele, diesen Unterschied sich zu veranschaulichen, werden sich leicht darbieten; eine tiefere Begründung desselben würde uns hier zu weit führen *).

Außer dem bisher Erörterten sind in den beyden, jetzt unserer Beurtheilung vorliegenden, Abschnitten noch des Verfassers Ansichten über die Natur der Affekten und Leidenschaften bemerkungswerth. Was die Affekten betrifft, so erklärt sich der Verfasser (Seite 103) auf das Bestimmteste dagegen, daß dieselben gesteigerte Gefühle seyen: Affekten und Gefühle gehören gar nicht zusammen wie Art und Gattung, sondern sind verschiedenartige, wiewohl sehr häufig und mannigfaltig verbundene Bestimmungen der Seelenzustände. Die Gefühle (wie wir oben gesehen) werden durch gewisse hemmende und emportreibende Kräfte bestimmt, »wobey es nicht darauf ankommt, wie viele Vorstellungen im Bewußtseyn seyen; auch nicht darauf, ob diejenigen Vorstellungen, welche die Einwirkung erleiden, sich gerade in einem mehr oder minder gehemmten Zustande befinden, welcher Unterschied sich viel mehr auf das Vorstellen, als auf das Fühlen bezieht; sondern darauf, wie stark das Drängen der mit einander und wider einander wirkenden Kräfte ausfalle.«

---

*) Man findet dieselbe in des Recensenten »Psychologischen Skizzen, S. 66 ff., 156 f. und 296 ff.

Dagegen für die Affekten Alles auf die Menge der wahren Vorstellungen ankommt: sie sind »Gemüthlagen, worin die Vorstellungen beträchtlich von ihrem Gleichgewichte entfernt sind, und zwar dergestalt, daß die rüstigen Affekte ein größeres Quantum des Vorstellens ins Bewußtseyn bringen, als darin bestehen kann, die schmelzenden ein größeres Quantum daraus verdrängen, als wegen der Beschaffenheit der vorhandenen Vorstellungen daraus verdrängt werden sollte« (Seite 100). Auch diese Ansicht kann Recensent nicht billigen. Der Verfasser führt den Zorn und die Furcht als Beyspiele an; aber Recensent kann weder in jenem ein übergroßes, noch in diesem ein übermäßig kleines Quantum von Vorstellungen, als diesen Gemüthsbewegungen wesentlich, erkennen; sondern wo sich diese Verhältnisse finden, erscheinen sie nur als Folgen, der Aufregung bey dem Zorn, und der Herabstimmung bey der Furcht. Diese Aufregung und Herabstimmung selbst aber sind Qualitäten der einzelnen Elemente dieser Gemüthsbewegungen, und also recht eigentlich gewisse Gefühlverschiedenheiten zu konstituiren geeignet. Der Verfasser hat sehr Recht, wenn er (S. 104) dagegen sich erklärt, daß man jedes starke Gefühl als Affekt verurtheile. »Man betrachte das Selbstgefühl, mit welchem Jemand sich bey empfangener Kränkung vor Gegenbeleidigungen hütet, indem er die Hoffnung faßt, seine Ehre werde fest genug stehen, und er dürfe verzeihen! Wenn dieses Selbstgefühl auch nicht ohne Affekte ist, so wird doch Niemand den Affekt für so stark halten, wie dieses höchst lebhafte Gefühl. Oder man nehme das reinste, zugleich äußerst süße Gefühl der Freundschaft, besonders in Augenblicken, nicht der Noth und Dienstleistung, sondern des bloßen Gesprächs, welches eine vollkommene Zusammenstimmung der innersten Gesinnungen entfaltet. Kein anderes Gefühl wird mehr, als dieses, beglücken; aber der Affekt, der es begleitet, ist äußerst gelinde: die Seele kommt dadurch eher in Ruhe, als aus der Ruhe.« rc. Aber aus diesen gewiß sehr wahren Bemerkungen folgt eben nur: daß nicht jedes starke Gefühl ein Affekt zu nennen sey; womit gar wohl bestehen kann, daß jeder Affekt als ein starkes Gefühl angesehen werden müsse. Der starken Gefühle gibt es sehr verschiedene Arten, welche der Denk- und Sprachgebrauch des gewöhnlichen Lebens freylich ohne genauere Bestimmung auffallend zusammenwirft, die aber der Wissenschaft zukommt, durch genaue Zergliederung sorgsam zu bestimmen und auseinander zu halten.

In der Betrachtung über die Leidenschaften erklärt sich der Verfasser zunächst trefflich gegen die Begriffbestimmung,

welche alle Leidenschaften zu den sinnlichen Begierden oder zur Sinnlichkeit rechnet. »So gehören die Wahrnehmungen nach Verhältnissen des Raumes und der Zeit in Eine Klasse mit den Strebungen des Lüstlings und zugleich mit dem, nur allzuoft leidenschaftlichen Enthusiasmus für Freyheit und Vaterland, ja für Religion und Wissenschaft, und die Sinnlichkeit muß sich in vielen Fällen geradezu in das Gebiet der Vernunft versteigen, um durch diese die Gegenstände der Leidenschaften erst kennen zu lernen; während sie sonst gewohnt ist, selbst die ersten Anfänge der Erkenntnisse darzubieten!« — Auch ist es eine gute Bemerkung, das durch die Leidenschaften zunächst Leidende sey die Fähigkeit, sich nach Motiven zu bestimmen und nach den Umständen zu richten, in wie fern diese das von der Leidenschaft verlangte Handeln widerrathen; so wie, daß (S. 107) die Gewalt der Leidenschaft »offenbar und geradezu die Gewalt der herrschenden Vorstellung selbst« sey, die sich gegen eine stets erneuerte Hemmung aufarbeite. Die Leidenschaften seyen »Begierden, welche in der ganzen Verwebung der Vorstellungen ihren Sitz haben.« Dieß ist im Allgemeinen richtig, möchte aber schwerlich wohl für sich allein hinreichen, den Charakter der Leidenschaften festzustellen. Denn paßt nicht die angeführte Erklärung auf jede Neigung, auch auf die schwächste? Das Eigenthümliche der Leidenschaften liegt in einer besonderen Gattung der Stärke solcher Dispositionen zur Begierde, welche eben wieder (wie vorher erwähnt) durch wissenschaftliche Zergliederung genauer bestimmt werden muß. Für eine solche Bestimmung finden wir bey dem Verfasser nur vereinzelte Andeutungen. »Je mehr (sagt er) die Vorstellungen vereinzelt geblieben, je weniger sorgfältig und regelmäßig sie unter einander verknüpft sind (nach des Recensenten Ansicht würde dieß nur Mangel an Erfahrung, und also, wo es in höherem Grade sich fände, ein thörichtes Handeln begründen); — desto gewaltsamer wirkt jede für sich allein, sobald sie aufgeregt ist, und erweckt und erträgt nur diejenigen, welche, ohne sie zu hemmen, mit ihr in Verbindung treten können.« Aber schwerlich besteht die Leidenschaft in einem solchen bloßen Mangel an Verbindungen; sondern vielmehr in einem Uebermaße derselben, nämlich unter den sehr vielfach erzeugten Angelegtheiten für Lustvorstellungen und Begierden einer gewissen Art; und eben so wenig möchten wir mit dem Verfasser den Einfluß einer guten Erziehung, in wie fern dieselbe der Leidenschaftlichkeit entgegenarbeitete, darein setzen, daß sie »die ganze Masse der Vorstellungen schon während des Entstehens in einen solchen Fluß bringe, daß keine einzelne

zu einer heftigen Aufregung gelangen könne.« Durch die in jedem Augenblicke für das Bewußtseyn bereit liegende Erkenntniß der mit einem gewissen leidenschaftlichen Handeln verknüpften üblen Folgen wird allerdings dieses Handeln verhindert, und der Leidenschaft selbst das fernere Anwachsen beschränkt werden können; aber noch besser ist es, sie überhaupt nicht entstehen zu lassen, und dafür sind ganz andere Mittel, als das vom Verfasser namhaft gemachte, nöthig. *)

Wir wenden uns nun zunächst zur Betrachtung der Art und Weise, wie der Verfasser die höheren Seelenthätigkeiten aus den niederen ableitet. Die bisher erläuterten psychischen Elemente nämlich, so wie manche andere, später zu erwähnende, sind, als in der wesentlichen Natur alles Seelenartigen gegründet, dem Menschen gemeinschaftlich mit den Thieren, welchen letzteren (S. 65) keineswegs etwas von den Vorstellungen des Räumlichen und Zeitlichen abgesprochen werden darf; so wie man auch bey höheren Thieren sogar Spuren von allgemeinen Begriffen, wenigstens von Erwartung ähnlicher Fälle, desgleichen vom Verstehen der ihnen gegebenen Zeichen, und vom inneren Sinne findet. Wie verhalten sich hiezu nun die sogenannten oberen, dem Menschen eigenthümlichen Vermögen? Und wie unterscheidet sich überhaupt der Mensch von den Thieren in Anlage und Ausbildung? — Der Verfasser beantwortet diese Fragen vorzüglich im vierten Kapitel des ersten, und im ersten und vierten Kapitel des zweyten Abschnittes (m. vergl. die oben mitgetheilte Uebersicht), welche wir demnach für unsere Beurtheilung mit einander verbinden.

Zuerst also: wie unterscheidet sich die menschliche Seele von der thierischen? — »Weder beweisen (antwortet der Verfasser S. 230), noch auch nur wahrscheinlich machen läßt sich die Hypothese, daß die menschlichen Seelen eine eigene Art von Seelen ausmachen, in deren Beschaffenheit ursprünglich die menschliche Ausbildung vorbestimmt sey;« einen specifischen Charakter der Menschheit, der sie nicht körperlich, sondern in Ansehung des geistigen Lebens ursprünglich und allgemein auszeichne, und der nicht auf einem Mehr oder Weniger beruhe, gibt es durchaus nicht (S. 238). — Und worin also der Unterschied? — Der Mensch hat Hände (erwiedert der Verfasser), er hat Sprache, er durchlebt eine lange, hülflose Kindheit: Eigenthümlichkeiten, welche ihm eine größere Masse und

*) Diese Mittel, so wie eine genauere Darlegung der Natur- und Entstehungsweise der Leidenschaften und Affekten findet man in des Recensenten Seelenkrankheitskunde, Seite 362 — 511.

eine vollkommnere Verarbeitung der Vorstellungen gewähren. Zuerst, er hat Hände, er kann die Sachen greifen, bequem zur Anschauung stellen, Versuche damit vornehmen: Vorzüge, welche den Thieren mangeln; weßhalb denn eben schon in den ersten Anfängen der Vorstellungskreis des Thieres hinter dem menschlichen zurückbleiben muß. Indem sich dann mit denjenigen Gefühlen, die unmittelbar aus den Bewegungen und Beugungen der Hand und ihrer Finger entstehen, diejenigen Vorstellungsreihen kompliciren, wodurch die Veränderungen der durch jene Bewegungen behandelten Gegenstände aufgefaßt werden, und hieraus dann Reproduktionsgesetze entstehen, nach welchen wiederum rückwärts auch die Vorstellungsreihen, durch die eine ähnliche Veränderung der Gegenstände gedacht oder begehrt wird, die zugehörigen Gefühle, und vermöge dessen auch die mit diesen vergesellschafteten Bewegungen hervorrufen: so entwickelt sich das Handeln, welches eben daher von der Hand den Namen trägt. Zwar fehlt dasselbe den Thieren keineswegs ganz, in wie fern ja auch sie manche bewegliche und zugleich empfindliche Gliedmaßen besitzen. »Aber die menschliche Hand, durch ihre ausgezeichnete Geschicklichkeit, bewaffnet die Strebungen und Begehrungen des Geistes ungleich vollständiger, ungleich erfolgreicher, als dieß bey den Thiergeschlechtern der Fall seyn kann. Die Hand macht aus jeder körperlichen Masse einen Diener und Verkündiger des Willens; ja sie macht aus einem Klotze vermittelst eines andern Klotzes, durch Schlagen, Stoßen, Reiben, endlich ein passendes Werkzeug für bestimmte Absichten: aus den ersten Werkzeugen werden andere kunstreichere, und aus der Zusammensetzung der Werkzeuge werden Maschinen. Auf diesem Wege bilden sich zahlreiche Beobachtungen und Erfahrungen, die den Gedankenkreis bereichern; und beynahe an jede Begehrung knüpft sich die Vorstellung eines Mittels, wodurch dieselbe könnte befriedigt werden.« — Der Mensch hat Sprache: ursprünglich eine Art des Handelns, begründet auf die vollkommenen Komplexionen zwischen den Worten und ihren Bedeutungen. Die Entstehung der Sprache erklärt sich leicht natürlich: die Worte waren ursprünglich nicht absichtliche, nicht verabredete Zeichen, und doch verstand man einander, indem man ihre Bedeutung aus dem zusammenstimmenden Handeln errieth, welches dem, bey gleichen Bedürfnissen unter gleichen Umständen, gemeinsamen Gedanken gemäß war. Die hiebey gebrauchten Naturlaute oder zufälligen Aeußerungen reproducirten sich bey jedem, wenn sich die Umstände wiederholten, und waren mit Erwartung eines ähnlichen gemeinsamen Handelns von beyden Seiten ohne

Weiteres verknüpft. Blieb dieses Handeln bey dem Andern aus, so legte man mehr Anstrengung in den damit komplicirten Laut: auf diese Weise fing die Absichtlichkeit des Sprechens an, der sich dann leicht später die Willkür anschließen konnte (S. 244). Uebrigens ist für den Einzelnen das Anheften der Gedanken an die Sprache sogar nachtheilig, indem durch den gleichen Rang der Wörter, auch die mehr oder minder vollkommenen Gedanken in einen gleichen Rang treten (S. 245). Aller Vortheil der Sprache beruht auf dem geselligen, gemeinsamen Gebrauche. Durch das Gespräch nämlich entsteht eine anhaltende und zusammenhängende Beschäftigung des Geistes mit dem Abwesenden und Vergangenen (S. 234). Die hörbaren Worte und die Gegenwart einer mitredenden Person leihen auch dem Abwesenden eine Art von Gegenwart und das Abweichende der zusammenstoßenden Vorstellungsarten nöthigen einen Jeden zu einer neuen Bearbeitung der eigenen Gedanken. Sprechen wir eine Vorstellungsreihe aus: so wird dieselbe Gegenstand unserer inneren Wahrnehmung: indem der Sinn der ausgesprochenen Worte gleichsam wieder aufgefangen wird von der nämlichen Vorstellungsreihe, wie sie vor dem Aussprechen in uns vorhanden gewesen ist, und zu diesem Veranlassung gegeben hat. Die Absicht, dem Anderen etwas mitzutheilen, bringt vollends Ordnung in die Rede: wie überhaupt jede Arbeit dadurch in einen regelmäßig fortlaufenden Zug gebracht wird, daß in jedem Augenblick das schon Vollführte unterschieden wird von dem noch zu Vollführenden. Vorzüglich folgenreich aber ist die Verweilung bey dem Abwesenden und Vergangenen, wovon gesprochen wird; indem sie die, das Thier fortdauernd drückende Last der unmittelbaren sinnlichen Gegenwart hinweghebt, und sie den Menschen aus dem Strome der Zeit sich loszureißen und den Augenblick zu vergessen in den Stand setzt, dessen Eindrücke sonst nur abgerissene Reminiscenzen aus der Vergangenheit zugelassen, aber eben durch das Abreißen die Vergangenheit selbst zerstört haben würden. — Der Mensch hat (ein überaus wichtiger Punkt) eine lange, hülflose Kindheit, welche Kinder und Aeltern weit länger zusammenhält, und das menschliche Geschlecht zu einem mehr geselligen Leben und zu gegenseitigen Diensten nöthigt, auch allein eine regelmäßige Erziehung möglich macht (S. 237). In der langen Kindheit sammeln sich überdieß die Vorstellungen weit mehr an, bevor aus dem Handeln in der Außenwelt eine Routine entsteht, an die sie fortan gefesselt werden könnten. Das menschliche Kind weiß viel mehr, als das Thier, wenn beyde in Hinsicht der Versuche mit ihren Gliedmaßen auf dem gleichen Punkte stehen. Daher sind

die Versuche des ersteren weit mannigfaltiger und belehrender. Sie dauern auch länger fort, je weniger sie anfangs der Bedürftigkeit entsprechen, der sie abhelfen sollten.« — Wozu endlich noch (S. 231) die größere Mannigfaltigkeit der Sensationen kommt, welcher der Mensch durch den gleichen Sinn fähig ist. »Der scharfe Geruch mancher Thiere scheint dennoch das Wohlriechende nicht zu kennen; auch das Bunte der Farben macht auf sie nicht den Eindruck, den man erwarten müßte, wenn sie die Farben wie wir unterschieden.«

Recensent ist weit entfernt, die Wichtigkeit der vom Verfasser hervorgehobenen Momente für die menschliche Ausbildung in Zweifel zu ziehen; aber durch sie allein scheint ihm der Vorzug der Menschen vor den Thieren, wie dieselbe in unserer Erfahrung vorliegt, nur sehr unvollkommen erklärt werden zu können. Der Besitz der Hände und der Sprache, so wie die (bey einigen Sinnen, z. B. bey dem Geruche, in Bezug auf die Hunde und einige andere Thiere wohl noch zweifelhafte) größere Mannigfaltigkeit der Sensationen erklären die größere Anzahl der Vorstellungen beym Menschen, und zum Theil die öfteren Reproduktionen derselben, wodurch die Vorstellungen in vielfachere Verbindungen eingehen. Aber für die größere Vollkommenheit der einzelnen Vorstellungen kann daraus nichts gefolgert werden: indem man vielmehr mit Recht schließen würde, je mannigfaltiger und zahlreicher die Vorstellungen, um desto unvollkommener müßte jede einzelne seyn: da ihr ja in dem gleichen Zeitraume desto weniger Zeit zu ihrer öftern Wiederholung zufallen muß, eine je größere Zahl von anderen auf das Gebildetwerden in der Seele Anspruch machen. In dieser Beziehung könnte höchstens der längeren Kindheit ein Gewicht beygelegt werden, obgleich des Ueberwiegens der entgegenstehenden Momente wegen, nur ein sehr beschränktes. Nun aber ist es eben vorzüglich die Vollkommenheit des einzelnen Vorstellens (die Klarheit und gleichbleibende Kräftigkeit des Denkens, in Vergleich mit dem bloßen Vorstellen), welche die menschliche Seelenentwickelung vor der thierischen auszeichnet; so wie man auch auf der anderen Seite nicht begreift, warum, bey einer ursprünglichen Gleichheit des menschlichen und thierischen Vorstellens, in dem letzteren nur so unvollkommene Spuren sich zeigen sollten von den Verknüpfungen und Verschmelzungen, durch welche der Mensch die verschiedenen Dingen eigenthümlichen Eigenschaften, so wie die ursächlichen Reihen rc. vorstellt: da doch der geringere Umfang der Vorstellungen bey den Thieren die Verknüpfungen und Verschmelzungen unter den wirklich gebildeten Vorstellungen vielmehr bedeutend

begünstigen müßte. Man möchte sich also wohl schwerlich der Annahme entschlagen können, daß schon die Urelemente des menschlichen Vorstellens von den Urelementen des thierischen wesentlich verschieden sind: verschieden durch eine größere Kräftigkeit der Bildung und des Beharrens, welche sie zu geistigen macht: ein Beywort, dessen wir uns von dem thierischen Vorstellen nicht wohl bedienen können. Recensent stimmt dem Verfasser bey in der Behauptung, daß (S. 65) die sogenannten oberen Vermögen, durch welche der Mensch sich über das Thier erhebt, »nicht als ein unabhängiger, selbstständiger Zuwachs zum niederen Vermögen«; sondern »als eine weitere Entwickelung zu betrachten seyen, die bey den Thieren nicht genug begünstigt, vielmehr so erschwert sey, daß sie nicht merklich werden könne.« Aber diese Begünstigung ist nicht eine bloß äußerliche, vorzüglich nur in einer größeren Vollkommenheit des Leibes begründete; sondern sie ist eine den Seelenthätigkeiten selber inwohnende, wesentliche und von denselben untrennbare. Eine genauere Zergliederung der vorliegenden Erfahrungen berechtigt uns zu der Behauptung, daß kein Thier völlig so sieht oder hört, wie der Mensch; sondern schon die einfachen sinnlichen Vermögen haben bey dem letzteren eine weit größere Kräftigkeit: weßhalb sie denn die Licht- und Schallreize schon ursprünglich weit kräftiger fassen, mit diesen zusammen weit kräftiger sich erhalten, und so der mannigfachen Verknüpfungen und Reihenformen fähig werden, wie wir sie in der Begriffbildung, den Urtheilen und Schlüssen, den Vorstellungen der mancherley Eigenschaftsgruppen und ursächlichen Folgen bis zu den zusammengesetztesten Werken ausgezeichneter Denker, und auf der andern Seite in den Verwickelungen der Leidenschaften, Maximen, sittlichen Grundsätzen ꝛc. hervortreten sehen. Was wir Vernunft nennen in den ausgebildeten menschlichen Seelen, ist nicht angeboren; sondern muß erst gebildet werden; auch wird es nicht aus einer besonderen, der menschlichen Seele eigenthümlichen Substanz gebildet; aber dasjenige, woraus es gebildet wird, ist etwas der angebornen Substanz der menschlichen Seele Innerliches und Wesentliches: so innerlich und wesentlich, daß es schon die einfachste menschliche Sinnenempfindung von der gleichnamigen thierischen unterscheidet.

Zu dem Vorzüglichsten in dem vorliegenden Werke gehört unstreitig die Art und Weise, wie der Verfasser das Höhere im Menschen mit dem Niederen in Verbindung setzt. »Wohl aber besorge ich (erinnert er in dieser Beziehung S. 238), daß

man die großen Unterschiede, die aus dem Mehr und Weniger, in Rücksicht des Vorraths und der Verbindung der Vorstellungen, entstehen müssen, niemals ernstlich genug erwogen habe; und zudem bin ich völlig überzeugt, daß man viel zu voreilig das Selbstbewußtseyn, die sittlichen Gesetze der Begriffe vom Unendlichen und von der Gottheit, nebst anderen ähnlichen, für etwas Ursprüngliches, nicht weiter Abzuleitendes gehalten, und dadurch die Spekulation nicht gefördert; sondern beschränkt und gehindert habe, ihr Werk gehörig durchzuführen. Denn es ist reiner Verlust für die Spekulation, wenn man das zu Erklärende absolut hinstellt, und es der Frage, warum es also sey und wie es mit Anderem zusammenhänge, ohne Weiteres durch die Behauptung entzieht, es sey nun einmal so, und nicht anders. Ueberall leitet der Verfasser (im Gegensatze mit den meisten der jetzt herrschenden philosophischen Schulen) das Allgemeine aus dem Besondern ab. Die Vorstellung des Raumes betrachtet er nicht wie Kant, als ursprünglich angeborene Geistesform, sondern als Abstraktum von den Vorstellungen erfüllter räumlicher Ausdehnungen (S. 143); sie entsteht, indem bey der Reproduktion verschiedenartiger unter denselben, endlich jede bestimmte Zeichnung und Färbung durch gegenseitige Hemmung verloschen. Eben so ist (S. 353 ff.) die Zeit das Abstraktum des Zeitlichen. Die Kategorien sind (S. 192 ff.) aus der gebildeten Erfahrung durch Reflexion herausgehoben: »nicht weil sie zuvor in die Erfahrung hineingetragen wären (als ob sie früher, unabhängig von denselben, vorhanden gewesen wären); sondern weil sie nichts anders anzeigen, als die allgemeine Regelmäßigkeit der Erfahrung nach den Gesetzen des psychologischen Mechanismus«; und sie scheinen von den Empfindungen nur deßhalb unabhängig, weil eben, zum Behuf ihrer, von allen Farben, Tönen, Gerüchen etc., so wie überhaupt von allem Eigenthümlichen unserer Empfindungen, abstrahirt worden ist. Für die Entstehung der sogenannten synthetischen Urtheile a priori braucht man nicht mit Kant ein der Seele angebornes Prinzip anzunehmen. Die Nothwendigkeit der metaphysischen Sätze ist (S. 375) darin begründet, daß ein Widerspruch muß gehoben werden, der in der Erfahrung liegt; die der mathematischen, kombinatorischen und aller ähnlichen Gesetze darin, daß eine einmal angenommene Regel der Konstruktion festgehalten wird, aus deren Verletzung Widersprüche entstehen würden. Eben so ist der Begriff des Unendlichen ein Abstraktum; und fragen wir, ob wir, durch das Fortschreiten in den demselben zum Grunde liegenden

Größen, wirklich jemals zu einer Vorstellung des Unendlichen gelangen, so, als ob es uns wie eine gegebene Größe vorschwebte; so lautet die Antwort darauf: Nein; »wir bleiben irgendwo stehen; wissen aber, daß wir weiter, und wohin wir auch gelangen möchten, doch noch weiter fortschreiten könnten. Dieser allgemeine Begriff vertritt die Stelle der Vorstellung des Unendlichen« (S. 379). »Und wie weit (S. 381) geht das absichtliche Konstruiren, welches geschieht, indem man die reproducirende Vorstellung auf das früher Konstruirte überträgt? So weit, bis dessen Vergeblichkeit vollkommen einleuchtet. Liegt einmal die allgemeine Regel der gleichartigen Fortschreitung klar vor Augen: so gewinnt der Begriff derselben nichts mehr durch fernere Konstruktion; wird aber die Reihe zu lang, so verlieren sich die ersten Glieder aus dem Bewußtseyn, und das Zusammengefaßte will nicht mehr wachsen..... Getrennt von praktischen Beziehungen und gereinigt von Verwechselungen, ist das Unendliche Niemandes Freund. Jeder fühlt, daß er sich darin verliert, sobald er den Anfangspunkt der Konstruktion fahren läßt, und keine bestimmt gesonderten Glieder mehr vor Augen hat. Alsdann entsteht ein Gefühl des Schwindels« ꝛc. Und eben so wenig ist endlich die Vorstellung des Absolut-Nothwendigen eine ursprünglich angeborene. Zunächst ist uns nur das Seyn gegeben, welches vollkommen genügt, allem Bedingten den festen Anknüpfungspunkt darzubieten. Das Nothwendige entsteht erst durch die Ablösung des Seyns von der Wirklichkeit in der Einbildung, durch die Rücksicht auf das bloß Mögliche. »Nothwendigkeit (S. 393) ist Unmöglichkeit des Gegentheils, und kann ohne Beziehung aufs Gegentheil gar nicht gedacht werden. Das wahrhaft Reale aber trägt gar keine Beziehung in sich, am wenigsten die auf sein Gegentheil, und ist gerade deßhalb weder zufällig, noch nothwendig; sondern diese beyden Prädikate haben nur Sinn für unsere Vorstellungen, wenn wir das Gegentheil zu denken unternehmen.«

Nach dieser allgemeinen Charakteristik der Ansichten des Verfassers schreiten wir nun zu den mehr besonderen Bestimmungen fort. Schon in der Einleitung äußert sich der Verfasser vorbereitend über die Bedeutung der Ausdrücke »Verstand« und »Vernunft.« Mit der bereits in früheren Schriften aufgestellten, und hier (S. 39) wiederholten Definition: »Verstand ist das Vermögen, uns im Denken nach der Qualität des Gedachten zu richten«, kann Rec. (wie schon oben gelegentlich bemerkt worden) durchaus nicht zufrieden seyn. Sie ist keine psychologische, das Eigenthümliche der unter den

Begriff »Verstand« zusammengefaßten psychischen Bildungen bezeichnende; sondern eine transscendente, gegen welche der Idealist und der Skeptiker mit Recht einwenden würden, daß es ja noch überhaupt zweifelhaft sey, ob unser Denken irgend eine Qualität der Außenwelt in ihrer vollen Wahrheit aufzufassen vermöge. Eben so möchte wohl der Verfasser den Begriff des Verstandes zu eng fassen, wenn er (S. 42) ganz allgemein behauptet, »er beziehe sich auf die Zusammensetzung der Vorstellungen, sammt den davon abhängenden Reproduktionsgesetzen«; denn unstreitig fallen auch die einfachen Begriffe in sein Gebiet, was auch der Verfasser (S. 41) dagegen sagen möge; obgleich allerdings richtig vom Verfasser bemerkt wird, daß man bey der Beschränkung des Verstandes auf diese letzteren, denselben nach der andern Seite hin zu eng definirt habe (S. 44). Die Vorstellungsgruppen und Vorstellungsreihen verdienen gewiß eine genauere Betrachtung in der Logik, als man ihnen gewöhnlich (nur beyläufig und in einer verwirrenden Verwechselung mit den eigentlichen Begriffsverhältnissen) zu Theil werden läßt; eine Verbesserung dieser Wissenschaft, über deren Vernachlässigung man sich nicht genug wundern kann, da ihre Nothwendigkeit schon in Baco's unsterblichen Werken so augenscheinlich und eindringend nachgewiesen worden ist. Sehr wahr ist die Bemerkung des Verfassers, daß das Gebiet des Verstandes weit über das Absichtliche sich hinaus erstrecke: der größere Theil unserer Abstraktionen und Entwickelungen geschieht in der That (wie schon die oberflächlichste Selbstbeobachtung lehrt) durch unwillkürliche Erweckung und unwillkürliches Zusammenfließen von Vorstellungen und Vorstellungsreihen. — Eben so, wie die Definition des Verstandes, scheint dem Rec. die Definition der Vernunft zu eng, sie sey (S. 40) »das Vermögen zu überlegen und nach dem Ergebniß der Ueberlegung sich zu bestimmen«, daher sie denn (S. 46) stets eine innerliche Beobachtung (eine Theilung von Objekt und Subjekt) und überdieß mehrere zusammenstoßende Gedankenreihen (also auch eine Theilung in dem Objektiven) voraussetze. Die Vernunft zeigt sich eben so wohl, ja vorzugsweise, und in ihrer höhern Vollkommenheit allein, in fertigen Vorstellungen, Vorstellungsgruppen und Vorstellungsreihen, für welche demnach kein Streit mehr Statt findet, und vielleicht nie Statt gefunden hat: in der von Anfang an richtigen Auffassung der Weltverhältnisse und des Weltlaufes, in der durchaus unangefochtenen und stets unangefochten gewesenen wahren Unter- und Nebenordnung der verschiedenen, für den Menschen mög-

lichen Interessen, bis zu den höchsten hinauf. — Sehr gut erinnert der Verfasser (S. 48), daß man Verstand und Vernunft nicht so dürfe gegen einander stellen wollen, als bezögen sie sich auf durchaus von einander Geschiedenes. »Der Verstand hat Vernunft: denn wie könnte man immer seine Gedanken nach der Beschaffenheit des Gedachten einrichten, ohne manchmal Ueberlegung zu Hülfe zu nehmen?« »Die Vernunft hat Verstand: denn wie könnte die Ueberlegung zur richtigen Entscheidung führen, wenn die Gedankenreihen, die in der Ueberlegung sich entwickeln, nicht der Beschaffenheit des Gedachten gemäß wären?« — Zwey Sätze, welche bey anderer Bestimmung dieser Begriffe eben so wahr bleiben. — Wie diese Bestimmung richtiger gegeben werde, kann Rec. hier nicht ausführlich nachweisen. Daß in der neuesten Zeit, wie auch zum Theil schon früher, so viele entgegengesetzte, oder doch von einander abweichende Definitionen dieser Begriffe aufgestellt worden sind, erklärt sich leicht aus dem Unbestimmten und Schwankenden, welches allen Begriffen des gewöhnlichen, unwissenschaftlichen Denkens, und natürlich denjenigen am meisten anklebt, welche, wie »Verstand« und »Vernunft«, auf den höchsten Stufen der Abstraktion liegen. Indeß hält es doch, bey genauerer Vergleichung des Gebietes, auf welches diese Begriffe sich beziehen, nicht schwer, die Tendenz nachzuweisen, welche bey ihrer Bildung vorschwebte. Unstreitig sollte der Begriff »Vernunft« die sämmtlichen höchsten Gebilde des menschlichen Geistes zusammenfassen: von Seiten des Vorstellens also die Syllogismen und die übrigen zusammengesetzteren Denkformen; von Seiten des Fühlens die religiösen Ideen, von Seiten des Begehrens das sittliche Handeln und die sittlichen Maximen. Die verschiedenen Ansichten verschiedener Forscher (zu ihrer Geschichte findet man S. 172 einige gute Bemerkungen) entstanden nur vorzüglich daraus, daß man auf der einen Seite für diese verschiedenen höchsten Gebilde eine Einheit suchte, und auf der anderen, in der Verzweiflung eine solche zu finden, und zum Theil auch wohl durch Beschränktheit der individuellen Ausbildung verleitet, nur diese oder jene Classe von Gebilden, mit Ausschluß der übrigen, als den Umfang jenes Begriffes ausfüllend, gelten machen wollte. Aber eine solche Einheit (ausgenommen in wie fern eben jene Gebilde die vollkommensten Gebilde eines und desselben Geistes sind) läßt sich nicht nachweisen, und jede der bezeichneten Beschränkungen muß in der entgegengesetzten ihre nothwendige Ergänzung und Widerlegung finden: wie denn überhaupt dieser Begriff, so wie er einmal angelegt worden, nur für das Denken des gewöhnlichen

Lebens brauchbar und keiner wissenschaftlich-scharfen Bestimmung fähig ist. Für diese letztern bedarf es einer ganz anderen Anlage und vielfacher Vorbereitungen: man muß, mit genauer psychologischer Zergliederung, die Bildung jener vollkommensten Erzeugnisse des menschlichen Geistes rückgängig bis zu ihren einfachsten Elementen verfolgen, und man wird in der besonderen Beschaffenheit dieser die Einheit entdecken, nach welcher man in jenen so vielfach zusammengesetzten Gebilden vergebens suchte, eben weil sie auf ganz verschiedene Weise so vielfach zusammengesetzt sind, und in der Vielfachheit der Zusammensetzung die Einstimmigkeit der einfachen Elemente bis zur völligen Unkenntlichkeit sich verlieren muß Für die Bildung dieser vollkommensten Erzeugnisse des menschlichen Geistes ferner müssen unstreitig mehr andere zusammenfließen, und zwischen diesen kann ein Gegensatz, ein Streit eintreten. Bey einer zusammengesetzteren Denkentwickelung müssen wir vielleicht viele Begriffe und Sätze vergleichen, ehe wir zu dem richtigen Resultate gelangen, und die richtige Neben- und Unterordnung der verschiedenen Werthe und Interessen geschieht nicht immer ohne Widerspruch. Dieß ist es, was den Verfasser verleitete, die Ueberlegung als das wesentliche Merkmal der Vernunft hervorzuheben. Aber theils ist der bezeichnete Kampf für das Hervorgehen des höchsten Ergebnisses keineswegs wesentlich, sondern kann eben so wohl auch fehlen, und fehlt nicht selten merklich; theils (wie schon früher bemerkt worden) gehören ja der Vernunft nicht weniger die aus der vollendeten Ueberlegung hervorgegangenen, und eben dadurch gegen eine gleiche Ueberlegung geschützten Gebilde an. Der Vernünftigste wäre der, welcher für die Erwerbung der Wahrheit und Weisheit nie zu überlegen nöthig gehabt hätte, und unter den, unserer Erfahrung vorliegenden vernünftigen Geistern ist jeder um so vernünftiger, je mehr ihm gelungen ist, über diese Nothwendigkeit sich zu erheben. — Für die unter den Begriff »Verstand« zusammengefaßten psychischen Gebilde ist unstreitig das hauptsächlichste Merkmal die Klarheit des Vorstellens, wie sie, durch das Zusammenfließen mehrerer gleichartiger Vorstellungen, Vorstellungsgruppen und Vorstellungsreihen, und durch das in Folge hievon entstandene vielfache Gegebenseyn derselben Vorstellungselemente, in der Begriffs-Form erreicht wird. Zu dem Besonderen, welches hiebey verdunkelt, oder wovon abstrahirt wird, gehört unter Anderen auch die vorübergehende subjektive Beschaffenheit der darin eingegangenen psychischen Elemente. Richtig bemerkt daher der Verfasser S. 165: »die Qualitat des Gedachten ist unabhängig von der Stärke,

welche zufällig eine Vorstellung vor anderen besitzt, und eben so von ihrer momentanen Aufregung;« und dieß ist es wohl vorzüglich, was den Verfasser zu seiner Definition des Verstandes veranlaßt hat. Aber für jenes vielfache Zusammenseyn desselben Vorstellens, und die daraus hervorgehende Klarheit des Denkens, ist es gleichgültig, ob der Gedanke nur die Qualität des Gedachten, oder (nach einem beschränkten Idealismus) eine aus dieser und der Qualität des Denkenden zusammengesetzte Qualität ausdrückt; so wie auf der anderen Seite die wahre Qualität in vielen Fällen vorgestellt werden kann, ohne doch mit Verstandesklarheit vorgestellt zu werden.

Hiernach können wir denn dem Verfasser zu den spezielleren Bestimmungen im vierten Kapitel des ersten Hauptabschnittes folgen. Er bahnt sich den Weg zu diesen, indem er das Unnöthige rügt in Kants Bemühungen, den Quell der Synthesis in unserem Vorstellen nachzuweisen. Diese Synthesis bedarf vielmehr gar keiner Erklärung, indem es ja undenkbar ist, daß die Vorstellungen eines und desselben Subjektes getrennt blieben. »Alle unsere Vorstellungen, bloß und lediglich darum, weil sie in uns beysammen sind, würden ein einziges, aus gar keinen Theilen bestehendes, gar keiner Art von Absonderung fähiges, Objekt vorstellen ...., wenn die bekannten Hemmungen und Gegensätze der Vorstellungen nicht wären« (S. 168). Daß die Farbe und die Gestalt der Glocke mit ihrem Klange und ihrer Härte und ihrer Kälte zusammengefaßt werden, versteht sich von selbst; und man frage also lieber, warum nicht die Glocke auch noch mit dem Gebälke, woran sie hängt, der Baum auch noch mit dem Boden, worin er steht, zusammengefaßt, und für ein einziges Ding gehalten werde. Ursprünglich ist jedes Vorhergehende ein Vorzeichen, lediglich darum, weil die Vorstellung desselben mit der des nachfolgenden in ein Bewußtseyn zusammenkommt und verschmilzt. Aber die Umgebung zerreißt: die Dinge rücken von ihren Plätzen, der Standpunkt des Wahrnehmenden ändert sich; es bilden sich Vorstellungsfolgen vom entgegengesetzten Ausgange bey gleichem Anfange. So hemmen sich gewisse Vorstellungsgruppen und Vorstellungsreihen; während solche, die oft wiederkehren, sich verstärken und festigen.

S. 177 ff. bestimmt der Verfasser zunächst das Verhältniß der Begriffe zu den Wahrnehmungen und Einbildungsvorstellungen. »Gesetzt, es sey in irgend einer Seele ohne Weiteres eine gewisse Vorstellung — so wie wir in den Grundlinien der Statik des Geistes anzunehmen pflegten, ohne uns darum zu bekümmern, woher diese Vorstellung entsprungen, und wie sie ins Bewußtseyn gekommen sey — als-

dann ist diese Vorstellung ein Begriff, und wäre es auch nur die Vorstellung der rothen Farbe, ja selbst nur die einer bestimmten Nuance derselben mit einer bestimmten Gestalt des Gefärbten. Denn Allgemeinheit ist gar kein wesentliches Erforderniß zu einem Begriffe.« — Man sieht, zu welchen, dem allgemeinen Sprach- und Denkgebrauche ganz entgegengesetzten Behauptungen der Verfasser durch sein Absehen von der eigenthümlichen psychischen Bildungsform der Begriffe geführt wird. — »Nun aber findet sich (fährt der Verfasser fort) in keiner Seele so ganz von selbst eine Vorstellung: die Seele ist vielmehr ursprünglich eine vollkommene tabula rasa (?!), ohne alles Leben oder Vorstellen. Demnach gibt es keine ursprünglichen Begriffe, auch keine Anlage dazu (?!); sondern alle Begriffe sind etwas Gewordenes.« Der erste Schritt hiezu sind die Selbsterhaltungen der Seele gegen ihr fremdartige Störungen: das ursprüngliche Werden der Vorstellungen, während dessen und in Beziehung auf welches sie Empfindungen und Wahrnehmungen heißen. Einbildungen heißen sie, wenn bey gegebener Gelegenheit die Totalkraft des Vorstellens, nachdem sie schon völlig gehemmt war, ihr Vorgestelltes wieder ins Bewußtseyn bringt. Nun aber müssen ja alle unsere Vorstellungen entweder in der ursprünglichen Bildung begriffene oder reproducirte seyn; und so sind demnach alle, wenn wir auf die Art und Weise sehen, wie sie ins Bewußtseyn kommen, entweder Wahrnehmungen oder Einbildungen. Wo sollen wir also überhaupt die Begriffe suchen. »Wir haben dieselben (antwortet der Verfasser) nicht irgend einmal, zu einer gewissen Zeit; wir haben sie nicht neben und außer den Wahrnehmungen und Einbildungen, sondern wir schreiben uns Begriffe in sofern zu, in wie fern wir abstrahiren von dem Eintritt unserer Vorstellungen ins Bewußtseyn, und dagegen darauf reflektiren, daß sie sich darin befinden, und ihr Vorgestelltes (den Begriff im logischen Sinne) nun in der That erscheinen lassen.« Bringt überdieß eine Vorstellung nichts als sich selber: so bedarf es keiner solchen Abstraktion, die Vorstellung ist ohne Weiteres Begriff. Nur entsteht hier die wichtige Frage: wie denn unsere Vorstellungen loskommen von den Kombinationen und Verschmelzungen, in welche sie bey ihrem Entstehen und bey jedem Wiedererwachen unvermeidlich gerathen? — An und für sich reproducirt jede Vorstellung sich mit ihren Verschmelzungen und Komplikationen. Aber man denke sich drey gleichartige Wahrnehmungen auf diese Weise reproducirt, so gibt es schon eine Hemmung: »indem die Verbindungen der einen und der anderen sich nicht gleich seyn

werden. Gehen wir aber zur zehnten, zur hunderten, zur tausendsten jener wiederholten Wahrnehmungen: so ist offenbar, daß die verschiedenartigen Associationen aller vorhergehenden sich bey deren Reproduktion so gut als auslöschen müssen. Dabey kann denn freylich auch von jeder einzelnen unter den gleichartigen Reproducirten nur ein geringes Quantum ins Bewußtseyn kommen, weil auf sie die Hemmung, die ihre Verschmolzenen leiden, zum Theil fortwirkt. Allein alle zusammengenommen ergeben dennoch ein bedeutendes Quantum, welches eine einzige Totalkraft ausmacht. ... Wenn zwey Reihen von gleichartigen Anfangspunkten zu entgegengesetzten Gliedern fortlaufen, so entsteht eine wachsende Hemmung; je öfter dieß unter mehreren Reihen sich wiederholt, desto mehr verkürzen sich die Reihen, weil durch die Hemmung die hinteren Glieder unmerklich werden; endlich geht die Verkürzung beynahe in Isolirung über, wenn sich die hinteren Glieder so gut als ganz aufheben.« — Und auf die gleiche Weise, wie die individuellen, entstehen denn auch (S. 183) die allgemeinen Begriffe. Eine Menge ähnlicher Gegenstände wird wahrgenommen, die daraus entsprungenen Vorstellungen schmelzen zusammen; und nach gegenseitiger Hemmung der widerstreitenden Elemente erlangt das Gleichartige in der Totalvorstellung ein bedeutendes Uebergewicht über dem Verschiedenartigen.

Von ganz entgegengesetzten Prinzipien ausgehend, stellt demnach der Verfasser den Abstraktionsprozeß dennoch genau so dar, wie er dem gewöhnlichen Bewußtseyn sich kund gibt. Aber Rec muß gestehen, daß er dieß nicht mit jenen Prinzipien zu vereinigen vermag. Nach dem Verfasser *) kann jede Selbsterhaltung oder Wahrnehmung nur einmal geschehen; ihr wiederholtes Geschehen wird nur in sofern möglich, als sie früher eben noch nicht ganz, nicht im vollkommenen Zusammen, geschehen ist. Ueberdieß kann diese Wiederholung nur eintreten, wenn die frühere Vorstellung auf die statische Schwelle getrieben ist; erhebt sie sich von dieser wieder (was eben auf Veranlassung der neuen Bildung geschieht), so hört die Wiederholung auf. Hiernach also sollte man glauben, alles gleichartige Vorstellen müsse ein einziges Quantum bilden, der Qualität nach völlig dem ersten Vorstellen gleich, nur eben gesteigert, als wenn dieses Vorstellen länger gedauert, und auf Veranlassung eines vollständigeren Zusammen gebildet worden wäre. Man sieht demnach gar nicht ein, wie der Verfasser auf einmal von mehreren, ja von tausend gleichartigen Vorstellungen spre-

*) M. vgl. die Beurtheilung des ersten Theiles im XXVIII. Bande dieser Jahrbücher, S. 80 — 85.

chen könne, welche gesondert in der Seele vorhanden seyen: wie dieß derjenige allerdings kann, welcher annimmt, es bilde sich jede wiederholte Wahrnehmung durch ein, wenn auch den vorher verwendeten gleichartiges, doch numerisch von denselben verschiedenes, neu entstandenes Wahrnehmungsvermögen. Unter dieser Voraussetzung kann denn auch, durch das Zusammenfließen des ursprünglich geschiedenen Gleichartigen, der Begriff eine ganz andere psychische Bildung erhalten, als die noch so lange fortgesetzte und noch so vollkommene Wahrnehmung. Während diese immer nur eine einfache Verknüpfung von Vermögen und Reiz enthält, von größeren Quantis des einen oder des anderen freylich, so haben wir in jenem ein vielfaches Nebeneinander gleicher Vermögen und Reize. Nach des Verfassers Grundsätzen aber ist eine solche eigenthümliche, von derjenigen der Wahrnehmungen verschiedene, Bildungsform der Begriffe, wie sie doch schon die oberflächlichste Selbstbeobachtung als unzweifelhaft verbürgt, überhaupt nicht als möglich zu denken.

In der Darstellung der den Urtheilen eigenthümlichen Form und Entstehungsweise macht der Verfasser als die einfachste Form die der Ausrufungen, wie »Feuer!« »Land!« ꝛc. geltend. Hier gibt die unmittelbare Wahrnehmung das Subjekt; die früher gebildete, jetzt erwachende und mit jener verschmelzende Vorstellung das Prädikat; die Verschmelzung ist das, was die Kopula zu bezeichnen hätte. Aber die Verschmelzung geschieht plötzlich, und ist schon vollzogen, noch ehe sie einen Ausdruck findet: so im Grunde bey jedem bekannten Dinge, welches uns wieder zu Gesicht kommt. Die vollständige logische Form erscheint erst, wenn die Verschmelzung durch irgend einen Umstand erschwert und verzögert wird, so daß bey ihr Anfang, Mittel und Ende sich hinreichend von einander sondern, und jedes für sich zu Worte kommen können. Den Anfang bildet dann die Vorstellung des Subjekts, vielleicht schon im Sinken begriffen, während die des Prädikates noch steigt, jedoch so, daß die vom Subjekt ausgehenden Reihen eben in ihrem Streben zur Evolution begriffen sind; das Ende macht das Prädikat aus; in der Mitte zeigt sich die Kopula, der Ausdruck derjenigen Veränderung der Gemüthslage, welche sich in der Verschmelzung ereignet. Für die Erzeugung des verneinenden Urtheils muß der zuerst erweckten Vorstellung vermöge einer Komplikation oder Verschmelzung diejenige anhängen, die den Platz des negativen Prädikates einnehmen soll. Ich gehe beym Eintritt des Winters aufs Feld; einen bekannten Baum sehe ich jetzt entlaubt: so kann sich durch die Reproduktion der früheren Wahrnehmungen das Urtheil erzeugen,

daß der Baum nicht belaubt sey. Der Begriff der Negation entsteht durch Abstraktion aus den negativen Urtheilen. — Sehr richtig gewiß; wenn nun aber der Verfasser, der früher entwickelten Theorie der Begierde gemäß, die Behauptung aufstellt, das Verneinte sey als solches immer begehrt; und wo es nicht als Begierde hervortrete, sey dieß nur besonderen Umständen zuzuschreiben (die er S. 190 namhaft macht): so möchte sich dieß schwerlich rechtfertigen lassen, und nur der früher aufgestellten Hypothese zu Liebe behauptet seyn.

Von den psychologischen Begriffen, von welchen im Vorigen überall die Rede gewesen ist, hatte der Verfasser schon anfangs die logischen Begriffe unterschieden. In logischer Bedeutung ist jeder Begriff nur einmal vorhanden, und völlig unzeitlich; während den psychologischen jeder auf seine eigene Weise und zu verschiedenen Zeiten verschieden bildet: »der Zustand eines Menschen, in welchem das Gedachte seines individuellen Denkens ein Gattungs- oder Artbegriff im strengsten Sinne seyn würde, ist etwas Idealisches, welches niemals vollkommen zu erreichen steht« (S. 176). Diese Begriffe sind daher auch nur durch Annäherungen zu erreichen, und diese Annäherungen bilden sich erst nach den Urtheilen, und vermittelst derselben, indem durch diese die Komplexionen der psychologischen Begriffe zersetzt werden. Als Einheiten, welchen die Merkmale beygelegt werden, erscheinen hier meistentheils die Wörter: wo es denn bey dem Fortschritte dieses Bestimmens leicht dahin kommen kann, daß man, die Entstehung der Begriffe aus den Wahrnehmungen vergessend, nach Platonischer Ansicht die Begriffe als die Muster der Dinge betrachtet: vorzüglich weil manche Begriffe (wie z. B. die geometrischen Grundbegriffe) durch die Urtheile so geläutert werden, daß ihnen in dieser Gestalt kein sinnliches Ding Genüge thut (S. 366). Doch zeigt sich die Verbindung mit den Wahrnehmungen für den Aufmerksamen in der engen Verknüpfung zwischen den Begriffen und den anschaulichen Beyspielen, welche uns aus ihrem Umfange vor Augen stehen. — Hieraus erläutert sich auch die Natur der Anschauung, deren Verhältniß zum Begriffe, wegen gewisser, jenem Ausdrucke anklebender Nebenvorstellungen, in den neueren Systemen so viel Verwirrung angerichtet hat. »Anschauen heißt: ein Objekt, gegenüber dem Subjekte, als ein solches und kein anderes auffassen.« Allerdings also ist dazu Wahrnehmung oder Empfindung nöthig; noch nöthiger aber jene Unterscheidung, und die Hinzubringung der dieselbe vermittelnden, früher gebildeten gleichartigen Vorstellungen; daher die Anschauung um so vollkommener ist, je weniger Gewicht in ihr die Empfindung hat. Die voll-

kommenste Anschauung ist daher die besonnene Betrachtung, bey welcher unsere Anschauung sogleich in ein mannigfaltiges Urtheilen übergeht: »die sinnliche Empfindung, unbedeutend als Masse, dient uns nur als formendes Prinzip für den Stoff, den wir besitzen; denn sie hebt aus diesem Stoffe Einiges heraus, und schneidet weit mehr Anderes hinweg; daher wir über den Gegenstand mehr negative Urtheile, als positive, fällen würden, wenn alles, was sich in uns regt, Sprache finden könnte, und wenn nicht die meisten unserer hervortretenden Gedanken gleich im Entstehen wieder erdrückt würden.« — Auf ganz ähnliche Weise entstehen die Definitionen durch die Verknüpfung des Gesammteindruckes oder des noch rohen Begriffes und der ihm untergeordneten Vorstellungen, mit den höheren Begriffen ꝛc. — —

Indem wir mehrere andere, vom Verfasser entwickelte, psychologische Bestimmungen übergehen, welche theils dem Gebiete der Metaphysik eigenthümlicher angehören, und in die schwierigsten Probleme dieser Wissenschaft uns verwickeln würden, theils später passender werden angeführt werden, gehen wir zu des Verfassers Lehre von den Rechenformen über. Hier ist es vorzüglich, wo er die Ansichten der Kantischen Kritik Schritt für Schritt beurtheilend begleitet; und wir müssen demnach diesen Untersuchungen eine besondere Aufmerksamkeit schenken. Der Verfasser leitet dieselben (S. 120 ff.) durch die Bemerkung ein, daß ein großer Unterschied sey zwischen räumlichen und zeitlichen Vorstellungsarten auf der einen Seite, und den Vorstellungen des Raumes und der Zeit auf der anderen. Jene sind von Kindheit an allen Menschen eigen; diese, als Abstrakte, gehören einer wissenschaftlichen Vorstellungsart, zu der sich ungebildete Köpfe überhaupt nicht erheben, wenn sie gleich von einem Etwas jenseits der ihnen bekannten Sinnensphäre eine Ahnung haben. Aber auch das räumliche und zeitliche Vorstellen muß erst gebildet, und in der Auffassung darnach allmälich eine Uebung erworben werden. Dabey ist die Frage, wie wir zu unseren Vorstellungen des Räumlichen und Zeitlichen gelangen, streng zu scheiden von derjenigen, ob wirklich etwas außer uns in räumlichen und zeitlichen Verhältnissen existire. Nur die erstere gehört der Psychologie, die zweyte der allgemeinen Metaphysik (Ontologie) an. Für die Beantwortung der ersteren Frage nun ist die Bemerkung von Wichtigkeit, daß die räumliche Auffassung keineswegs schon in der allerersten unmittelbaren Wahrnehmung liege; mag es immerhin wirklich Wesen außer uns, und im räumlichen Außereinander geben: beym Vorstellen fällt dieß alles zusammen,

wird ein ungeschiedenes Chaos wegen der Einfachheit der Seele; und »sie, die Seele, muß nun ganz von vorn an die völlig vernichteten Raumverhältnisse erzeugen; und dieses muß sie leisten, ohne ihre Vorstellungen nur im allergeringsten auseinanderrücken zu können; sie muß es so leisten, daß, während das Vorstellen intensiv bleibt, sein Vorgestelltes doch auseinander trete.« Wie nun dieß? — Hierbey kommt alles auf die Abstufungen in der Verbindung der Vorstellungen an; und diese entstehen, wenn man das beschauende Auge und den tastenden Finger vorwärts und rückwärts bewegt: das ruhende Auge sieht keinen Raum. Beym Vorwärtsgehen nämlich »sinken allmälich die ersten Auffassungen, und verschmelzen, während des Sinkens sich abstufend, immer weniger und weniger mit den nachfolgenden. Beym mindesten Rückkehren aber gerathen sämmtliche frühere Auffassungen, begünstigt durch die eben jetzt hinzukommenden, die ihnen gleichen, ins Steigen; und mit diesem Steigen ist ein nisus zur Reproduktion aller übrigen verbunden, dessen Geschwindigkeit genau dieselben Abstufungen hat, wie die zuvor geschehene Verschmelzung.« Auf diese Weise weist jede Vorstellung allen ihre Plätze an, in denen sie sich neben und zwischen einander lagern müssen, während doch der Aktus des Vorstellens rein intensiv ist und bleibt. Auch thun die Voraussetzungen von Auge und Finger gar nichts zur Sache, und diese Erklärung ist für den Idealisten und Leibnitzianer gleich brauchbar. Man nehme nur an, daß die Seele, gleich viel wie (wenn man will, wie aus sich selber), Vorstellungen erzeuge, die auf die nämliche Weise, wie jene, mit einander verschmelzen; daß alsdann andere, und wieder andere, Vorstellungen eintreten, während jene, nun auch mit den hinzukommenden verschmelzend, im Bewußtseyn sinken (statt der vorigen Annahme, daß das Auge sich vorwärts bewege); daß die Seele noch einmal neue, aber den ersteren völlig gleichartige Vorstellungen erzeuge (vorher, daß das Auge abwärts gehe), wo dann die gesunkenen Vorstellungen wieder hervortreten: so wird, wenn man alle Umstände so annimmt, daß die Verschmelzung die nämliche werde, wie vorhin, auch der Erfolg der nämliche seyn müssen. — Es sey eine Folge von Wahrnehmungen a, b, c gegeben: so wird das sinkende b zugleich mit dem mehr gesunkenen a und dem minder gesunkenen c verschmolzen seyn. Nun werde nach einer Weile eine dem b gleichartige Vorstellung neu gegeben: so erhebt sich b, und mit ihm zugleich a und c, aber auf verschiedene Weise wegen der verschiedenen Verschmelzung. b hebt a schneller, aber minder hoch; es hebt zugleich c langsamer, aber höher; und dadurch wird denn a wie ein vorangehen-

des, c wie ein nachfolgendes vorgestellt ꝛc. Diese Verhältnisse der Vorstellungsreihen lassen sich dann leicht auf das Räumliche anwenden. »Eine bunte Fläche (S. 133) gehe in gerader Richtung vor dem Auge vorüber, oder auch es sey das Auge, was sich umgekehrt bewege, und die Fläche bleibe in Ruhe: so würde hierbey, ganz wie oben, eine Folge von Wahrnehmungen entstehen, wenn jedesmal nur der Mittelpunkt des Gesichtsfeldes sichtbar wäre, und alles Umgebende völlig finster. Statt dessen ist der mittere Theil des Gesichtsfeldes am meisten sichtbar; das seitwärts Liegende ist aber um desto unbedeutender, weil nach der Hemmung die Reste der Vorstellungen verhältnißmäßig noch weit mehr an Stärke verschieden ausfallen, als die Vorstellungen selbst. So nun entsteht zwar etwas mehr Verwickeltes, aber doch Aehnliches, wie vorhin;« und diese Zusammengesetztheit wird um so größer, je mehr und je schneller das Auge nach verschiedenen Richtungen hin und wieder läuft. Eine gleichmäßige Vorstellung des Außereinander wird aber erst dann möglich, wenn beyde entgegengesetzte Reproduktionen wider einander zu laufen beginnen.

Die genaueren Bestimmungen, vorzüglich darüber, wie die bestimmten Gestalten in der Auffassung des Räumlichen entstehen (S. 137 ff.), muß Rec. denjenigen unter seinen Lesern, welche für Untersuchungen dieser Art ein besonderes Interesse haben, in dem Buche selber nachzusehen überlassen. Er für sein Theil muß dem Verfasser gestehen, daß ihm eben so wenig, wie aus den früheren Schriften des Verfassers (dem »Lehrbuche zur Einleitung in die Philosophie« und dem »Lehrbuche zur Psychologie«), auch aus diesen Erläuterungen klar geworden ist, wie der Verfasser aus dem völlig Unräumlichen, aus dem rein-Intensiven, das Räumliche konstruirt zu haben meinen kann. Der Verfasser sagt S. 129: »Im Zusammenhange der ganzen Metaphysik kann es übrigens bestimmt behauptet werden, daß wir die äußeren Gegenstände darum räumlich geordnet wahrnehmen, weil sie wirklich räumlich geordnet sind« ꝛc. Hiegegen ließe sich vielleicht noch Manches einwenden; genug aber, wie durch die Voraussetzungen des Verfassers eine Ordnung, eine bestimmte Aneinanderreihung und Abstufung der Vorstellungen bedingt werde, sieht Rec. sehr wohl ein; aber damit diese Aneinanderreihung und Abstufung eine Aneinanderreihung und Abstufung des Räumlichen werde, muß er schon in den einfachen Elementen des Vorstellens das Räumliche als eigenthümlichen Inhalt voraussetzen; und wie das Vorstellen des Räumlichen aus einem Vorstellen werden könnte, welches gar nichts

Räumliches enthielte, vermag er durchaus nicht zu begreifen. Wir finden bey genauerer Untersuchung, daß die Vorstellung des Räumlichen nur in zwey Gattungen von Sinneswahrnehmungen gegeben ist: in den Gesichtsanschauungen und in den Spannungen der Hand; für alles übrige (z. B. für die Gehörwahrnehmungen) muß es erst durch Vorstellungen von jenen beyden Gattungen hinzugebracht werden, so daß es also nicht den Inhalt dieses anderen Vorstellens, sondern nur eine Parallele für dasselbe bildet. In Bezug auf die Vorstellungen des Seelenartigen kann von dem Räumlichen vollends keine Rede seyn. Nun aber lassen sich doch auch für diese letzteren und für die Vorstellungen der drey übrigen Organsinne, wenn auch nur in der Einbildung (gesetzt, daß die Wahrnehmungen sie nie darbieten sollten), recht wohl eben die Reproduktionsverhältnisse denken, welche der Verfasser für die Entstehung des räumlichen Außereinander gefordert hat. Man denke dieselben, und man wird zwar besondere Gattungen der Aneinanderreihung und Abstufung, jedoch ohne die mindeste Spur des Räumlichen bey derselben erhalten. Nur diese Aneinanderreihungen und Abstufungen also werden durch Kombinationen und Reproduktionen gebildet (in Bezug auf welche denn allerdings ein Lernen und eine wachsende Uebung nicht nur möglich, sondern auch nöthig ist): das Räumliche, als solches, aber müssen wir, wenn auch nicht als der menschlichen Seele angeboren (nur das Vermögen dafür ist angeboren in den Vermögen für Gesichtsempfindungen und Handspannungen), doch als ursprünglichen Inhalt zweyer besonderer Gattungen des Wahrnehmens betrachten.

Das Gleiche gilt von der Konstruktion des Zeitlichen. Rec. gibt dem Verfasser im Allgemeinen seinen Beyfall in der S. 154 mitgetheilten Konstruktion. »Gesetzt demnach, von einer Reihe wohl verschmolzener successiver Wahrnehmungen werden am Ende die erste und letzte wiederholt: so reproducirt jede von beyden das Dazwischenliegende, aber jede nach ihrer Art. Die Reproduktion des Endpunkts stellt die ganze Reihe auf einmal vor Augen, aber mit rückwärts abnehmender Stärke, so daß die vordersten Glieder der Reihe wie in einen dunklen Hintergrund treten; zugleich durchläuft die Reproduktion des Anfangspunktes alle Glieder von vorn nach hinten: oder eigentlich: sie wirkt auf alle zugleich, aber läßt die früheren eiliger als die späteren hervorkommen, so daß die ganze Reihe in einem solchen unaufhörlichen Uebergehen in allen ihren Theilen schwebend erhalten wird, wie es der wirklichen successiven Wahrnehmung analog ist.« — Die Konstruktion ist richtig als Konstruktion der Vorstellung von

einer bestimmten Zeitreihe, unter Voraussetzung des zeitlichen Vorstellens überhaupt; aber man bringe Vorstellungen von Unzeitlichem (z. B. von verschieden abgestuften Charakteren, oder von den zu einer Klasse gehörigen Gattungen und Arten von Pflanzen) in die bezeichneten Reproduktionsverhältnisse: und sie werden, obgleich selber in der Zeit ablaufend, doch keine Spur von einer Vorstellung des Zeitlichen, als Inhalt, zeigen.

Trefflich sind die S. 160 ff. über die Natur und Entstehungsweise der Zahlen gegebenen Bemerkungen. Mit Recht behauptet der Verfasser gegen Kant, daß die Vorstellung der Zahl völlig unabhängig sey von der des Successiven: »die Zahl fordert die vollkommenste Simultaneität, und löscht die Succession des Durchzählens, wodurch man zu ihr gelangt seyn mag, gänzlich aus. Die Zahl hat demnach mit der Zeit nicht mehr gemein, als hundert andere Vorstellungsarten, die auch nur allmälich konnten erzeugt werden. So gelangen wir auch im Raume aus einer bekannten Gegend nach und nach durch Erweiterung unseres Gedankenkreises in die unbekannten und entlegenen; das Erstaunen über die Entfernung der Sonne, der Fixsterne, der Nebelflecke ist noch weit stärker, als das über Trillionen oder Centillionen von Zahlen: zum Zeichen, daß wir in den entfernten Räumen nicht heimisch sind, sondern langsam und mühsam uns dahinaus fortbewegen. Wer wird darum zweifeln, daß im Raume Alles zugleich sey? oder wird die Vorstellung des Raumes von der Vorstellung der Zeit abhängig machen?« (S. 162). — Ueberhaupt ist die Vorurtheilsfreyheit sehr zu loben, mit welcher der Verfasser alle die Behauptungen bekämpft, welche bey Kant und bey anderen neueren Philosophen aus dem beliebten systematischen Zusammenwürfeln, um einen gewissen Kreis von Vorstellungen und Begriffen nach den mit einer Art von wissenschaftlicher Ehrfurcht betrachteten Schematen der Dreyheit oder Vierheit rc. einander unter und neben zu ordnen, hervorgegangen sind. — Sehr scharfsinnig ist auch die Bemerkung, daß nicht die größeren Zahlen aus der Eins, sondern umgekehrt die Eins aus der Mehrheit entstanden sey. Es mußten erst die Begriffe von Mehrheiten vorhanden seyn, ehe man der Eins bedurfte, um das Einzelne zu bezeichnen, welches man aus der größeren Menge absonderte, oder ihr entgegensetzte.

Wir folgen nun dem Verfasser zu der in mehreren Kapiteln zerstreuten Kritik der Lehre von den Kategorien: welche von um so größerem Interesse ist, da er hierbey nicht nur auf Kant, sondern auch auf Aristoteles, Locke, Hume, Leibnitz und Andere Rücksicht nimmt. Wir können hier natürlich nur

die äußersten Umrisse geben. — Die Untersuchung über die Kategorien schließt sich der so eben mitgetheilten eng an: denn (S. 193 ff.) »nur in der Abstraktion kann man die Kategorien von den Reihenformen trennen: ihre wirkliche Erzeugung ist mit den Reproduktionsgesetzen, wodurch Raum und Zeit entstehen, aufs innigste verwebt.« Daher denn auch durch symmetrische Zusammenstellung in kleinen Täfelchen keineswegs ihr vollständiger Besitz gewonnen werden kann. Die auf Veranlassung der Reihenfolgen möglichen Konstruktionen sind unerschöpflich; an diesem Reichthume aber nehmen die Kategorien Theil; auch schreitet die Reflexion im weiteren Ausbilden der einmal gewonnenen Begriffe unmerklich und ohne Ende fort. Dem Versuche zu einer vollständigen Auffindung der Kategorien müßte eine allgemeine Grammatik vorangehen, oder ihn wenigstens begleiten; daher auch Aristoteles mit großem Rechte die Kategorien in der Sprache suchte. Sie geben uns die »Klassen der Begriffe,« »das Allgemeinste, wodurch sich angeben lasse, was unser Vorgestelltes sey.« Als die höchsten Klassenbegriffe dieser Art möchten sich wohl das »Ding,« die »Eigenschaft,« das »Verhältniß« und die »Verneinung« aufführen lassen. Qualität und Quantität, und die besonderen Gattungen der letzteren, Einheit, Allheit, Vielheit, sind ohne Zweifel dem zweyten Begriffe; das Wo, das Wann, die Lage, das Thun und Leiden dem dritten untergeordnet; und die Unmöglichkeit, mit ihren beyden Gegentheilen, der Möglichkeit und der Nothwendigkeit (als Unmöglichkeit des Gegentheils), gehören dem Begriffe der Verneinung an. Die allgemeinen Begriffe entstehen überall erst nach und aus den durch sie bezeichneten Verhältnissen, indem diese zu einem Gesammteindrucke zusammenfließen.

Indem wir einige hier beygebrachte speziellere Bemerkungen über die Entstehungsweise dieser Begriffe übergehen, betrachten wir zunächst die S. 296 ff. über dieselben mitgetheilte ausführlichere Erörterung genauer. Der Verfasser handelt hier vorzüglich von den Begriffen »Substanz« und »Kraft.« »Die Mannigfaltigkeit der Irrthümer über Substanzen und Kräfte (sagt er S. 307 f.) beweist faktisch, daß die Begriffe hiervon im menschlichen Geiste nicht feststehen, daß sie keineswegs Kategorien oder angeborne Begriffe sind, sondern wandelbare Erzeugnisse eines durch die Erfahrung aufgeregten, durch allerley Meinungen umhergeworfenen Nachdenkens: welches nur dann erst in eine sichere und bleibende Ueberzeugung übergehen wird, wenn die Wissenschaft, Metaphysik genannt, zur Reife gelangt.« Die gemeinüblichen Begriffe sind hier ein nothwendiger

Durchgang für das Denken; die Metaphysik muß sie umbilden, muß sie von den ihnen anklebenden Widersprüchen befreyen. Daher der große Mißgriff, welcher sämmtlichen Versuchen der Vernunftkritik zum Grunde liegt. »Sie wollen (S. 361 f.) vor unseren Augen jede falsche Metaphysik aus ihrem Keime entstehen lassen. Dadurch sollen wir vor ähnlichen Irrthümern bewahrt werden. Sie wollen die Grundbegriffe des Denkens in ihrem Ursprunge zeigen. Dadurch soll sich die wahre Bedeutung dieser Begriffe von jedem falschen Zusatze abscheiden. Glänzende Versprechungen ohne allen Gehalt! Wir sehen jetzt den Ursprung der falschen Metaphysik. Er besteht darin, daß man die Grundbegriffe der Erfahrung gerade so läßt und für gut annimmt, wie sie der psychologische Mechanismus zuerst zu Tage fördert. Er besteht in der Unterlassungssünde, daß man zur wahren Metaphysik nicht fortschreitet; daß man sich nicht aufmacht, das Werk nicht angreift, selbst nachdem Jahrhunderte und Jahrtausende gelehrt haben, so könne es nicht bleiben, wie es ursprünglich in jedem menschlichen Kopfe sich fügt und gibt« 2c.

Und doch möchte es wohl, der Hauptsache nach, so bleiben können, und so bleiben sollen! und der Grund von dem verwirrenden Gegensatze der Ansichten, über welchen der Verfasser klagt, wohl vielmehr darin zu suchen seyn, daß man, eben wie der Verf., es nicht hat bey diesem allgemein menschlichen »So« bleiben lassen, sondern, durch scheinbare Widersprüche verleitet, von ihm zu einem anderen fortschreiten, oder vielmehr ein anderes in die Luft bauen wollen. Die Begriffe des gewöhnlichen Denkens sind nicht für die Wissenschaft, sondern für das gesellige Leben, und eben deßhalb auch nicht mit wissenschaftlicher Schärfe, sondern unklar und schwankend gebildet. In so fern also hat allerdings die Wissenschaft dieselben neu zu bilden: das Unklare aufzuklären, das Schwankende festzustellen und zu begränzen. Aber Rec. sieht durchaus nicht ein, nach welcher Norm diese Feststellung und Begränzung geschehen solle, wenn nicht eben nach der Norm des in der inneren Erfahrung dafür Vorliegenden, und demgemäß von der Psychologie klar Darzulegenden. In sofern ist die Psychologie die Grundlage einer klaren und wissenschaftlich scharfen Metaphysik, nicht umgekehrt. Hume hat in dieser Hinsicht den vollkommen richtigen Weg gezeigt und eingeschlagen, wenn auch freylich nicht bis zum Ziele verfolgt; und es ist nicht genug zu bedauern, daß Kant diesen einzig festen Grund der psychologischen Zergliederung von Neuem mit lufti-

gen Spekulationen vertauscht hat*). Jedem Begriffe (idea), sagt Hume, muß eine unmittelbare Wahrnehmung (impression, sentiment) entsprechen, wenn er kein erdichteter seyn soll; und ich werde also den Werth und die Bedeutung jenes ersteren finden, wenn ich diese letztere aufsuche, vermöge psychologischer Zergliederung. Nun aber, können wir hinzufügen, ist die menschliche Seele durchaus nicht im Stande, irgend einen einfachen Begriff (wie die Begriffe des Seyns, der ursächlichen Verknüpfung rc. doch ganz unstreitig sind) zu erdichten; und es muß also von jedem unter einem einfachen Begriffe Enthaltenen unmittelbare Wahrnehmungen für die menschliche Seele geben: durch deren Nachweisung und wissenschaftlich klare Bestimmung wir dann eben die wahre Bedeutung dieser Begriffe erkennen werden. »Metaphysische Begriffe (sagt der Verfasser S. 70) können überall nicht durch Gefühle bestimmt werden; in der Psychologie aber muß man sich sehr hüten, die noch ungeläuterten metaphysischen Begriffe, die wir aus dem gemeinen Denken auf uns selbst zu übertragen pflegen, nicht in dieser rohen Gestalt für Offenbarungen des Selbstbewußtseyns zu halten; da sie nicht einmal zu richtigen Ausdrücken der Phänomene taugen, welche sich der inneren Wahrnehmung darbieten. Wir können von realen Kräften, Vermögen, Strebungen gar nichts unmittelbar in uns wahrnehmen« rc. Aber woher sollen überhaupt diese Begriffe, in so fern sie einfach sind, entspringen, als eben aus der inneren Wahrnehmung? Und woher, als aus dieser, sollen wir den Maßstab nehmen für das an solchen Begriffen Wahre und Unwahre oder Widersprechende? Die Begriffe des gemeinen Denkens dürfen wir freylich nicht ohne weiteres aufnehmen, ihrer Unklarheit und Unbestimmtheit wegen; aber für ihre Aufklärung und Bestimmung gibt es keinen anderen Weg, als das Zurückgehen zu eben den Wahrnehmungen, aus welchen sie hervorgegangen sind. Diese Wahrnehmungen können auf keine Weise etwas Widersprechendes enthalten, aus dem einfachen Grunde, weil wir (wie so eben bemerkt worden) nach ihnen allein beurtheilen können, was widersprechend ist und was nicht; und so werden denn alle von ihnen unabhängig gebildeten spekulativen Begriffe oder alle spekulativen Erdichtungen, so werden auch des Verfassers Störungen und Selbsterhaltungen und einfachen Substanzen rc. den von dem Tribunale dieser Grundwahr-

---

*) Mehr hierüber findet man in des Rec. Schrift über »das Verhältniß von Seele und Leib,« vorzüglich S. X ff., 41 ff., 60 ff., auch 213 ff.

nehmungen ausgehenden Richtersprüchen sich unterwerfen müssen. — Dieß wird noch klarer hervortreten, indem wir nun den Verfasser in seiner Untersuchung über die Begriffe »Substanz« und »Ursache« begleiten.

Die Erörterung über den Begriff »Substanz« beginnt Herbart mit der Locke'schen Erklärung: »The complex ideas, that our names of the species of substances properly stand for, are collections of such qualities, as have been observed to coexist in an unknown substratum, which we call substance.« Diese Erklärung, sagt er S. 300, ist nur darin fehlerhaft, daß sie das Substrat als etwas durch Beobachtung Erkanntes angibt. Das Substrat ist hinzugedacht, aber nicht gegeben. Sonst aber haben wir in dieser Erklärung den wahren, und durch die Erfahrung zwar nicht unmittelbar gegebenen, aber nothwendig herbeygeführten Begriff von der Substanz. »Es ist (S. 311) die erste, gewöhnlichste Täuschung in der Auffassung der Welt, Aggregate sinnlicher Merkmale ohne Frage nach dem Prinzip ihrer Einheit für wahre Einheiten, und diese eingebildeten, durch gar nichts (außer durch einen psychologischen Mechanismus) verknüpften Einheiten, für real zu halten.« Bey nur einigermaßen klarer Besinnung müssen die in diesem Begriffe enthaltenen Widersprüche Jedem in die Augen fallen. Wie kann das Eine zugleich Vieles seyn?! Und was bleibt uns für das Eine oder für das Ding, wenn wir dasselbe von seinen Prädikaten zu scheiden unternehmen? — Die Einheiten lösen sich in lauter Prädikate, es entdeckt sich, daß für die sämmtlichen Prädikate gar kein Subjekt da ist; und jetzt folgt die zweyte Täuschung: »die Stelle des Subjektes, dergleichen der Prädikate wegen nicht wohl zu entbehren ist, wird ausgefüllt durch ein unbekanntes Substrat (wie bey Locke),« welches als Besitzer von allerley Kräften und Thätigkeiten gedacht wird. Hieran knüpfen sich dann manche andere, vielgestaltige Irrthümer. Man sieht z. B. (einer der ärgsten, obwohl er als Verbesserung auftritt) die Kräfte und Thätigkeiten selbst als das wahre Reale an, wodurch sich das Reale nun gar in ein Relatives, das schlechthin Gesetzte in ein Bedingtes verwandelt: denn Thatigkeiten sind ja nichts ohne von ihnen zu unterscheidende Produkte, und Kräfte nichts ohne leidende Objekte (S. 312).

An diesem Punkte trifft demnach die Untersuchung über den Begriff der »Substanz« mit derjenigen über den Begriff der »Kausalität« zusammen. Der Verf. leitet dieselbe (S. 315 ff.) mit einer ausführlichen Kritik der Hume'schen Erörterung ein,

welche Rec. nicht nur als unrichtig, sondern auch als unbillig, ja in manchen Punkten als absichtlich verdrehend rügen muß. Er für seinen Theil muß gestehen, daß ihm die, wenn gleich noch weit vom Ziele abliegenden, Untersuchungen Hume's von jeher und doch als bey Weitem gründlicher, vorurtheilsfreyer, und deßhalb auch belehrender erschienen sind, als die Untersuchungen Kant's und aller seiner Nachfolger, Herbart nicht ausgeschlossen. Doch eine ins Einzelne gehende Kritik des Verfassers müssen wir uns hier versagen. Der Verfasser entwickelt darauf die Entstehungsweise und Natur des gewöhnlichen Kausalbegriffes. Wir beobachten eine Veränderung. Sowohl das Verändernde als das Veränderte wird ursprünglich als eine Sache, und sonach als eine Komplexion von Merkmalen aufgefaßt. Die Veränderung aber besteht darin, daß aus der Komplexion ein Merkmal entweicht, ein entgegengesetztes an seine Stelle tritt. Man denke sich dieß ohne Ursache: so wird sogleich der Gedanke entstehen, daß die Veränderung würde unterblieben, und das veränderte Ding in seinem vorigen Zustande verharrt seyn. Aber dieß ist, wie die unmittelbare Wahrnehmung lehrt, nicht geschehen: ein Widerspruch, welcher nur gelöst werden kann, indem man sich weigert, die Veränderung als etwas der eigenen Natur des veränderten Gegenstandes Angehöriges zu betrachten; indem man sie vielmehr als etwas Fremdes, von außen Eingedrungenes bezeichnet, das also auf das Aeußere, auf die stets begleitenden Umstände müsse geschoben werden. Ein solches Aeußeres nun findet sich wirklich: wir beobachten neben dem Veränderten jedesmal eine andere hinzugetretene Sache, »als welche (S. 322) sich nun muß gefallen lassen, ein Merkmal aufzunehmen, das zwar mit ihr verknüpft ist, nämlich als Glied einer von ihr ausgehenden Reihe (wie wenn wir das Bley als schwer und niederdrückend, das Feuer als verzehrend, das Scheidewasser als fressend, den Arsenik als giftig denken); das jedoch in ihr selbst, die auch eine Komplexion von Merkmalen ist, genau genommen nicht angetroffen wird, sondern das vielmehr in jener veränderten Sache (der verzehrten, zerfressenen ꝛc.) Platz genommen hat.« So bekommen die Substanzen Kräfte, als etwas ihnen gleichsam nur äußerlich Anhangendes: sie werden Träger von den neuen Merkmalen anderer Dinge: ganz auf dieselbe unbestimmte Weise, wie sie Träger der Eigenschaften wurden: denn der Begriff der Kraft verhält sich zu dem der Ursache, wie der Begriff der Substanzen zu dem der Sachen. »Für das metaphysische Nachdenken aber ist die Ungereimtheit in dem Begriffe der Kraft noch auffallender, als die im Begriffe der Substanz. Denn einer Substanz ihre

eigenen Prädikate als inhärirende Bestimmungen zuzurechnen, und gleichsam das, was sie einmal hat, als ihren Besitz anzuerkennen, das scheint minder bedenklich; allein, über sie hinausschreitend, ihr ein Prädikat aufzubürden, dessen Spur man außer ihr selbst, in dem leidenden Gegenstande, suchen muß, und hinwiederum dem letzteren ein Vermögen zu leiden beyzufügen, das heißt, eine Möglichkeit, in einer gewissen Rücksicht das Gegentheil dessen zu seyn, was er ist: eine solche Anmuthung fällt wohl selbst denjenigen beschwerlich, die in Hinsicht der Substanz mit den gemeinen Begriffen zufrieden sind, und es sogar übel nehmen, wenn man sie auf diesen Ruhekissen nicht will schlummern lassen.«

Die S. 325 — 48 folgenden ausführlichen Erörterungen über die Fehler in Kant's Deduktionen, vorzüglich in der von der vorgeblichen Wechselwirkung aller Substanzen, können wir hier nicht mittheilen; so wie auch die dialektischen Bewegungen, durch welche der Verfasser den erwähnten Widersprüchen in den Begriffen der Substanz und Kausalität zu entgehen meint, in seinen »Hauptpunkten der Metaphysik« und in seinem »Lehrbuche zur Einleitung in die Philosophie« nachgelesen werden müssen. Rec. hat schon früher *) seine Ansicht von diesen dialektischen Bewegungen ausgesprochen: daß sie nämlich die Widersprüche erst hineintragen in die gewöhnlichen Begriffe, welche sich recht wohl ohne allen Widerspruch denken lassen. Die Hauptsache dabey ist, daß wir die Erkenntnisse von unserem Seelenseyn, als welche allein uns das Seyn geben, wie dasselbe an und für sich selber, und unabhängig von unserem Vorstellen, wirklich existirt, auf das Strengste scheiden von unseren Erkenntnissen von dem außermenschlichen Seyn. In den letzteren haben wir allerdings bloße Komplikationen von Merkmalen, für welche diese Komplikation an und für sich als zufällig erscheint. Wir könnten die gelbe Farbe des Goldes an und für sich eben sowohl mit der spezifischen Schwere des Eisens und mit dem Angezogenwerden durch den Magnet zusammendenken; und auch nachdem gewisse Eigenschaften wirklich zusammengegeben worden sind, bleibt diese Verbindung nur eine äußerliche, wird kein wahres Ineinanderseyn; daher die Bemerkung des Verfassers (»Hauptpunkte der Metaphysik,« S. 31) sehr richtig ist: »Es wird niemand, der das Gold zugleich sieht und fühlt, die Empfindungen »gelb« und »schwer« in eine einzige Empfindung zu fassen im Stande seyn. Also sind alle diese Merkmale unfähig, zu bestimmen, was da sey. Und rückwärts, was da ist, das er-

*) M. vgl. den XXVIII. Bd. dieser Jahrb., S. 47 ff. u. S. 57 ff.

trägt, wiewohl uns völlig unbekannt, gewiß nicht diese vielen Merkmale.« Aber eben hierin liegt denn auch die vollkommene Lösung dieses scheinbaren Widerspruches, darin nämlich, daß uns diese Dinge völlig unbekannt sind. Die sinnlichen Empfindungen und Wahrnehmungen geben uns nicht das Außenseyn, wie dasselbe an und für sich selber ist, sondern sind nur Wirkungen desselben auf unsere Sinne; und obgleich diesen Wirkungen, wie wir bey genauerer Prüfung völlig gewiß werden können, etwas objektiv oder reell außer uns Seyendes zum Grunde liegt, und jene Komplikation bestimmter sinnlicher Empfindungen und Wahrnehmungen, wie zufällig sie uns auch erscheint, ebenfalls objektiv oder reell begründet ist: so vermögen wir doch das reelle Seyn der Dinge nicht herauszutrennen aus ihren Wirkungen auf unsere Sinne, und eben so wenig das reelle Ineinanderseyn zu begreifen, als welches ja eben nur in jenem reellen Seyn Statt finden kann. Hier ist also die reelle Einheit, welche wir durch den Ausdruck Substanz bezeichnen, nur hinzugedacht, und in unserem Vorstellen nicht nachzuweisen, welche uns vielmehr nur eine Vorstellungseinheit oder eine psychische Komplikation zeigt. Aber wir würden dieser subjektiven Komplikation von Merkmalen keine objektive Einheit des Seyns, und überhaupt kein objektives Seyn zum Grunde legen, wenn uns nicht anderswo ein Seyn und ein Ineinanderseyn des Vielen zu Einem gegeben wäre: in der unmittelbaren Anschauung unseres eigenen Seelenseyns nämlich. Die Begriffe und Vorstellungen, welche eine logische Erkenntniß, die Einbildungsvorstellungen, welche ein poetisches Bild, die Gefühle, welche ein sehr zusammengesetztes Gefühl bilden, sind uns freylich als viele, aber sind uns zugleich auch als Eines, oder in ihrem Zusammenfließen zu Einem, gegeben; und hier also, wo wir das wahre Seyn anschauen, schauen wir zugleich auch die wahre (objektive, reelle) Einheit des Vielen an, ohne irgend einen Widerspruch. — Ganz eben so verhält es sich mit den Begriffen der Kausalität und der Kraft. Des Verfassers Begriff von den »Selbsterhaltungen« ist widersprechend, weil er ein Gleichbleiben dessen bezeichnet, was verändert wird. Der gewöhnliche Kausalbegriff enthält dergleichen nicht. Allerdings nennen wir die veränderte Sache dieselbe Sache, welche sie vorher war, aber nur a potiori: indem wir recht wohl wissen und anerkennen, daß sie in Bezug auf dasjenige, in welchem sie verändert worden, eine andere geworden ist. Und wie dieß geschehe, ist sehr leicht auszusprechen und zu begreifen: es ist zu dem frü-

heren Seyn etwas hinzugekommen, oder von demselben etwas hinweggenommen worden; sonst würde es eben noch ganz dasselbe seyn. Die Anschauung hiefür liegt uns wieder in der inneren Selbstbeobachtung vor; wir sehen z. B. die bewegliche Bewußtseynsstärke von einer Vorstellung auf die andere übergehen, und so jene herabgestimmt, diese gesteigert werden, und können hiebey das übergehende Element seiner Beschaffenheit, seiner Größe, seinem Ursprunge etc. nach, auf das Genaueste bestimmen *). Der Verfasser findet ein solches Uebergehn aus einem Seyn in das andere, oder das Eingreifen eines Thätigen in ein Leidendes, widersinnig. »Das Thätige (sagt er in seinem »Lehrbuche zur Einleitung in die Philosophie,« S. 138 f.) wird zuvörderst an und für sich selbst irgend etwas seyn; man wird eine bestimmte Qualität als die seinige, als das, was es ist, ansehen müssen. Nun soll es aus sich herausgehen, es soll eine Wirkung vollziehen in einem Anderen und Fremden.« Dieß aber läßt sich durch die eigene Qualität des Thätigen nicht denken, und so »entsteht der Widerspruch, daß der Qualität des Wirkenden das Nämliche beygelegt, und auch abgesprochen wird. Das Thätige erscheint als ein solches, welches, um das zu seyn, was es ist, sich selbst nicht genügt; welches eine fremde, d. h. ihm nicht eigene Bedingung als Eigenschaft seiner Natur in sich einschließt; und gerade von eben demselben Fremden scheint es bedingt, was von ihm leiden, seinem Einflusse unterworfen seyn soll. Nicht besser geht es dem Leidenden. Auch dieses soll, unabhängig von dem Leiden, und selbst im Gegensatze gegen die Veränderung, die es erfährt, für sich selbst etwas seyn. Aber durch die Veränderung soll etwas Neues, vielleicht selbst dem Vorigen Widerstreitendes, in ihm werden. Beyde verschiedenen Beziehungen sollen dem Leidenden, und zwar eben in sofern es leidet, was wider seine Natur ist, zusammengenommen beygelegt werden. Auf die Frage, was es sey, erfolgt also eine vollkommen widersprechende Antwort: es ist im Leiden dasselbe und auch nicht dasselbe, was es ist.« — Eine widersprechende Antwort freylich, aber nur so lange widersprechend, so lange man unter dem Ausdrucke »dasselbe« eine völlige Gleichheit versteht: denn daß etwas in einer Beziehung sich gleich bleibe, und in einer andern sich verändere, ist durchaus kein Widerspruch; so wie diese Veränderung selber keinen Widerspruch enthält, wenn man nur nicht mit dem Verfasser von der falschen Voraussetzung ausgeht, daß der Uebergang von Elementen aus einem

*) Weiter ausgeführt findet man dieß in des Rec. Schrift über »das Verhältniß von Seele und Leib,« S. 58—69.

Seyn in ein anderes unmöglich sey. Auf unsere Erkenntnisse von dem Außenseyn und auf die in diesem enthaltenen Merkmale darf man das freylich nicht anwenden wollen. Aber ist es denn auch die Gesichtsempfindung »schwarz,« welche zu der Flüssigkeit hinzukommt, welche wir aus einer weißen zu einer schwarzen werden sehen? Keineswegs; sondern diese Veränderung ist nur eine Veränderung in unserem Wahrnehmen; und obgleich dieselbe allerdings objektiv begründet ist, so ist doch die ihr entsprechende objektive Veränderung (oder das, was zu der Flüssigkeit hinzukommt oder hinweggenommen wird, damit sie nun mit der Wahrnehmung des Schwarzen, statt mit der des Weißen auf uns wirke) ein x für uns, ein durchaus Unbekanntes. Merkmale dieser Art also sind es freylich nicht, deren Uebergehn aus einem Seyn in das andere wir anschauen und begreifen könnten: aus dem einfachen Grunde, weil sie überhaupt nicht ein objektives oder reelles Seyn uns darstellen. Aber wo wir ein solches Seyn haben, wie in der eigenen Selbstbeobachtung, da findet auch jener Uebergang durchaus keine Schwierigkeit, und seine Erkenntniß stellt uns denselben von jedem Widerspruche frey und mit großer Klarheit dar. — Auf ähnliche Weise lösen sich auch die Widersprüche, welche der Verfasser außerdem noch in dem Begriffe »Kraft« aufgefunden haben will. Die Kraft (sagt er) ist eine Eigenschaft, oder ein Etwas in dem Dinge, welches seine Existenz nur außer demselben (in dem Gewirkten) hat. Nichts kann ursprünglich »Kraft« seyn: denn (»Hauptpunkte der Metaphysik,« S. 38 f.) »sein eigenthümliches und einfaches »Was« wäre sonst verunreinigt durch einen Zusatz (das Außersichwirken), der in ihm liegen sollte, und doch ohne etwas außer ihm nicht einmal gedacht werden könnte. Eben so widersinnig wäre eine Tendenz (ein unreifes Seyendes!), sich jenen Zusatz zu geben; wozu noch obendrein eine in sich zurückgehende Thätigkeit gehören würde, die, durch Unterscheidung und Gleichsetzung des Thuns und des Gethanen, nicht nur Vielheit, sondern sogar Widerspruch in das einfache Was des Wesens hineinträgt.« Ein jedes solches Zusammen enthält eine Verneinung; aber das rein positive, einfache Was der Wesen weiß von keiner Verneinung. »Es ist gleichbedeutend (S. 387), von den einfachen Wesen zu sagen: »sie haben unendlich viele Kräfte,« oder »sie haben gar keine;« denn ihre Kräfte beruhen auf ihren möglichen Relationen zu anderen Wesen. Deren gibt es unendlich viele. Aber keine Möglichkeit ist real, und keine Relation ist Eigenschaft. — Aber man vergesse nicht, daß der Begriff »Kraft« überhaupt nicht gebildet ist, um das Seyn, sondern um den Zusammenhang des Werdens

zu bezeichnen. Indem ich also etwas eine Kraft zu diesem oder jenem nenne, gebe ich nur an, was es werden könne in Verbindung mit diesem oder jenem anderen. Dieses, was es werden kann, ist es eben deßhalb nicht, so lange es mit dem Anderen noch nicht in Verbindung ist; und in sofern drückt also die Bezeichnung als Kraft allerdings eine Negation in Bezug auf sein gegenwärtiges Seyn aus, und solcher Negationen lassen sich unendlich viele denken. Dieß ist aber durchaus kein Widerspruch: da ja der Negation, als solcher, auch keine Existenz in dem gegenwärtigen Seyn zugeschrieben wird; und ich werde durch die Unendlichkeit dieser Negationen auf keine Weise verhindert, außerdem die gegenwärtige Existenz des Dinges positiv zu bestimmen. Die Kraft ist nicht dasjenige, wozu sie Kraft ist; aber sie ist doch außerdem und an sich Etwas. Dies Etwas nun ist bey dem Außenseyn wieder ein unbekanntes x für uns; aber bey unserem Seelenseyn läßt es sich recht wohl bestimmen, und, vermöge jenes Kausalüberganges, der Zusammenhang des Kraftseyns anschaulich machen.

Den letzten Erörterungen schließt sich sehr natürlich die Erörterung der Lehre des Verfassers von der Auffassung unseres eigenen Inneren und vom Selbstbewußtseyn an. Er bereitet dieselbe vor in dem fünften Kapitel des ersten Abschnitts, indem er fürerst die innere Apperception einer genaueren Betrachtung unterwirft. Nach einigen polemischen Bemerkungen gegen die Hypothese eines sogenannten »inneren Sinnes,« die in der That zu den unbegründetsten gehört, welche man jemals ersonnen, stellt der Verfasser (S. 211 ff.) die Frage auf, was denn (wenn doch eben kein innerer Sinn anzunehmen) bey der Selbstbeobachtung das Beobachtende, was das Beobachtete sey. Man werde nicht antworten: Ich selbst bin das eine und das andere: denn dies Ich, welches Objekt und Subjekt zugleich seyn solle (wie vorzüglich Fichte dasselbe habe geltend machen wollen), sey ja im ersten Theile als ein völliges Unding erwiesen. Im Allgemeinen gewiß sehr richtig lautet die Antwort des Verfassers: »Eine Vorstellung oder Vorstellungsmasse wird beobachtet, eine andere Vorstellung oder Vorstellungsmasse ist die beobachtende.« In der Seele ist ja nichts als Vorstellungen, und aus diesen also muß alles zusammengesetzt und erklärt werden, was irgend im Bewußtseyn vorkommt. Das Verhältniß ist hier ganz dasselbe, wie dasjenige, wo bey der äußeren Wahrnehmung die neugebildete Vorstellung von der schon vorhandenen älteren appercipirt wird, welche sie weckt, und mit denen sie verschmilzt, die sie

aber auch hemmt, und von denen sie gehemmt wird, in wie fern sich ein Gegensatz zwischen ihnen findet. Ein Schauspiel z. B. bringt gleich anfangs eine Menge von Vorstellungen in Bewegung, wie das Stück wohl fortgehen könnte: mit welchen dann der wirkliche Verlauf in allerley Verhältnisse der Hemmung und Verschmelzung tritt. Nun findet sich für die innere Apperception die Schwierigkeit, daß eben beydes, das Appercipirende und das Appercipirte, innerlich ist, und sonach die Frage entsteht: welche Vorstellung zugeeignet werde, und welche die zueignende sey? — Auch hier antwortet der Verfasser aus der Analogie mit der äußeren Wahrnehmung. Erstens, die Perception geht allemal voran vor der Apperception, hingegen ist die letztere das Nachbleibende, indem sie dem langsam aber sicher fortgehenden Geschäfte der Assimilation gleicht; und zweytens, die von innen her entgegenkommenden Vorstellungsmassen sind die stärkeren, die dominirenden. Eben so nun muß für die innere Wahrnehmung vorausgesetzt werden, daß eine schwächere, weniger tief in dem ganzen Gedankenkreise eingewurzelte Vorstellungsreihe aufgeregt sey, und im Bewußtseyn sich entwickeln; und daneben aber eine andere, stärkere, tiefer liegende entweder schon im Bewußtseyn sey, oder durch irgend welche Glieder jener ersteren geweckt, und in Bewegung gebracht werde. Sind nun beyde auf irgend eine Weise entgegengesetzt, so wird anfangs jene erstere, mehr aufgeregte, in Hinsicht auf die den Gegensatz bildenden Elemente, die letztere zurückdrängen; eben dadurch aber setzt sie dieselbe in Spannung, und nur um so kräftiger dringt die andere, ohnehin aufgerufen durch das in beyden Gleichartige, hervor: wo sie dann leicht die erstere nach sich formen wird, indem sie die gleichartigen, mit ihr verschmelzenden Elemente festhält, andere zurücktreibt. So, wenn wir einen plötzlichen Einfall unserer Prüfung unterwerfen; so, wenn ein Affekt anfängt sich abzufühlen, die durch ihn zurückgedrängten Vorstellungen ihren Platz wieder einnehmen, aber zugleich aus der schon schwindenden Vorstellungsmasse des Affekts die gleichartigen Elemente hervorheben, und damit die ganze Masse in ihrer sinkenden Bewegung aufhalten, und wieder verführen, ohne doch dieselbe ihrer eigenen Entwicklung zu überlassen; so vor allem bey der moralischen Selbstkritik, bey dem Rückblick auf ganze Reihenfolgen von Gesinnungen und Handlungen. Es kommt hier darauf an, daß die appercipirende Vorstellung vorhanden, daß sie stark genug ist, theils um der zu appercipirenden in ihrem Steigen zu widerstehen, theils um dieselbe in ihrem Sinken festzuhalten; daß sie dazu genug Berührungspunkte mit jener, genug Gleichartiges hat; endlich auf die

Schnelligkeit oder Langsamkeit ihres Eintretens und ihrer Wirksamkeit. Die innere Wahrnehmung geschieht allemal, wenn und in wie weit sie geschehen kann; bleibt nur dann aus, wenn sie durch irgend einen Grund verhindert, oder wenn kein Grund vorhanden ist, sie hervorzubringen. Auch kann das Appercipirende wieder appercipirt werden, wenn drey oder mehrere Vorstellungsmassen einander im Bewußtseyn begegnen, wecken, formen und über einander herrschen: wie wenn Jemand nicht bloß den letztvergangenen Gedanken tadelt, sondern wiederum dieses Tadels spottet, und dann diesen Spott bereut.

Wie sehr auch Rec. dieser Darstellung im Allgemeinen Beyfall gibt, so scheint ihm doch der Verfasser zwey von einander ganz verschiedene Momente nicht genugsam unterschieden zu haben: die *eigentliche Apperception* und die *ästhetischen Verhältnisse*, in welche die appercipirte Seelenthätigkeit treten kann. Für die erstere wird eine früher gebildete, *durchaus gleichartige* Seelenthätigkeit erfordert, welche die schneller vorüberfließende *fixirt*, und, durch die größere Stärke der in ihr gegebenen gleichartigen Elemente, zu einem *klareren Bewußtseyn* erhebt. Das Verhältniß zwischen beyden muß das *Urtheils*verhältniß seyn: die appercipirte Seelenthätigkeit das Subjekt, die appercipirende das Prädikat: wobey jedoch (nach dem oben in der Erörterung des Urtheilens angegebenen Schema) Subjekt und Prädikat mehr oder weniger mit einander verschmelzen können. Nur ist eben ein *völliges Enthaltenseyn* des appercipirenden Elementes in dem appercipirten unerläßliche Bedingung; durch verschiedenartige Elemente kann keine Apperception geschehen; dagegen das »tiefer Eingewurzeltseyn in dem ganzen Gedankenkreise« Recensenten keineswegs nöthig, und, wo es sich findet, als ein Nebenverhältniß erscheint. Die so appercipirte Seelenthätigkeit kann dann freylich mit anderen, auf den gleichen inneren oder äußeren Gegenstand sich beziehenden, in Gefühls- oder Strebungs- (auch Widerstrebungs-) Verhältnisse treten (wie wenn Jemand eine Gesinnung, in der Vergleichung mit einem moralischen Grundsatze, mißbilligt); aber diese Verhältnisse sind eben verschieden von dem Apperceptionsverhältnisse, und können zu dessen größerer Vollkommenheit (wenn auch vielleicht zu seiner längeren Dauer) an und für sich eben so wenig etwas beytragen, wie sie auf der anderen Seite, als *Gefühls- oder Strebungsverhältnisse*, durch die Apperception gefördert (wenn auch freylich ihrer Möglichkeit nach bedingt) werden.

Indem wir, was der Verfasser (S. 223 ff.) über die *Aufmerksamkeit*, die *Erwartung* rc., als Gattungen der ge-

steigerten Apperception, scharfsinnig bemerkt, als für diese Anzeige zu speziell, übergehen, folgen wir dem Verfasser sogleich zu seiner Lehre vom Selbstbewußtseyn (S. 257 ff.). Der Verfasser legt hierbey die Bemerkung Kant's in dessen Anthropologie zum Grunde, daß das Kind erst spät anfange, von sich durch »Ich« zu reden; früher vielmehr stets in der dritten Person von sich spreche. Diese dritte Person nun findet ihre Grundlage zuerst in der Auffassung des Leibes, sowohl im Sehen und Betasten der eigenen Gliedmaßen, als durch die körperlichen Gefühle: woraus eine höchst zusammengesetzte Komplexion entsteht: ganz eben so, wie bey den Vorstellungen von den äußeren Dingen, welche ja (wie oben bemerkt) ursprünglich auch nichts anderes sind, als Komplikationen oder Aggregate von Merkmalen. Anfangs kompliziren sich nicht nur unsere Wahrnehmungen, sondern auch unsere Gefühle in diejenigen Vorstellungen hinein, durch welche die Gegenstände vorgestellt werden; und es sind sehr viele Erfahrungen nöthig, um dieselben auch noch in einem anderen Sinne (als unsere Gefühle, Wahrnehmungen rc.) mit der Auffassung unseres Leibes zu verbinden, der übrigens ursprünglich für ein Ding gilt, wie die anderen Dinge (?). Die Hauptsache hierbey ist, daß der Leib seine Gefühle mit sich herumträgt, während die übrigen Außendinge an ihren Plätzen bleiben: denn hier, wie überall, entstehen die Vorstellungen von einzelnen Dingen aus den anfangs zu viel befassenden Komplexionen erst durch das Zerreißen der Umgebung. Der Verfasser bahnt sich hierauf den Weg zur weiteren Entwicklung, indem er zeigt, wie dem vorstellenden Geiste zuerst der Unterschied zwischen dem Todten und Lebendigen, dann, innerhalb des letzteren, zwischen dem Vorstellenden und Nichtvorstellenden aufgehe. Aber da der Komplexionen der eigenen Empfindungen so viele sind, entsteht die Vorstellung des Empfindenden, des Vorstellenden eher, als die des Todten. Wo nur immer in eine Bewegung sich eine Absicht hineindenken läßt, würde das Kind und der kindliche Mensch sie hineindenken. Die roheren Nationen bevölkern Wald und Flur und Himmel und Meer mit Gottheiten, weil ihnen Alles um Alles sich zu bekümmern, also auch Alles von Allem zu wissen scheint; und so erhält demnach die Vorstellung von dem Vorstellen und von vorstellenden Wesen, die wir in einem weiteren Sinne des Wortes »Personen« nennen können, frühzeitig eine vorzügliche Stärke, und bildet sich zu einem, wenn auch noch rohen, allgemeinem Begriffe. Aber wie kommen wir nun von hier aus zur ersten Person? — Der Verfasser entwickelt zunächst den Begriff des »Selbst:« welcher unstreitig weiter reicht, da es ja nicht nur ein »Ich selbst,« son-

dern auch ein »Du selbst,« ja ein »Er selbst« und »Es selbst« gibt. Hierzu nun sind zwey zusammenhängende Gedankenreihen nöthig, die einerley Vorstellung aufregen. »Das Wasser fließt in einem vertieften Wege fort; die Vertiefung muß durch irgend eine Kraft entstanden seyn; diese Kraft nun gehört dem nämlichen Wasser, welches in dem ausgehölten Bette fließt. Daher die Reciprocität in jenem Satze: das Wasser selbst bahnt sich seinen Weg.« So entsteht der Begriff des »Selbst« aus dem Zusammenfallen, Verschmelzen und mit vereinter Kraft Hervortreten der beyden gleichartigen Elemente zweyer in einander zurücklaufender Vorstellungsreihen: wobey klar ist, daß solcher Fälle sehr viele vorkommen, und sich unter einander am Bewußtseyn verbinden müssen, ehe der allgemeine Begriff der Identität und Reciprocität, die das Selbst ausdrückt, sich bilden kann. Aber lebende Wesen werden auch jeden Augenblick zu solchen Beobachtungen Gelegenheit geben. Jedes absichtliche Handeln, wie es unmittelbar aus einer Begehrung hervorgeht, zeigt dem Beobachter einen Handelnden, der für sich selbst etwas zu erreichen sucht: denn wessen die Thätigkeit ist, dessen wird auch die Befriedigung seyn. Das Thier sucht nach Nahrung: es selbst wird sie genießen; der Mensch bewegt Hand und Fuß: er selbst sieht diese Bewegung rc. Dazu kommt dann bey dem Menschen noch die innere Wahrnehmung: vermöge welcher auf die mannigfaltigste Weise das Selbst angewendet werden muß zur Bestimmung derjenigen Komplexionen, deren Grundlage die Auffassung des eigenen Leibes darbietet. — Nun verfolge man die Bildung dieser Komplexion, welche im Laufe der Zeit unaufhörlich Zusätze erhält, mit Aufmerksamkeit. Ohne Zweifel sind anfangs (S. 273 ff.) die Wahrnehmungen vom Leibe sehr mannigfaltig und mächtig; allein nachdem ihr Kreis durchlaufen ist, ermattet die Empfänglichkeit, und sie bilden eine wenig auffallende, ziemlich ruhige Grundlage für das Ganze. Eben so mit den körperlichen Gefühlen, die meist nur eine augenblickliche Gewalt haben. Dagegen die Reihe der Bilder oder Vorstellungen ohne Aufhören und in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit zunimmt; und »in der ganzen Komplexion also, welche der Mensch als sein eigenes Selbst denkt, ragt über die anderen Bestimmungen diejenige hervor, daß dieses Selbst ein vorstellendes, ein wissendes, ein erkennendes sey; und das Uebergewicht dieser Bestimmung wächst immer mit den Fortschritten der Bildung.« Dazu kommen Begehrungen, Verabscheuungen, Gefühle. Aber auch hierbey bleibt diese Bildung nicht stehen. Der Mensch schaut in Vergangenheit und Zukunft: er nimmt jetzt andere Gefühle und Vorstellungen in sich wahr,

als früherhin; und so muß ihm dann jede einzelne Vorstellung, weil als wechselnd, auch als für sich zufällig, erscheinen. Diesem Wechselnden setzt er das Individuum selbst, als das Bleibende, entgegen. Auch wird hierdurch erst die Ablösung der eigenen Person von der Umgebung vollendet. Wer immer nur in Einem Zimmer gelebt hätte, würde zwar, wegen seiner Beweglichkeit in demselben, nicht seine Person und die Sachen als Ein Ding, aber doch immer wenigstens in unvollkommener Komplexion vorstellen. Auf ähnliche Weise löset sich einigermaßen auch die Auffassung des Leibes von der Vorstellung unserer selbst: denn wir stellen ja den ganzen Theil des menschlichen Lebens in Einer Zeitstrecke vor, in welcher der Leib seine Gestalt und Größe vollendet. Das Vorstellen, sammt dem ihm innigst verbundenen Begehren und Fühlen, bleibt freylich als das beständigste Merkmal; aber auch dieses erkennen wir doch als gewissermaßen zufällig, nicht bloß in Bezug auf die einzelnen, in jedem Augenblicke wechselnden Vorstellungen, sondern auch, wenn wir auf den Zustand des Schlafes aufmerksam geworden sind, im Ganzen; und so ergibt sich denn »eine Komplexion; von der alle ihre Grundbestandtheile können verneint werden, so daß keine derselben ihr wesentlich zu seyn scheint.« Auf diese Weise sind wir denn an den Punkt gekommen, wo durch eine Abstraktion der reine Begriff des Ich in aller Strenge sehr leicht sich erhalten läßt (das Gebiet von Fichte). Es braucht nur das äußere Handeln weggelassen zu werden. Alsdann bleibt, statt der nach außen gehenden Thätigkeit, ein bloßes Wissen, das nun keinen Gegenstand mehr hat, und, statt des Vernehmens und Auffassens der äußeren Thätigkeit, ein Vernehmen jenes Wissens: welches letztere sich demnach in ein Gewußtes verwandelt. Solchergestalt bekommen wir den Begriff vom Wissen des Wissens, welches, da es ohne irgend einen Unterschied in Einem Punkte liegen soll, identisch gesetzt wird, bloß behaftet mit dem Gegensatze des Objekts und Subjekts, oder des Wissens und Gewußtwerdens.« Das wahre Ich ist dasjenige, in welchem alle Entgegengesetzten zum Gleichgewichte gelangt sind, ist = 0. Aber zugleich sehen wir nun auch die Täuschungen ein, denen wir uns bey dieser Abstraktion überlassen, und welche uns im ersten Theile als unlösbare Widersprüche erschienen *). Ich bin von meiner Existenz aufs Innigste überzeugt: »ich kann daher (S. 289) jene Komplexion der zufälligen Merkmale keineswegs ganz entbehren: nicht nur finde ich im gemeinen

*) M. vgl. den XXVIII. Band dieser Jahrbücher, vorzüglich S. 48 ff.

Selbstbewußtseyn allemal mich selbst wirklich mit irgend welchen zufälligen Prädikaten behaftet — als denkend, handelnd, leidend, fühlend — sondern es muß auch so seyn; und ich würde mich sonst gar nicht finden.« Auch sieht man leicht, welche Täuschung der scheinbaren Identität zwischen dem Vorgestellten und dem Vorstellenden zum Grunde liegt. Das Appercipirende und das Appercipirte verschmelzen ohne fühlbares Hinderniß; wir aber merken davon nichts, und halten so zwey nur zu Einer Komplexion gehörige Elemente für eines und dasselbe (S. 291).

Aufmerksame Leser dieser Jahrbücher werden sich erinnern, daß wir, bey der Beurtheilung des ersten Theiles, ohne durch des Verfassers metaphysische und psychologische Untersuchungen unterstützt zu seyn, und rein durch eine vorurtheilsfreye, genauere Betrachtung des gewöhnlichen Selbstbewußtseyns, zu einer beynahe einstimmigen Aufdeckung dieser Täuschungen gelangt sind, welche ihren Ursprung allein in einer irre geleiteten Spekulation haben *). Ja wir können uns nicht entwehren, das damals auf einem so offen liegenden und natürlichen Wege, ohne große Mühe, Gefundene in manchen Stücken selbst für bestimmter und wissenschaftlich schärfer zu erklären, als was dem Verfasser durch seinen so zusammengesetzten und künstlichen Apparat von dialektischen Bewegungen kund geworden ist. Wir haben die Selbstauffassung von dem Ich unterschieden, mit welchem sie in der Darstellung des Verfassers, gewiß nicht zur Förderung des klaren Denkens, überall zusammenfließt. Nur das abstrakte »Ich« ist = 0, eben weil es von Anfang an nur das Zueinengehören des Vorstellens und des Vorgestellten bey der Selbstauffassung bezeichnen soll. Aber eben deßhalb bezeichnet es auch nur einen einzelnen Fall der Selbstauffassung, und zwar eine Selbstauffassung von sehr geringem Umfange. Wird nach dem ganzen Selbst gefragt, so wird kein Vernünftiger mit dem »Ich« antworten, sondern eben mit der Ganzheit seines Seelenseyns, so weit er dieses im Bewußtseyn sich zu vergegenwärtigen im Stande und aufgelegt ist; und wenn dieß auch allerdings in vielen Fällen eine sehr dunkle Vorstellung seyn wird, so ist es doch keine leere, sondern dunkel eben durch die übergroße Fülle des Inhaltes. Die verschiedenartigen Elemente dieser Vorstellung verdunkeln sich im Bewußtseyn, nicht zum Unbewußtseyn [2]). Auch bey der gewöhnlichen

[1]) M. vgl. den XXVIII. Bd. dieser Jahrbücher, S. 52 ff.

[2]) M. vgl. über diesen Gegensatz den XXVIII. Bd. d. Jahrb. S. 67 f.

theilweisen Selbstauffassung tritt uns keineswegs das leere Ich, sondern ein bestimmter Inhalt für das Vorstellen entgegen: die Vorstellung des Ich kommt uns erst durch eine neue Apperception, durch die Apperception dieser Selbstauffassung, und ist nur die Auffassung desjenigen Neuen, welches in der zeitlichen Entwicklung unseres Selbst in diesem Lebensaugenblicke hinzugekommen ist zu den übrigen in ihm enthaltenen Momenten. Dabey ist in keinem Gliede eine Konsequenz des Vorstellenden und Vorgestellten gegeben; selbst wenn wir das Vorstellen des Ich wieder vorstellen, sind Subjekt und Objekt Verschiedenes: denn das Vorstellen des Vorstellens ist wieder ein Neuhinzugekommenes, welches eben als in dem bisherigen Seyn des Ich oder in dem Vorgestellten nicht enthalten, nothwendig von ihm verschieden seyn muß (man vgl. am unten angeführten O., S. 53). Die (nur theilweise oder das Ganze erstrebende) Selbstauffassung und der abstrakte Begriff des Ich verhalten sich also überall, wie Fülle und Leere, selbst in dem Falle, daß das Vorstellen des Ich selber den Inhalt der Selbstauffassung ausmacht. Es würde zu weit führen, wenn wir alle die Vortheile entwickeln wollten, welche wir durch diese klare und scharfe Unterscheidung von einer Ansicht gewonnen haben, welche die Selbstauffassung mit dem Ich zusammenwirft. Nur das Eine wollen wir hervorheben, daß wir dadurch von dem, aller Erfahrung wie sich selber widersprechendem Begriffe des »Sichgleichbleibens bey der Veränderung« oder der Selbsterhaltungen der Seele befreyt werden. Indem wir selbst die Auffassung des Ich als eine Veränderung des Seelenseyns erkennen, welche durch das Hervortreten und Zurücksinken oder durch die Verbindung und Abtrennung gewisser psychischer Elemente hervorgebracht ist, können wir keinen Widerspruch darin finden, daß die menschliche Seele überhaupt sich verändere, daß gewisse Elemente von einem ihrer Glieder auf ein anderes übertragen, und daß andere von der Außenwelt in sie aufgenommen und von ihr an die Außenwelt abgegeben werden. Hierdurch allein aber kann die psychische Entwicklung die rechte Anschaulichkeit für uns gewinnen. »Was die Objekte anlangt (sagt der Verf. S. 295), so hängt deren Mannigfaltigkeit ab von äußeren Störungen; dennoch empfängt zu ihnen die Seele keinen Stoff von außen; vielmehr sind sie nur vervielfachte Ausdrücke (?) für die innere eigene Qualität der Seele; in ihrem Beysammenseyn ist die Seele mit sich selbst zusammen« etc. Einen solchen Begriff ist Rec. wenigstens durchaus unfähig aufzufassen; so wie er denn auch zu Gott hofft, daß er des-

sen nie werde fähig werden. — Möchte der Verfasser diesen Begriff noch einmal einer vorurtheilsfreyen Betrachtung unterwerfen, und an diesem so augenscheinlichen Beyspiele einsehen, wie weit die reine Auffassung der Erfahrung jeder Spekulation vorzuziehen ist!! — —

Wir gehen nun zu dem dritten Hauptabschnitte des vorliegenden Werkes fort. Zunächst also, wie verhalten sich Seele und Leib zu einander? — »Jeder Körper (antwortet der Verfasser S. 454) ist anzusehen als ein Aggregat einfacher Wesen, deren Summe größer ist, als das Quantum des Außereinander in dem davon erfüllten Raume, die aber gleichwohl diesen Raum nicht nach dem, fälschlich hieher gezogenen, Begriffe des geometrischen Kontinuum, sondern mit einem für jede Art von Körpern besonders bestimmten Grade von gegenseitiger Durchdringung ausfüllen. Hiernach darf kein einziges Theilchen der Materie als bloß räumlich bestimmt angesehen werden, sondern in jedem kommen gewisse, völlig unräumliche und bloß innere Zustände, nämlich Selbsterhaltungen, vor, von welchen selbst die räumliche Konstitution eines Körpers ganz und gar abhängt. Vollends die Bestandtheile eines organischen Körpers tragen ganze Systeme von Selbsterhaltungen in sich, ähnlich den Systemen der Vorstellungen in einem gebildeten Geiste. Hiernach ist denn das wahre Kausalverhältniß zwischen Seele und Leib nicht im geringsten schwieriger, als das zwischen irgend welchen anderen Wesen: denn die Bestandtheile beyder sind ja, als einfache, durch Störungen und Selbsterhaltungen gebildete Wesen, einander gleichartig. Man betrachte z. B. den Fall, wo das Wollen der Seele Bewegungen am Körper hervorbringt. Allerdings muß hier etwas dazwischen in der Mitte stehen, indem den Selbsterhaltungen in einem Wesen (wie unsere Wollungen sind) nur Selbsterhaltungen in einem anderen entsprechen. Dieß sind die Nerven, mit deren einem Ende die Seele zusammen ist (die allgemeine Bedingung aller Kausalität), und die, als ein kohärenter Faden sich darstellend, eine Kette einfacher Wesen seyn müssen, welche sich in einem unvollkommenen Zusammen befinden. Die geringste Veränderung nun in dem inneren Zustande des einen Gliedes dieser Kette muß auf die Störungen, und folglich auf die Selbsterhaltungen aller Glieder derselben einen Einfluß haben; und so kann sich denn dieser Einfluß, fortlaufend am Nervenfaden, durch den Raum fortpflanzen, ohne im geringsten selbst von räumlicher Art zu seyn (m. vergl. die oben mitgetheilte Konstruktion des Räumlichen — auf eine genauere Analyse dieser, vorzüglich in des Verfassers »Hauptpunkten der Metaphysik« erörterten Ansicht, können wir uns natürlich hier nicht einlassen). Der Muskel aber

besteht, eben wie der Nerv, aus einfachen Wesen, welche, als mit denen des Nerven zusammen, von den Störungen und Selbsterhaltungen des letzteren ebenfalls zu Störungen und Selbsterhaltungen erregt werden müssen. Nun soll hiermit eine Zusammenziehung des Muskels, von Annäherung seiner Theile, verbunden seyn. Keineswegs etwas Unerhörtes, da es vielmehr eben so schon in den ersten Anfangsgründen der Chemie vorkommt. »Die Attraktion der Elemente bey einer chemischen Auflösung geschieht mit einer ungeheuren Gewalt, nach dem Maße der mechanischen Kräfte; nichts desto weniger erfolgt sie ohne alle reale räumliche Kraft, und ist, auf eine völlig begreifliche Weise, bloß die nothwendige Folge der inneren Zustände des Auflösungsmittels und des auflösbaren Körpers. Was Wunder also, wenn ein Muskel zuckt, weil die inneren Zustände seiner Theile geändert sind durch die inneren Zustände in den Nerven, und diese durch einen inneren Zustand der Seele?« — Noch einfacher ist der Fall, wo durch eine Affektion der Sinne eine Vorstellung entsteht: hier ist gar nichts Heterogenes in der Ursache und in dem Bewirkten. Vom Lichte wird der Sehenerv, von Salzen der Geschmacksnerv ꝛc. in neue innere Zustände versetzt, und diese wirken unmittelbar (ohne die vorgeblichen Schwingungen der Nerven, ohne den Nervensaft ꝛc.) neue innere Zustände in der Seele, d. h. Vorstellungen. — In der Frage nach dem S i t z e d e r S e e l e entscheidet sich der Verfasser, daß sie überhaupt keinen bleibenden Sitz habe, sondern v o n e i n e r S t e l l e z u r a n d e r n s i c h b e w e g e: eine Hypothese, welche »vielleicht die kürzeste Erklärung für einige seltene Phänomene, wie für den thierischen Magnetismus, für das Nachtwandeln ꝛc. darbieten würde.« — Die a b s i c h t l i c h e n Bewegungen erklären sich leicht aus den ihnen zum Grunde liegenden K o m p l i k a t i o n s v e r h ä l t n i s s e n. Gleich nach der Geburt eines Menschen entstehen aus bloß organischen Gründen, u n a b h ä n g i g v o n d e r S e e l e, gewisse Bewegungen der Gliedmaßen, und jede derselben erregt in der Seele ein bestimmtes G e f ü h l, oder eine Sensation, wodurch die Seele sich selbst erhält in derjenigen Störung, welche sie erleiden sollte wegen der passiven Affektion gewisser Nerven in den gebogenen Gliedern. In dem nämlichen Augenblicke aber wird die wirkliche Bewegung d u r c h d e n ä u ß e r e n S i n n w a h r g e n o m m e n, und diese Wahrnehmung komplizirt sich mit jenem Gefühle. Während z. B. ein kleines Kind anfangs Finger und Arme unwillkürlich zusammenzieht, und hievon ein Gefühl erhält, sieht es zugleich die neue Gestalt seines Armes, und diese verschmilzt mit jenem Gefühle; und wenn die Finger irgend einen Körper umklammerten, so sieht es auch die-

sen dem Zuge der Hand nachfolgen, und findet ihn nahe vor sich in der geöffneten Hand. Nun erhebe sich in späterer Zeit ein Begehren nach der an diesem Körper beobachteten Veränderung. »Damit reproduzirt sich das zuvor mit dieser Beobachtung komplizirte Gefühl. Nun ist das letztere eine solche Selbsterhaltung der Seele, welcher in Nerven und Muskeln alle die inneren und äußeren Zustände entsprechen, vermittelst deren die beabsichtigte Veränderung an der Sinnensphäre kann hervorgebracht werden. Das Begehrte erfolgt also wirklich, und der Erfolg wird wahrgenommen. Hierdurch verstärkt sich sogleich die vorige Komplexion: die einmal gelungene Handlung erleichtert die nächstfolgende, und so fort.« — Von den verschiedenen Gattungen physiologischer Erklärungen ist die, in der neuesten Zeit so vielfältig angewandte chemische, unter allen am wenigsten brauchbar, ja beynahe gänzlich untauglich. Eine chemische Aktion besteht in einer Störung, welche in zweyen heterogenen Wesen zwey heterogene, aber zusammengehörige, Selbsterhaltungen möglich macht: sie erfolgt also unmittelbar aus dem Zusammentreffen zweyer Wesen. »Hingegen die vitale Aktion setzt innere Reizbarkeit, innere Bildung eines Wesens voraus. Diese Bildung aber verlangt dasselbe nur durch seine allmäliche Assimilation in einem organischen Körper, d. h., durch ein ganzes System von Selbsterhaltungen, zu denen es vermöge seines Aufenthaltes in dem Organismus stufenweise gebracht wird. Es besteht nun die Reizung darin, daß durch eine einzige neue Störung, und derselben entstehende Selbsterhaltung, sogleich eine Menge früher erzeugter Selbsterhaltungen in erneuerte Wirksamkeit gesetzt werden; wovon die Wiedererweckung der älteren Vorstellungen in der Seele durch eine neu hinzukommende, und schon der Widerstreit älterer entgegenstehender Vorstellungen wider die neue, nichts als spezielle Fälle sind.« Das findet sich bey allen vitalen Kräften des menschlichen Leibes; im ausgezeichneten Maße in dem Gehirne und den Nerven. In den einzelnen Elementen dieser letzteren häufen sich (S. 476) eben so, wie in der Seele, Selbsterhaltungen an, welche dann einem ähnlichen inneren Mechanismus unterworfen sind; daher denn auch die Mechanik des Geistes darum unendlich verwickelt ist, weil der Geist nicht von sich selber allein abhängt, sondern es nur eine Gesammtmechanik für alle, sich gegenseitig bestimmende Theile des Systemes geben kann. Die Auffassungen der Farben bleiben nicht bloß in der Seele, sondern auch in den Sehnerven nach der Wahrnehmung zurück; desgleichen die Auffassungen der Töne in den Gehörnerven und so fort; wo denn bey neu hinzukommenden

Farben und Tönen Reminiscenzen und Reproduktionen in den Elementen der Nerven, gerade wie in der Seele, eintreten; ja jene Elemente selbst, was man Phantasie und Gedächtniß nennt, besitzen: »dergestalt, daß auch unabhängig von neuen äußeren Eindrücken, das früherhin Aufgefaßte in ihnen lebendig wäre, und daß hierdurch die Lebendigkeit der Phantasie und des Gedächtnisses in der Seele unendlich erhöht würde.« Nun aber finden sich solche den Wahrnehmungen gleich kommende Einbildungen nur in gewissen krankhaften Zuständen: in Träumen von übermäßiger Lebhaftigkeit, und vorzüglich im Wahnsinne. Woher nun dieß, da doch, vermöge der steten Komplikationen zwischen den Selbsterhaltungen der Nerven und den Vorstellungen der Seele, gerade das Gegentheil, eine ununterbrochene Folge eingebildeter Wahrnehmungen und ununterbrochener Krämpfe (durch unwillkürliche Aufregungen entstehenden Gliederbewegungen) vermuthet werden sollten? Gegen ein solches gewaltsames Aufdringen des Organismus hat die Seele des Menschen Schutz (S. 484 ff.) in der ausgezeichneten Größe ihres Gehirnes. »Es steht nämlich nicht bloß die Seele mit dem Gehirn und den Nerven, sondern es steht jeder Theil des Gehirns mit dem anderen, jeder Nerv mit dem ganzen Systeme in Kausalverhältniß. Daher muß jeder inneren Thätigkeit in Einem Elemente auch eine zugehörige in jedem anderen Elemente des ganzen Systems entsprechen. Finden aber diese zugehörigen Thätigkeiten Hindernisse in den schon vorhandenen inneren oder äußeren Zuständen der Elemente, in welchen sie vor sich gehen sollten, so müssen sie dadurch schon in ihrem Ursprunge, und mehr noch in ihrer Verbreitung, geschwächt werden. Dennoch wird die Dicke und Ausbreitung der überschlagenen Markblätter des Gehirnes, indem sie die Menge der Elemente vermehrt, welchen jede Aktion der Nerven muß mitgetheilt werden, auch zur Dämpfung, zur Milderung dieser Aktionen dienen können: sie wird gleichsam ihren Ungestüm auffangen, daß er die Seele nur wenig oder gar nicht treffe und störe.... Das Gehirn ist frey von unmittelbarer Affektion durch die Außenwelt; es ist weich und nachgiebig gegen die Blutströme, die sich in dasselbe ergießen, es ist nicht zu heftigen Bewegungen, nicht zu unentbehrlichen Lebensfunktionen gebaut. Daher bietet es der denkenden Seele eine ruhige Wohnung dar, eine weite und überflüssig geräumige Wohnung!« — Ein Verhältniß, welches überdieß noch für viele andere Erfahrungen die Erklärung darbietet. »Es ist kein Zweifel, daß unter den menschlichen Gehirnen Verschiedenheiten, theils der Bauart, theils der Bestandtheile seyn können; und es ist daher Platz genug für die Erfah-

rungen, nach welchen einigen Menschen gewisse Geistesthätigkeiten leichter gelingen, als anderen. Nämlich die begleitenden Modifikationen des Gehirns können leichter oder schwerer von statten gehen.« (S. 487.)

Man wird hier keine ausführliche Kritik dieser interessanten und eigenthümlichen Ansichten erwarten: da eine solche auf der einen Seite im Hinabsteigen in die tiefsten Tiefen der Metaphysik, und auf der andern eine sehr ausgedehnte und genaue Berücksichtigung physiologischer und pathologischer Erfahrungen erfordern würde. Rec. kann sich dessen um so mehr überheben, da er ganz vor Kurzem erst seine Ansichten über diesen Gegenstand an einem andern Orte [1]) ausführlich niedergelegt hat. Hier daher nur die Bemerkung, daß ihm die zuletzt angeführten Hypothesen des Verfassers doch ein wenig gar zu künstlich und gesucht scheinen. Sie werden überdieß nur in Folge der idealistischen Annahme nöthig, daß in den Wahrnehmungen nichts von außen in die Seele aufgenommen werde, und daher bey der Aufbehaltung der Wahrnehmungen nichts entschwinde; geht man von dieser Annahme ab (wie man denn nach des Rec. Ansicht — m. vergl. das oben darüber Erinnerte — davon abgehen muß): so lassen sich die vorliegenden Erfahrungen ungleich einfacher und natürlicher erklären. — Auch möchte sich wohl schwerlich die Behauptung des Verfassers (S. 472) rechtfertigen lassen, daß »die Verknüpfung zwischen Seele und Leib nur um weniges enger (wenn gleich beständiger) sey, als die zwischen dem Leibe und der Luft, die er athmet, oder der freyen Wärme, die seine Haut unmittelbar umgibt.« Ein jeder Augenblick unseres Lebens, sollte Rec. denken, lehrte nur zu fühlbar das Gegentheil!

Noch sind uns des Verfassers Ansichten von den Seelenkrankheiten übrig, deren Natur er ganz allgemein durch einen überwiegenden Einfluß des Leibes auf die Seele bestimmt. Daher er denn auch denselben (S. 489 ff.) eine Theorie des Schlafes voranschickt. Um die bey dem letzteren eintretende Abnahme der geistigen Thätigkeit zu erklären, müssen wir (S. 492) den gesammten physiologischen Einfluß nicht als Ein Quantum, sondern als ein Mancherley und Vielerley denken, das unter sich selbst Gegensätze bildet. Alsdann läßt sich das Auslöschen der vorhandenen Vorstellungen nach den (im ersten Bande entwickelten [2]) statischen und mechanischen

---

[1]) In der schon sonst angeführten Schrift über »das Verhältniß von Seele und Leib.«

[2]) Vergl. den XXVIII. Band dieser Jahrbücher, S. 69 ff.

Gesetzen der Seelenentwickelung leicht erklären. Das Gefühl der Ermüdung ergibt sich, wenn sich die Vorstellungen noch eine Zeit lang gegen die anwachsenden physiologischen Kräfte stemmen (S. 494); die emportreibenden Kräfte, welche das Aktive dieser Anstrengung ausmachen, liegen hauptsächlich in den herrschenden Vorstellungsmassen. Müssen diese jedoch einmal unterliegen, so sinken sie schnell zur Schwelle *). Ganz anders, wenn die Hemmung durch die physiologischen Kräfte wieder anfängt nachzulassen. Das Wiedererwachen gehemmter Vorstellungen richtet sich nicht nach ihrer Stärke, sondern nach dem Grade der ihnen gegebenen Freyheit; und so haben denn hier die herrschenden Vorstellungsmassen keinen Vorzug vor den schwächeren Vorstellungen, sondern es kommt darauf an, ob allen verschiedenen Partien des vorhandenen Vorstellungskreises die gleiche Freyheit, sich ins Bewußtseyn aufzurichten, wird gegeben werden. »Nun vermuthen ohnehin die Physiologen, daß nicht das ganze Gehirn und Nervensystem in allen Theilen gleichmäßig seine Zustände bey'm Einschlafen und Erwachen wechseln. So haben wir also auf den ersten Blick den Grund, warum ein Zustand des wieder beginnenden Vorstellens zu erwarten ist, in welchem die herrschenden Vorstellungen füglich mangeln können, in welchem eben deßhalb die gewöhnliche Regelmäßigkeit des Denkens wird vermißt werden; das heißt, es zeigt sich im Allgemeinen die Möglichkeit des Traumes.« Das Unverknüpfte und Ungereimte, die Rücksichtslosigkeit auf Zeit und Raum, welche wir nicht selten in demselben antreffen, erklärt sich leicht daraus, daß bey dem Nachlassen des Druckes die Hemmungen unter den sich erhebenden Vorstellungsmassen anfangs unbedeutend sind, und daß diese daher in solche Verhältnisse eingehen können, welche bey'm Erwachen, als den bleibendsten Grundlagen widersprechend, nicht würden bestehen können. Dagegen pflegt der Traum mehr Einheit der Gemüthsstimmung zu haben: sehr natürlich: denn am entschiedensten wirken auch während des Wahnes Gefühle und Affekten auf die leiblichen Zustände; und diese sind es ja, welche während des Traumes die Anregung der Vorstellungsreihen bestimmen.

Indem wir die Erklärung einiger sogenannten Traumwunder nach den Prinzipien des Verfassers (S. 497—502) übergehen, folgen wir dem Verfasser sogleich zu seiner Theorie von den Seelenkrankheiten. Trefflich bemerkt er, daß das Verständniß derselben in hohem Maße gewinne durch die Vergleichung mit den mindern Fehlern des gesunden wachenden Men-

*) Ueber diesen Ausdruck vergl. ebendas. S. 72.

schen. Alles, was man Schwäche des Geistes nennt, wird sich entweder auf Unwissenheit zurückführen lassen, oder auf ein Ausbleiben des rechten Gedankens im rechten Augenblicke. Das Letztere ist es, was uns hier als Parallele dienen kann. Es wird zur Ursache positiver Verkehrtheiten, »wenn eine Vorstellungsreihe, die von jenem Gedanken würde zurückgehalten seyn, indem sie nun von der ihr nöthigen Hemmung frey bleibt, hervortritt, und sich auf eine Art äußert, die bey wiederkehrender Besinnung wird gemißbilligt werden.« Verwandt mit Traum und Wahnsinn sind demnach alle die Fälle, wo ein hinlänglich starker Gedanke seine Dienste versagt: indem er mit den Vorstellungsreihen, die er nach sich bestimmen sollte, nicht gehörig zusammentrifft. Man betrachte den Witz, der eine Viertelstunde zu spät kommt, und in dessen Stelle sich, als es für ihn Zeit war, eine Plattheit drängte; oder die Unbesonnenheit des in seiner Wissenschaft so höchst besonnenen Newton, der mit dem Finger einer Dame seine Pfeife stopfte. Wenn nun die wissenschaftliche oder künstlerische Vertiefung alle heterogenen Vorstellungsreihen so stark hemmen kann: um wie viel mehr muß die Verzögerung, ja die Ausschließung der rechten Gedanken bey dem Hinzukommen fehlerhafter physiologischer Einwirkungen zunehmen: »so bald es dem Organismus an Geschwindigkeit fehlt, dem nöthigen Wechsel der Vorstellungen gehörig begleitend nachzufolgen; sobald diejenigen Zustände, welche von den herrschenden Vorstellungsmassen herrühren, sich zu sehr befestigen, um einem entgegengesetzten Antriebe leicht nachzugeben.« So erklärt sich auch die bey dem Wahnsinne so häufige Einbildung einer fremden Ichheit. Die Selbstvorstellung ist ja auch bey dem gesunden Menschen ein auf das Mannigfaltigste zusammengesetztes Aggregat: bey einem und demselben Individuum schiebt sie sich von seiner Kindheit an bis zu seinem Alter gleichsam fort auf den verschiedenartigsten Gefühlen, Wünschen, Thaten, Gedanken, äußeren Verhältnissen, die er im Laufe der Zeit allmälich zu seinem Selbst rechnet; ja selbst im Laufe einer Stunde sehen wir uns nicht selten vielfach verschieden an, indem wir uns bald als Geschäftsmann, bald als Familienglied, bald vielleicht als körperlich leidend auffassen. Und nun betrachte man den Wahnsinnigen. »Drückende Körpergefühle machen ihn mehr und mehr untauglich zu seinen gewohnten Verrichtungen; er findet sich nicht mehr als den thätigen, planvollen, seiner Verhältnisse mächtigen Menschen, als den er sich sonst dachte. Dagegen müssen jene Körpergefühle aufgenommen werden in die Angabe dessen, was er als sein eigenes Selbst kennt. Diese geben ohne

Zweifel die Grundlage zu einer neuen Individualität, welche nur braucht von den Erinnerungen an die Vergangenheit losgerissen zu werden, und mit neuen Gedankenmassen in Verbindung zu treten, um ein Ich zu ergeben, das mit dem frühern nicht zusammenhängt.« Wie diese Verbindung gestiftet werde, bedarf nach der allgemeinen Erörterung über die Entstehungsart der Komplexion keiner weiteren Erläuterung. — In der zusammenhängenderen Uebersicht der Seelenkrankheiten folgt der Verfasser (S. 514 ff.) der bekannten Eintheilung von Pinel und Reil: in Tobsucht, fixen Wahn, Narrheit und Blödsinn. Die Tobsucht hat ihren Sitz nicht in der Seele, sondern im Körper. Der Kranke empfindet ein Brennen im Unterleibe (nach Pinels bekannter Beschreibung). Hieran können sich dann entsprechende Gedankenreihen und Handlungen knüpfen. »Der Tobsüchtige hat früherhin von Morden gehört, er hat sich eine dunkle Ahnung gebildet, wie einem Mörder zu Muthe seyn möge; keine andere Vorstellungsreihe ist mit ähnlicher Affektion verbunden; daher tritt diese Ahnung hervor, die noch am ersten mit dem jetzt vorhandenen Körpergefühle eine Aehnlichkeit der Stimmung hat, und — die unglücklichste aller Komplexionen ist fertig! — Ganz im Gegensatze hiemit, wo der psychologische Mechanismus seine Integrität behält, sehen wir diesen in der Narrheit gänzlich zerstört: kein Prinzip der Einheit für die Gedanken ist in der Seele; statt eines psychologischen Mechanismus, welchem das Gehirn diente, ist eine Gesammtmechanik für die Seele und für das Nervensystem eingetreten (S. 517). Nun veranlassen (wie früher beschrieben) die Sehenerven Gesichtsvorstellungen, und die Gehörnerven Tonvorstellungen, so daß die Seele, nach gewechselten Rollen, nur die begleitenden inneren Zustände daranfügt, was sonst, nach ihrer Leitung und regelnden Angabe, den sämmtlichen Elementen des Gehöres zukam. Oder vielmehr, jene Einheit ist jetzt höchst wahrscheinlich nirgends zu finden: es geht in dem ganzen Nervensysteme, die Seele mit eingeschlossen, wie in einer allzu zahlreichen, deliberirenden Versammlung, wo zwar Jeder für sich allein einen Plan verfolgen würde, wenn er ungestört bliebe, alle zusammen aber nicht einmal einen Plan entwerfen, vielweniger ausführen können, weil bald diese, bald jene Meinung überwiegt, und Alle doch etwas zu den endlichen Beschlüssen wollen beygetragen haben.« — Bey dem Blödsinnigen ist der psychologische Mechanismus verkrüppelt: der Mensch ist ein Kind geblieben, oder, bey'm später eingetretenen Blödsinne, in die Kindheit zurückgeworfen. Daher denn auch diese Art von Geisteszerrüttung, mehr als andere, der verschiedensten Grade fähig ist. Bey'm vollkommenen Kretin steht

die Seele auch später ungefähr auf dem nämlichen Punkte, wie bey der Geburt: gar nichts von Komplikationen und Verschmelzungen ist zu Stande gebracht; nirgends ist es bey der Hemmung der letzteren auf sie selber, sondern nur auf die alles erdrückende und tödtende physiologische Begleitung angekommen. Dagegen geringere Gattungen des Blödsinnes eine, wenn auch auffallend beschränkte, doch gewissermaßen in sich abgerundete Bildung darstellen. »Bedenken wir, daß jedem Menschen ohne Ausnahme seine Geistesbewegungen Zeit kosten, so haben wir sogleich, jenseits der gewöhnlichen Mitte, auf der einen Seite das Genie, und zwar das universelle, wenn nicht nähere Bestimmungen hinzukommen, und auf der andern den Blödsinn, indem wir die Zeit sehr verkürzt oder verlängert denken. Das Genie erreicht bloß durch seine Schnelligkeit manche Kombinationen, die dem gewöhnlichen Menschen nicht einfallen; und der sehr langsame Kopf läßt auch die leichtesten Bemerkungen aus, weil die Welt seinetwegen nicht langsamer geht, und die periodischen Bedürfnisse seines physischen Lebens, die der gewöhnlichen Regel folgen, ihm theils die Anlässe zum Denken zu schnell vorüberführen, theils ihn unterbrechen und verwirren, ihn beschämen und niederdrücken. Man bemerke nur die Verlegenheit und den Unmuth des Schülers, dem der Unterricht zu schnell geht; und ermesse alsdann den Taumel dessen, dem von Kindheit an Alles zu rasch vorüberfährt! Wird dieser Taumel etwas Anderes seyn, als Blödsinn?« Die Verlangsamung bey diesem aber geht aus dem physiologischen Einflusse hervor (S. 522). — Bey dem Wahnsinne endlich (über welchen schon früher einige Bemerkungen beygebracht worden sind) wirkt der psychologische Mechanismus oft nicht minder lebhaft und zusammenhängend, wie bey'm Gesunden; aber sein Bau ist verdorben, ein untaugliches Rad ist in die Maschine gekommen; und so muß denn seine Wirkung ein Zerrbild von dem, was sie seyn sollte, werden. Die Krankheit hat ursprünglich in einer bestimmten Vorstellungsmasse, und in einer bestimmten falschen Verknüpfung gewisser Vorstellungen, ihren Sitz; sie verbreitet sich, indem diese Masse allmälich mehrere nach sich bildet; sie greift um so mehr um sich, je mehr die Stimmung der von ihr erregten Gefühle in den vorhandenen Körpergefühlen wurzelt, und je mehr hiedurch andere Vorstellungsmassen vom Bewußtwerden zurückgehalten werden; sie wird endlich geheilt, indem die Körpergefühle weggeräumt, die Vorstellungsmassen in ihren falschen Bewegungen nachdrücklich gehemmt, und durch die Sinne bedeutende Vorräthe von neuen Wahrnehmungen herbeygeführt werden.

Auch über diese Ansichten kann hier keine ausführliche Kritik gegeben werden, sondern Rec. muß sich begnügen, außer auf die schon öfter in diesen Blättern genannten »Beyträge zu einer reinseelenwissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenkrankheitskunde,« auf die in einer frühern Recension *) in Bezug auf diesen Gegenstand gegebenen Andeutungen zu verweisen. Nach des Rec. Ansicht hat der Verfasser dem Leibe viel zu viel, der Seele viel zu wenig, in den Seelenkrankheiten beygelegt. Auch in der Seele selber, und unabhängig von physiologischen Einflüssen, können Tobsucht, Narrheit und Wahnsinn sich entwickeln; der Blödsinn hat nicht immer in der Verlangsamung durch überstarke leibliche Aktionen, sondern eben so oft in der ursprünglichen psychischen Anlage seinen Grund; und das Genie wurzelt in der Seele selber, nicht in beschleunigenden physiologischen Einwirkungen.

Die Ansicht des Verfassers hierüber hängt auf das Engste mit etwas Allgemeinem zusammen, welches Rec. (außer der schon oft gerügten metaphysischen Begründung) als den größten Mangel des vorliegenden psychologischen Werkes geltend machen möchte: daß nämlich dasselbe seine Erklärungen beynahe ganz auf die allen Menschen gemeinsamen psychischen Formen beschränkt, das Individuelle aber größtentheils unerklärt läßt. Für die Ableitung des letztern bleibt dem Verfasser, da er der Seele alle ursprünglichen Anlagen abspricht (sie ist nach S. 177 eine völlige tabula rasa), nichts weiter, als die Komplikationsverhältnisse: aus welchen freylich manche individuelle Verschiedenheiten, aber doch nur sehr wenige, sich ergeben. Alles Uebrige wird auf die physiologischen Einflüsse oder auf den Leib verwiesen, das heißt in ein Gebiet, über welches die Psychologie kein Licht geben kann und will. Fände sich nun dieses Verhältniß wirklich, so würde dieß freylich höchstens ein Fehler der menschlichen Natur, aber nicht der vom Verfasser aufgestellten Wissenschaft genannt werden können: welche vielmehr alles Lob verdiente für die Aufdeckung des Vorurtheiles, daß schon ihren ursprünglichen Anlagen nach eine Seele vorzüglicher, als die andere, seyn könne. Dem aber glaubt Rec., in Folge seiner psychologischen Zergliederungen, auf das Entschiedenste widersprechen zu können; und um so mehr, da sich die Meinung des Verfassers nicht etwa auf psychologische Zergliederungen am entgegengesetzten Resultate, sondern rein auf seine metaphysischen Voraussetzungen, und demnach, wie Rec. die Sache an-

*) M. vergl. den XXXIII. Band dieser Jahrbücher, S. 204 ff.

sieht, auf Vorurtheile gründet, welche gleich von Anfang an alle psychologischen Zergliederungen in Bezug auf diesen Punkt abgeschnitten haben. Rec. hat eben so wenig, als der Verfasser, solche angeborene Vermögen gefunden, wie die Ausdrücke »Einbildungskraft,« »Gedächtniß,« »Verstand,« »Urtheilskraft« ꝛc. bezeichnen, sondern erkennt diese als spätere, zum Theil sehr zusammengesetzte psychische Gebilde *). Aber wohl hat er, als der Seele ursprünglich angeboren, gewisse bestimmte sinnliche Vermögen (zu sehen, zu hören ꝛc.), und einige andere dieser parallele, gefunden, und zwar jede Gattung derselben mit einem besonderen Grade der Kräftigkeit, der Lebendigkeit, der Reizempfänglichkeit ausgerüstet: aus welchen dann eben, indem sie in den mannigfachsten Modifikationen und Kombinationen in die zusammengesetzten psychischen Gebilde sich fortpflanzen, in Verbindung mit den verschiedenen Verhältnissen der Zusammensetzung und mit den Verschiedenheiten der die Vermögen ausbildenden Elemente, alle in der Erfahrung gegebenen individuellen Verschiedenheiten sich bestimmen lassen. Möge der Verfasser diese Verhältnisse noch einmal einer sorgsamen Prüfung unterwerfen; und möge seine Klage (Vorr. S. XXVII): »Aber wie viele sind wohl deren, die mit vollem Rechte den Vorwurf ablehnen dürften, daß sie ihre Vorurtheile mehr lieben, als Theorie und Erfahrung!« auf ihn selber keine Anwendung leiden!

Indem wir, als zu vieler Vorbereitung für die Kritik bedürftig, manche hier und dort eingestreute metaphysische, physiologische ꝛc. Bemerkungen und Untersuchungen, so wie auch die lesenswerthe Anwendung der im ersten Theile für die Psychologie gewonnenen statischen und mechanischen Prinzipien auf die Staatslehre (Einl. S. 4 — 36) übergehen, haben wir nur noch Einiges über das Verhältniß zu erinnern, in welches der Verfasser die Psychologie zu den übrigen philosophischen Wissenschaften stellt. Wir wollen hier die Polemik des Verfassers nur in Bezug auf die Logik und die Metaphysik in Betracht ziehen.

»Die Psychologie (erinnert der Verfasser S. 526) wirkte falsch auf die Logik, indem sie, derselben sich beymischend, ihr das Ansehen einer Erzählung gab, wie es im menschlichen Denken zugehe, anstatt einer Regel, wie es zugehen solle, und einer Grundlage der Kritik, wenn es nicht also zugegangen war. Vom Mechanismus des menschlichen Denkens, der eben

*) M. vergl. hierüber des Rec. »Psychologische Skizzen,« S. 263 ff. und bes. S. 447 ff.

so gut die Ursache der Irrthümer, als der Einsichten, in sich faßt, weiß die Logik nicht das Geringste.« — Aber schließt denn dieß beydes, die Angabe, wie es zugehen solle, und die Angabe, wie es wirklich zugehe, einander aus? Und warum soll man nicht beydes in Eine Wissenschaft vereinigen? um so mehr, da sich nachweisen läßt, daß die erstere Untersuchung erst durch die letztere die für sie angemessene wissenschaftliche Bestimmtheit und Klarheit, so wie den rechten praktischen Einfluß, erhalten kann. Die Formen des Richtigen und des Falschen, wie sie dem gewöhnlichen Bewußtseyn sich darstellen, sind meistentheils viel zu zusammengesetzt, als daß sie an und für sich deutlich, viel zu allgemein, als daß sie praktisch fruchtbar werden könnten. Aber jede richtige logische Form hat ihre bestimmte psychische Bildung, ihre bestimmte psychische Entstehungsweise, welche sich durch psychologische Zergliederung klar und scharf nachweisen lassen; jede falsche desgleichen; und so wird uns denn die Nachweisung dieser, oder die Nachweisung, wie es bey dem menschlichen Denken wirklich zugeht, das Richtige von dem Falschen genau zu unterscheiden, und, mit Vermeidung des letzteren, das erstere in möglich höchster Vollkommenheit darzustellen in den Stand setzen. Weit entfernt, daß man, wie der Verfasser klagt, dieser psychologischen Grundlegung eine zu große Ausdehnung gegeben, hat man dieselbe leider nur zu sehr vernachläßigt; und eben hieraus sind die gerechten Klagen abzuleiten, daß die Logik nicht, wie ihre erhabene und wohlthätige Bestimmung sey, eine Kunstlehre des Denkens, sondern ein langweiliges corpus von Regeln gebe, welche schon vor ihrem Studium jedem nur einigermaßen Verständigen bekannt seyen.

Auf eine ähnliche Weise verhält es sich mit der Metaphysik. »Die Psychologie (klagt der Verfasser) wirkte falsch auf die Metaphysik. Dieß ist nun vollends eine Wirkung im Großen, die man sogleich gewahr wird, wenn man die ganze neuere Philosophie mit jener alten bis auf Aristoteles vergleicht. Die spätern Zeiten ergaben sich großentheils der Einbildung, etwas recht Vortreffliches und Verdienstliches zu unternehmen, wenn sie die Philosophie gewaltsam in die Wohnungen der Menschen einklemmten, wenn sie überall den Menschen zum Mittelpunkte der Untersuchungen und Bestrebungen machten. So wurden jene Aufschwünge des menschlichen Geistes vor Aristoteles vergessen: man begriff nicht mehr, was diejenigen getrieben hatten, die zuerst metaphysische Forschungen begannen; man entfernte sich von der wahren Metaphysik, der jene schon nahe gekommen waren, darum, weil man die ganze Auf-

gabe dieser Wissenschaft, die ungereimten Erfahrungsbegriffe zu berichtigen, aus den Augen verlor. Statt dessen glaubte man von der Seele, oder doch von dem Gemüthe, oder mindestens doch von dem Bewußtseyn und den darin arbeitenden Vermögen, oder doch endlich zum allerwenigsten von dem Ich, eine Theorie aufstellen zu können. Man merkte nicht, daß man hier gerade mit denselben Schwierigkeiten, nur in einem speziellen, und eben darum noch mehr verwickelten, Falle, belastet war, die schon die Alten genöthigt hatten, Auswege aus dem Erfahrungskreise zu suchen, und sich in einer Welt von Noumenon anzubauen« ꝛc. — Das wahre Verhältniß ist hier dadurch entstellt, daß der Verfasser zufälligen Irrungen den Charakter des Wesentlichen beylegt. Allerdings hat eine richtige Theorie der menschlichen Erkenntniß ihre großen Schwierigkeiten; und, wie beynahe alle Wissenschaften, werden auch Metaphysik und Psychologie einander gegenseitig aufklären und Hülfe leisten müssen. Aber wenn man nur nicht, wie Kant und dessen Nachfolger, und wie der Verfasser selber, falsche Spekulationen einmischt, sondern rein an die Zergliederung der Erfahrungen und an die aus denselben mit Nothwendigkeit sich ergebenden Schlüsse sich hält, so wird man weit sicherer eine wahre Theorie der menschlichen Erkenntniß, als eine klare Einsicht in die metaphysischen Begriffe, gewinnen. Die Psychologie, wie bemerkt, bedarf allerdings in manchen Punkten der Unterstützung der Metaphysik; aber auch diese unterstützenden metaphysischen Sätze werden wieder aus anderen Theilen der Psychologie ihre Bestimmtheit und Anschaulichkeit entlehnen müssen. Dies Verhältniß ist im Allgemeinen leicht klar zu machen. Jeder Begriff, sey er nun ein moralischer oder ein religiöser ꝛc., oder auch ein metaphysischer, ist ein psychisches Faktum, hat, als solches, irgend eine bestimmte psychische Bildungsform, und, da es keine angebornen Begriffe gibt, irgend einen bestimmten psychischen Ursprung. Sind nun die Urtheile über einen metaphysischen Begriff (bezeichne er etwas Einzelnes oder ein Verhältniß) verschieden, ja entgegengesetzt: so kann dieß keinen andern Grund haben, als seine unklare oder falsche Bildung durch die eine Partey oder durch beyde. Wie aber will man ihn nun wohl gründlicher aufklären, als indem man seine psychische Bildungsform, die einfachen Elemente des Zusammengesetzten, klar und genau bestimmt, und sich dieser Bildungsform vergewissert durch die Erforschung der Art und Weise,

wie er geworden ist? — Man nehme die Begriffe vom Seyn und von dem Verhältnisse des menschlichen Vorstellens zum Seyn: deren Aufklärung das Grundproblem der Metaphysik ausmacht. In jedem menschlichen Bewußtseyn ist das genannte Verhältniß gegeben (wir sprechen ja in jedem Augenblicke von einem Seyn und von dem Vorstellen desselben); aber dasselbe ist unklar und schwankend gegeben: wie dieß schon in den entgegengesetzten Urtheilen der verschiedenen philosophischen Systeme und des gemeinen Lebens hervortritt. Man frage also, wie diese Begriffe entstanden sind in der menschlichen Seele: denn gegeben sind sie unstreitig, und da kein einfacher Begriff erdichtet seyn kann, so muß sich irgend ein reiner Urquell für sie nachweisen lassen; und es kann nicht wahr seyn, was manche skeptische und idealistische Schulen, ja noch neuerdings Kant und dessen Nachfolger, behauptet haben, daß das Seyn nirgend in dem Bereiche des menschlichen Geistes liege. Mit der Auffindung dieses Urquells aber ist auch die wahre Bedeutung des Begriffes »Seyn« und das wahre Verhältniß zwischen dem Seyn und dem menschlichen Vorstellen aufgefunden: nach dessen Norm sich für alle Fälle wird entscheiden lassen, in wie weit unser Vorstellen das Seyn, wie es an und für sich selber ist, in sich abbilde *). Auf gleiche Weise bey den Begriffen »Ursache,« »Substanz« ꝛc. So ist denn freylich »der Mensch der Mittelpunkt unserer metaphysischen Untersuchungen und Bestrebungen;« aber dieß kann auch nicht anders seyn für den Menschen. Dem menschlichen Geiste liegt allein der menschliche Geist unmittelbar vor; von allem Anderen weiß er nur vermittelt, und durch Vermittelung von jenem aus; und nicht nur in dem philosophischen Systeme ist alle seine übrige Erkenntniß von der Erkenntniß seiner selbst abzuleiten, sondern jene findet sich wirklich bey jedem Menschen, wenn auch unbewußt, von dieser abgeleitet. Haben wir also erst für unsere psychologische Zergliederung die gehörige Sicherheit, Schärfe und Klarheit erlangt (was, nach des Rec. Ansicht, bey Anwendung der richtigen Methode, keine Schwierigkeit hat): so werden wir hierdurch auch der so lange vergebens erstrebten, allgemeingültigen Metaphysik, so wie überhaupt der allgemeingültigen Philosophie, theilhaftig werden: der Philosophie, welche, der engen Grenzen des menschlichen Erkennens sich klar bewußt, und auf

*) Man findet diese Untersuchung ausgeführt in der Schrift »über das Verhältniß von Seele und Leib,« S. 9 — 128.

die Erkenntniß des außerhalb derselben Liegenden in Demuth verzichtend, von dem innerhalb dieser liegenden Gebiete eine über jeden Zweifel erhabene, apodiktische Erkenntniß besitzt.

So weit des Rec. Weissagung; wann diese Zeit des Heils eintreten werde, getraut er sich nicht zu bestimmen. Nur zu wahr sind die Klagen des Verfassers (Vorr. S. XVII): »Griechenland verlor den Faden, als seine besten Köpfe Skeptiker wurden; sie wurden es aber, als die Anregung, welche die Natur dem Denken gibt, überwogen wurde von dem Abschreckenden, welches der Streit der Lehrmeinungen mit sich bringt. Deutschland steht jetzt auf demselben Punkte! Und die Flut der Journale, welche den Tag beherrschen, weil es für die Jahrzehende keine sichere Herrschaft mehr gibt, steigert bey uns das Uebel noch weit höher. Die Philosophie gilt in solchen Zeiten für einen geistigen Luxus; und es finden sich Menschen genug, deren rasche Federn sich zu Dienerinnen dieses Luxus herabwürdigen. Diese geben der Philosophie den letzten Stoß. Sie werden sie auch bey uns vernichten, wenn nicht der reinste Wille, verbunden mit echter spekulativer Kraft, sich entgegenstemmt, und in demselben Geiste fortarbeitet, welcher die großen Denker der Vorzeit getrieben hat.« Und S. XVIII: »Die Skepsis fand endlich ihr Grab in der Schwärmerey. So verwandelt sich der bis zur Demokratie verdorbene Staat endlich in die Tyranney, wie Platon längst gelehrt hat. In diesem Spiegel mag auch die heutige Zeit sich beschauen. Das Ende des vorigen Jahrhunderts erzeugte eine hohe Flut, welche das Schiff hätte über die Klippen tragen können; aber ungeschickte Lootsen trieben es aus dem Fahrwasser. Der rechte Augenblick ist verloren gegangen. Gleichwohl besitzt dieses Zeitalter unermeßliche Hülfsmittel, wie kein früheres; und der rechte Augenblick würde sogleich wieder da seyn, wenn man sich ernstlich anstrengen wollte! Aber die Faulheit, nach Fichte das Grundlaster des Menschen, läßt es dahin nicht kommen. Deutschland ist nur für positive Gelehrsamkeit regelmäßig fleißig; für eigentliche Kunst oder Wissenschaft hat es Anwandlungen, welche kommen und wieder gehen.«

Friedr. Ed. Beneke.

Art. IV. *Sophoclis Tragoediae. Ad optimorum librorum fidem iterum recensuit et brevibus notis instruxit* CAR. GOTTLOB AUG. ERFURDT. Editio secunda. Vol. IV. ELECTRA. Lipsiae, apud Gerhardum Fleischerum, 1825.

Mit dem Nebentitel: *Sophoclis Electra. Ad optimorum librorum fidem recensuit et brev. not. instruxit* GODOFREDUS HERMANNUS. *Editio secunda, etc.* — XII Seiten Vorrede, 228 Seiten Text mit daruntergesetzten Anmerkungen und 3 Indices (index graecus, index latinus, index scriptorum).

Herr Hermann verdient den Dank der Alterthumsfreunde dafür, daß er diese Handausgabe des Sophokles vollendete. Der selige Erfurdt hatte sie fast wie ein verwaisetes Kind hinterlassen: denn nur zwey Stücke, Antigone und Oedipus der König, waren eigentlich für dieselbe von ihm bearbeitet; die übrigen fünf mußte Hermann aus eigenen Mitteln ausstatten, und er that es, mit Zuziehung der größern Erfurdtischen Ausgabe, so weit sie damals reichte *), auf die von uns bereits in der Anzeige des Ajax angedeutete Art, deren Lobenswürdigkeit die Mängel auf der Wagschale gerechter Kritik überwiegt.

Besondere Hülfsmittel des Herausgebers bey der Bearbeitung der Elektra waren außer den Leipziger Handschriften, die wir beym Ajax erwähnten, zwey Moskauische, deren Varianten Matthäi einem Exemplar der Ausgabe von Johnson beygeschrieben hat, das sich in der königlichen Bibliothek zu Dresden befindet. Außerdem boten Porsons Adversaria die Abweichungen des Harleyschen Manuskripts und das Classical Journal, vol. 14, die zweyer, freylich nur mittelmäßiger Handschriften, die ehemals Livinejus gebraucht. Sonst war, außer dem von Brunck und Erfurdt Benützten, manche Ausgabe von Werth zur Hand, vornehmlich die von Aldus, und beyde Juntinischen, wovon die zweyte sehr selten ist, und nicht ganz mit der ersten übereinstimmt.

Wir heben noch aus der Vorrede Folgendes heraus, was sich auf das Verhältniß der sophokleischen Tragödie zu Aeschylus Choëphoren nnd zu Euripides Elektra bezieht. »Peropportune ad historiam Graecae tragoediae accidit, ut idem argumentum a tribus nobilissimis poetis et quidem his, in quibus quasi tres aetates tragoediae discretas vide-

---

*) Hellers und Döderleins Ausgabe des Oedipus auf Kolonos, welches Stück Erfurdt auch in dieser Bearbeitung kaum berührt hatte, erschien zugleich mit der Hermannischen.

mus, tractaretur, eaeque fabulae omnes ad nostra tempora superstites essent. Atque etsi rude illud Aeschyli inventum, e cincinno et pedum vestigiis ac vestis textura agnosci Oresten, modeste ab Sophocle, gravius ab Euripide a versu 524 reprehensum est: tamen suas quasdam easque tantas Aeschyli fabula virtutes habet, ut sint, in quibus nec Sophocles, et multo minus Euripides eum aequaverint. Sed de his qui recte disputare volet, illud bene meminerit oportet, aliud Aeschylo quam Sophocli et Euripidi consilium fuisse, quum hi in sola Clytaemnestrae atque Aegisthi vindicta constiterint, ille autem totam voluerit domus Agamemnoniae cladem describere. In qua re hoc quoque reputandum erit, quum in trilogia diversitas quaedam fabularum requiratur, fuisse, quae Aeschylus respicere debuerit, illi autem non opus habuerint spectare *). Deinde cogitandum erit, optima conditione usum esse Sophoclem, qui quum illustre, in quod intueretur, exemplum haberet Choephoros et declinare facile potuerit, quae ille parum apte invenisse videretur, neque meliorem tractandi hujus argumenti rationem ab aliis sibi viderit praereptam esse; Euripidem vero, ne actum agere judicaretur, viam, quam illi ingressi essent, deserere coactum fuisse, eaque ex re aliquid excusationis habere, si nova, eaque minus commode excogitata protulerit. Hinc illa necessitas prologos scribendi: quibus antiquior tragoedia facile carebat, quum quid visuri essent spectatores, notum iis esset; recentior autem carere non potuit, quia, exhaustis tractandi cujusque argumenti modis, nova quaedam et a communi traditione recedentia comminiscenda erant, quae nisi ante indicata spectatoribus fuissent, non modo deceptam exspectationem suam vidissent, sed saepe ne intelligere quidem, quid sibi vellent actores, potuissent.

Obgleich wir im Ganzen genommen mit dieser Ansicht sowohl der drey Heroen des griechischen Trauerspiels überhaupt, als ihrer in Rede stehenden Stücke, einverstanden sind: so können wir doch nicht umhin, ein Wort zu Gunsten des Euripides einzulegen, der bey vielen Kunstrichtern, sonderlich der neuesten Zeit, in einem allzuschlimmen Lichte erscheint, da hingegen Sophokles als ein fleckenloses, unübertreffliches Muster tragischer Kunst dargestellt wird. Daß dieser Dichter, zwar großentheils vortrefflich, doch keineswegs sich immer gleich ist, darüber

*) Möchte sich der Herausgeber über diesen Punkt deutlicher ausgedrückt haben!

sind Kundige außer Zweifel. Lobeck z. B. äußert sich bey Vers 862 seiner Ausgabe des Ajax so: »Möchte mit Ajax Tode das Trauerspiel endigen! Denn in dem Schluß desselben herrscht solche Nüchternheit (tenuitas), daß mit Ajax die Tragödie selber zu ersterben scheint. In diesen Fehler verfiel Sophokles oft, entweder durch Erschöpfung aller Farben zu Anfange, oder durch ihre ungleiche Vertheilung; wie die alten Kunstrichter wohl bemerkt haben. Dionysius von Halikarnaß Judic. script. S. 69 schreibt: »»Sophokles sinkt öfters von großer Höhe in leeren Wortschall, und, so zu sagen, in ganz gemeine Geringfügigkeit herab (ὁ μὲν Σοφοκλῆς πολλάκις, ἐκ πολλοῦ μεγέθους εἰς διάκενον κόμπον ἐκπίπτων, οἷον εἰς ἰδιωτικὴν ταπεινότητα κατέρχεται).«« Eben so urtheilt von ihm Longin vom Erhabenen, Kap. 33, S. 122 der Ausgabe von Toup. M. vergl. Plutarch de Audit. t. 2. p. 45. B. Schwerlich hat irgend jemand dem Euripides Aergeres nachgesagt; und dennoch geschieht dem Sophokles hier kein Unrecht. Verkennt man indeß solcher Schwächen halber seine großen Vorzüge nicht, warum thut man dieß so oft bey Euripides? Sein Herkules, Retter der Alceste, sein rasender Herkules, sein Jolaus, sein Eteokles, sein Orest und Pylades sind unstreitig so erhabene Bilder männlicher Kraft in ihren Extremen, als sie je ein Dichter aufgestellt hat. Und wie reich begabt, mit welcher Phantasie, welcher tiefen Kenntniß des Menschenherzens, behandelt sind seine Frauen und Jungfrauen! Wo ist bey Aeschylus oder Sophokles ein so energischer, großartiger Charakter, als Euripides Medea? wo ein so farbenreicher, künstlich gewandter, als seine Phädra? wo ein so romantisch erhabener, als Evadne? Und vollends seine Polyxenen, seine Iphigenien, seine Makarien! Wer widersteht ihrem rührenden Zauber, wegen dessen sein Schöpfer dem Aristoteles, als der tragischste aller tragischen Dichter erschien? — Sonderbar, daß man gerade aus dieser Auszeichnung neuerlich dem großen Meister einen Vorwurf gemacht hat! Das schwebend Ergreifende eines euripideischen Bacchantenchores dünkt viele Kunstrichter, oder vielmehr Kunstjünger, eine gar leichte Aufgabe, und die Thränen, die eine Polyxena oder Makaria erpreßt, scheinen ihnen der Tragödie unwürdig, ohne daß sie eine Ahnung von der Kunst haben, womit hier die höchsten Bewegungsgründe (unvergleichbar mit den kleinlichen Motiven manches neuern Stücks) in das hellste und wirksamste Licht gestellt, unwiderstehlich die Theilnahme fesseln, steigern, und endlich zu dem Zielpunkte führen, den der große Schwarm der Nachahmer niemals erreicht.

Bey Sophokles Elektra stehen zu bleiben, so ist

die klare, kraftvolle Zeichnung dieses Charakters und seine Haltung das ganze Stück hindurch, zwar höchst bewundernswürdig; allein Niemand wird läugnen, daß er zugleich durch einförmige Rauhigkeit zurückstößt. Wie hart dankt Elektra der Schwester Chrysothemis ihren wohlgemeinten Rath! In welchem schneidenden, ganz unkindlichen Tone rügt sie der Mutter Frevelmord! Kaum verbreitet die Erkennungsscene zwischen ihr und Orest etwas mildere Tinten. Gleich darauf kehrt sie zu ihrer alten Art zurück, und furchtbar schallt in die Ohren der Zuschauer ihr lauerndes (V. 1390).

> O ihr geliebten Frauen, jetzt vollbringt ihr Werk
> Der Männer Hand. So harret ihr denn schweigend dort!

> ὦ φίλταται γυναῖκες, ἄνδρες αὐτίκα
> τελοῦσι τοὔργον. ἀλλὰ σῖγα πρόσμενε.

Kalt, wie das tödtende Schwert selber, ist der Zuruf V. 1407: *παῖσον, εἰ σθένεις, διπλῆν*! Stoße zwier, wenn du's vermagst! und noch schrecklicher ist die Ungeduld der Freude beym Hervortreten des Orest und Pylades nach Klytämnestra's Ermordung:

> Fürwahr, da sind sie beyde! Ares Opferblut
> Entträufelt ihren Händen. Länger schweig' ich nicht.
> Wie steht's, Orestes?

Bey der Aufdeckung des Leichnams verstummt sie ganz; aber ob überwältigt vom Gefühl, das kein Wort findet, oder aus Scheu, furienhafte Empfindungen laut werden zu lassen, kaum kann hierüber Jemand, der sie bis dahin beobachtete, zweifelhaft seyn. Und eben so hinterlistig lauernd und unerschüttert von dem großen Ereignisse ist der Chor. — Wie ganz anders dieß bey Euripides! Schon Elektra — anstatt voll Ingrimms an den Thoren des agamemnonischen Palastes stehend, wie bey Sophokles, — auf dem Lande, im Gebirge, an den Gränzen von Argolis, die häusliche Gattin eines alterthümlich redlichen Ackermanns von edler Herkunft, der die Königstochter unentweiht neben sich hausen läßt: welch freundlicheres Bild! welche idyllische Scenerey der furchtbaren That! dann der Mord selber, Vers 1098 ff.

Klytämnestra (drinnen):

O Kinder, bey den Göttern würgt die Mutter nicht!

Halbchor.

Vernahmt drinnen ihr den Laut?

Klytämnestra (drinnen):

Wehe mir!

Der andere Halbchor.

Auch ich beklage, die der Kinder Hand erwürgt;
Doch Recht übt ein Gott, wann das Geschick es fügt.
Schwer büßt heute, die ruchlos frevelte,
Die Gemalmörderin.
Doch siehe! mit der Mutter jüngst vergoßnem Blut
Beflecket, richten aus dem Hause sie den Schritt.
O trauriger Begrüßung würdig Siegespfand!
Kein Stamm ist rings auf Erden unglückseliger,
Und keiner war's je, denn des Tantalos Geschlecht.

Orestes und Elektra kommen aus dem Hause.

Pylades. Der Chor.

(Sklaven tragen die Leichname vor das Haus.)

Orestes.

O Erdkreis, und Allsehender, Kronos' Sohn,
Schaut ihr die blutigen gräßlichen Thaten an,
Die zwey Leiber, die hin an den Grund gestreckt
Ein Streich dieser Faust, meiner Betrübniß Trost?

Elektra.

Wohl thränenwerth, o Bruder; doch die Schuld ist mein.
Feuer und Schwert versucht'
Ich Unsel'ge wider die, welche mich geboren!
O Schicksal! dieß Dein Schicksal, du,
Einst unsre Mutter? Gräßliches, mehr denn Verruchtes,
Erlittest von den Kindern du;
Doch billig rächten sie Mord des Vaters.

Orestes.

O weh, Phöbos, Nachlied sangest du!
Unaussprechbar, unverhehlbar Leid vollbringend triebest du
Die blut'gen Ehen aus Griechenland!
Zu welch anderer Stadt flieh' aber ich?
Welch frommer Gastfreund waget mein Haupt anzuschau'n,
Der die Mutter würgte?

Elektra.

O weh, weh mir!
Ich wohin? zu welchem Chor und Hochzeitfeste?
Führet je ein Ehgemal mich zum Brautgemache?

Orestes.

Zurück, zurück kehrt izo dir ein and'rer Geist, o Schwester:
Denn fromme Scheu ergreift das jüngst ergrimmte Herz.
Grausam aber thatest du
Deinem sträubenden Bruder, Traute!
Sahst du, wie aus den Kleidern die Unselige
Hervorstreckte die Brust in den Mord, wehe mir!
Hin zur Erden, die Mutter, stürzend, und wie ich in Leid verging?

Elektra.

Ich weiß es. Gram erfüllte dich, da du der Mutter Schrey vernahmst,
Welche dich geboren.

Orestes.

Dieß rief mir Klytämnestra, an das Kinn
Die Hand mir legend: »O Kind, höre mich! dir fleh' ich!«

Elektra.

An meinen Wangen auch hing sie jammernd,
Daß mir aus der Hand der Stahl entsank.

Chor.

Unsel'ge, wie ertrugest du's, mit deinen Augen anzuschau'n
Mord der eignen Mutter?

Orestes.

Ich, werfend meine Gewande vor die beyden Augen,
Hub zuerst den Stahl empor,
Und stieß ihn in der Mutter Brust.

Elektra.

Ich aber mahnte dich zur That, und selber faßt' auch ich das Schwert.

Chor.

Fürchterlich ist, was du hast vollendet.
Nimm! hüll' in diese Schleyer ein der Mutter Leib,
Hüll' alle Wunden ein!

(zu Klytämnestra)

So hast du Mörder dir erzeugt!

Elektra zu der Todten.

Sieh! freundlich, und nicht freundlich auch,
Berg' ich dich ins Todtenkleid,
Endend die traurigen Mißgeschicke*).

Wir brechen diese Vergleichung ab, um zu Herrn Hermann zurückzukehren, der uns Sophokles' Elektra, so wie sein Freund Seidler die des Euripides, an mehr als Einer Stelle verbessert darbeut. Gleich im vierten Verse vertheidigt er mit Recht die Lesart der meisten Handschriften τὸ γὰρ παλαιὸν Ἄργος, ὁὐπόθεις, τόδε,

τῆς οἰστροπλῆγος ἄλσος Ἰνάχου κόρης,

gegen Brunck's Aenderung, nach einer Pariser Abschrift, τόδε γὰρ παλαιὸν Ἄργος, ὁὐπόθεις τόδε τῆς etc. Argos bedeutet hier das Land; von der Stadt ist erst V. 9 die Rede. V. 19 erklärt er das vielbesprochene μέλαινα ἄστρων εὐφρόνη richtig durch νὺξ ἀστερόεσσα, und läßt bald nachher dem angefochtenen ἐμὲν vorsichtig seinen Platz, obwohl er diese Form kaum für sophokleïsch hält; woran jedoch Buttmann in seiner größern griechischen Sprachlehre 1. Th. S. 550, nicht zweifelt. Schwieriger ist V. 45, wo Herrmann nach Camerarius und

---

*) Euripides' Werke, verdeutscht von Friederich Heinrich Bothe, Ausgabe letzter Hand. 1. Theil, Seite 292 ff.

Andern Φανοτεύς für einen Mannsnamen hält, der in Phokis üblich gewesen sey. Der Scholiast denkt an einen Bürger aus der dortigen Stadt Phanoteus, die Strabo 9, 3 gegen das Ende erwähnt. M. vergl. Stephan aus Byzanz in Φανοτεύς, und Cellarius' Notit. orbis ant. 1 p. 1129. sequ. Daher verstand Erfurdt Strophios, Pylades' Vater, und wirklich sagt Orest V. 1099: ἀλλά μοι γέρων

ἐφεῖτ' Ὀρέστου Στρόφιος ἀγγεῖλαι πέρι.

Herrmann hat diesen Anstoß weder erwähnt, noch beseitiget; sondern führt bloß V. 660 für sich an, wo allerdings der Pädagog auf die Frage, wer ihn sende, dieß antwortet: Φανοτεὺς ὁ Φωκεύς. Wollte uns also nicht etwa Sophokles, nach dem Sprüchwort: Mendacem oportet esse memorem, daran erinnern, daß hier gelogen werde: so bleibt nur dieser einzige Ausweg übrig, anzunehmen, daß sowohl der Pädagog, als Orest, so sprechen, wie es ihnen am schicklichsten scheint, um ihrer Erzählung Glauben zu verschaffen. Phanoteus war ein bekannter Gastfreund (δορύξενος) des Aegisth und der Klytämnestra (V. 46) in Phokis: von ihm konnte also eine, den Beyden angenehme, Botschaft am wahrscheinlichsten kommen; und der listige Greis wählte daher diesen Namen. Anders Orest an der bemerkten Stelle. Wiewohl er dort die Schwester noch nicht erkannt hat: doch ahnet er aus ihren Worten eine Wohlwollende, wahrscheinlich Elektra's Freundin, unterrichtet von Orestes' Schicksalen überhaupt, und besonders von dem Umstande, daß Elektra den Knaben nach Agamemnons Ermordung zu Strophios hinretten ließ; wovon Klytämnestra nichts wußte. Und so nennt er Strophios aus demselben Grunde, aus welchem der Greis Phanoteus genannt hatte. Mit Uebergehung einiger Änderungen oder vielmehr Herstellungen von minderer Wichtigkeit, bemerken wir V. 81 die richtige Erklärung von κἀνακούσωμεν, worin nicht allein die alten Grammatiker, sondern auch neuerlich der gelehrte Schneider in seinem griechischen Wörterbuche, das ungebräuchliche ἀνακούειν fanden, da doch mit Herrmann an ἐνακούειν zu denken ist, welches bey Hippokrates, wiewohl in anderer Bedeutung, vorkommt. V. 92 wird ἤδη geschickt auf das Vorhergehende bezogen, in der Bedeutung von erst: *atque vigilias adeo si commemorem.* V. 105 tilgte der Herausgeber mit Recht das eine λεύσσω, und V. 127 das Glossem τοκέων, wofür einige Bücher πατέρων haben, das eben so wenig in den Vers paßt. Möchte er diese Art von Kritik, die eine der vernünftigsten und sichersten ist, öfter anwenden, und

dafür seinem Hange, Lücken, besonders metrische, zu wittern, entsagen, da dieser Hang ihn so oft, und namentlich auch in dem vorliegenden Trauerspiel, irre führte. V. 485:

πρὸ τῶνδέ τοί μ' ἔχει μήποτε, μήποθ' ἡμῖν

(weniger richtig ist die Abtheilung dieser Worte im zweyten Verse:

πρὸ τῶνδέ τοί μ' ἔχει
μῆπ. μ ἡμῖν).

αψεγὲς πελᾶν τέρας
τοῖς δρῶσι καὶ ξυνδρῶσιν.

In einem Augsburger Manuscript und eben so in dem Heidelbergischen, welches wir zu Rathe zogen, steht πρὸ τῶνδέ τοί μ ἔχει θάρσος. Hermann bemerkt richtig, daß θάρσος Erklärung sey: »Non est omissum hic nomen, quale est ἔννοια, sed ipsa illa cogitatio sequentibus verbis expressa est. Vide ad Viger. p. 873.« Deutlicher sagt Aeschylus Prom. 534 ἀλλά μοι τόδ' ἐμμένοι. V. 674 ist das von Herrmann aufgenommene δρόμου (κρίσιν), das sich auch in der Heidelberger Handschrift findet, unstreitig Sophokles' Hand, und das gewöhnliche δρόμον Erklärung des gewähltern Ausdruckes. Eben so sahe der Herausgeber V. 715, 722, 1337, 1441 und an manchen andern Stellen das Wahre; allein wir übergehn dieß mit Stillschweigen, da es nicht unsere Absicht seyn kann, alles Bemerkenswerthe dieser Ausgabe herauszuheben, sondern nur das Charakteristische derselben in gutem und bösem Sinn anzudeuten, und somit ihren Werth sowohl in Rücksicht auf den bestimmten Zweck, als in Bezug auf die Wissenschaft überhaupt, zu bestimmen.

Was demnach diesen besondern Zweck des Buches betrifft, das, als Handausgabe, für Schulen, Universitäten und für die zahlreichen Liebhaber dieser Literatur, besonders für die minder begüterten, bestimmt ist, denen Eine Ausgabe alle andere vertreten soll: so müssen wir hier dieselbe Rüge wiederholen, die wir schon in der Anzeige des Ajax aussprachen, daß nämlich Herr Herrmann sein Auditorium nicht fest genug ins Auge faßt, sondern durch den öftern Mangel von Wort- und Sacherklärungen die Anfänger in Verlegenheit setzt, und dagegen zuviel Apparat von Lesearten, und besonders von bloßen Citationen der Grammatiker, einmischt, der beynahe nur den Gelehrten von Profession angeht, aber auch diesem seiner Unvollständigkeit wegen nicht genügt. Freylich trifft man den rechten Mittelweg hier nicht so leicht; aber ihn zu suchen und so wenig als möglich davon abzuweichen, das sollte doch wohl jeder Herausgeber dieser Klasse für seine Pflicht halten. Thut dieß Herr Herrmann? Nein. »Caeterum,« heißt es in der Vorrede,

S. 6, »si qui forte sint, qui plura ad interpretationem rerum ac verborum afferri potuisse existiment, hi velim meminerint, *jure postulari posse, ut, qui Sophoclem tractent, omnino cognita habeant, quae ab recentioribus interpretibus ad Sophoclem atque Euripidem* (warum nicht auch zu Aeschylus, Aristophanes u. s. w.?) *adnotata sunt. Unde quum ipsi sibi auxilium petere possint, non putabam eadem ubique recoquenda esse.*« Wir enthalten uns aller Bemerkungen über diese Ansicht, deren Unrichtigkeit wir schon an dem vorhin angezeigten Orte zu zeigen versucht haben. Vielmehr gehen wir über zur Betrachtung des Werkes in Bezug auf die Wissenschaft überhaupt; und da wir das Grammatische und Metrische darin, welches uns zusagt, schon vorhin größtentheils bezeichnet haben, so begnügen wir uns hier, dasjenige durchzugehen, worin wir mit dem Herausgeber nicht übereinstimmen.

Auch hier fehlt es so wenig als im Ajax an sonderbaren Erklärungen und gewagten Aenderungen. So heißt es V. 25:

> ὥσπερ γὰρ ἵππος εὐγενὴς, κἂν ἢ γέρων,
> ἐν τοῖσι δεινοῖς θυμὸν οὐκ ἀπώλεσεν,
> ἀλλ' ὀρθὸν οὖς ἵστησιν· ὡσαύτως δὲ σὺ
> ἡμᾶς τ' ὀτρύνεις, καὐτὸς ἐν πρώτοις ἕπει.

Wer kennt nicht dieses δὲ, das, mit δὴ verwandt, als eine Art bloßer Bekräftigung (Affirmation), im Nachsatze, und zuweilen auch im Vordersatze, wie V. 157 (ἰὼ παντλάμων Νιόβα, σὲ δ' ἔγωγε νέμω θεόν), zu stehen pflegt? Hierin ist nichts Sonderbares. Wohl aber verdient diesen Namen folgende Bemerkung: Proprie in his formulis abrumpi oratio post protasin existimanda est, et deinde alio modo continuari. Wo ist hier die geringste Spur abgebrochener Rede? — Bey V. 42, wo einige Bücher μακρῷ χρόνῳ für χρόνῳ μακρῷ haben, steht eine Anmerkung, die an Spitzfindigkeit ihres Gleichen sucht. »Nihil caussae est, quare a vulgata discedamus, etsi non perinde est, quo ordine verba collocentur. Nam μακρῷ χρόνῳ pro una notione est, diuturnitate temporis: χρόνῳ μακρῷ autem est idem ac χρόνῳ, ὃς ἐστὶ (ὅς ἐστι) μακρός, ut in Oed. Col. ὁ χρόνος ξυνὼν μακρός.« V. 55, wo von dem Aschenkruge die Rede ist, den das Kleeblatt der Freunde im Gebüsch versteckt hatte (ὃ καὶ σὺ θάμνοις οἶσθά που κεκρυμμένον), soll που nicht auf κεκρυμμένον bezogen werden, in der Bedeutung von irgendwo, die der Zusammenhang fordert, sondern auf οἶσθα, daß es opinor heiße, was ganz unpassend ist, da es sich hier von keiner Sache der Meinung handelt, sondern von Etwas, das die Drey zusammen gethan, und wovon sie mithin die vollkommenste Ueberzeugung hatten. V. 62, 63 sollen die

fälschlich todtgesagten Staatsmänner seyn, welche die Athener öfters verbannt, aber bald desto ehrenvoller zurückberufen hätten. Als ob Verbannt und Todtgesagt Einerley sey, und λόγῳ μάτην θνήσκοντας nicht augenscheinlich besser auf Pythagoras und Andere passe, die wirklich während ihrer Lebzeit todt gesagt wurden. V. 113, 4 schreibt der Herausgeber so: (Ἐριννύες),

αἳ τοὺς ἀδίκως θνήσκοντας ὁρᾶτ',
* * * * * τοὺς εὐνὰς
ὑποκλεπτομένους, —

Wirklich steht dieß (nur ὁρᾶτε für ὁρᾶτ') in den meisten Büchern; allein ohne Andeutung einer Lücke, an die auch der genaue Zusammenhang dieser Worte nicht denken läßt. Triklinius läßt αὖ ohne Grund aus, hat aber τοὺς τὰς εὐνὰς, welches die größte Aufmerksamkeit verdient, und wovon die Lesart eines Leipziger Manuscripts und des Harleyschen τοὺς τ' εὐνὰς wahrscheinlich eine Verderbung ist. Wunderlich ruft Herrmann aus: **Manifestum est, hemistichium deesse. — Puta tale quid poetam dedisse**, αἳ τοὺς ἀδίκως θνήσκοντας ὁρᾶτ',

αἰσχρῶς λέκτρων προδότους εὐνὰς
ὑποκλεπτομένους,

et nihil erit, quod desideres: *quae injuste peremptos respicitis, quibus furto ereptus est proditus torus.* So geht es, wenn man übereilter Weise Lücken annimmt, und nachher nicht weiß, womit man sie ausfüllen soll. Dieses αἰσχρῶς neben ἀδίκως, dieses λέκτρων neben εὐνὰς, dieses προδότους neben ὑποκλεπτομένους, ist ganz müßig. Wir würden diese Zusätze, wenn wir sie in einer alten Handschrift fänden, auf der Stelle obelisiren. Dagegen ist unser Herausgeber überhaupt, wie mit Lücken, so auch mit selbsterfundenen Ausfüllungen derselben, nur allzubereit, wie wir noch einigemal in dieser Tragödie bemerken werden. Hermanns Behandlung dieser Stelle ist desto auffallender, da die Verbesserung derselben leicht und bereits geschehen war, nämlich von uns in unserer Ausgabe des Sophokles, wo es so heißt:

αἳ τοὺς θνήσκοντας ὁρᾶτ' ἀδίκως,
τοὺς τὰς εὐνὰς ὑποκλεπτομένους.

Schien ihm die Anordnung der Worte hart? Männer von Takt fanden sie nicht so, nannten vielmehr die Stellung von ἀδίκως an das Ende des Satzes elegant, und schrieben die Versetzung dieses Adverbiums der Sucht der Abschreiber zu, überall die gewöhnliche Wortfolge herzustellen. Doch was forschen wir lange? Unser Herausgeber ist seit einiger Zeit allen Transpositionen fast gänzlich abhold. Und

doch sagt Ruhnkenius ad Rutil. Lup. p. 107. b.: Hoc transpositionis remedium lenissimum est, et saepe magnis difficultatibus medetur; Porson Praefat. Hecubae p. 14: Tutissima proinde corrigendi ratio est vocularum, si opus est, transpositio; Schäfer in der Anmerkung zum Index latin. der dritten Leipziger Ausgabe von Porson's Hekuba, unter Transpositio: In scriptoribus prosaicis, quorum instrumentum criticum diligentius inspexi, nihil vidi a librariis frequentius variatum quam ordinem verborum; und Hermann selbst ad Aristoph. Nub. 1309: Transpositiones ejusmodi nullam habent temeritatis notam apud eos, qui meminerunt, quoties librarii in ipsis trimetris aliisque notissimis metris, nedum in liberioribus numeris, verborum ordinem male mutaverint. So damals. Jetzt erlaubt er zwar noch (ad Ajac. 885) dem Kritiker das so gepriesene Verbesserungsmittel; bemerkt aber zugleich: Omnino ad transpositionem in *quibusdam* (?) scriptoribus raro et timide confugiendum arbitrori *cujus rei rationes alio loco explicabo.* In der Note zu Vers 808 nennt er die Transposition ein scharfes Messer in Kinderhänden, und sowohl in den Elementis doctrinae metricae p. 123, als ad Soph. Electr. V. 21 wird auf die certos fines des Transponirens, so wie auf die conditiones, quibus transponi verba licitum sit, hingedeutet; und zugleich beydemal das kecke Wortumstellen Porsons getadelt, Porsons, dieses scharfen Beobachters und strengen Züchtigers kritischer Ungebühr. Möchte der berühmte Mann uns bald die bestimmten Gränzen und die Bedingungen des Transponirens kund thun. Wir gehen weiter. V. 130 steht in den Büchern οὐδ' ἐθέλω, oder οὐδ' αὖ θέλω. Falsch. »Scribendum sensu postulante divisim οὐ δ' ἐθέλω.« So Hermann, indem er ignorirt, daß diese Verbesserung Buttmanns schon vor zwanzig Jahren in unserer Ausgabe erschien, und daß Camerarius und Brunck sie in ihren Uebersetzungen ausdrücken. V. 135.

ἀλλ' οὔ τοι τόν γ' ἐξ Ἀΐδα
παγκοίνου λίμνας πατέρ' ἀν-
στάσεις, οὔτε γόοισιν, οὔτ' ἄνταις,

»Per attractionem duae locutiones in unam confusae sunt: τὸν ἐν Αΐδῃ ἀνστάσεις ἐξ Αΐδου.« Wozu diese schwerfällige Maschine? τὸν steht für τοῦτον, oder τόνδε, welches letztere wirklich vom Rande dreyer Handschriften in den Text wanderte, und πατέρα bezieht sich epexegetisch darauf, nach alterthümlicher Art. Ilias 1, 410, τοὺς δὲ κατὰ πρύμνας τε καὶ ἀμφ' ἅλα ἔλσαι Ἀχαιούς. Man vergl. Matthiä's griech. Gramm.

§. 266, Anmerk. Mehr Schwierigkeit macht der Schluß dieser Stelle. In den Büchern steht οὔτε γόοις (γόοισιν), οὔτε λιταῖς (λιταῖσιν, oder λιτῇσιν, was die Heidelberger Handschrift hat). Das offenbar mißverstandene Sylbenmaß veranlaßte hier allerley Aenderungen, die wir mit Stillschweigen übergehen. ἄνταις, was Herr Hermann zuversichtlich in den Text aufnahm, ist weder gebräuchlich, noch dem Worte λιταῖς so ähnlich, als er meint. Wir schreiben so:

παγκοίνου λίμνας πατέρ' ἀνστάσεις γόοισιν, οὔτε λιταῖσιν.

und in der Strophe:

Ηλέκτρα ματρὸς, τίν' αἰεὶ τάκεις ὧδ' ἀκόρεστ' οἰμωγάν.

Die Verse sind asynartetische, die aus zwey glykonischen mit Nachschlagsylben (glycon. hypercat.) bestehen. In der Strophe sind es reine (glyconei puri), nur daß der Moloß — τρα ματρὸς die Stelle des Choriambus vertritt, wie in Catulls Nutriunt humore; in der Antistrophe sind sie polyschematistisch; welche Formen häufig einander entgegengesetzt werden. Das erste οὔτε ist Erklärung, die der Vers zurückweist. So vermeiden wir auch die Wortbrechung in ἀνστάσεις, die, so wie die Wortbrechungen überhaupt, nach unserer Ueberzeugung, welche wir mit Böckh und Ahlwardt theilen, ganz unzuläßig ist. V. 146 widerspricht sich der Herausgeber, indem er Anfangs zugibt, daß die Nachtigall als Verkündigerin des Frühlings Zeus Botin heiße, gleich darauf aber sagt, Διὸς ἄγγελος bedeute bloß nuntiam ab Jove missam (ohne Bezug darauf, daß Zeus für den Anordner der Jahrszeiten galt), wie bey Homer, wenn er die Ossa und den Traumgott Zeus Boten, Διὸς ἄγγελοι, nenne, Iliad. 2, 26 und 94. Ohne Zweifel ist die erste Erklärung die richtige, und in diesem Sinne sagt auch Sappho in den Scholien zu dieser Stelle, nach unserer Verbesserung:

ἦρος ἄγγελ', ἱμερόφων' ἀηδών.

V. 147:

ἰὼ παντλάμων Νιόβα, σὲ δ' ἔγωγε νέμω θεὸν,
ἅ τ' (ἅτ') ἐν τάφῳ πετραίῳ,
αἰαῖ, δακρύεις.

Wir erstaunten, als wir dieß längstverschollene αἰαῖ wieder im Texte sahen. In Livinejus altem Manusc. und im Brunckischen steht αἰεί. Ein Augsburgisches hat am Rande: γρ. αἰέν. αἰεὶ ward auch anderswo mit αἰαῖ verwechselt, wie Jakobs Anthol. Palat. 3, p. 226 bemerkt. Was bewog also Hrn. Hermann, uns αἰαῖ wieder aufzudringen? »Non improbo,« sagt er, »Brunckii, Musgravii, Erfurdtii (Schaeferi), judicium, αἰεὶ praeferentium, quod hoc adverbium ad rem accommo-

datissimum sit. *Sed movet me tamen et librorum auctoritas, et quod in stropha eodem in loco istae voculae sunt* (dort steht nämlich αἰαῖ, ἱκνοῦμαι), *ut genuinum esse putem* αἰαῖ. Eben so muß V. 169 μέγας vorn im Verse stehen, wie das gleichfolgende ἄχος in dem entsprechenden der Strophe. Ja V. 1429 wird sogar widersinnig geschrieben:

ΟΡ. θάρσει· τελοῦμεν. ΗΛ. ἢ νοεῖς, ἔπειγέ νυν.

da sonst überall richtig ἢ νοεῖς mit τελοῦμεν verbunden ist, damit nur auch Orestes Rede in der gewöhnlichen Cäsur des Senars endige, wie die der Klytämnestra in der Strophe (*ΚΛ.* ὤ μοι, πέπληγμαι! *ΗΛ.* παῖσον, εἰ σθένεις, διπλῆν!). Mit einer Art von Spitzfindigkeit werden V. 182 die Worte ἔποικος und ἀναξία durch ein Komma getrennt, obgleich Sinn und Vers sie verbinden heißen: »nam peregrinae conditio per se indigna est, ut non opus sit id addi« Unnöthig ist bald darauf die Aenderung ὅτε οἱ für ὅτε σοι, gesetzt auch, daß dieser hiatus in einer tragischen Chorstelle zu dulden wäre, woran wir zweifeln. σοι ἐν κοίταις πατρῴαις heißt, nach einer bekannten Redart, so viel als ἐν σαῖς κοίταις πατρῴαις, d. h. ἐν κοίταις τοῦ σοῦ πατρός. V. 212 steht schon in meiner Ausgabe τάδε, welches jedoch Hermann richtiger zum Folgenden zieht.

Weiter unten, V. 273, findet sich eine sonderbare Erklärung von ἱερὰ ἔμμηνα. »Hoc videtur innuere, quoto mensis die maritum interfecerat (Clytaemnestra), eum illam diem *quovis mense* celebravisse.« Wo war dieß je Sitte? — Camerarius Erklärung sacra stata eo in mense, quo caedes Agamemnonis perpetrata fuit, ist ungenügend, weil sich nach Erwähnung des Todestages der Monat von selbst verstände. Vielleicht ist wohl ein Freudenfest gemeint, das von Agamemnons Todestage an den ganzen Monat hindurch dauerte. Man kennt solche vieltägige Feste bey fast allen Völkern. Bey den Athenern z. B. währten die Haloa, das Erntefest, sehr lange, wie Harpokration und Suidas bezeugen; die Eleusinia dauerten neun Tage; das Aeginetenfest zu Ehren Neptuns auf der Insel Aegina sechzehn, u. s. w. V. 299:

ἐν οὖν τοιούτοις οὔτε σωφρονεῖν, φίλαι,
οὔτ' εὐσεβεῖν πάρεστιν, ἀλλ' ἐν τοῖς κακοῖς
πολλή γ' ἀνάγκη κἀπιτηδεύειν κακά.

Die Aenderung ἀλλ' ἔν τοι κακοῖς ist übereilt, da der Begriff von ἀλλά τοι, *attamen*, nicht hieher paßt. V. 315. πέποιθ', ἐπεὶ τἂν οὐ μακρὰν ἔζων ἐγώ. Dieß soll nicht heißen können alioqui non tam diu vixissem. Ein Ausspruch ex tripode. *Sed non ego credulus illi.* V. 342. οὔτε ξυνέρδεις, τήν τε δρῶ-

σαν ἐκτρέπεις. »Notanda rarior locutio τὴν δρῶσαν pro ἐμὲ τὴν δρῶσαν.« So Hermann. Auch der Scholiast sagt τὴν τε δρῶσαν. ἀντὶ τοῦ ἐμέ. Aber τὴν δρῶσαν heißt eigentlich weder ἐμὲ, noch ἐμὲ τὴν δρῶσαν, sondern es bedeutet Eine, die etwas unternimmt, d. h. die Agamemnons Tod rächen will. Nur per consequens wird Elektra verstanden, weil sie die Einzige ist, die das will. M. vergl. 600. V. 355:

ἐμοὶ γὰρ ἔστω τοὐμὲ μὴ λυπεῖν μόνον
βόσκημα.

Hermann, wiederum nach einem Scholion: »*mihi hoc tantum esto pabulum, mihi non dolorem creare.* Sibi autem illa dolorem faceret, si obsequio erga Aegisthum et Clytaemnestram impia in patrem esset.« Wie gezwungen! Der bessere Scholiast erklärt richtig: ἐμοὶ, φησὶν, ἔστω τροφὴ ἡ τῇ ἀνάγκῃ μόνον ἁρμόζουσα, καὶ τὴν πείνην ἀπελαύνουσα. Elektra verlangt so wenig zum Unterhalt, als Sokrates bey Xenophon Denkwürd. des Sokr. 1, 3, 5; nur nicht hungern will sie, d. h. sie will nur leben, um einst ihren Bruder wieder zu sehen. Was ist hierin Abgeschmacktes, oder eines Charakters, wie der der Elektra, Unwürdiges? Hermann läugnet, daß βόσκημα victum bedeute. Ohne Grund, da βόσκειν von menschlicher Nahrung vorkommt. Vielmehr mußte er sein pabulum in bildlichem Sinne, wie etwa Plautus Cistell. 4, 2, 54 sagt: istuc mihi *cibus* est, quod fabulare, beweisen. Das nachdrückliche ἐμὲ in τοὐμὲ ist allerdings nicht an seinem Platze; allein die zwey Leipziger Manusc. boten ja τοῦ με: warum ward das nicht in den Text aufgenommen, da es Alles klar macht, und βόσκημα τοῦ μὴ λυπεῖν με leicht zu verstehen ist? *) V. 368:

φέρ', εἰπὲ δὴ τὸ δεινόν. εἰ γὰρ τῶνδέ μοι —.

Elmsley in der Kritik der Porsonschen Hekuba S. 260 der Leipziger Ausgabe und ad Oedip. Col. 115 wünscht δὲ für γὰρ, freylich ohne Noth, indem er sogar weiter geht als Porson. Aber wiederum schreibt unser Herausgeber: »*Taedet me* toties admonere de exitu illo trimetri (m. s. Porsons Vorrede zur Hekuba S. 32 u. s. w.), in quem *temere saeviunt* Porsoni sectatores, quum satis ea res disputata sit in Elementis doctr. metr.« Aber Porsons Regel ist durch zahllose Beyspiele befestigt, und darf keinem Bearbeiter der Tragiker gleich-

---

*) Wörtlich: Nahrung der Nichtqual für mich, d. h. des Nichthungers; Nahrung, die bloß dem Hunger wehrt, wenig und schlecht.



gültig seyn. Doch genug über diesen Punkt, da wir ihn schon in der Beurtheilung des Hermannischen Ajax erörterten! — V. 443. Diese Vertheidigung des ἀλικαρῆ ist nicht genügend. »Defendi potest ἀλικαρῆ, modo ea vox significare putetur *comam non accommodatam supplicationi, ut quae non satis compta atque nitide habita sit.*« Die Stelle aus Euripides Elektra, V. 183, σκέψαι μοὺ κιναρὰν κόμαν καὶ τρύχη τάδ' ἐμῶν πέπλων gehört durchaus nicht hieher. V. 464. Der Herausgeber irrte sich offenbar, als er zur Vertheidigung der gemeinen Versabtheilung an dieser Stelle auf die Elem. doctr. metr. S. 435 verwies: denn da verbindet er richtig V. 464 und 65 zu Einem längern choriambischen. V. 494—505: Um dieser Strophlein und Verslein willen war es fürwahr nicht der Mühe werth, zweymal die richtige alte Lesart zu verändern. Ueber V. 503 schreibt der römische Scholiast: οὐ διέλιπεν αἰκία τοὺς πολυκτήμονας δόμους. Hierüber schweigen alle Herausgeber, und doch kann dieß πολυκτήμονας unmöglich, was man sagt, de nihilo seyn. Vielleicht ist es echt, und die Stelle so zu schreiben:

οὔ τις πω ἔλειπ' ἐκ τοῦδ' οἴκους anap. d.
πολυκτήμονας αἰκία. glycon.

Oder πολύπονος im Vulgartexte deutet auf πολυπήμονας, das in πολυκτήμονας verderbt wurde, so wie die ursprüngliche Glosse πολυπόνους in πολύπονος, nachdem οἴκους irrigerweise in οἴκου verändert worden war, um dieß dem τοῦδ' anzupassen. Dann wird der Schlußvers ein ionicus a minore dimeter

⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – – –
πολυπήμονας αἰκία.

Der ganze Satz aber ist auf jeden Fall so zu konstruiren: οὐ γάρ τις πω αἰκία ἔλειπ' οἴκους πολυπήμονας (oder πολυκτήμονας) ἐκ τοῦδε (ex eo tempore), εὖτε ὁ ποντισθεὶς Μυρτίλος — ἐκριφείς. Bey V. 522 ist zu bemerken, daß τίκτουσα ja auch für das Partizip des Imperfektums gilt: also ist ἡ τίκτουσ' ἐγὼ gerade so viel als ἐγὼ, ὅτε ἔτικτον. V. 558. κατασφαγὰς ist weit undeutlicher als κατὰ σφαγὰς, welches wir also beybehalten. V. 600: ὁρῶ μένος πνέουσαν. Ich sehe eine Zornschnaubende. Daß Klytämnestra gemeint ist, nicht Elektra, ergibt sich aus dem Zusammenhange, und Camerarius, Anfangs auch von Scholiasten irre geleitet, fühlte es. M. vergl. V. 342. ξύνεστι, nämlich τὸ μένος τῇ κλυταιμνήστρα. φροντίδα, κλυταιμνήστρας. V. 616. Bloßes Mißverständniß, was so viel Unruhe macht! θράσος heißt hier crimen audaciae, also τόδε θράσος. Anklage wegen dieser Unverschämtheit gegen mich. Daß ἀλύσκω auch den Genitiv regiert, ist bekannt, so wie, daß

die Namen der Tugenden oder Laster häufig so gebraucht werden. Im Orest V. 764 unserer Ausgabe heißt es φεύγω τὸ δειλόν: wobey der Scholiast anmerkt: τουτέστι φεύγω τὸ εἶναι δειλὸς, οὐ παρέχω δειλίας ὑπόνοιαν u. s. w. V. 681. Fort mit dem unattischen und verswidrigen πεντάεθλα! Das Wahre ist vermuthlich πένταθλ' ἂν (ἃ ἂν) νομίζεται. Auch die pfälzische Handschrift hat πένταθλ'. V. 782:

ἄκουε, Νέμεσι τοῦ θανόντος ἀρτίως.

Schäfers Komma hinter Νέμεσι ist so richtig, als etwas seyn kann. τοῦ bedeutet τούτου: also ist der Sinn: Höre, Nemesis, was sie spricht (nämlich: Orest befinde sich in einem Zustande, wie er ihm gebühre, κεῖνος, ὡς ἔχει, καλῶς ἔχει), da er doch eben umgekommen ist! Νέμεσις τοῦ θανόντος ist affektirt, ja kaum verständlich. V. 803:

μόνη γάρ εἰμι, σοῦ τ' ἀπεστερημένη
καὶ πατρὸς ἤδη. δεῖ με δουλεύειν πάλιν —.

So alle Bücher. Ganz ohne Grund schreibt Brunck καὶ πατρός. ἢ δὴ δεῖ —, Hermann: καὶ πατρός. ἤδη δεῖ etc. Daß δεῖ nicht zu Anfang eines Satzes stehen dürfe, ist unerhört. Phoeniss. V. 349 rc.

ἀτὰρ τί ταῦτα; δεῖ φέρειν τὰ τῶν θεῶν.

Helena V. 763:

εἰς ἄπορον ἥκεις· δεῖ δὲ μηχανῆς τινος.

Euripides Antigone 3. Fragm.:

δεῖ τοῖσι πολλοῖς τὸν τύραννον ἁνδάνειν.

Genug der Beyspiele eines Gebrauchs, den noch Niemand bezweifelt hat! ἤδη am Schluß ist eben so wenig etwas Seltenes; m. s. Orest V. 622, Medea V. 137, Hippolyt V. 314 u. s. w. Gewiß wäre daher Niemand hier angestoßen, wenn man nicht ἤδη bloß auf πατρὸς bezogen hätte, da es zu dem ganzen Satze gehört. Dein und des Vaters jetzt beraubt nennt sich Elektra ganz richtig, obwohl der Vater schon seit sieben bis zehn Jahren todt, und Orest, der Botschaft zufolge, erst vor Kurzem gestorben war. V. 808. ξύνοικος ἔσομαι· ἀλλὰ u. s. w. Diese Leseart eines Münchner Manusc. und des venezianischen halten wir für die wahrscheinlichste. M. s. Hermanns Elem. d. metr. S. 49. Sein ξύνοικος εἴσειμ' hat nichts Empfehlendes. V. 809. παρεῖσ' ἐμαυτήν. »ad hasce fores me ipse permittens, i. e. mei copiam faciens (!) ad quodvis malum mihi inferendum.« Warum nicht gar? παρ. ἐμαυτὴν heißt secura mei, de me non amplius sollicita. V. 840:

καὶ γὼ τοῦδ' ἵστωρ, ὑπερίστωρ,
πανσύρτω παμμήνω πολλῶν
δεινῶν στυγνῶν τ' ἀχέων.

So die Handschriften. Der dem Verse δεινῶν entsprechende Vers der Antistrophe lautet so:

τμητοῖς ὁλκοῖς ἐγχῦρσαι,

und es ist kein Grund vorhanden, seine Richtigkeit zu bezweifeln. Dagegen erwähnt Triklinius anstatt des Wortes ἀχέων zwey andere Schreibungen, Ἀχαιῶν und ἀρχαίων, welches letztere er billigt, und das in der That wahrscheinlich ist, wenn man πανσύρτῳ παμμήνῳ in der gewählteren Dichtersprache für τῷ πανσύρτῳ, τῷ παμμήνῳ nimmt; was thunlicher ist, als Erfurdt und Hermann glauben, da der Artikel sowohl des Adjektivs als des Partizips, oder des Verbaladjektivs, zuweilen fehlt, wo er stehen könnte: m. s. Viger. 1, 13. annot. 17. Der Pelopiden endloses Chaos von Leiden seit alter Zeit hieße dann ausdrucksvoll πάνσυρτον πάμμηνον ἀρχαίων δεινῶν πολλῶν στυγνῶν τε, und des Chors εἴδομεν, ἃ θροεῖς, »wir verstehen dich,« bezöge sich auf ἀρχαίων, auf jene alten Unglücksfälle, deren Wiederholung er der Elektra ersparen will. »Aber,« wendet Hermann ein, »bey Triklinius steht viermal ἐν τῷ πανσύρτῳ καὶ παμμήνῳ καὶ διηνεκεῖ χρόνῳ. Auch ein anderer Scholiast sagt ἤγουν τῇ φορᾷ καὶ ἐπιδρομῇ τῇ ἐκ τοῦ τὰ πάντα σύροντος χρόνου. Ex quo videtur conjici posse, temporis nomen αἰῶνι hic olim scriptum fuisse.« Nicht doch! der Begriff von χρόνος liegt in παμμήνῳ, und kann also wenig oder nichts für das vormalige Vorhandenseyn jenes Wortes, oder eines ähnlichen, im Texte beweisen. V. 849:

πᾶσι θνατοῖς ἔφυ μόρος.
(in der Strophe: δειλαία δειλαίων κυρεῖς.)

»Erfurdtius πᾶσιν: sed hoc metri genus ita inusitatum est, ut non videatur probari posse. Quare librorum scripturam revocavi, ut versus ex cretico et trochaico monometro hypercatalecto constet, correpta in strophico media syllaba et in δειλαία et in δειλαίων.« Erfurdt hielt diese Verse für eine antispastisch-jambische Zusammensetzung:

— — | —
◡ — — ◡ | ◡ — ◡ ⏓

Diese ungebräuchlich? — Daß dem nicht also sey, wollen wir Hrn. Hermann aus einem Buche beweisen, dessen Autorität er gewiß mit Vergnügen anerkennt, nämlich aus Godofredi Hermanni Elementis doctrinae metricae p. 229. Da heißt es mit dürren Worten: »Numeri, qui perpetuata oratione

conjunguntur cum antispasto, aut sequuntur eum, aut antecedunt. Qui sequuntur, *plerumque iambici sunt* —. Jambi quum antispastum sequuntur, antispastus plerumque longa syllaba terminatur (dergleichen sind hier — τοῖς und δει —), quo facilius dirimi discernique ab iambis possit. — Qui (versus) plenum diiambum antispasto subjunctum habet, invenitur in Aeschyli Choëph. 383.

ἐφυμνῆσαι γένοιτό τοι.

et soluta priore diiambi arsi in Agam. 416.

βέβακεν ῥίμφα διὰ πυλῶν.«

Da haben wir unser Versmaß! (M. vergl. 1072.) Das von Hermann angenommene kretisch-trochäische ist wenigstens nicht häufiger als jenes, und die Verkürzung der Mittelsylben in δειλαία und δειλαίων deswegen hart, weil sie betont sind, da hingegen in δείλαιος bey Aristophanes, und in γεραιοὺς bey Tyrtäus der dort vorhergehende, hier folgende Accent die Stimme flüchtiger über den Diphthong hingleiten läßt. V. 852. τμητοῖς ὁλκοῖς ἐγκῦρσαι; »Interpretantur ὁλκοῖς de loris, moti, opinor, τμητοῖς ἱμᾶσι v. 737. Non video, quid impediat simplicius sulcos intelligi rotis arenae impressos.« Sulcos τμητούς. Ist das simplicius? V. 939: ἕως μὲν τὸν κασίγνητον βίῳ, θάλλοντά τ' εἰσήκουον. Die Lesart der Handschriften; d. h. nach Triklinius, dem Hermann beystimmt, ἐν βίῳ, θάλλοντα τε. Aber so ist entweder βίῳ, oder θάλλοντα frostig. In den Juntinischen Ausgaben steht βίῳ θάλλοντά γ', und so schreiben wir ohne Bedenken mit Brunck und Schäfer. Euripides Sisyphus Fragm. 1, 17. ἀφθίτῳ θάλλων βίῳ u. s. w. V. 1036:

βουλῆς γὰρ οὐδὲν ἐστιν ἔχθιον κακῆς.

Die gewöhnliche Wortfolge, die sich begreiflicherweise fast überall findet. Desto schätzbarer muß die Lesart ἐστιν οὐδὲν seyn, die in zwey Handschriften steht. οὐδὲν erhält so einen Haupttaktschlag, wie ihn der Sinn fodert. Die Stelle ist allerdings fehlerhaft; allein leicht ist die Verbesserung nicht. Der Scholiast schreibt über V. 1073: νώνυμος τῆς εὐκλείας θέλων γενέσθαι. Hieraus ergibt sich εὐκλείας (für εὔκλειαν), eine elegante Lesart (νώνυμος εὐκλείας, d. h. ἀκλεής, wie ἄπεπλος φαρέων u. dgl. echt Tragisches), die zugleich die Sylbenmaße herstellt: denn hierdurch den mittlern Vers hergestellt, ordnen sich die umgebenden von selbst:

οὐδεὶς τῶν ἀγαθῶν, ζῶν κακῶς,
εὐκλείας αἰσχῦναι θέλει
νώνυμος, ὦ παῖ, παῖ.



αἰσχῦναι, *αἰσχῦναι αὐτὸν*, *αἰσχύνασθαι*, *pudere*, wie bey Sophokles häufig das Aktiv die Stelle des Passivs, oder des Mediums, vertritt. V. 1074: *πάγκλαυστος* (oder *πάγκλαυτος*) *αἰὼν κοινὸς* ist nicht der Allen gemeinsame, bejammernswerthe Tod, von welchem Elektra noch entfernt ist, sondern ihr klägliches Leben in Verachtung und Dürftigkeit, wie es der scharfsinnige Ast in seiner Verdeutschung unseres Dichters erklärt. V. 1076: *τὸ μὴ καλὸν καθοπλίσασα*. Das soll heißen scelus (Clytaemnestrae et Aegisthi) armans, und dieß wieder provocans ad dimicationem, cujus incertus est eventus. Wir bleiben bey der einfacheren Erklärung *ὁπλίσασα κατὰ τὸ μὴ καλὸν*, oder, nach den Scholien, *καταπολεμήσασα τὸ αἰσχρὸν καὶ νικήσασα· οἷον τοὺς ἐχθροὺς καταγωνισαμένη*. V. 1108: *ὦ ξεῖνε, δὸς νῦν*. Fast immer steht in den Handschriften *νῦν* für *νυν*. Die Pflicht des Gelehrten ist, beyden Partikeln ihren Platz anzuweisen; und offenbar gehört *νῦν* nicht hieher, sondern *νυν*, igitur. V. 1141: *τέθνηκ' ἐγώ σοι*, ich bin todt für dich, wie auch wir sprechen, d. h. ich vermag nichts zu deinem Besten. So erklärte sonst der Herausgeber selber die vulgata. Warum jetzt *τέθνηκ' ἐγώ· σὺ φροῦδος* etc.? V. 1149—1153:

οἴ μοι.
ὦ δέμας οἰκτρόν.
φεῦ, φεῦ.
ὦ δεινοτάτας,
οἴ μοι, etc.

Hr. Hermann sagt: »Versus ita distinguebantur« (so alle Handschriften, auch die pfälzische):

οἴ μοί μοι.
ὦ δέμας οἰκτρόν· φεῦ φεῦ.
ὦ δεινοτάτας, οἴ μοί μοι.

Ego aliter describendos putavi. Nam verba *ὦ δέμας οἰκτρόν*, *ὦ δεινοτάτας*, videntur anapaesticus dimeter esse, quem interpellant interjectiones istae.« Wie können diese Worte ein anapaestus dimeter seyn, da die Endsylbe von *οἰκτρὸν* vor einem Vokale kurz ist? Man schreibe:

οἴ μοί μ'! ὦ (oder οἴ μοί μοι) δέμας οἰκτρόν! φεῦ, φεῦ! anapest. dim.
ὦ δεινοτάτας, οἴ μοί μοι, anapaest. paroem.

und Alles ist in der Ordnung. V. 1165: *ἀμηχανῶν* ist die Erfindung irgend eines Verbesserers, wie es so manche gibt, der *ποῖ λόγων ἀμηχάνων ἔλθω*; nicht verstand? *λόγοι ἀμήχανοι* sind res inexplicabiles, res mirae. Orest, der eine Jungfrau von solchem Aeußern Elektra nennen hört, ruft staunend aus: Ha, was sag' ich? in welche Wunder werd' ich gerathen? welche Wunderdinge stehen mir bevor? V. 1167:

τί δ' ἴσχες ἄλγος, πρὸς τί τοῦτ' εἰπὼν κυρεῖς;

»Signum interrogandi, quod post ἄλγος ponebatur, in comma mutavi. Nam πρὸς τί dictum pro πρὸς ὅ τι. Vide ad Ajac. 781.« πρὸς τί für πρὸς ὅ τι ist, so viel wir wissen, Ungriechisch. Die Stelle aus Ajax gehört nicht hieher. V. 1184:

τίς γάρ σ' ἀνάγκη τῇδε προτρέπει βροτῶν;

»Ἀνάγκῃ τῇδε non est dativus, idem significans, quod εἰς ἀνάγκην τήνδε, sed ablativus: (?) *quis te mortalium hac serviendi necessitate cogit?* Quod exquisitius dictum pro *quis tibi hanc necessitatem imponit?* Ἀνάγκῃ προτρέπει idem est quod ἀναγκάζει: et quum ταῦτα dicere deberet, pronomen ad nomen ἀνάγκη accommodavit, ut solent.« Ob dieses so ausgemacht sey, lassen wir auf sich beruhen, da der Herausgeber kein Beyspiel eines ähnlichen Ausdrucks anführt. Aehnlich sagt dagegen Homer, Iliad. 6, 336, wie Erfurdt und Schneider im griechischen Wörterbuche unter προτρέπω bemerken: ἄχεϊ προτραπέσθαι, *in moerorem verti.* — V. 1191:

ΗΛ. μόνος βροτῶν νῦν ἴσθ' ἐποικτείρας ποτέ.
ΟΡ. μόνος γὰρ ἥκω τοῖς ἴσοις ἀλγῶν κακοῖς·
ΗΛ. οὐ δή ποθ' ἡμῖν ξυγγενὴς ἥκεις ποθέν;

Eine der glücklichsten Emendationen Erfurdts Dennoch nahm sie der Herausgeber nicht auf, sondern behielt das fehlerhafte τοῖσι σοῖς. »Erfurdtius, argumentationem pravam esse judicans, τοῖς ἴσοις dedit. Cui merito objicit Schaeferus, non statim, qui misericordia tangatur, etiam in doloris societatem venire; praetereaque Electrae responsionem non convenire cum hac conjectura. Eine sophistische Distinktion, die den würdigen Schäfer wahrscheinlich längst gereute. Was das praeterea betrifft, so folgt freylich aus gleichen Leiden noch nicht Verwandtschaft. Aber wie schön ahnet Elektra diese in jenen? Diderot hat über solche Sprünge der Empfindungen viel Treffendes gesagt, und darum Racine bewundert. V. 1230. Wir können diesen so oft produzirten iambis ischiorrhogicis keinen Geschmack abgewinnen, und sind überzeugt, daß Brunck mit Recht hier so wie in der Antistrophe einen Senar setzte, nur daß er ἀδυνῆτιν schreiben mußte, welches lange vor Lobecks Ajax in unserer Ausgabe stand. Ganz unrichtig schreibt hingegen Hr. Herm. in der Antistrophe:

τίς οὖν ἂν ἀξίαν
γε, σοῦ πεφηνότος,

indem er den offenbarsten Senar

τίς οὖν ἂν ἀξίαν γε, σοῦ πεφηνότος,

aus einander reißt, und ein Enklitikon vorn in das Verslein stellt. »Ne quem offendat γὲ in principio versus positum, meminerit velim, hos duo versiculos, si illi, ut videtur, ischiorrhogici sunt, una perpetuitate numeri cohaerere, ut potuerint etiam uno versu comprehendi.« Das Schlimmste ist, daß sogar so hingestellt diese Verse keine iambi ischiorrhogici werden, sondern gewöhnliche Jamben, nämlich:

2 iambi demetri brachycatalectici,

⏑ — ⏑ — ⏑ —
⏑ — ⏑ — ⏑ —

oder Ein Senar, sind und bleiben. V. 1232:

τόδε μὲν οὔ ποτ' ἀξιώσω τρέσαι
περισσὸν ἄχθος ἔνδον
γυναικῶν ὂν αἰεί.

Hier ist nicht an Klytämnestra's severitas zu denken, sondern an die ignavia, die den Weibern so oft vorgeworfen wird. V. 1237 das unautorisirte ὀτοτοτοτοῖ, τοτοῖ verdirbt die ganze Anordnung der Antistrophe. V. 1256:

τότ' εἶδες, ὅτε θεοί μ' ἐπώτρυναν μολεῖν
* * * * * * * *

Also abermals eine Lücke! Er setzt an Statt dessen:

αὐτοὶ γεγῶτες τῆσδε τῆς ὁδοῦ βραβῆς.

Wirklich ordentliches Griechisch, und ein regelrechter Vers. Aber wozu die Mühe? Wo ist der Beweis, daß hier etwas fehlt, das nicht etwa in der Nähe zu finden wäre? Daß dem so sey, haben wir schon ehemals zu zeigen versucht. In unserer ersten Bearbeitung des Sophokles hatten wir, durch die Verworrenheit der sich entsprechenden Verse dieser Stelle aufmerksam gemacht, die Versetzung der Worte ἀμέτερα πρὸς μέλαθρα (V. 1260) bemerkt. Diese Worte passen an dem Orte, wo sie jetzt stehen; allein sie passen eben so gut hinter den Vers, von dem die Rede ist. Nun behaupten wir, daß Sophokles so schrieb:

τότ' εἶδες, ὅτε θεοί μ' ἐπώτρυναν μολεῖν
ἀμέτερα πρὸς μέλαθρα.

Zufällig hatte ein Abschreiber den zweyten dieser Verse übersehen, und zwey Zeilen weiter geschrieben, als er bey Endigung der Worte εἴ σε θεὸς ἐπῶρσεν die Auslassung bemerkte, und, da ἀμέτερα πρὸς μέλαθρα auch hierher paßte, es lieber hierher schrieb, als vorher an dem gehörigen Orte einschob, oder gar das falsch dazwischen Geschriebene strich, was bekanntlich diese Leute wie den Tod scheuen, um nicht den Preis ihrer gutbezahlten Handschriften zu schmälern. Allein, wird man einwenden, wie steht es nun mit der Strophe, wo hier zwey volle Senare sind? Wir

antworten: Da in der Antistrophe alles vollkommen zusammenhängt, und kein verdächtiges Wort sich darin findet, so muß der Fehler in der Strophe stecken. Dort heißt es so:

τόδε μὲν οὖν ποτ' ἀξιώσω τρέσαι
περισσὸν ἄχθος ἔνδον
γυναικῶν ὂν αἰεί.
ΟΡ. ὅρα γε μὲν δὴ (ohne Noth schreibt Herm. μέντοι);
κἀν γυναιξὶν ὡς Ἄρης
ἔνεστιν· εὖ δ' ἐξοισθα πειραθεῖσά που.

Streichen wir die Worte κἀν γυναιξὶν, und der Sinn wird, da γυναικῶν kurz vorher steht, gleich deutlicher seyn, der Ausdruck aber an Eleganz gewinnen. Was ist natürlicher, als der Gedanke, daß diese Worte nichts weiter als eine Erklärung sind? Schwerlich wird man dieses bezweifeln, wenn man sieht, daß die Stelle, so geschrieben:

ὅρα γε μὲν δὴ, ὡς ἄρης ἔνεστιν· εὖ
ἐξοισθα πειραθεῖσα.

der antistrophischen vollkommen entspricht. Der hiatus δὴ, ὡς ist in der Interpunktion und im Versabschnitte zu dulden. M. vgl. die Anmerkung zu V. 808. δ' hinter εὖ fehlt in mehreren Handschriften, und deutet auf die Stellung der Partikel an das Versende hin, wo der hiatus noch viel weniger anstößig ist. Sie ward hinzugesetzt, nachdem durch Aufnahme des κἀν γυναιξὶν das Wort εὖ mitten in den folgenden Vers gerathen war. Uebrigens rührt diese Aufnahme ohne Zweifel von der oft gerügten Sucht der Abschreiber her, die ihnen bekanntesten Versarten, besonders Senare, anzubringen; welcher Sucht auch das entbehrliche που beyzumessen ist.

Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti; si non, his utere mecum.

V. 1267:

μή τί με πολύπονον ὧδ' ἰδών.

Das einzige Jenaer Manuscript hat πολύπονον. Nach den Scholien las man auch ὧ δι' 'δὼν (nicht ὧ δ' ἰδὼν), d. h., nach unserer Meinung, ὦ, διϊδὼν:

μή τι πολύστονον, ὦ, διϊδών .... dactyl. trim. hypercat.
ΟΡ. τί μὴ ποιήσω; ΠΑ. μή μ' ἀποστερήσῃς
τῶν σῶν προσώπων ἁδονὰν μεθέσθαι.

»Nicht,« ruft Elektra, »wenn du etwas Jammervolles (Gefahr der Entdeckung) ahnest, nicht wehre mir deßhalb die Wonne deines Anblicks!« Daß μεθέσθαι so viel heiße, als ὥστε μεθέσθαι ταύτην τὴν ἡδονὴν, fühlt wohl jeder Leser des Sophokles. Wozu also die vielen Worte? V. 1271:

ΗΛ. ξυναινεῖς; ΟΡ. τί μὴν οὐ (so Herm. für τί μὴ οὔ); dochmiacus hypercat. oder bacch. dim.

ΗΛ. ὦ φίλαι, ἔκλυον, ἂν ἐγὼ οὐδ' ἂν ἤλπισ' αὐδάν! asynart.. dochm. und anacreont.

ἴσχον ὀργὰν ἄναυδον, οὐδὲ asynart., troch. et iamb. hypercat.

ξὺν βοᾷ, κλύουσα τάλαινα· glycon. hypercat.

Elektra.

Vergönnst du's (mich deines Anblickes zu freuen)?

Orestes.

Wie sollt' ich nicht?

Elektra.

O Freundinnen, ich hört' ein Wort, das ich nimmer gehofft hätte!

(nämlich das Wort τί μὴν οὔ; Wie sollt' ich nicht? wodurch ihr Orest erlaubt, ihrer stürmischen Freude freyen Lauf zu lassen).

Sprachlos hielt ich meinen Sinn, ohne Ausruf (Freudengeschrey), als ich Arme es (dies Wort) vernahm.
Nun aber umfass' ich dich: denn du erschienst ja u. s. w.

So scheint diese stark angefochtene Stelle verstanden werden zu müssen. Um den Leser nicht zu ermüden, übergehen wir die Irrungen der Erklärer alter und neuer Zeit mit Stillschweigen, und bemerken nur, daß Hr. Herm. ohne Grund ἔκλυον ἄρ' ἂν schreibt, und eine Lücke vor ἔσχον vermuthet. Auch ἁ τάλαινα zu lesen ist unnöthig. V. 1316:

> εἴσιτ', ὦ ξένοι,
> ἄλλως τε καὶ φέροντες οἷ' ἂν οὔτε τις
> δόμων ἀπώσαιτ', οὔτ' ἂν ἡσθείη λαβών.

»In quibus notanda usitata Tragicis ambiguitas. Nam domesticos haec de cinere mortui Orestis intelligere necesse est: ipsa de vivo intelligit, qui acceptus amicis, metuendus hostibus redierit.« So der Herausgeber. Was uns betrifft, so finden wir diese Zweydeutigkeit gesucht, und verstehen alles bloß von der herbeygebrachten Asche eines Verwandten V. 1349:

> ὦ φίλταται μὲν χεῖρες, ἥδιστον δ' ἔχων
> ποδῶν ὑπηρέτημα, πῶς οὕτω πάλαι
> ξυνὼν μ' ἔληθες —;

Noch immer sind wir der Meinung, der unser Leipziger Recensent (Erfurdt) beytrat, daß man φιλτάτας μὲν χεῖρας zu schreiben habe. S. 1351:

> ξυνών μ' ἔληθες, οὐδ' ἔφαινες, ἀλλά με
> λόγοις ἀπώλλυς, ἔργ' ἔχων ἥδιστ' ἐμοί.

So Schäfer, nach unserem Vorgange. Herr Hermann schreibt wiederum, wie Canter und Andere, — λόγοις ἔφαινες; ἀλλά με — ἐμοί. Aber alles dieß ist Eine zusam-

menhängende Frage: also muß sie am Schluß eine gemeinschaftliche Interpunktion, d. h. ein Fragzeichen haben. Aehnlich irrt der Herausgeber V. 1425. V. 1359: Warum ἐννέπω' γώ; die vulgata σφῶν δ' ἐννέπω γε ist richtig, und γὲ bezieht sich ganz natürlich auf σφῶν. V. 1386: νεακόνητον, neugeschliffen, paßt in den Zusammenhang, nicht νεοκόνητον, jüngst ermordet, wäre das Wort auch gebräuchlich, da ja Klytämnestra noch nicht ermordet ist. νεοκόνητον beym Scholiasten ist Schreibfehler, wie seine Erklärung zeigt. Auch verlangt das Metrum es nicht, sondern μετάδρομοι in der Strophe verlängert die zweyte Sylbe. — Daß αἷμα Schwert bedeuten könne, glauben wir den Grammatikern, die Einer dem Andern nachschreiben, so wenig als Musgrave, sondern setzen ἅμα, jaculum (ein Bild des Kriegs oder vielmehr der Jagd, wohin auch im Vorhergehenden Ἄρης ὁ προνεμόμενος und die ἄφυκτοι κύνες deuten, d. h. die Furien, nicht Orest und Pylades, wie Hr. Herm. meint), mit Heusinger und Wakefield. V. 1390 — 1426. Hier sind, nach dem Herausgeber, nicht weniger als vier Verse und ein Halbvers ausgefallen, die er theils selber herzustellen versucht, theils ihren muthmaßlichen Inhalt andeutet. Diese Trimeter entsprechen sich hier so wenig, und brauchen also auch hier so wenig in der Strophe und Antistrophe von gleicher Anzahl zu seyn, als Jons Antworten in dem bekannten Trauerspiele des Euripides. V. 181 folgg., und die den lyrischen Stellen eben so eingemischten Trimeter in den Herakliden, V. 77 folgg. V. 1410:

> πολύῤῥυτον γὰρ αἷμ' ὑπεξαιρεῦσι τῶν κτανόντων
> οἱ πάλαι θανόντες.

Unsere Emendation παλίῤῥυτον scheint uns noch immer passender als πολύῤῥυτον, worauf es hier gar nicht ankommt (m. s. die Anmerkung zu dieser Stelle in unserer Ausgabe), und die auch unsere Beurtheiler zu Jena und Leipzig annehmlich fanden. V. 1412:

> καὶ μὴν πάρεισιν οἵδε· φοινία δὲ χεὶρ
> στάζει θυηλῆς Ἄρεος, οὐδ' ἔχω ψέγειν.

So Hr. Herm. nach Erf., indem sie auch dieß dem Chore in den Mund legen. Οὐδ' ἔχω ψέγειν, »ich kann nichts daran aussetzen, bin damit zufrieden,« bezieht sich, nach Herm., auf das Blut, womit Orest und Pylades reichlich bespritzt sind, affatim conspersi, wie Homer, Iliade B. 4, 539 sagt ἔνθα κεν οὐκέτι ἔργον ἀνὴρ ὀνόσαιτο μετελθών. Solche Aeußerung paßt wenig zu dem still beobachtenden Charakter des Chors. Λέγειν, die Lesart aller Handschriften, ist vollkommen richtig,

aber οὐδ' ἔχω λέγειν heißt nicht nec scio, quid dicam, sondern nec reprimo orationem (οὐδ' ἔχω, d. h. κατέχω, wie oft, λέγειν, τὸ λέγειν, τόν λόγον), ich kann nicht schweigen vor Freude. Vielleicht hatte Johnsons Scholiast diese Erklärung im Sinne, als er schrieb ἀμηχανοῦσα ὑπό τῆς χαρᾶς τοῦτο λέγει. Doch verbürgen wir es nicht. V. 1425: εἰσορᾶτε ποῦ τὸν ἄνδρα; soll nicht heißen *ubi eum* (virum) *videtis?* sondern entweder *videtis virum: ubi?* oder *videtis virum? ubi?* »Nam ubi vocula interrogativa (ποῦ) verbo (εἰσορᾶτε) postponitur, verbum ipsum non est interrogatione comprehensum. nisi si duplex interrogatio est, una in vocula interrogativa, altera in verbo, quod eam praecedit (εἰσορᾶτε, ποῦ).« Ist es möglich, so seltsam zu irren? Stehen nicht die Fragwörter bey den Dichtern unzählige Mal hinter den Verben, z. B. in λέγεις δὲ τί, für τί δὲ λέγεις; soll man hier auch schreiben λέγεις δέ· τί, oder λέγεις δέ, τί. — Die hier gesuchte Ergänzung ist ganz überflüssig. V. 1426: χωρεῖ γεγηθώς. Hier ist gleichsam der Standpunkt des Stücks. Der Königsmörder nahet. Alles stiebt aus einander, auf den Ausgang gespannt. Wenn irgendwo, so paßt hier ein abgebrochener Vers, der die Verwirrung ausdrückt, und Sophokles schrieb gewiß keinen andern. V. 1427:

βᾶτε κατ' ἀντιθύρων ὅσον τάχιστα,
νῦν, τἀπρὶν εὖ θέμενοι, τάδ' ὡς πάλιν.

Hinter πάλιν soll keine Aposiopesis seyn. »Neque aposiopesis hic locum habet. nec temere, ut hodie faciunt poëtae, apud veteres abrumpitur oratio.« »Die Alten waren Menschen wie wir, und eher noch leidenschaftlicher. Also müssen pathetische Redefiguren, wie diese ist, häufig bey ihnen vorkommen. Und so ist es wirklich. Der ungeduldig forteilende Orest unterbricht den Chor, der sagen will, τάδ' ὡς πάλιν εὖ θῆσθε. »Θαρσει· τελοῦμεν!« ruft er im Abgehen, indem er, nur das Wort verändernd, die Sache ausdrückt. V. 1450: πύλας wird schwach vertheidigt. Längst vermutheten wir in unserem Kommentare πύλαις, d. h. ἐν πυλαις, ehe der wackere Döderlein dieß in dem Münchner Manuscript fand, und wir bezweifeln kaum die Richtigkeit dieser Lesart. V. 1458. Das φάσμα οὐκ ἄνευ φθόνου πεπτωκὸς ist Hrn. Herm. corpus non sine deorum invidia prostratum. Vielleicht heißt es aber visum invidendum, faustumque. V. 1473:

καὶ μάντις ὢν ἄριστος ἐσφάλλου πάλαι;

Das Fragzeichen ist schwerlich recht. Hiernach übersetzt der Herausgeber: *et quam vates sis veracissimus, falsus es dudum?* i. e. *et qui fit, ut, qui tam recte conjectes, non id dudum*

menhängende Frage: also muß sie am Schluß eine gemeinschaftliche Interpunktion, d. h. ein Fragzeichen haben. Aehnlich irrt der Herausgeber V. 1425. V. 1359: Warum ἐννέπω' γώ; die vulgata σφῶν δ' ἐννέπω γε ist richtig, und γὲ bezieht sich ganz natürlich auf σφῶν. V. 1386: νεακόνητον, neugeschliffen, paßt in den Zusammenhang, nicht νεοκόνητον, jüngst ermordet, wäre das Wort auch gebräuchlich, da ja Klytämnestra noch nicht ermordet ist. νεοκόνητον beym Scholiasten ist Schreibfehler, wie seine Erklärung zeigt. Auch verlangt das Metrum es nicht, sondern μετάδρομοι in der Strophe verlängert die zweyte Sylbe. — Daß αἷμα Schwert bedeuten könne, glauben wir den Grammatikern, die Einer dem Andern nachschreiben, so wenig als Musgrave, sondern setzen ἅμα, jaculum (ein Bild des Kriegs oder vielmehr der Jagd, wohin auch im Vorhergehenden Ἄρης ὁ προνεμόμενος und die ἄφυκτοι κύνες deuten, d. h. die Furien, nicht Orest und Pylades, wie Hr. Herm. meint), mit Heusinger und Wakefield. V. 1390 — 1426. Hier sind, nach dem Herausgeber, nicht weniger als vier Verse und ein Halbvers ausgefallen, die er theils selber herzustellen versucht, theils ihren muthmaßlichen Inhalt andeutet. Diese Trimeter entsprechen sich hier so wenig, und brauchen also auch hier so wenig in der Strophe und Antistrophe von gleicher Anzahl zu seyn, als Jons Antworten in dem bekannten Trauerspiele des Euripides. V. 181 folgg., und die den lyrischen Stellen eben so eingemischten Trimeter in den Herakliden, V. 77 folgg. V. 1410:

> πελύῤῥυτον γὰρ αἷμ' ὑπεξαιρεῦσι τῶν κτανόντων
> οἱ πάλαι θανόντες.

Unsere Emendation παλίῤῥυτον scheint uns noch immer passender als πολύῤῥυτον, worauf es hier gar nicht ankommt (m. s. die Anmerkung zu dieser Stelle in unserer Ausgabe), und die auch unsere Beurtheiler zu Jena und Leipzig annehmlich fanden. V. 1412:

> καὶ μὴν πάρεισιν οἵδε· φοινία δὲ χεὶρ
> στάζει θυηλῆς Ἄρεος, οὐδ' ἔχω ψέγειν.

So Hr. Herm. nach Erf., indem sie auch dieß dem Chore in den Mund legen. Οὐδ' ἔχω ψέγειν, »ich kann nichts daran aussetzen, bin damit zufrieden,« bezieht sich, nach Herm., auf das Blut, womit Orest und Pylades reichlich bespritzt sind, affatim conspersi, wie Homer, Iliade B. 4, 539 sagt ἔνθα κεν οὐκέτι ἔργον ἀνὴρ ὀνόσαιτο μετελθών. Solche Aeußerung paßt wenig zu dem still beobachtenden Charakter des Chors. Λέγειν, die Lesart aller Handschriften, ist vollkommen richtig,

aber οὐδ' ἔχω λέγειν heißt nicht nec scio, quid dicam, sondern nec reprimo orationem (οὐδ' ἔχω, d. h. κατέχω, wie oft, λέγειν, τὸ λέγειν, τὸν λόγον), ich kann nicht schweigen vor Freude. Vielleicht hatte Johnsons Scholiast diese Erklärung im Sinne, als er schrieb ἀμηχανοῦσα ὑπὸ τῆς χαρᾶς τοῦτο λέγει. Doch verbürgen wir es nicht. V. 1425: εἰσορᾶτε ποῦ τὸν ἄνδρα; soll nicht heißen *ubi eum* (virum) *videtis?* sondern entweder *videtis virum: ubi?* oder *videtis virum? ubi?* »Nam ubi vocula interrogativa (ποῦ) verbo (εἰσορᾶτε) postponitur, verbum ipsum non est interrogatione comprehensum. nisi si duplex interrogatio est, una in vocula interrogativa, altera in verbo, quod eam praecedit (εἰσορᾶτε, ποῦ).« Ist es möglich, so seltsam zu irren? Stehen nicht die Fragwörter bey den Dichtern unzählige Mal hinter den Verben, z. B. in λέγεις δὲ τί, für τί δὲ λέγεις; soll man hier auch schreiben λέγεις δέ· τί, oder λέγεις δέ, τί. — Die hier gesuchte Ergänzung ist ganz überflüssig. V. 1426: χωρεῖ γεγηθώς. Hier ist gleichsam der Standpunkt des Stücks. Der Königsmörder nahet. Alles stiebt aus einander, auf den Ausgang gespannt. Wenn irgendwo, so paßt hier ein abgebrochener Vers, der die Verwirrung ausdrückt, und Sophokles schrieb gewiß keinen andern. V. 1427:

βᾶτε κατ' ἀντιθύρων ὅσον τάχιστα,
νῦν, τἀπρὶν εὖ θέμενοι, τάδ' ὡς πάλιν.

Hinter πάλιν soll keine Aposiopesis seyn. »Neque aposiopesis hic locum habet. nec temere, ut hodie faciunt poëtae, apud veteres abrumpitur oratio.« »Die Alten waren Menschen wie wir, und eher noch leidenschaftlicher. Also müssen pathetische Redefiguren, wie diese ist, häufig bey ihnen vorkommen. Und so ist es wirklich. Der ungeduldig forteilende Orest unterbricht den Chor, der sagen will, τάδ' ὡς πάλιν εὖ θῆσθε. »Θαρσεῖ· τελοῦμεν!« ruft er im Abgehen, indem er, nur das Wort verändernd, die Sache ausdrückt. V. 1450: πύλας wird schwach vertheidigt. Längst vermutheten wir in unserem Kommentare πύλαις, d. h. ἐν πύλαις, ehe der wackere Döderlein dieß in dem Münchner Manuscript fand, und wir bezweifeln kaum die Richtigkeit dieser Lesart. V. 1458. Das φάσμα οὐκ ἄνευ φθόνου πεπτωκὸς ist Hrn. Herm. corpus non sine deorum invidia prostratum. Vielleicht heißt es aber visum invidendum, faustumque. V. 1473:

καὶ μάντις ὢν ἄριστος ἐσφάλλου πάλαι;

Das Fragzeichen ist schwerlich recht. Hiernach übersetzt der Herausgeber: *et quum vates sis, veracissimus, falsus es dudum?* h. e. *et qui fit, ut, qui hanc recte conjecies, non id dudum*

feceris? Einfacher Brunck: *etsi optimus* (nunc) *es vates, dudum tamen falsus es.* καὶ im Sinne von καίπερ, wie häufig bey Partizipien, ist dieser Uebersetzung nach keineswegs überflüssig. V. 1488:

μὴ τάσσε· χώρει δ', ἔνθα περ κατέκτανες
πατέρα τὸν ἀμὸν, ὡς * ἐν ταὐτῷ θάνῃς.

Gewöhnlich ὡς ἂν ἐν ταυτῷ θάνῃς. Drey Manusc., Aldus und die Juntinischen Ausgaben lassen ἂν aus; was wohl Diaskeuasten zuzuschreiben ist, welche die Partikel sprachwidrig fanden. Sie ist es wirklich; allein ohne Zweifel ward sie auch hier, wie öfter, mit ἄρ' verwechselt, das uns vollkommen genügt.«

Wenn wir hier (wir wiederholen es) so manches rügten, woran wir selbst ehemals krankten, so rufe Niemand uns zu:

Quis tulerit Gracchos, de seditione querentes?

denn wir selber sehen jene Verirrungen jetzt mit feindseligsten Augen an, suchen sie täglich wieder gut zu machen, und werden auch für Zurechtweisungen in Betreff des hier Gesagten jedem Stimmfähigen verpflichtet seyn.

Mannheim, im August 1826.

Dr. Friederich Heinrich Bothe.

Art. V. Fortsetzung der Recension des Siebenmeers.

V. Kunde der Stoffe und Kleider.

Die folgenden Benennungen von Zeugen und Stoffen, von Kleidern und andern Artikeln der Toilette sind eine wahre Bereicherung unserer bisherigen Kenntniß von orientalischer Waarenkunde, Vestiarie und Kosmetik, wozu bisher auch die besten Reisebeschreiber nur dürftige Beyträge geliefert haben. Demnach mustern wir zuerst die Stoffe und dann die Kleider. Die Stoffe sind linnene, wollene, baumwollene, seidene (nach ihren inneren Bestandtheilen), oder einfache, einfärbige, blumige, schillernde, zottige, glatte, reiche, gestickte (nach ihren äußeren Merkmalen betrachtet). Leinwand, feine heißt Tuschil (Ferh. Sch. I. 308); Besdschame (eben da B. 194), Tusi (eben da B. 310). Das persische Bes ist das deutsche Putz. Eine Art von Kettengewebe der Leinwand heißt Sindschirek (derselbe II. 34). Mendele, grobe Leinwand zu Zelten (Burh. kat. 771). Dünntuch Schar, zu Laternen und Kleidern (Siebenm. III. 200), scheint dasselbe mit serge. Ghas (IV. 32), von den Engländern nach ihrer Aussprache gauze geschrieben, und aus Modejournalen bekannt genug. Scherbeti, feingesticktes Dünntuch oder Dülbend, woraus das deutsche

Turban entstanden (Ferh. Sch. II. 139). Scherb, das feinste gestickte Linnen, das deutsche Schärpe (Ferh. Sch. II. 115). Baumwollzeuge sind die Cottons oder Kottuns, deren Namen eigentlich arabisch (auf arabisch heißt Baumwolle Kotn), und deßhalb unter dieser Benennung in den reinpersischen Wörterbüchern nicht vorkommen; eine Art der feinsten Baumwolle ist Chodreng (Naturfarb), aus welcher in Indien unvergleichliche Zeuge zu Kaftanen der Scheiche und Großen gewebt werden (Ferh. Sch. I. 397). Gestickte Leinwand aus Gudschurat und Sind heißt Hisch (Ferh. Sch. II. 436), oder Kisch (II. 269), oder Chisch (I. 387). Waleh (Siebenm. VI. 90), ein weißes Gewebe, nach allem Anschein Wallis. Der bekannteste Name der wollenen Stoffe ist Ssof, welches so allbekannt, daß es im Siebenmeer nicht einmal enthalten ist; die Ssofis leiten davon ihren Namen ab. Eine Art von gewässertem Ssof heißt Chara, welcher zweyfach, der jubebenfärbige inabi und der einfache sade (Burh. kat. 319). Petu, eine Art von Ssof oder Stoff (derselbe 194). Der Kamelot zu den Kutten der Derwische Berk (Ferh. Sch. I 176). Die seidenen Stoffe werden insgemein unter dem Namen Kumasch bezeichnet. Einfache Stoffe heißen Perend (Burh. kat. 201), wenn schwarz gefärbt Kohli Perend (schwarz wie die Augenschminke Kohol; derselbe 637), sonst auch Schebgun, d. i. Nachtfarb (Ferh. Sch. II. 131). Daß der Damast aus Syrien von Damaskus stamme, Atlas aber ein rein persisches Wort sey, ist bekannt, statt Perend heißen die seidenen Stoffe auch Perendin und Perendun (Ferh. Sch. B. 241). Ein vielfärbiger Seidenstoff Berse (derselbe 193), Lales, eine andere Art desselben (derselbe III. 232). Gerd, das deutsche Gratl (Burh. kat. S. 696). Behramen, siebenfärbiger Seidenstoff (Siebenm. I. 214), sonst auch Engelium (der evangelische) genannt (eben da 106), eine Art leichter seidener Stoffe heißt Gedsch (Burh. kat. 636). Chaf heißen die aus der Wolle des Meerschafs gewebten Kleider (Ferh. Sch. I. 365). Bakide, eine Art feingewebten seidenen Stoffes (eben da I. B. 192). Kischide, blumiger seidener Stoff (Burh. kat. 416), auch Gülrif, d. i. blumengießend (Ferh. Sch. II. 319). Vielfärbige Stoffe heißen Geliun und Boklamun. Zweyfärbige, gelb und blau oder anders gestreifte Nimreng (derselbe II. 402); rothseidene Weschi (eben da 422); Gurtscheschm, d. i. Mauleselsauge (Burh. kat 721), und Tscheschmi bülbül, d. i. Nachtigallenauge, Arten glanzender Stoffe. Wie Perend oder Perna die ungestickten Stoffe, so heißen die gestickten überhaupt Pernian (Burh. kat. 201), und die rei-

chen überhaupt Diba; ein Stoff, an welchem kein Faden roher Seide, heißt Dibaipuchte derpuchte (Burh. kat. 387). Im Vorbeygehen sey hier bemerkt, daß von dem türkischen Worte Argedsch (Gewebe), dessen sich hier Burhani katii zur Erklärung bedient, unser Organsin herkömmt. Ganz goldener Stoff heißt Seraser, goldgestickter Nasich (Ferh. Sch. II. 387). Seidengestickter kostbarer Stoff Seifur (derselbe I. B. 62), auch Sawis (eben da 64). Rimaf (Burh. kat. 416), Debiki (Burh. kat. 354), Kemcha (eben da 668), Semine, sehr zarter Zeug (eben da 487), Guleimurgan, mit lauter Vögeln gestickter Stoff (Ferh. Sch. II. 323), Goldstoff Serbeft oder Serbaft (derselbe II. 29). Ketir, eine Art wie die Wasserspiegelung (Mirage) schillernden Stoffes (Burh. kat. 635). Welad, zarter seidener Stoff (Ferh. Sch. II. 413). Nochami, eine mit Seide und Golddraht durchwirkte Leinwand, meistens zu Vorhängen (derselbe II. 27). Ungewässerter seidener Stoff heißt Daraji (derselbe II. 431), im Gegensatze mit dem gewässerten Dara. Dakk, eine Art reichen Stoffes, dessen es zwey Arten gibt, nämlich der ägyptische und griechische, Dakk mißri und Dakk rumi. Nach den Ländern, wo die Stoffe erzeugt werden, haben dieselben wieder verschiedene Namen. So heißen die zu Diu verfertigten Stoffe Dingiri (Burh. kat. 391), die in Choten, China und Lahor verfertigten Choteni, Chataji, Lahori. Die in der Stadt Wesch verfertigten Weschi oder Wachschi (Burh. kat. 820). Telk ist ein indischer Stoff (Ferh Sch I 287). Nerdschel, ein abyssinischer (Burh. kat. 793). Beste, gedruckte Leinwand aus Astrabad und Gurgan (Burh. kat 154). Kostbare Zimmertapeten heißen Jop (Burh. kat. 859). Gestickte Tiwasi (derselbe 254), mit vielfärbigen Faden gewirkte Dschadschem (derselbe 263). Ein Teppich überhaupt Schilendsch (Ferh. Sch. II. 141). Ein gestickter Teppich Silu. Stoffe ohne nähere Bezeichnung sind: Gidsch (Burh. kat. 688), Sa (Seide? Ferh. Sch. II. 52). Chaschischi, Zeug auf Kleider (Burh. kat. 328). Mihribani (derselbe 778). Watger ist das Rauhe des Felles (wattirt, Ferh. Sch. II. 413). Benek, eine Art Stoff, dessen Grundatlas mit Gold durchwebt (derselbe I. 174). Kostbare Stoffe heißen auch Besiun (derselbe I. 182). Ein Stück Zeugs oder Ballen Tuchs heißt Let (Burh. kat. 732), auch Pelwende (Ferh. Sch. I. 251), oder Belghande (eben da 196), oder Berfende (eben da 194), oder Resme (derselbe II. 14). Ein abgeschnittenes Stück Zeugs Kiridsch (derselbe 308). Die Auslage der Stoffe Chawaf (Burh. kat. 439). Stoffmuster Unab (derselbe 861). Mehrere der hier

aufgeführten Wörter gehören der Synonymik an, so wie umgekehrt, weil die Gränzen sich oft in einander verlaufen, und einige der in die Vestiarie und Kosmetik gehörigen folgenden Benennungen schon oben bey den Synonymen vorgekommen sind.

Wie die Stoffe, so theilen sich auch die Kleider nach denselben in wollene, seidene, farbige, gestickte u. s. w. Kulapuschte, ein Kleid aus Schafwolle, bald grün, bald schwarz, von den Einwohnern Gilan's und Masenderan's getragen (Ferh. Sch. III. B. 387). Dschamei Nachdschiwani, d. i. Kleid von Nachdschiwan, aus Tuch oder Scharlach (Burh. kat. S. 264). Gurdin, einfaches wollenes Kleid (Siebenmeer V. 35). Nághse, aus Schafwolle, in Bedachschan und Kaschmir getragen (III. 40). Uschturwa, ein Kleid aus Kamehlhaar, fehlt im Siebenmeer, steht im Ferh Sch. I. Bl. 143. Seidene Kleider sind: Mihribani (derselbe II. Bl. 366). Resch, fehlt in dieser Bedeutung im Siebenmeer, steht aber im Burh. kat. S. 402. Tusi, ein Sommerkleid aus sehr feinem Linnen (Burh. kat. 256). Jukun, seidenes Kleid (Ferh. Sch. II. Bl. 446). Nach den Farben: Güft oder Hengüft, ein weißes Kleid aus grobem Stoff (derselbe II. Bl. 315). Behrame, ein grünes Kleid (Burh. kat S. 176). Farkuji, ein besonderes Kleid des arabischen Irak (Burh. kat. 611). Rimas oder Rimis, ein Kleid überhaupt (Ferh. Sch. II. 18). Egliun, ein Kleid aus siebenfarbigem reichen Stoffe, auch Engeliun (Ferh. Sch. I. 84). Nach den Personen, welche die Kleider tragen, oder nach der Gelegenheit, bey welcher sie angezogen werden, sind die Gallakleider, königliche, Waffenröcke, Kutten, Kouriers- und Schreiberkleider u. s. w. Eksun, ein schwarzes Feyerkleid der Sultane, das sie anziehen, ihre Majestät zu vermehren, aus schwarzem reichen Stoffe (Ferh. Sch. I. 121). Nihadegi, Feyerkleid am Neujahrstag und andern Festen angezogen (Burh kat. S. 811). Perger, die goldene, mit Edelsteinen besetzte Kutte, welche die alten persischen Könige um den Hals trugen (wie sie Daniel zum Geschenk erhielt); die älteste Kollane fehlt in dieser Bedeutung im Siebenmeer, steht aber im Burh. kat. S. 200. So fehlt auch im Siebenmeer unter Dschunags, welches gewöhnlich Pferdschmuck bedeutet, die im Ferh. Sch. (I. Bl. 326) unter diesem Worte aufgeführte Bedeutung von Luxuskleidern. So fehlt im Siebenmeer das im Ferh. Sch. (I. Bl. 313) stehende Wort Dschebtadsch, das Gallakleid, welches die alten persischen Könige am Neujahrstage anzogen. Nach dem Burh. kat. (S. 301) hieß dasselbe Pernian. Kaba endlich (Siebenm. III. 78), welches heute Bidschame, d. i. überhaupt ein Kleid bedeutet, ist aus den griechischen Schriftstellern

als καβαδια bekannt. Sehr kostbare Kleider heißen Dschamei Samiri, entweder nach Samir, dem Verfertiger des goldenen Kalbes in der Wüste, oder wie Burh. kat. (S. 450) will, nach einem Orte (Samaria?). Müschti, ein seidenes, sehr schön gewebtes und gesticktes Kleid (Ferh. Sch. II. 366). Kortschesch m, ein mit Augen gesticktes Kleid (Ferh. Sch. II. 283). Kriegskleider und Waffenröcke sind: Chaftan und Keschaghend oder Keschakend, welche beyde eigentlich ein Panzerwamms, und als Kaftan und Casaquin nach Europa eingewandert sind. Ghirare, ein kurzes, unter dem Panzer anzuziehendes Hemd (Burh. kat. 574). Kalmaki oder Ghadr, ein Panzerwamms (Burh kat. 572). Bekter, ein mit Sammt gefuttertes Panzerwamms (Ferh. Sch. I. 163). Beber bejan, das Waffenkleid, welches Rustem am Tage der Schlacht anzog (derselbe I. 181). Ein Schreiberkleid mit kurzen Aermeln heißt Schirdagh (Burh. kat. 546). Kourierskleider sind: Kantura, eigentlich das Kleid der Läufer (Schatir), fehlt im Siebenmeer, im Ferh. Sch. II. Bl. 225; so auch Keschkele, die Fußbekleidung der Läufer (eben da Bl 261); der Gürtel derselben heißt Tirbend. Das persische Reiterkleid heißt Terlik, mit kurzen Aermeln und offener Brust (Burh. kat. 241), auch Tilik (eben da 261). Der Anzug der Ringer, ihre ledernen Hosen nämlich, Toban (eben da 2 5), daher Topanke. Unter den Mönchen zeichnen sich die Kalendere aus, durch ihr kurzes Kleid, welches Schamak oder Schamek heißt (Ferh Sch. II. 125). Ihre nachenförmige Haube heißt Sewraki (Burh. kat. 437). Die lange Derwischenmütze heißt Berki, auf arabisch Burnus (Ferh. Sch. I. 198). Ihre Kutte insgemein Dschewalik (Burh. kat. 279). Gewl, das englische cowl (Ferh. Sch. II. B. 300), oder Chatraje (ders. I. B. 389), oder Chustuane und Chustune (eben da B. 402), oder Chunbek (eben da B. 397). Dschumtschum, die Fußbekleidung, welche sich Derwische und Arme selbst nähen (ders. I. B. 326). Die Kutte christlicher Mönche Tschocha (Burh. k. 301). Der Gürtel der Mönche Musach (Burh. k. 775), der der Feueranbeter bekanntlich Sonar (das griechische Ζωναρι), die Kutte, weil gewöhnlich aus vielen Stücken zusammengesetzt, heißt mit einem figürlichen Ausdrucke Hesarmich, d. i. die tausendnägelige (Ferh. Sch. II. B. 426), auch Badame (ders. I. B. 189); ein altes zerlumptes Kleid Lache (Lappe Burh. kat. 728). Duruje (eben da B. 427). Descheng (eben da B. 418). Derpei (eben da B. 432), lauter Synonyme für Lappe. Ein altes Kleid Chise (eben da 391). Schachs (derselbe II. B. 123). Kesad (eben da B. 235). Hier wollen wir noch bemer-

ken, daß Kerdad, zwar insgemein ein Gebäude, aber auch insbesonders eine Garderobe bedeutet, und Ferh. Sch. gibt unter demselben Worte das folgende als Inschrift auf eine Garderobe, Distichon Mir Nasmi's:

Hefte nicht dein Herz an Putz und Kleider,
Welten-Garderobe schwindet leider!

Gehen wir nun zu den einzelnen Kleidungsstücken über, und beginnen mit der Kopfbedeckung, deren gemeinster Name Dülbend, als Turban, in alle europäischen Sprachen übergegangen. Ein sehr schöner aus Seide mit Gold durchwebter heißt Jekschebe, d. i. von einer Naht (Ferh. Sch. II. B. 448). Der um denselben herumgewundene Muslin, Mirs, fehlt im Siebenmeer, im Burh. kat. S. 781. Z. 1. Mukarnas, der hohe Turban, sonst Mudschewese genannt (ders. 767). Das Wort ist aber eigentlich arabisch, wie Burnus und Kalensewe, das lateinische calantica (ders. 151). Taki, das unter dem Turban auf den Kopf gesetzte Häublein (ders. S. 554), sonst Araktschin, d. i. der Schweißsammler genannt. Kebudi, das blaue Schaffell, aus welchem die persischen Kopfmützen gemacht sind (Ferh. Sch. II. B. 265). Bertale, die rothe (phrygische) Mütze (ders. I. B. 194). Der gewöhnliche Name des Hemdes auf persisch ist Pirahen, es gibt aber verschiedene Arten desselben. Selech, das kurze Hemd, sowohl von Kriegern als Schreibern angezogen (Burh. kat. 492). Ghulale, ein eng anliegendes kurzes Hemd (ders. 577). Laini, ein von den Armen angezogenes enges und kurzes Hemd (Ferh. Sch. II. B. 338). Tiris, ein Hemd von besonderem Zuschnitte (ders. I. B. 299). Giribani, d. i. ein Kragenhemd, sonst Kerte (ders. II. B. 314) und Kerte, im Burh. kat. S. 646, auch Schui (ders. 540). Das deutsche Wort Hemd ist dasselbe mit dem persischen Amun (Ferh. Sch. I. B. 85). Puschtek, das persische kurze Hemd (Burh. kat. S. 209). Der Leib des Hemdes Nurde (ders. 806). Das Besetz des Kragens Nuse (Ferh. Sch. II. B. 410). Der Kragen selbst heißt Kerdsch, das deutsche Wort Kragen (Burh. kat. S. 640). Ein gestickter Tikme (Burh. kat. 247). Ein kurzes Kleid (ein englischer Spencer oder ein neugriechischer Kondawuni) heißt Berk (Ferh. Sch. I. B. 172). Tene (eben da B. 295), insgemein Nimtene. Peschtek (eben da B. 266). Kerte (ders. II. B. 289), oder Karta (eben da B. 224). Scherdagh (Burh. S. 524), Nimtsche (ders. S. 815). Ein Ueberkleid oder Kaput heißt insgemein Balapusch, Tschesban, Dschekman. Ein enger persischer Kapot Agarde (Ferh. Sch. I. B. 91), ein

Schlafrock Tachtdar, weiß oder schwarz (eben da B. 276). Schebi, d. i. das nächtliche (ders. II. B. 139). Pelzkleider sind Kulascht, Kebl, Diwdschame; das vorletzte, besonders von den Turkmanen getragen, das letzte eine Art von Wilschur. Die Knöpfe heißen Engile, Gusgere (Ferh. Sch. II. B. 327), Guwangele (Burh. kat. S. 720). Achgusche oder Achgudsche, die letzten am Kragen (Ferh. Sch. I. B. 126). Unterbeinkleider heißen Dschamei Badrewan, d. i. ein Kleid, welches wie der Wind, oder worin der Wind geht, auch Badschame (Burh. kat. S. 185, Ferh. Sch. I. B. 318), Scheschchandsch (ders. II. B. 116), oder Afarpa (ders. I. B. 133). Badidsch, enge, knapp anliegende Beinkleider (Burh. kat. S. 125). Tschachschir (Αναξυριδες) und Schalwar (Σαρβαριδες). Ranin (ders. S. 395). Die Schalwar, woher unser Schariwari, heißt auch Scharitsche, welches dem letzten noch näher (Ferh. Sch. II. B. 134). Ringer- und Schifferhosen sind Toman (ders. I. B. 308). Tai, ein Stück Zeuges auf eine Hose (eben da B. 296). Der Hosengürtel heißt Nife (Burh. kat. S. 814) Schalwarbend (Ferh. Sch. II. B. 118). Gusche (eben da B. 112). Die Fußbekleidung (Paieffar), die Schuhe Keffsch, die Pantoffel Tschemschak, oder Tschemschek, Tschemenek, Tschemenak, Tschemtschem u. s. w. sind schon unter den Synonymen vorgekommen. Strümpfe, die man über die Stiefel anzieht, um an den persischen Hof zu gehen, heißen Kaltschin, Dschermuk; der Stiefelüberzug Tschepdaf (Burh kat. S. 286), Charkusch oder Sermuse (ders. S. 309), auch Kiwe (ders. S. 690). Wadidsch, eine Art Kamaschen, von den Kourieren und Läufern angezogen (ders. S. 81-). Die Pantoffel heißen außer dem bekannten Papusch (babouches), Lanka (Ferh. Sch. II. B. 328), oder Leka (Burh. kat. S. 735). Pahenge (was am Fuße hängt). Lalek (Burh. k. S. 729). Memlacht oder Hemlacht (ders. S. 670), die Schuhe auch Tscharugh (ders. S. 283). Selwe (Ferh. Sch. II. B. 111). Gurgaw, eine Art Sandale (ders. II. B. 324). Eine Art Fußbekleidung der Bauern in Chorasan, aus schwarzen Stricken geflochten, Sur (Burh. kat. S. 474). Flecke, welche als Zierath von färbigem Saffian Stiefeln und Schuhen aufgenäht werden, heißen Schel (ders. S. 533). Ueberhaupt spielen die Lappen in der persischen Vestiarie eine große Rolle; Lappen, welche an die Kleider genäht werden, heißen Tigil, Pine (Ferh. Sch. I. B. 301), Gug (Burh. kat. S. 724). Der dreyeckige, unter die Schulter genähte Lappe Sutsche, Suse (Burh. kat. S. 495) oder Susche (eben da S. 496). Sun-

tsche (Ferh. Sch. II. B. 113). Chaschendsche (Ferh. Sch. I. B. 381). Tiris (Burh. kat S 260), ein alter Lappe Tschapup (Ferh. Sch. I. B. 329). Der gelbe Lappe, welchen die Juden zum Unterscheidungszeichen tragen müssen, Girde (Ferh Sch. II. B. 313) oder Ghaijar (eben da B. 180). Das Stück, welches die Schneider aus dem Kragen schneiden, Kaware (Burh. kat. S. 619). Von den weiblichen Kleidern hat keines so viele Namen als der Schleyer oder Flor, je nachdem er über das Gesicht, über den Kopf oder die Schulter geworfen wird. Rubend oder Ruipusch, d. h. Gesichtsband oder Gesichtsbedeckung, Tscheschmawis, ein schwarzer Schleyer aus Roßhaar vors Gesicht (Burh. kat. S. 291). Schebpusch, Nachtschleyer (Ferh. II. B. 123). Tscheschm ibend, d. i. Augenband (ders. I. B. 331). Seraju (eben da B. 38). Maadscher (ders. II. B. 363). Gewaschime (Ferh. II. B. 306), Baschmak (ders. I. B. 171). Schar (ders. II. B. 120), ist das landschaftliche Schlar statt Schleyer; sonst Shawl, Dschar, Mokannaa, Schame, Aschame und Kesaji (Burh. S. 510). Gille (ders. II. B. 272), das deutsche Hülle. Der auf den Schultern getragene heißt Tailesan (ders. II. B. 165). Der Zipf oder das Ende desselben Fesch, welches das deutsche Wäsche ist, oder Turrei destar (eben da B. 167). Ein über die Achseln geworfener Schawl heißt auch Rida (eben da B. 17), und ein nachläßig über den Kopf gewundener Schemle (Burh. S. 536). Der über den Kopf geworfene Schleyer Serendas, wörtlich Kopfüberwurf, auch Tscharu kasei (Burh. S. 466). Das Netz, worein die Weiber ihr Haar binden, in der Form eines Beutels Seraghudsch (Burh. S. 465). Das Kopftuch der Frauen Gewase (ders. S. 717), wenn dreyeckig, Senbuse (ders. S. 488). Ein seidener Frauenflor Ajasi oder Ajasi (Ferh. I. B. 132). Ein mit Goldflittern gesticktes viereckiges Tuch, das aber so gebunden wird, daß es dreyeckig aussieht, heißt Letschek (Burh. S. 732). Die Weiberhaube insgemein Bachtak oder Baghtak. Die reiche Haube aus Goldstoff Kulute, das französische calotte (Burh. S. 666). Beruse, eine griechische Haube (Ferh. I. B. 220). Gülsun, eine Netzhaube (Ferh. II. B. 323). Eine Blätterhaube oder Kranz Besak (Ferh. I. B. 172). Schebpusch, eine Nachthaube (Ferh. II. B. 123). Der Kopfbund der Frauen heißt Schare (Burh. S. 509), dasselbe mit Schlar oder Schleyer. Scherbeti (ders. S. 524). Lamek oder Lame (Ferh. II. B. 333), Asabe (eben da B. 176). Ein seidenes Tüchel den Schweiß abzuwischen, Arkije (Burh. S. 562), ein zottiges Handtuch Arktschin (eben da), sonst

schen Gewichtes, das Miskal hat sechs Dang, das Dang acht Körner, jedes im Gewichte eines Gerstenkorns (V. 123). Die Wakiet (gewöhnlich Okka ausgesprochen) ist bekannt, nicht die Tultsche, welche dritthalb Miskale in sich begreift und in zwölf Theile eingetheilt wird: 1) Habbe, das Gewicht eines Gerstenkorns; 2) Tesu, hat zehn Körner mittlerer Größe; 3) Kirat (Karat), hat vier und zwanzig Körner; 4) Dang, hat acht Habbe; 5) Dirhem oder Direm (Drachme), hat acht und vierzig Habbe; 6) Miskal, hat acht und sechzig Habbe, d. i. Gerstenkörner; 7) Estar, hat vier und einen halben Miskal, d. i. dreyhundert und sechs Körner; 8) Okie (Okka), sieben einen halben Miskal, d. i. fünfhundert zehn Körner; 9) Rotl, hat zwölf Okka, d. i. sechstausend hundert zwanzig Körner; 10) Men, hat vier und zwanzig Okka; 11) Kiltsche, ein Man und sieben Achtel oder Badsch, deren das Men acht enthält; 12) Muluk, hat drey Kiltsche, ein Zentner das Gewicht von tausend zweyhundert Rotl. Jeder dieser zwölf Theile heißt Masche oder Masch, welches nichts anderes als das deutsche Maß ist (V. 131). Letr (das griechische Λιτρα) ist das halbe Men von Tebris, zu dreyhundert Miskalen gerechnet (V. 57). Der gewöhnliche Namen für Gewicht ist Sendsch (was sich senkt), III, 103, für Maß Endase und Hemare. Die älteste Einrichtung des persischen Gewichtes schreibt sich von Sertuscht Behram her, welcher das Basa zu neunzig Astir, das Astir zu vier Miskalen festsetzte (I. 140), folglich hat das Basa dreyhundert und sechzig Miskale. Das Estar oder Estir gibt das Siebenmeer (I. 43) als gleich mit 6½ Dirhem an, was nach einem größeren Fuße als dem gewöhnlichen, denn das Miskal (Ferh. II. B. 364) wird zu anderthalb Dirhem oder vier und zwanzig Körnern gerechnet, indem sechzehn Körner ein Dirhem sind. Termese fehlt im Siebenmeer, im Ferh. (I. B. 292) zwey Kirat oder ein halber Dang. So fehlt auch Ssadse (Ferh. II. B 159), ein Gewicht von neun Okkas. Geld. Die merkwürdigste numismatische Notiz, welche das Siebenmeer gibt, ist über das Dirhem Baghli, eine Goldmünze, so genannt nach Resol Baghl, einem jüdischen Münzmeister, welcher dieselbe in Lauf setzte (II. 236). Schiani hießen die alten in Chorasan gangbaren Goldmünzen, vom Golde Dihheft, d. i. das, wovon sieben Theile reines Gold und nur drey Theile Zusatz (III. 245) Der Dinar (denarius) steht zwar im Siebenmeer (II. 180) als Goldstück, aber ohne Bezeichnung des Gewichtes und Werths, welchen Ferh. (I. B. 437) als gleich mit zehn Dirhem, oder an einigen Orten mit sieben Dirhem Silbers

angibt. Dihdirem scherii (Siebenm. II. 240) scheint nicht die Münze, sondern das Gewicht zu seyn, zu acht Masche und 10 1/2 Korn berechnet. Schehrewa heißt gangbares Geld überhaupt (III. 189). Schani, das alte Geld, das zu sieben Theilen reinen Goldes oder Silbers, und drey Theilen Zusatzes ausgeprägt ward (III. 342). Heriwe fehlt im Siebenmeer, steht aber im Ferh. (II. B 433), ist Gold und Silber, sey es geprägtes oder ungeprägtes. Balisch fer, d. i. Goldpolster, fehlt im Siebenmeer; im Burh. S. 130, ein Goldstück, das acht Miskale und zwey Dang wiegt. Jedes Dang enthält nach dem Burh. vier Theile von den vier und zwanzig des Goldstückes, d. i. 1/6 desselben, was sich durchaus weder mit der obigen Angabe des Gehaltes des Miskales, noch mit dieser des Gehaltes des Balisch vereinigen läßt. Peidawsi oder Pidausi, das zur Zeit der zweyten Dynastie der alten persischen Könige gangbare Goldstück, fehlt im Siebenmeer, steht im Burh. S. 219, nach dieser Angabe wäre dieß der Name der Dariken; es scheint aber vielmehr bloß eine Verstümmelung des Namens des byzantinischen Goldstücks (Besan d'or) zu seyn.

VI. Speisen und Getränke.

Das Küchenwesen gibt nicht minder als das Kleiderwesen interessanten Beytrag zur näheren Kenntniß eines Volkes, seiner Sitten und Gebräuche. Durch der bisherigen Reisenden im Morgenlande Stillschweigen hierüber verwöhnt, wird man sich über den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Speisen, die hier sogleich aufgetragen werden sollen, nicht wenig wundern. Aus der Geschichte der schönen Redekünste Persiens ist zwar Abu Ishak aus Schiras als der Dichter der Feinzüngler bekannt, seine gereimte Kochkunst aber, oder der eigentliche persische Almanac des Gourmands bisher noch nirgends in Vorschein gekommen. Bey der wenigen Hoffnung, daß denselben der als erklärter Feind aller morgenländischen Poesie aufgetretene Orientalist, Hr. Schulz, von seiner Reise aus Persien mitbringe (es sey denn, daß sein Ingrimm wider den Reim als poetische Form durch den prosaischen Gehalt des Speisestoffs besänftiget werde), wollen wir hier nicht nur die vorzüglichsten Speisen aus dem Siebenmeer auftischen, sondern denselben auch die in demselben fehlenden, im Ferheng aber meistens aus dem Gedichte Abu Ishak's genommenen, und vielfach mit Versen belegten Artikel hinzufügen. Nach der geschichtlichen Ordnung der Kochkunst müßten wir mit den Fleischspeisen beginnen, weil in der natürlichen Folge der Kultur das Leben des Jägers dem des Hirten und dieses dem des Landbauers vorausgeht, so daß auf

die Fleischspeisen die Milchspeisen, und auf diese erst die Mehlspeisen folgten; aus dem Gesichtspunkte aber der größeren Einfachheit oder Zusammensetzung der Speisen, gehen die Milchspeisen voraus, worauf die Grün- und Mehlspeisen, und diesen die Fleischspeisen in ihrer verschiedenen Zurichtung, gesotten, gebraten, eingemacht und gewürzt folgen, und das Zuckerwerk den Beschluß macht.

Milchspeisen. Zuerst bemerken wir, daß, so wie das persische Wort Schir (Milch) mit dem lateinischen serum verwandt ist, das deutsche Topfen, Mast und Käse sich in den persischen Wörtern Dugh oder Dogh, Mast und Keschk oder Kesch wieder findet, und daß die Perser ihre Milchspeisen in zwey Klassen, in die flüssigen (süße oder saure) und in die trockenen (alle Butter- und Käsearten) theilen. Die ihrer Buttertheilchen entblößte Milch heißt Mast (IV. 81) oder Dschughrat (II. 5), welches letztes ein samarkandisches Wort; wird in dieselbe süße Milch gegossen, und sie noch obendrein gesalzen, so heißt sie Limsek oder Limschek (IV. 63). Getrocknete saure Milch heißt Keschk (Käse IV. 133), wovon zwey Unterarten, der weiße und schwarze Keschk, die erste heißt auch Terf (I. 334), oder Lujulenk, oder Lijulenk (IV. 64). Saure Topfen im flüssigen Zustande heißt Rachbin, so heißt auch der schwarze Käs (III. 29). Katik, ein Stück getrockneter saurer Milch in die Speisen gethan, denselben Geschmack zu geben (III. 87). Süße und saure Milch untereinander gemischt heißt Sedschuk (III. 136), auf arabisch Fewak, auf türkisch Dschadschighe (Burh. S. 462). Gurmast ist die saure Milch des wilden Esels (V. 8). Die saure Milchsuppe Sefidba, Sefidaba, Mastba oder Mastaba (Ferh. II. B. 83) oder Sepidba. Der Käse Pinuk, das bekannte Puiné (I. 270), auf arabisch Akat, auf türkisch Kurut, auch Pinu (Ferh. I. B. 261). Dscheschire, eine Art saurer Milchsuppe mit Mehl (II. 27). Kench, überhaupt Käse (III. 108). Ketchischer, saure Milchsuppe mit Butter und Salz (IV. 114). Suppe mit eingebröckeltem Käse Terfba (I. 307), oder Terfwa (Ferh. I. B. 270). Mirid, Datteln in Milch, fehlt im Siebenmeer (Ferh. II. B. 346). Ketgh, Käse (III. 129). Betbu oder Petsu (Ferh. I. B. 245), dasselbe fehlt im Siebenmeer (Ferh. I. B. 188). Tufulki, saure gesalzene gesottene Milch (Ferh. I. B 310). Terkiharen, sonst auch Keschksen (fehlen beyde im Siebenmeer), getrocknete saure Milch (Ferh. I. B. 287). Taschik, Käsewasser (I. 325). Dulme, zusammengeronnene Milch (II. 228). Tikuf, Käse (I. 321). Schiraf, eine Art Milchsuppe mit Schnittlauch, auch eine andere Art von saurer Milch, die

erst binnen zwanzig Tagen nach zu verschiedenen Malen aufgegossener süßer Milch gut wird (Burh. kat. S. 546). Schiraf ist zwar bisher aus Hafis und anderen persischen Dichtern seines vortrefflichen Weines willen bekannt genug, aber noch kein Reisender hat bemerkt, daß der Name der Stadt zugleich eine beliebte persische Mehlspeise ist. Sirupenir, Käse mit Knoblauch gekocht (Ferh. II. B. 82). Sipagh, saure Milch mit süßem Topfen vermischt, mit Schnittlauch und Salz in Schläuchen eingemacht, eine Art weichen Käses (fehlt im Siebenmeer, im Ferh. II. B. 90). Hüft heißt jeder Niederschlag, nicht nur allein von der Milch als Topfe, sondern auch von Wein, Sorbet u. s. w. (IV. 98). Keschkab ist ganz das deutsche Käsewasser, heißt aber auch die den Kranken gegebene Gerstensuppe (III. 99). Frischer Käse heißt Lora (IV. 53). Käse mit Oehl angemacht heißt Segle, so heißt aber auch eine aus Fleisch, Essig, Habergrütze und trockenen Früchten zusammengesetzte Speise oder Muß, indem Seg hier nicht etwa Hund, sondern Essig bedeutet (III. 174). Susme, eine saure Speise aus gesottenem und dann getrocknetem Topfen (III. 178). Nemegine, gesalzene saure Milch mit Kümmel und Fenchel (VI. 60, und Burh. S. 803). Schirba oder Schirwa, Milchsuppe auch Milchreiß (III. 189), dieser heißt sonst Schirpirindsch (Ferh. II. B. 141), oder Gürnüdsch Beschir oder Behat (Ferh. I. B. 169 l. 3.). Eine Art Milchmuß Telbine (Ferh. I. B. 294). Duragh, Topfe und saure Milch mit süßer begossen (II. 189). Richbin, aus Korn und Schafmilch zubereitet (III. 35), sonst Rahbine (eben da 38). Sehrab, Käsewasser (eben da 49). Doghba, Topfensuppe (II. 156). Schime sonst Serischir, d. i. serum lactis, das deutsche Sahne (Ferh. II. B. 147).

Das Brot ist, wie natürlich, ein Hauptartikel, aus welchem allein mit Oel und Butter mannigfaltige Speisen bereitet werden. Diese Brotspeisen heißen mit einem allgemeinen Namen Nanchorisch, eine solche ist Abkiame (I. 114), welche aber auch noch unter die Milchspeisen gerechnet werden dürfte, weil außer dem Brote süße und saure Milch, Essig und Raute die Hauptbestandtheile sind. Nach dem Ferheng (II. B. 140) heißt Abkiame auch wie Schelmab, angefeuchtetes und hernach in Butter oder Schmalz gebackenes Brot. In Schmalz aufgesottenes Brot heißt Gharmaseng (III. 34) oder Ghariaseng. Nach dem Ferheng (II. B. 82) ist dieß eigentlich ein ausgehöltes Brot, in das Braten gesteckt werden, um dasselbe so auf Landpartien mitzunehmen. Terchane oder Terchine oder Terchuane, ist eine gesottene Hafer- oder Korngrütze

mit Schafmilch begossen (I. 344). Tschuruk, jede Art von Brot, sey es aus Korn-, Hirse-, Reiß- oder Gerstenmehl gebacken. Nach dem Ferh. (I. 36) überhaupt kleine Schnitten Brotes, von den Köchen Terid (Triet) genannt. Ferkur, der schwarze Käse, welcher aus dem zweyten Sude der Käsemilch bereitet wird (Burh. S. 597). Tschelpek, in Fett gebackenes Brot (Ferh. I. B. 337) Sehr zartes, feingebackenes Brot aus dem reinsten Mehle mit Eyern gebacken, und gewöhnlich in gezuckertem Sorbet mit Löffeln gegessen, heißt Golatsch (V. 9). Dieses Gebäcke ist als Kolatsch, in allen slavischen Dialekten bekannt genug. Werhemin ist ein aus gemischtem Mehl gebackenes Brot (VI. 88). Sukalu oder Sukaliu oder Sukaru, gebähtes Brot, aber auch geröstetes Fleisch (III. 165). Rehschi, geröstetes Mehl, das mit Sorbet, Most oder Honig gegessen wird (III. 46). Kulutsch, Brot, dessen Sauerteig zuerst gebacken wird (III. 105). Kulanitsch oder Gulanitsch, eine Art Zuckerwerk, aber zugleich sehr feines Brot (IV. 106). Ghulan, eine Art in Butter gerösteten Brotes, welches dann in Most geworfen wird, um sich damit voll anzusaufen (V. 33). Siar, Brot aus untereinander gemischtem Gersten-, Bohnen-, Korn-, Hirse- und Erbsenmehl gebacken (III 122). Ferchaschte, ein kleines, mit Mandeln und Pistazien gefülltes Brot mit Zuckermost begossen (IV. 73). Kumatsch oder Kumach, sehr weißes Brot, und folglich das entgegengesetzte vom Kommißbrot, an welches sein Name erinnern könnte (IV. 106 l. Z. und Ferh. II. B. 275). Nanikeschgin, ein aus Bohnen- und Kornmehl gebackenes Brot (VI. 43). Nanigulatsch (Golatsche) VI 9. Nanitelch, bitteres Brot, d. i. altgebackenes (VI. 10). Nanimeschusch, feines weißes Festbrot mit Eyerweiß überstrichen (VI. 28). Ischkine, Brot in die Suppe eingeschnitten (I. 125). Wenane, eine Art Brotes (VI. 93). Rughani oder Rughine, d. i. Fettbrot, dessen Sauerteig zuvor in Fett geröstet ward (III. 45), im Vorbeygehen sey bemerkt, daß das persische Wort Süreschten dasselbe mit dem deutschen rösten ist. Sirischem, eine Art Brot in Indien, Ali genannt (III. 145), auch Leim, sonst Siblit. In Fett gebackenes Brot heißt Rughandschuschi (III. 40). Sukard, gebähtes oder geröstetes Brot, dasselbe wie das obige Sukaliu und Sukaru (III. 109). Fewade, der trockene Sauerteig, von dem das Wasser abgeseiht ist, und auch eine Art zu Ißfahan in Schwung gehende Suppe, aus saurer und süßer Milch mit Raute und Essig bereitet (III. 76). Charki, ein zu Jesd und in Kerman gebautes Korn, woraus auch Brot gebacken wird (II. 151). Kulu, großes mit Fett

gebackenes Brot (IV. 155). Tschepati, wenig gesäuertes Brot (II. 73). Surak, ein Gebäcke aus Kornmehl (II. 242). Tschuwak, in Fett gebackenes Brot, das in Indien Pori heißt (II. 53), auch Tschelik (II. 52) Newasch, kleines Brot (fehlt im Siebenmeer, steht im Burh. S 738). Das deutsche Brot ist das persische Furud, welches eigentlich geröstet oder gebacken heißt (Ferh. II. B. 215). Tutek (fehlt im Siebenm.), eine Art von Brot, um Kaswin (Burh. S. 255). Tschengalchuast, warmes, mit Butter aufgestrichenes Brot, Tschengal ist der Haken, an welchem das Brot gewärmet wird, und Chuast ist das englische toast (II. 37), auch Tschengalchosch (II. 47); ein Dattelkuchen heißt Beschtere (Ferh. I. B. 195). Ferghande, Brot aus gemischtem Gersten- und Kornmehl gebacken (fehlt in dieser Bedeutung im Siebenmeer, steht aber im Ferh. II. B. 208), so fehlt auch die Semmel Semid (Ferh. II. B. 118). Fachfere, schimmliges Brot (III. 71, und Ferh. II B 208) Tschengalchuan, wörtlich Hackentisch, ist dasselbe für toast (fehlt im Siebenm., steht im Ferh. I. B. 341). Teku (fehlt im Siebenm., im Burh. S. 246), eine Art brioche. Kerewia oder Nanchuah, oder Terchan (Siebenm. V. 96), heißt der auf das Brot gestreute Fenchel oder Kümmel (Burh. S. 643). Kumasch, welches dasselbe mit dem obigen Kumatsch zu seyn scheint (fehlt im Siebenm., steht aber im Ferh. II. B 319) als ungesäuertes Brot; so fehlt auch Sewale (Burh. S. 437), Brotmuß, es fehlt Chamsuk oder Chamsug, eine Art Brotes (Ferh. I. B. 369). Naniteng, eine Art kleines Brot, welches die Turkmanen auf dem Dreyfuß backen (Ferh II B. 385). Büschnesche, eine Art Kuchen aus Datteln, Butter und Most, sonst auch Tschengal (I. 230). Beber, ein in Fett gebackenes Brot (I. 162), eine Art desselben heißt auch Pehnane (I. 300). Peplus, eine Art Triet aus trockenem Brote und Sorbet; im Vorbeygehen sey bemerkt, daß das im Arabischen gewöhnlich Terid geschriebene Wort hier vollkommen wie im deutschen Triet lautet (mit Te-re-je-te). Engüschtwa, gebähtes Brot (I. 14). Engüschtü, ein Kuchen mit Butter (I. 112). Tschetil, Brot (II 55). Chuschkfa oder Chuschkwa, Brot, ehe gebacken als aufgegangen (II. 84). Scheghale, Hirsebrot (Ferh. II. B. 51). Girde, leichtes Brot (Ferh. II. B. 213).

Vom Brote ist der natürlichste Uebergang zu den Mehlspeisen, unter welche das Brot selbst gerechnet werden kann. Der unter demselben erwähnte Kuchen Tschengal, könnte z. B. insbesondere hieher gerechnet werden, und umgekehrt der

Kuchen Kak (das englische cake) zu den Fleischspeisen, weil insgemein Fleisch und Schinken dazu genommen wird (III. 130). Das mit dem persischen Kak verwandte arabische Kaak ist aber ein wahrer Kuchen von Mehl, Honig und Butter, den Recensent selbst mehrmal in Aegypten gegessen. Dschire, eine Art Fastenspeise (Rusiane) aus Brot, Mehl und Korn (II. 30). Ikra, eine Art Mehlmuß (I. 12). Das persische Wort für Muß ist Asch, d. i. Essen oder Atzen, sonst auch Ewa genannt (I. 14). Umadsch, ein Mehlmuß (I. 25). Ascham musewwer, auch Aschi teswir, das Lungenmuß (I. 40). Aschi dakik, das Mehlmuß, auch aus Mehl und Reiß (I. 65). Aschi Chalil, d. i. das Muß Abrahams, so heißt das Linsenmuß, welches uns als das Esau's bekannt ist (I. 73). Ardtule oder Arddule, ein Mehlgebäcke der Armen (I. 115), auch Erdule (I. 122). Chalebibi, das Mehlkoch oder Kindskoch, das niedrigste aller Köche, sagt das Siebenmeer (II. 150). Dschowani chosch schekl, d. i. der schöne junge Mensch, ist ein figürlicher Ausdruck für Reiß (II. 18). Rischtepulad, feine dünne Nudeln (III. 3), auch Rischtefulad, d. i. Stahlnudel (eben da 10). Rischte Pilaw, d. i. Reißnudel (eben da 36). Rischte kataif, d. i. Zuckernudel (III. 21). Etale, die bekannten Mehlflecken, welche im Türkischen Bulmadsch oder Tutmadsch, im Oesterreichischen Zweckerl heißen (Ferh. I. B. 126). Diese Mehlspeise heißt auch Lachischte oder Lachische (V. 70). Lachsek oder Lachschek, eine Art Mehlspiese, aber auch eine Art Zuckerwerk (V. 62). Bet, Reiß mit Milch, auf türkisch Lapa (Burh. S. 34), auch Bede (eben da 139), ohne Salz und Schmalz. Gharmedsch, das deutsche Grütze (Ferh. II. B. 178). Semun (Semmelnudel), eine Art Nudel, aber auch eine Art Zuckerwerk (III. 165). Serdagh, ein süßes Mehlmuß (Ferh. II. B. 91). Sepus, Weizenmuß (Ferh II. B. 53), fehlt im Siebenmeer. Pulani, ein Mehlmuß (I. 305), Rischte, alle Arten von Nudeln, sowohl gefüllte als ungefüllte (I. 43, I. 3.). Parei ard, wörtlich Mehlkloß, eine Speise der Armen, aus bloßem Mehl und Wasser (Ferh. I. B. 426). Mahidsche, geschnittene Nudeln (Burh. S. 750). Lewke (λευκη), geröstetes Mehl (Burh. S. 740). Rughanine (fehlt im Siebenmeer, im Burh. S. 409), eine Art von Küchlein, mit Sauerteig aufgegangen, in Schmalz gebacken (Krapfen), auf türkisch Kadi lokma, Kadin Boti oder Boghatscha, welches im Windischen auch als Bogadsche bekannt. Katschi (fehlt in dieser Bedeutung im Siebenmeer, im Ferh. II. B. 265), Mehlmuß (das französische gachis), Serengüschti, d. i. Fingerende, eine ge-

backene Mehlspeise, erinnert an das österreichische Polsterzipf (Siebenm. III. 183). Gharendschigs, geschrotetes Korn oder Gerste (Ferh. II. B. 187). Ardine oder Ardabe (Ferh. I. B. 89), Mehlspeise überhaupt, von Ard, Mehl (fehlt im Siebenm., im Burh. S. 89), so wie Keschkaw, insgemein für Mehlmuß (eben da S. 256). Sorak, mit Mehl abgesottener Weizen (Burh. S. 392). Günde oder Gönde, ein bekanntes Muß nach Ferh. II. B 326 (das deutsche Knödel). Mutschewa, Muß überhaupt (Burh. S. 753). Kebide, geröstetes Mehl (Ferh. II. B. 259). Beschgul oder Bergul, eine Art Grütze (derselbe I. B. 267). Hasu, eine Art von Umadsch, Bulmadsch, Buladsch oder Tutmadsch, viereckig geschnittene Mehlspeise, österreichisch Zweckeln (Ferh. I. B. 356), auch Tschuschire (Ferh. I. B. 328). Mentu, eine Art gefüllter Knödel (Ferh. II. B. 357). Die Reißspeisen nehmen eine ansehnliche Stelle in der morgenländischen Kochkunst ein. Zuerst die verschiedenen Arten des gekrüllten Reißes (Pilaw), deren berühmtester Serde, der gewöhnliche persische mit Safran gefärbte. Kitschri, heißt der indische Pilaw (Burh. S. 637). Chuschke, der trockene Pilaw ohne Fett, wie er in Indien gegessen wird (Siebenm. II. 144). Kuku (fehlt in dieser Bedeutung, im Ferh. II. 289), die Tünche des trockenen Pilaw's. Berghul, geschrotetes Korn zum Pilaw (Ferh. I. B. 175). Der trockene Pilaw heißt auch Bede oder Bete, d. i. Pate, pasta (Ferh. I. B. 193). Gudab, eine zusammengesetzte Reißspeise mit Fleisch, Essig und Sorbet (Ferh. II. B. 315). Birindsch schumal, sonst Murghin (Vogelreiß), ist Reiß mit Zucker und Fett abgetrieben (Ferh. I. B. 205). Beugeran oder Bekran, im Hafen gebackener Reiß (eben da B. 218). Sehr beliebt, besonders in der türkischen Küche, sind die verschiedenen Gattungen von Dolma, d. i. gefüllten Würsten, deren Ueberzug aber nicht aus Gedärmen, sondern aus Blättern besteht, welche mit Reiß, gehacktem Fleisch u. s. w. gefüllt werden. Die hiezu bestimmten Blätter heißen auf persisch Pasu (Ferh. I. B. 245). Lachsche oder Laktsche (V. 71), eine Mehlspeise (Siebenm. V. 70). Ukra, eine Art von Mehlmuß (I. 12). Vom Reiß gehen wir zu den Hülsenfrüchten über. Kermek, ein Bohnenmuß (Burh. S. 643). Nesigba (Burh. S. 796), Linsenmuß. Dschewher, Erbsenmuß (Ferh. I. B. 315). Teffschire und Teffschile, Linsenmuß mit Fleisch (Ferh. I. B. 294), überhaupt heißt ein mit Hülsenfrüchten, Mandeln, Zwiebeln, Nüssen zugerichtetes Fleisch (stuffata) auf persisch Kalije (Ferh. II. B. 224). Danuk, eine Art Kindskoch aus Gerste, Linsen, Korn, den Kindern gegeben, wenn sie

zahnen (Siebenm. II. 191). Tifschil, Linsenmuß mit Essig gesäuert und gebacken (ders. III. 13). Im Vorbeygehen sey bemerkt, daß das persische Wort für Essig ganz das deutsche, nur mit weggeworfenem E ist, nämlich Sig (III 138). Mes (das deutsche Muß) ist ein halb saures (Burh. S 766). Luke, ein Muß aus Korn, Erbsen und dergleichen gebacken (V. 74). Gudab, ein Fleischmuß mit Reiß und Erbsen gebacken, mit einer Tünche (Katik) von Essig und Sorbet, insgemein das abyssinische Muß (Asch) genannt (V. 6). Boghra, ein berühmtes Muß, welches seinen Namen von seinem Erfinder, dem berühmten Boghrachan, dem Herrscher von Chowaresm führt (IV. 162). Keduba, eine Art von Muß (IV 96). Lutupat oder Lotopot ist das französische hochepot (V. 54). Gemischte Speisen aus allerhand Arten von Früchten und Körnern sind. das Gericht des Tages Aaschura, des zehnten Moharrem, eine Nachahmung des alten persischen Festmahls Heftdane, d. i. Siebenkorn, welches den persischen Königen am Neujahrsfeste aufgetragen ward; nämlich: Weizen, Gerste, Erbsen, Kichern, Sesam, Reiß und Zucker (Hyde hist. relig. vet. Pers. p. 237), heute Korn, Erbsen, Bohnen, Linsen und andere Hülsenfrüchte (VI. 130). Eine solche Siebenspeise heißt auch Danüku (Ferh. I. B 424), oder Danük (Siebenm II. 191), oder Heftdane, die sieben Körner, nicht zu verwechseln mit dem Sebi elwan, d. i. den sieben Farben (III. 149), eine siebenfach gefärbte Speise. Die Farben gelten in der morgenländischen Kochkunst für eines der ersten Erfordernisse einer wohlbesetzten Tafel, und in dieser Hinsicht sind Farbe und Gerichte synonym; so frägt man auch im Arabischen, noch heute in Aegypten: kem laun? d. i. wie viel Farben, statt wie viel Gerichte? Das siebenfache Festgericht des Tages Aaschura heißt auch Mokil (V. 111, eine Macedoine) Im Burh. (S. 778) kömmt nebst Mokil noch Mokilba, als eine solche Aaschura-Speise vor, aus Fleisch mit Zwiebeln, Gerste, Reiß, Erbsen, Linsen, Bohnen, weißen und rothen Rüben und Lauch gekocht; die älteste Macedoine ist das alte persische Heftdane. Grünspeisen sind: Berghastwa, eine Art Koloquinte (I 141). Terchane oder Terchine, eine sehr beliebte grüne Speise, von der Pflanze Tarchun (Burh S. 556, und Ferh. I. B. 292), mit Käse und Oel gebacken heißt diese Grünspeise Bekbeke (Ferh. I. B. 195). Zugemüse heißt überhaupt Ternane, so heißt aber auch Alles, was gewöhnlich mit Brot gegessen wird, wie das gedämpfte oder gebratene Fleisch (Kalije und Kebab), Käse und Topfen und dergleichen, welche ebenfalls wie die Brotspeisen Manchorisch heißen (I. 345). Tschughunder, eine Art

Lauch, häufig den Speisen beygemischt (II. 43). Tuwahe, eine mit Badindschan (Melongene) gekochte Speise (Ferh. I. B. 309). Kündschide, Zuspeise mit Oel zubereitet (Siebenm. III. 170). Das Grüne, das in die Suppe gethan wird, dieselbe besser zu machen, heißt Tabil (Ferh. I. B 284). Gebackener Tschughundur, mit Käse und Knoblauch gegessen, heißt Leblebu. Das Tabil oder Tafelgrün, welches die Suppe verbessert, bringt uns natürlich auf diese. Churdi ist eine gut schmeckende Suppe (eben da B. 404). Burad, eine Suppe aus Most und Essig (eben da B. 158) Schinkenbwa, Gekrössuppe (ders II. B. 139). Bek, Reißsuppe (ders. I B. 173) Ghurba, saure Weinbeersuppe (ders. II. B. 188). Aaschikba, limoniengesäuerte Suppe, wörtlich die Suppe der Verliebten (Siebenm. IV. 18) Hilam, gesulzte Suppe (Ferh. II. B 437). Abani, Wassersuppe. Ukra, im Siebenm. als Mehlmuß, im Ferh (I. B. 143), als Nudelsuppe. Pah, überhaupt eine Speise, aber gewöhnlich die Suppe (Ferh I. B. 247). Nanba, Brotsuppe (ders. II. B. 376). Nesigba, Linsensuppe (eben da); eine dicke Milchsuppe Ris (Burh S 415). Guschabe oder Guschawe, Fleischsuppe (Ferh. II B 127). Hefwesch heißt der in einem Sack in den Topf gehängte und darinnen blos durch die Dämpfe des Wassers aufgeschwollene Reiß (Siebenm. VI. 111). Terinwa, eine Suppe, worin Grünes eingekocht ist (Ferh. I. B. 271). Aaschikba, d. i. die Suppe der Verliebten mit Essig und Limonie gesäuert, heißt auch Kalijei soghdi, d. i. das Eingebraunte aus Soghd (Burh. S. 561). Narba, Granatensuppe (Ferh II B. 376) Serdschusch, Suppe im ersten Sud (Ferh. III. B. 129). Semenwa, Nudelsuppe (Ferh. II B 53). Eine Suppe überhaupt heißt Ba, Eba, Schorba, Schorbadsch, der bouillon Abi rughan, d. i. Fettwasser und Schui. Schorba ist aus Schui und Ba, mit der Einschaltung des r zusammengesetzt, ohne dasselbe ist Schuiba oder Schuba ganz das deutsche Suppe. Ba, d. i. Brühe, ist das umgekehrte Ab (Wasser Au), und bezeichnet in der Zusammensetzung ebenfalls verschiedene Suppen, als: Keschkab oder Keschkaw, Gerstensuppe Choschab, süße Suppe, Duschab, Wein- oder vielmehr Mostsuppe (Siebenm. II. 158), endlich Terid oder Terit (Ferh. I. B. 303), das deutsche Triet. Eyerspeisen sind die folgenden: Ferchag oder Ferachwag, eine Suppe in welcher Eyer eingeschlagen sind; dieses Wort ist zusammengesetzt aus Fer, d. i. oben (das griechische ὑπερ) und Chawag, oder Chag, welches das englische egg (Siebenm. III. 60). Ein solcher Aufguß von Eyern auf ein Eingebranntes (Kalije) oder

Gefülltes (Kima), heißt auch Jedadi oder Jedadin (III. 156). Tochmrif, ein Eyeraufguß auf einen Braten (I. 319). Von dem Ey (Chag) heißt eine Eyerspeise überhaupt Chagine. Chajegine, gebratene Eyer (Siebenm. II. 137, Ferh. I. B. 378), oder Chajerif (eben da 364). Tabahidsch, ist das gewöhnliche Eyer und Schmalz, auf türkisch Kaighana (ders. II. 162). Muschusch, Eyer und Schmalz mit Most eingekocht (ders. B. 370). Kalijei soghdi, das der Burh. als eine Art von Suppe aufführt, ist nach dem Ferh. ein Kalije, d. i. eingebrannte und abgeschmalzene Speise mit Eyern, Zwiebeln, Mandeln und Nüssen gekocht (ders. B. 265). Heschile, ein Kalije mit Hühnern und Eyern (ders. B. 434). Tewahe, das schon oben als ein Eingebranntes mit Badindschan (Melongena) vorgekommen, heißt auch ein Eyerauflauf (Burh. S. 254). Neghschile, ein Kalije mit Hühnerfleisch, Lauch und Eyern (Ferh. II. B. 395). Von gebackenen Mehl- und Fleischspeisen erwähnt Ferh. Sch. und Burh.: Tschengali, eine Art gebackener Nudel (Ferh. I. B. 346). Bore, auf türkisch Borek, in Fett gebackener Teig, pastetenartig (Ferh. I. B. 221). Kutabi, eine Art Pastete, wie Senbus (Siebenm. IV. 94). Die Fleischspeisen sind eingemachte, gedämpfte oder gebratene. Zu den ersten gehört Sireab (Siebenm. III. 49) oder Sireba, eine Speise aus fettem Vogelfleisch mit Essig und Kümmel gekocht. Das Ba bezeichnet das Suppichte, wie in Giba oder Gipa, welches Schafgekröse mit Reiß gebacken (V. 5). Das persische Wort für Gekröse ist Rude, das vielleicht im Deutschen in Gekröse übergegangen ist, so wie das persische Gi in das englische Kidney; vielleicht aber ist Gekröse das persische Herise, welches ein Fleischmuß ist. Ris (das deutsche Gries) ist ebenfalls eine Art von Herise, und Ris sowohl als Herise scheinen mit dem griechischen ωρυζα verwandt (Ferh. II. B. 18). Sepus, ein Weizenmuß, welches Ferh. (II. B. 53) ebenfalls Herise nennt. Die vielen Namen für zubereitetes Schafgekröse zeigen, daß es ein persisches Lieblingsgericht, als: Rundsch (III. 8). Sundsch (III. 53). Dschehudane, d. i. Judenspeise, gefülltes Gekröse (Würste? II. 30). Dscherghand oder Dschigeragend, d. i. gefüllte Leber, ebenfalls zum Schafgekröse gerechnet (II. 7), auch Tschergand (II. 39) oder Akame (I. 126). Sitschek, eine Speise aus dem Gekröse eines Milchlamm's (III. 66). Lekame, Gekröse mit Erbsen gefüllt (V. 73), auch Lekane, das deutsche Fleck (in Kuttelfleck); Mebar oder Mumbar, gebackenes Gekröse (V. 92). Das gewöhnliche Gekröse, auf österreichisch Kuttelfleck, heißt Isch-

kende oder Schikende, auch Hesarchane, d. i. tausend Häuser (VI. 29), oder Hesartui (eben da 134), oder Jugan (eben da 152). Suchtu, gefülltes Schafgekröse (Siebenm. III. 124). Mentu, gefülltes Eingeweide (Burh. S. 771). Für diese zahlreichen Synonyme der Gekrösespeisen haben die Araber das einzige Wort Aßib. Nemegsude, eingesalzenes Fleisch, Schinken (III. 60). Ulba oder Olba, gebratene Leber, sonst auch Kalijei buni, und im Arabischen Hasretolmuluk, d. i. Sehnsucht der Könige genannt (I. 12). Kalijei schami, d. i. das syrische Kalije, eine Art beefsteak (IV. 94). Kak, gedürrtes Fleisch (IV. 87). Buba, eine Speise aus gekochtem Fleisch der wilden Ziege (I. 142). Schehle, sehr mürbes Fleisch (III. 241). Kerkeruhin, eine mit verschiedenen Gewürzen zubereitete gebratene Schnitte Fleisch (IV. 145). Terine, Fleisch mit Essig und Korn gebacken, auf arabisch Awische, auch eine Tünche der Armen, welche aus gebrannten Brotsamen mit gestoßenem Pfeffer, Ingwer, Kümmel und anderem Grünen besteht, mit Essig und Most übergossen, sie Tage lang in der Sonne stehen muß, bis sie gut wird (I. 346). Sachm burjan, eine Speise aus gekochten Schweifen (III. 71). Kuftei burjan heißt geklopftes Fleisch in Fett gebraten (IV. 161). Tscheschder, gebratener fetter Schweif, auch Tschesder (II. 42). Gudab oder Gusab, Fleisch mit Reiß und Erbsen und Pimpernüßlein zubereitet (Siebenm. V. 6). Bürjani mahalla, ein mit allerhand Arten von Grünem, Brot und Zwiebel zugerichteter Braten (I. 141). Tewahe, zartes gebratenes Fleisch (I. 349). Sunadsch, gebratenes Gekröse, das mit Reiß gefüllt ist (III. 52). Muhle, große gesottene Badindschan (Melongena) mit Fleisch gefüllt (V. 77). Gaschak, kleine Stücke Gekröses mit Fleisch und Reiß gefüllt, eine Art Würste, das französische gachis. Ritschar oder Ritschal, das österreichische Ritschat, scheint keine Fleischspeise, sondern eine gebackene Milchspeise zu seyn (III. 15). Postgal, der untere fette Theil des Schweifes gebacken (I. 272). Tabei burpan, d. i. gebratene Scheibe, gekochtes Fleisch, das wie ein Fisch auf einer Schüssel mit Nudeln aufgetragen wird (I. 333). Von den Fischspeisen finden sich nur ein paar, nämlich: Tabei mahi, d. i. Backfisch (I. 350), und Mehjawe, eine Speise aus gedörrtem Fisch zu Lar und Schiras (V. 174). Ssahnat, ebenfalls ein gebackener Fisch (III. 4). Beraberi oder Beri, eine indische Speise, gedämpftes, mit verschiedenen Gewürzen zubereitetes Fleisch (Ferh. I. B. 198 l. 3.). Gerdanide oder Gerdan, ein lang und mürbe gebratener Braten (Ferh. II. B. 304 l. 3. und Burh. S. 695). Jachni,

eine Art gedämpftes Fleisch (Ferh. II. B. 248). Girdinadsch, mürbe gemachter Braten (Burh. S. 700). Ferwisch, Braten (ders. S. 593). Ferachwag, mit Eyern begossener Braten (ders. S. 588). Gedek, eine Art von Gipa oder Giba, Stücke Fleisches mit Reiß und Gewürz gefüllt und dann geröstet (Ferh. II. B. 298). Sundsch, eine Art Wurst, mit gehacktem Fleisch und Reiß gefüllt (ders. B. 29), auch Rundsch (Burh. S. 409), das landschaftliche Plunze. Guscht agende, wörtlich Fleischfülle, ebenfalls eine Wurst (Ferh. II. B. 227). Tscherb rude, d.i. fettes Eingeweide, eine gebratene Wurst (Ferh. I. B. 343), sonst auch Ghasi, d.i. der Sieger genannt (ders. II. B 186). Kase kebab, d.i. Kesselbraten, heißt das im Topf gebratene Fleisch (Ferh. II. B. 230). Mukil, das schon oben als Macedoine vorgekommen, gehört auch unter die Fleischspeisen, weil eine Art derselben von geklopftem Fleisch mit Weizen, Erbsen, Bohnen, Zwiebeln und Rüben bereitet wird (Ferh. II B. 376). Schürahi, eine Art Braten (Ferh. II. B. 155). Tewgha, Lammfleisch mit saurer Milch gekocht (Ferh. I. B. 271). Fleischspeise überhaupt heißt Guschtin (Ferh. II. B. 324). So heißt Luschabe insgemein was fett, insbesonders aber fette Speise (Ferh. II. B. 343). Unter die Braten rechnen die Perser auch das gebratene Korn, Weizen oder Kukuruz. Diese Art von Braten halbreifer Früchte in ihren Hülsen heißt insgemein Dülmül (Siebenm. II. 197), insbesondere heißen so halbreife Erbsenstritzel. Kürkün heißt der frisch gebratene Kukuruz (Brh. S 703), Weizen (Brh S. 643), auch Nimchord (Ferh. II. B. 399). Das Muß, Herise, ist schon oben unter dem Gekröse vorgekommen, und gehört eigentlich unter die Fleischspeisen, während das damit verwandte Gendümba (Getreidsuppe) nur ein Weizenmuß ist (Burh. S. 715). Das Gewürze heißt überhaupt Essar, Ewsar, Busar, Hawaidsch, Chuschkewsar, Buiewsar, Dikessar, Beharchosch, Daruigerm, d. i. warme Arzney. Samakil (Siebenm. III. 143). Künde, eine Art Sulze aus Flaumen und Weinbeeren, welche mit dem Pilaw und Suppe mitgekocht wird (Burh. S. 717). Serach, ebenfalls eine Art Gewürze in die Speisen gethan (Siebenm. III. 52). Kanbil, das zur Zubereitung einer Speise nöthige Gewürz (Ferh II. B. 222). Das Speisezugehör überhaupt heißt Kamebude oder Abkame (Ferh II. B 258). In beyden diesen Wörtern ist Kame das deutsche Gaum. Ebrasdan, gestoßenes Gewürze (Ferh. I. B. 118). Kelem, eine Art Gewürze von zweyerley Art, wovon eine das griechische heißt (Siebenm. IV. 41). Latschi, ebenfalls ein Gewürz, scheint Cardamonum zu seyn (V. 75).

Ferkamuch heißt bald die Milch und bald der Knoblauch, welche den Speisen beygemischt werden (Burh. S. 591). Die vorhergehenden Speisen sind allen Persern gemein; landschaftliche Gerichte aber sind die folgenden: Terine, ein halbgebackenes Brot, klein zerschnitten mit Pfeffer, Ingwer, Schnittlauch, Kümmel, rothen und weißen Rüben klein durcheinander geschnitten und mit Essig und Most begossen, das Lieblingsgericht der Armen in Kurdistan (Burh. S. 240). Richbin, ebenfalls eine kurdische Speise, süße oder saure Milch mit eingerührtem Mehl und beygemischter Petersilie und Schnittlauch (Burh. S. 415. Fusudschen, eine gilanische Speise (ders. S 599). Gupiase, eine Speise von Balch (Burh. S. 720). Kalusche, eine Speise aus Reiß und Erbsen mit Essig angemacht in Dilem (Burh. S. 629). Speisen ohne nähere Beschreibung sind Beta (Ferh. I. B. 150), Pasche (ders. I. B. 246). Eine säuerliche Speise heißt Choschchor (Ferh. I. B. 395), eine mit Senf und Essig eingemachte Jarabe (Ferh. II. B. 447), eine mit Knoblauch zubereitete Sirin (ders. I. B. 95) Eine hart zu verdauende Speise Dischen (Siebenm. II. 209). Nach ihren verschiedenen Bestimmungen werden die Speisen in Kranken-, Armen-, Fest-, Todten-, Kerkerspeisen u. s. w. eingetheilt, wozu dann noch der Tafelabhub und die Speisereste gehören. So heißt das Gnadenbrot Pursem (Pur, das englische poor. Ferh. I. B. 167). Kaldschusch, gleich fertige Speise der Armen (Burh. S. 628), auch Tercherane (Ferh. I. B. 292), sonst heißt eine zum Essen gleich fertige Speise Pischchord oder Tschascht (Ferh I. B. 256). Parei ard, d. i. ein Stück Mehl, ein gleich fertiges Weizenmuß der Armen (eben da B. 226). Tere we dugh, wörtlich Lauch und Topfen, heißt jede leicht zu bereitende Speise der Armen (eben da B. 280). Kerkerkost heißt Rewas (Ferh. II. B. 15), oder Sewas (eben da B. 45); eine Krankenspeise Bimarschun (ders. I. B. 207). Das Todtenmal Schebi gharib, d. i. die wunderliche Nacht (Ferh. II. B. 114); ein Versöhnungsessen Aschtichuare (Ferh. I. B. 91). Fude, sonst Fudedsch (das deutsche Futter), ist eine Art von Zwiebak ohne Salz und Sauerteig, welches angefädelt auf Reisen mitgenommen wird (Ferh. II. B. 218). Serdme, der Speisevorrath zur Reise überhaupt (eben da B. 39). Besmawerd, Fleisch, Lauch und Eyer mit kleinem Brot für die Reise eingewickelt (ders. I. B. 157). Bughra, eine Art Nudeln, vorzüglich auf Landpartien beliebt, deren Erfinder Bughrachan (eben da B. 210). Die tägliche Nahrung heißt Rusine oder Husine (ders. II. B. 241). Der Tafelabhub Laleng (eben da B. 333), oder Schebine (eben da

B. 136), oder Pischchor (Ferh. I. B. 256). Speisen in ein Tüchel eingebunden Tebrse (eben da B. 291), auch Fedreng (Siebenm. III. 59), oder Felers (55). Das Tischtuch Kenduri (ders. II. B. 266). Ghulul, was in der Gurgel (gula) von Speisen stecken bleibt (Burh. S. 579). Der Ueberfluß an Speisen Ghab, das deutsche Gabe (Siebenm. IV. 28). Der Speiserest Ghasan (IV. 37). Der Inbiß heißt Lebdschera, d. i. Lippenweide, gewöhnlich Erbsen, Kichern und Konfekt (Siebenm. V. 53). Das Konfekt heißt Nokl (unser landschaftliches Nockerl). Konfekt zum Empfang gereicht Pischpar, Pischpare (Ferh. I. B. 256 und 263). Das Konfekt, was nach dem Essen gegessen wird, seyen es Früchte oder Sorbete Dendanmus, ganz das deutsche Zahnmuß (Ferh. I. B. 414). Ehe wir von der Küche in die Zuckerbäckerey übergehen, wollen wir nur noch die Köche und Fresser kennen lernen. Asisi gipaji, d. i. der Ehrenwerthe des mit Reiß und Milch gekochten Schafgekröses Gipa, ein berühmter Koch (Siebenm. IV. 27). Dschelal herise pes, ein berühmter Koch in Schiras (II. 12). Ein Koch überhaupt Chualiger, ein Schmarotzer Kaselis, wörtlich Kesselleck er, oder Lokmaschumar, d. i. Krapfenzähler. Ein Vielfraß Ketenwer (Ferh II. B. 238). Halkdschi, ein Bräzelbäcker. Die Speisekammer heißt Kilar, das deutsche Keller oder Chorßala (Ferh. I. B. 392). Der Tischdecker endlich sowohl als der Koch und der Truchseß Chuansalar, die drey Kanzler der Tafel (Siebenm. II. 99). Ein Bratenfresser heißt Chusichor (Siebenm. II. 100). Der Speisetisch Chorchuan (II. 131), auch Schidan (Ferh. II. B. 146); ein Kessel auf vier Speisen Tscharchane (ders. I. B. 343). Das Tischtuch Tatili, Destari chuan oder Pischgir (eben da B. 296). Ein Zahnstocher heißt gewöhnlich Chial oder Sena (Ferh. II. B. 53). Ehrem, der Quirl, womit das Muß oder Gekröse, Herise, abgerührt, oder der Klöpfel, womit es geklopft wird.

Wenn aus den bisher aufgeführten Speisen die europäische Kochkunst von der persischen eben nicht viel zu lernen haben dürfte, so möchte dieß doch bey der Kunst des Zuckerbäckers oder Konditors nicht der Fall seyn. Alle Reisebeschreibungen belehren uns, daß die Perser große Liebhaber von Süßigkeiten, welche die ausgezeichnetsten Gerichte ihrer Tafel. Diese Süßigkeiten werden von Persern, Arabern und Türken mit dem gemeinschaftlichen Worte Halwa benannt, dessen arabische Wurzel nichts anderes als süß heißt. Wir wissen aus der Ueberlieferung, daß Mohammed die Süßigkeiten besonders liebte, und der Ueberlieferungsspruch: Die Süßigkeit des Recht-

gläubigen Megt im Glauben *), ist wohl die passendste Inschrift für orientalische Konditorey. Dieselbe begreift nicht nur die Zuckergebäcke, sondern auch die Honig- und Mannakuchen, die Eingesottenen und Robben, die Sirupe und Sorbete in sich, welche, wie ihre Benennungen augenscheinlich zeigen, aus dem Oriente nach Europa gekommen sind, wie: der Sorbet (Scherbet), Losange (Lusine), oder Losendsch u. s. w., wie dieß sofort unter den einzelnen bemerkt werden soll. Wer zu Konstantinopel gewesen, und sich dort um Süßigkeiten bekümmert hat, wird sich mit Vergnügen der vielen verschiedenen Gattungen des Halwa erinnern, von denen die vorzüglichsten, nämlich: Tahin — Kudret — Keten — Ghasi — Kamisch — Un — Badam — Susam — Ankide — Kirma — Kar — Jplik — Sakis und Mumesikhalwa auch bey den Persern angetroffen werden; außerdem aber noch viele andere Gattungen von Halwa, ohne nähere Bestimmung; als: Tubertu (I. 341), Kubeita (IV. 95) oder Kubeite, sagt auch Maghsin, d. i. das mit Mark (Maghs) Zubereitete (V. 122). Kelaschken (IV. 148). Lulanitsch (V. 55). Wilanidsch (VI. 73). Makut (V. 82). Lokmai Chalife, d. i. der Chalifenkuchen (V. 83). Lachsek (Burh. S. 733). Masian (Burh. S. 745), oder Masiari (Ferh. II. B. 361). Malemkia (Ferh. II. B. 343 l. 3.). Kawerd (eben da B. 220). Mikrasa (Siebenm. V. 164). Muse (eben da 173). Siliba oder Silibe (Burh. S. 431), das englische sillabub. Ebri maderan, d. i. Mutterregen, sehr zartes Halwa. Näher bestimmte Arten des Halwa sind: Schahi, d. i. das königliche, aus dem feinsten Mehl und Eyern (Siebenm. III. 243). Semenu, nudelartiges in Fäden gesponnenes Halwa, sonst Reschte genannt (III. 165), auf türkisch Jplik halwasi, d. i. Fadenhalwa, oder Ketenhalwa, d. i. Hanfhalwa, oder Telhalwa, d. i. Drahtsüßigkeit (Burh. S. 409), wozu auch die Zuckernudel Kataif (Ferh. II. B. 221) gehören. Filate, das deutsche Fladen, mit Schafmilch gebacken (Siebenm. IV. 75). Pischpare, arabisirt Schefaredsch, sehr weiches und zartes Halwa aus Mehl, das mit Sorbet angefeuchtet ist, gebacken (Siebenm. I 301). Saki arusan, d. i. der Schenkel der Bräute, mit Fruchteingesottenem und Zucker (III. 148). Furate, das feinste Mehl in Wein bis es dicht wird eingekocht, und dann nudelartig gegossen (IV. 71). Halwai birindsch, d. i. Reißhalwa (II. 76). Chischt, ziegelförmiges Halwa (II. 87). Heftmaghs, d. i. die sieben Marke. Ma-

*) El hölwetul-mumin min el-iman.

likane, Halwa aus Reiß, das in Gilan gegessen wird; nach anderen ein trockenes Halwa aus den Körnern von sieben Früchten, nämlich: Mandeln, Haselnüssen, Aprikosen, Pfirsichen, Pistazien, Nüssen und Pinien zubereitet (V. 131). Engüschti arus, d. i. der Brautfinger, ein länglich gezogenes Halwa, als Gegensatz des obigen Schenkels der Braut (I. 57). Kulanidsch, sehr feiner Kuchen in Zuckersorbet gegessen, sonst Laberla (IV. 106). Katschik, das türkische Akide halwa, entweder mit Honig oder Most eingesotten (Ferh II. B. 245). Nemegsi, mit Honig oder Zucker aus feinem Mehl und Mandeln (Ferh. II. B. 397). Müschginek, mit Moschus durchdüftetes Halwa (Burh. S. 765). Feidum oder Serchischt, auf türkisch Kudret halwa (Ferh. II. B. 203). Belbelani, eine berühmte Art von Halwa, woher das persische Sprichwort: Halwai belbelani ta nechori nedani, d. i. Bis du nicht ißt Belbelan, weißt du nicht, was ist daran, oder Ignoti nulla cupido (Ferh. I. B. 199). Rughani, eine Art in Butter gebackenes feines Halwa (Ferh II. B. 27). Abgun, d. i. Wasserfarb, aus dem feinsten Mehle (Burh. 36). Furusche, das abgekürzte Efrusche, sonst auch Berghal oder Perghub (Siebenm. I 190), und welches aus gewöhnlichem Mehl zubereitet, auf türkisch entweder Unhalwasi, d. i. Mehlsüßigkeit, oder Ghasilerhalwasi, d. i. Süßigkeit der Sieger, oder halwai chanegi, d. i. Haussüßigkeit, heißt (Siebenm. Ferh. Burh.). Fanif (unser Paniszucker), heißt auf türkisch Kamisch halwa, d. i. die Rohrsüßigkeit (Burh. S. 583). Zuckerwerk überhaupt heißt Nokl (das österreichische Nockerl), oder Scheker berk, ganz und gar das deutsche Zuckerwerk (Ferh. II. B. 125). Halwai pischmine oder Schekerine, auf arabisch Natif, aus Mandeln oder Nüssen bereitet (Ferh. II. B. 385). Zuckerwerk in der Gesellschaft herumgegeben, heißt auch Gerg, oder Lebtschera, d i. Lippenweide (Ferh. II B. 298). Peschmek kandi, eine Art Halwa mit Zuckerkandel (Siebenm. I. 304). Nimischkeni oder Nimschekeri, das halb aus Zucker Bereitete (VI. 70). Schekerreng, d. i. Zuckerfarb, der Stangenzucker (III. 214). Tebrse, der weißeste Zuckerkandel (I. 343). Kaabol ghasal, der Gerstenzucker (Burh. S. 657), auch Kiridsche (eben da S. 704), das deutsche Grütze. Mihrab schekerbore, ebenfalls mit Zucker bereitetes Halwa (Burh. S. 753). Gülscheker, Rosenzucker (Ferh. II. B. 317) Takischekerbore, kleine Zuckerpastetchen mit Mandeln und Pistazen gefüllt. Gülenbe, Zucker mit Mandeln und Pistazen (Ferh. II. B. 387). Guluschek, Dütten aus rohem Zucker mit eßbarem Zuckerwerk

gefüllt, welches bey Hochzeiten in dem Hause des Bräutigams auf die Erde geworfen, zerschlagen und den Gästen zum Raube überlassen wird (Ferh. I. B. 397). Das Mandelgebäcke heißt Dschusine (I. 29), Gusine (V. 46) und Lusine, welches als Losange in europäische Konditorey übergegangen. Palude ist eine Art von Blancmanger (I. 291). Tur, Palude in Sahne gekocht (Ferh. I. B. 304). Schekerbadam, d. i. Zuckermandel, aus Mandeln und Zucker (derselbe II. B. 129). Penhale, eine Art von Lusine oder Losange. Das französische Wort heißt was rautenförmig geschnitten oder in Rhombusform, und wirklich wird Lusine oder Penhale, welches Ferh. (I. B. 252) auf türkisch als kleines Baklawa übersetzt, noch heute rautenförmig gebacken. Meschkuse, überzuckerte Mandeln (V. 139). Unter die mit Honig bereiteten süßen Gebäcke wird auch Ormali (Siebenm. I. 338) gerechnet, welches der Saft des Ahorns und anderer Bäume ist. Delik, ist eine mit Honig übergossene Mehlspeise (Ferh. I. B. 418). Meschasch, gesottener Honig auf heiße Steine oder Platten gegossen und zum Halwa verdichtet (Ferh. II. B. 350); ein kleiner, in Fett gebackener Kuchen mit Honig, Tschewak, übergossen, Krapfen (Ferh. I. B. 347). Aseli Dawud, d. i. Davids Honig, ist wie Ormali, eine Art Banmsaftes (Burh. S. 563), und Aseli thabrsed, der Pflanzenzucker (eben da S. 564). Schirichuschk, d. i. die trockene Milch, ist das Manna, welches auf türkisch Kudret halwasi, d. i. die Süßigkeit der Allmacht, heißt. Unter diesem Gattungsnamen wird sowohl das eigentliche Manna begriffen, als Terendschübin oder Terengübin oder Engübin, das Manna der Bäume Aakul und Kotad, endlich auch eine Art Manna, welche Weiden in Chorasan ausschwitzen (Burh. S. 546). Sirgengübin, Sauerhonig (Siebenm. III. 154). Verdichteter Honig oder Zuckersaft mit dem von Früchten vermischt, wird zur Latwerge, deren persischer Name Lawerschir (Ferh. II. B. 331) oder Lawersia (Ferh. II. B. 331), oder Lawer ganz der deutsche ist; eine Art von Latwerge ist Ghuslu lawer (Ferh. II. B. 189). Die Eingesottenen heißen auch in unseren Apotheken Robb, was eben so unverändert aus dem Arabischen herübergekommen ist. Kerkeruhen, eine Art Latwerge mit mehreren Aromaten, wie Sandel, Narde u. s. w. zusammengesetzt (Burh. S. 643). Ein dritter Name endlich von Eingesottenem (welcher wie Lawer und Robb im Oesterreichischen, wie im Persischen gang und gäbe) ist Ritschal (Ferh. II. B. 18), welches Wort bey uns als Ritschet, freylich kein Eingesottenes, sondern nur gemischtes

Zugemüse bedeutet. Ein solches Eingesottenes aus Kornelkirschen heißt Korania (Ferh. II. B. 219). Betkut (Ferh. I. B. 152) oder Betkub (eben da B. 151), ein mit Milch und Honig zugerichtetes Ritschal. Kabuli, eine indische, als Robb eingemachte Frucht (Ferh. II. B. 264). Statt Ritschal sagt der Perser (durch die gewöhnliche Verwechslung der flüssigen Anfangs- und Endbuchstaben) auch Litschar (Burh. S. 741). Aßie, auf arabisch Harire, sind Datteln in Oel eingesotten (Ferh. I. B. 91). Eingesottenes von Früchten heißt überhaupt Meide (Ferh. II. B. 361). Asadmeiwe, d. i. die freye Frucht, eine Art Halwa mit Mandeln, Haselnüssen und Pistazien, das persische tutti frutti (Ferh. I. B. 90). Geschte, getrocknete Früchte (Burh. S. 655). Der durch Eis verdichtete Saft der Früchte (unser Gefrornes) heißt Abichufte, d. i. schlafendes Wasser, oder Abi beste, d. i. gebundenes Wasser (Siebenm. I. 113), oder Besteni, d. i. das zu Bindende, oder Jach der bihischt, d. i. Eis im Paradies (Siebenm. VI. 138), auf türkisch Karhalwa, d. i. Schneesüßigkeit. Eine Art von Gefrornem ist Lachseck (Burh. S. 733). Das Baklawa kennt zu Konstantinopel Jedermann. Oben ist dasselbe im Persischen als synonym mit Lusine vorgekommen, nach Burh. (S. 764) ist es auch synonym mit Tubertu, Gulendsch (eben da S. 683) und Lulanidsch (eben da S. 740). Guladsch, ebenfalls ein süßes Gebäcke, unsere Kolatsche. Unter die verschiedenen Arten von Sorbeten, welche insgemein Scherbet (Sorbet), Dschulab (Julep), Duschab oder Choschab, Guschab, Schehdab genannt werden, gehört Afeh (Siebenm. I. 25). Silan (Ferh. II. B. 95). Ssaleb (Salep). Silan (Siebenm. III. 162). Nardan, Narba oder Narwa, ein Sorbet mit zerstoßenen Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Aprikosen gesäuert (Ferh. II. B. 389). Meipuchte, d. i. gesottener Wein, heißt Most, der bis auf ein Drittel eingesotten ist (Burh. S. 780), sonst Sifedsch (Siebenm. III. 113) und Thala (Ferh. II. B. 166). Auf diese Art sind wir durch die Sorbete, den Most und den Wein mitten in die Getränke hineingerathen. Das arabische Fokaa, eine Art von Bier (fehlt im Siebenmeer, findet sich aber im Burh. und Ferh. II. B. 216), eine Art Bier aus Gerste und Zibeben, heißt Achseme oder Achmese (ders. I. B. 126), oder Eksie (Siebenm. I. 126). Bitaa, Palmenwein (eben da I. 179). Bachsem, eine Art Bier aus Hirse und Korn (eben da I. 193). Buse, ebenfalls aus Hirse-, Gersten- und Reißmehl in Hindostan und Transoxana (eben da 233), auch Tumei (IV. 94). Fokan oder Foschan (eben da 69). Schegenwir, Pal-

menwein (III. 203), oder Schengewil (III. 218), oder Bare (I. 321). Jekdek heißt alles laue Getränke (VI. 147).

Daß der Wein bey den persischen Dichtern nicht immer mystisch gemeint sey, wie so manche meinen, welche aus dem lyrischen Ausbruche der Begeisterung des Weins immer nichts als den bildlichen Ausdruck der Trunkenheit göttlicher Liebe herausdeuten wollen, beweiset schon die große Anzahl von Trinkgefäßen, welche bloß allein für Trinkgelage des Weins bestimmt sind, und über welche, wie Rec. irgendwo gelesen zu haben sich erinnert, sogar ein besonderes Werk besteht, welches, wenn einmal aufgefunden und übersetzt, ein schönes Seitenstück zu dem Hauptstücke des Athenäus von den Trinkgefäßen bilden wird; bis dahin mögen die folgenden, in den persischen Wörterbüchern zerstreuten Notizen genügen. Zuerst gebühret die Ehre dem Humpen, der augenscheinlich das persische Chunb, nämlich das gewöhnliche Trinkgefäß des Weines ist; eben so ist das griechische φιαλη oder die deutsche Fiole nichts anderes als das persische Piale, und das deutsche Karaffe das persische Karabe, so wie aus Kase, dem gewöhnlichen persischen Worte für Becher, das griechische κυαθος entstanden zu seyn scheint. Synonyme mit Piale der Trinkschale sind: Peighale, Peimane, Kemane und Peigur. Ein großer achtseitiger Becher heißt Rikab (Sch. II. 62.) und Rusi (Ferh. II. 27), d. i. der russische, ist vermuthlich ein aus Rußland in Persien eingeführter Becher. Der gewöhnliche Name für das Weinglas ist Saghir, es heißt aber auch Saiki, Satgin. Sikist, der auf zwey Drittel eingesottene Wein (Ferh. II. B. 99), das deutsche Essig. Kasek (Burh. 624), ist ein kleiner Becher, und Keduch (Burh. S. 638) ein Trinkglas, wofür aber am gewöhnlichsten das Wort Dscham (Burh. S. 264) gebraucht wird. Dostegani, d. i. der Freundschaftliche, heißt ein großer Becher, mit dem in die Runde getrunken wird (S. 382). Eine Flasche aus blauem Glas heißt Tutuki sipehrgun, d. i. sphärenfarber Vorhang (S. 233), ein Glas heißt auch Chatuni chum, d. i. die Frau des Fasses (Burh. S. 309), oder Tscheman (Burh. S. 298), oder Dur oder Dule. Ein Ziment, welches einen Rotl Wein faßt, heißt Rotlgiran, (Burh. S. 403), Rotlfasser, und ein großer mit Wein gefüllter Becher (a bumper), heißt Derjai Baßra (Burh. S. 360), das Meer von Baßra. Trinkhörner (die älteste Form von Trinkgefäßen) werden entweder mit dem gewöhnlichen Namen des Horns Schach und Suru genannt, oder sie haben besondere Namen, wie Kadagh (S. 671), ein Trinkgefäß aus dem Horne eines Stieres, oder Palugh, ein Trinkgefäß aus dem

Horne des Rhinoceros oder aus Elfenbein. Ein Becher aus Thierhaut heißt Tscheste. Das Horn des Stieres, das ursprünglich zu Trinkgefäßen gebraucht ward, gab die Idee, den Gefäßen selbst die Gestalt eines Stieres zu geben, oder sie wenigstens darnach zu benennen. Ein solches Trinkgefäß, wenn aus Gold, heißt Gawi serin (Burh. S. 246), der goldene Stier, wenn aus Silber, Gawi simin (eben da), der silberne Stier, wenn aus Thon, Gawi sefalin (eben da), der irdene Stier. Da aber Gefäßen nicht nur allein die Gestalt von einem Stier, sondern auch von anderen Thieren gegeben ward, so hießen insgemein alle solche thiergestaltigen Trinkgefäße mit einem gemeinsamen Namen Buluk (S. 153). Die auf breiter Grundlage stehenden heißen Pilpa, d. i. Elephantenfuß, die in Gestalt eines Löwen verfertigten Kefuk, und die Weinflaschen überhaupt Chorasani tausdem, d. i. die pfauenähnlichen Hahnen, die dickbauchigen aber insbesondere Bat (B. S. 159), d. i. Ente oder Gans (dem Mythologen wird hier die Beziehung auf den Hahn des Mithras und die Gans der Isis nicht entgehen). Wie das Horn zuerst als Becher diente, so die Muschel als Trinkschale, deßhalb heißen auch die Trinkschalen aus Perlenmuscheln, deren eine zu Liebestränken bestimmte Murr in seinen Beyträgen zur arabischen Literatur kund gemacht hat, Guschi mahi, d. i. Fischohr oder Perlenmuttermuschel genennet. Nächst Hörnern, Muscheln und Thiergestalten erhielten die Trinkgefäße auch die Gestalt eines Schiffes (daher die Verwandtschaft zwischen Scyphus und Scapha, daher die Verwandtschaft des indischen Opferbechers Argha mit dem Schiffe Argo), und ein solcher nachenförmiger goldener Becher heißt daher Keschtii ser (Burh. S. 653), das goldene Schiff. Die hölzerne Schale der Derwische heißt Kemas (Burh. 627), und eine Kürbisflasche Kedunime. Ein großes volles Glas (tumbler) wird Nadschud (B. S. 784), und Nifagh, gleichbedeutend mit dem obigen Tifagh, genannt; wenn das Glas aber nicht bis an den Rand voll ist, so heißt die von der obersten Peripherie des Weins beschriebene Linie Sonari saghiri (B. S. 436), Bechergürtel (Zona cyathi). Rischi Kasi (B. S. 415), d. i. der Bart des Richters, heißt ein an die Mündung der Flasche befestigtes Stück Leinwand, um den Wein durchzuseihen, und Tegab, der Trichter, womit der Wein aus dem größeren Gefäße in die Flasche übergeleeret wird. Im Ferhengi Schuuri finden sich noch die im Burhan fehlenden folgenden Synonyme: Belbeli (I. B. 222), Weinkanne; Belbele (I. B. 220), Weinflasche; Bekre (eben da), Weinhaus; Tamware (I. B.

291), Kanne; Tahu (I. B. 289), Weingefäß. Auf den Wein Verzicht thun heißt Senk ber karabe seden (Burh. S. 529), d. i. die Karaffe mit dem Stein zerschlagen. Kafek, ein großer hölzerner Becher (Ferh. II. B. 226). Karandschu oder Kalatschu, der Becher der Derwische (Ferh. II. B. 224). Buluk, ein Becher (Ferh. I. B. 173), ein großer, Balugh (Ferh. I. B. 170), ist dasselbe Wort mit dem deutschen Balg, für Schlauch. Uskere, ein kleines Glas (Ferh. I. B. 148). Seghrak, eine metallene Tasse zum Weintrinken (Ferh. II. B. 65). Gebregi, ein Weingefäß nach Art der Gebern (Ferh. II. B. 307). Manghurul, ein großes Glas, zum Beschlusse des Festes getrunken (Ferh. II. B. 372), abgeleitet von Manghur (a bumper), sonst Satgin (Ferh. III. B. 369). Serde, ein Weinglas (Ferh. I. 79). Sebsi, Weinflasche (Ferh. II. B. 81). Soghdiane, ein großer Becher zum Gesundheittrinken (Ferh. I. B. 79). Ein Weintrinker aus der Kanne heißt Semakare (Ferh. II. B. 80). Seftsche, eine Kürbisflasche, woraus Wein oder Wasser getrunken wird (Ferh. II. B. 79). Weintrinken überhaupt heißt Kiarab (Ferh. II. B. 229), wenn sich aber Freunde die Gesundheit zutrinken, heißt der Becher, welcher dazu bestimmt ist, Seghrak oder Keladschud (Ferh. II. B. 235). Schahdaru, d. i. des Königs Arzney, einer der berühmtesten Namen des Weins (Ferh. II. B. 133), nicht zu verwechseln mit Darunusch, der berühmten Arzney, wodurch Sohrab geheilt werden sollte. Pendschgusch oder Fendschnusch ist das aus fünf Ingredienzen (Wasser, Zucker, Limonien, Raki und Thee) zusammengesetzte Getränke, welches aus Indien als Punsch in ganz Europa einheimisch geworden ist.

VII. Spiele.

Wer Hyde's Syntagma Dissertationum und die darin enthaltenen gelehrten Abhandlungen über das Schahspiel, Bretspiel und andere Spiele der Morgenländer kennt, möchte vermuthen, daß nach denselben über die Spiele der Araber, Perser und Türken nicht viel Neues zu sagen sey. Die folgende Ausbeute des Siebenmeers wird beweisen, daß die von Hyde nicht berührten Spiele den Stoff zu einer wenigstens eben so langen gelehrten Abhandlung gäben. Die zwey ausführlichen Abhandlungen über das Schahspiel und Bretspiel abgerechnet, hat Hyde in der Aufführung der anderen Spiele keine Ordnung beobachtet weder in Beziehung auf die Spiele selbst, noch auf die Völker, bey denen sie gang und gebe, ob nämlich bey den Persern, Arabern oder Türken allein, oder allen dreyen gemein. Von der letzten

Anordnung kann hier die Rede nicht seyn, weil im Siebenmeer und anderen persischen Wörterbüchern bloß persische Spiele vorkommen, wohl aber können die Spiele selbst in die Kinderspiele und die der Erwachsenen, und dann die letzten wieder in die, bey welchen der Zufall vorwaltet (Hazardspiele), und in die, welche die Geschicklichkeit des Körpers oder die Fertigkeit des Geistes üben, untergetheilt werdeu. Demnach beginnen wir mit den Kinderspielen, gehen auf die denselben zunächst verwandten Spiele der Erwachsenen über, welche in bloßer Uebung körperlicher Geschicklichkeit bestehen, lassen darauf das Würfel- und Bretspiel folgen, und beschließen den akademischen Auslauf, mit der Krone aller Spiele, dem Schahspiel.

Kinderspiele. Die persischen Wörterbücher rechnen unter dieselben die Kinderklapper, den Kreisel und die Schaukel, so daß wir dieselben hievon auszuschließen uns nicht befugt glauben. 1) Die Kinderklapper (auf österreichisch Rodl) heißt Echlekendu (Siebenm. I. 111), oder Engelendu (eben da 112). 2) Der Kreisel oder die Pfnurre Gerda (Burh, S. 696), Gerdnai (eben da), Ferend (ders. S. 596), Kilkis (Ferh. II. B. 242), Badser oder Badsere (ders. S. 123 u. 124), auch Badber (eben da S. 129). Das letzte heißt aber auch der Drache, den die Kinder fliegen lassen. 3) Schaukeln sind: Sirend, Sabud, Basitsch, Kasche (Ferh. I. B. 86), Wasidsch (Burh. S. 818), Kase (Burh. S. 691), Banudsch (Burh. S. 132), Ewrek (ders. S. 110), Termere oder Termure (Ferh. I. B. 292), Chandschil (Ferh. I. B. 372), Dschenbelul, Dschanbasi (eben da B. 318), Tschemlul oder Tschenbelul (eben da B. 338). Eine schaukelnde Wiege Badreng (Burh. S. 122). 4) Der Ballen aus Fetzen oder Leder zusammengekugelt, Sergel (Burh. S. 470), insgemein Kurre. Farbige Kugeln zum Spielen heißen Teschire (Siebenm. I. 346, und Burh. S. 244). 5) Eines der beliebtesten der persischen Kinderspiele ist Tschalik (auf türkisch Tschelik); man nimmt zwey Stücke Holzes, ein längeres und ein kürzeres, schlägt mit dem längeren auf das Ende des am Boden liegenden kürzeren, so daß es in die Höhe springt, und schlägt es dann in der Luft weiter (Ferh. I. B. 336). Das längere Holz, mit welchem geschlagen wird, heißt Guktschob, d. i. der Froschprügel (Burh. S. 581). Dasselbe Spiel heißt in Chorasan Choltschine, Ladjasi und Dudale oder Dudele, es ist Persern, Arabern und Türken gemein. Das kleinere Stück Holz heißt auf arabisch Kale, auf türkisch Tschelik, auf persisch Tschalik oder Pele. Von diesem Pele ist wohl unser landschaftliches Pelzen für werfen, so wie das

englische peal abzuleiten; das größere Stück Holz heißt auf arabisch Maklat, auf türkisch Tschomak, auf persisch Tschenbe (Burh. S. 380). Das Spiel heißt auch Alawe (Siebenm. I. 118, und Burh. S. 54), oder Limintschob (Siebenm. II. 158), oder Dimen (eben da 219), oder Lawe (V. 71), auch Chufte (II. 144), oder Tschefte (II. 68), oder Kurischt (IV. 103). 6) Das auf dem Kopfe Stehen und Gehen, so wie das Ueberschlagen (Burzelbaum), rechnen die Wörterbücher ebenfalls unter die Kinderspiele, als Sikender (III 117), auch Puschtek (I. 269). 7) Die blinde Kuh, Tscheschmbendek, d. i. Augenbinde, so heißt aber auch das Spiel, wo die Kinder sich verstecken, während einem die Augen zugebunden werden, und er sie dann nach abgenommener Binde suchen muß (II. 50). 8) Seri mamek, d. i. der Kopf des Mütterchens oder auch der Hebamme; ein Knabe versteckt seinen Kopf in den Schooß eines andern, welcher Mamek (kleine Mama) heißt, die anderen zerstreuen sich, sich zu verstecken; wenn sie versteckt sind, läuft der Knabe, der seinen Kopf in den Schooß des Mütterchens gelegt hat, um sie zu suchen; die anderen aber, um ihre Hände in den Schooß des Mütterchens zu legen. Wenn der Suchende einen derselben erwischt, ehe er znm Mütterchen gelangt, reitet er auf ihm zum Mütterchen hin, um ihn an seine Stelle zu setzen; wenn er aber keinen erwischt, muß er selbst dieselbe wieder einnehmen (Siebenm. III. 137, u. Burh. S. 471). 9) Puschtek heißt nicht nur allein auf dem Kopfe stehen und gehen, sondern auch ein Spiel, wo einer mit den Händen auf den Knien gekrümmt sitzt, während ein anderer ihm auf den Rücken springt (I. 168). 10) Chanidsch, das Nüssespiel, bey welchem eine Hand voll Nüsse ausgeworfen wird. 11) Hulek, das Mühlenspiel, eine kleine Mühle, mit welcher die Kinder an fließenden Wassern spielen (VI. 114, I. 3., und Burh. S. 852), auch Hiliwi (Burh. S. 843), oder Hemai (eben da S. 844). 12) Titi, Spiel mit Puppen aus Teig gemacht (I. 351). 13) Taschi, eine Kinderbescherung oder Kinder-Piquenique, wo jedes eine Speise mit sich bringt, die dann vertheilt wird (I. 353). 14) Kakaw, eine Art Stockschlagen; ein Knabe legt den Kopf worunter und schreyt Kakaw, die anderen suchen ihn von hinten zu schlagen, während er mit den Füßen ausschlägt, wen er trifft, nimmt seine Stelle ein (Burh. S. 628), auch Charseg, d i. Eselshund (Ferh. I. B. 371). 15) Das gewöhnliche Stockschlagen heißt Schlachta (reindeutsch, Burh. S. 533). 16) Kuhamui, d. i. Berg und Haar; ein Haar wird in einem Haufen Erde verborgen, derselbe angefeuchtet und wie ein Bohnenkuchen ausgetheilt; wer das Haar findet, erhält

den Preis (Burh. S. 683), auch Chakbasi, d. i. Staubspiel genannt, wenn statt des Haares ein Stück Geld verborgen wird (Ferh. I. B. 384), auch Chakremek, d. i. Staubsalz, Haride, Hairande genannt (Ferh. I. B. 369). 17) Ser derkelim, d. i. den Kopf im Teppich; ein Knabe versteckt seinen Kopf im Schooße eines andern, seine Gefährten verstecken und verhüllen sich; wenn der Suchende sie erkennt, wird er abgelööt (Burh. S. 468). 18) Dschemhelu, ein nicht näher beschriebenes Kinderspiel (Siebenm. II. 24). 19) Chisende; die Kinder setzen sich auf einen Hügel weicher Erde und glitschen über denselben hinunter, dieß scheint in Persien das Surrogat der russischen Berge zu seyn (Siebenm. II. 149). 20) Maghladsch, d. i. das Grubenspiel (Magh heißt Grube, ladsch oder lagh, das deutsche Lachen, heißt Spiel), es besteht darin, daß Kinder um eine Grube herumstehen und Nüsse hineinwerfen (Siebenm. V. 104 und Burh. S. 766); auch die Mädchen haben besondere Spiele, als: 21) Erghaschtek, Mädchen kauern sich nieder, die Hände aufs Knie gelegt, auf ein gesprochenes Wort springen sie auf und schlagen die Hände zusammen (Siebenm. I. 69). 22) Luhbetan, die Puppen, welche kleine Mädchen aus Fetzen und Tücheln verfertigen (Burh. S. 861), deren eine die Braut und die andere der Bräutigam heißt, sonst Lubetan (Burh. S. 834) genannt. Gewöhnliche Puppen heißen Luhuft (Burh. S. 741), auf türkisch Lulu, Budschu. 23) Destbend oder Choran (χωρος), der Tanz der Kinder der Ungläubigen, wobey sie sich die Hände geben (Ferh. I. B. 410). 24) Chisegire, mehrere stehen im Kreise, einer läuft von hinten und springt einem auf den Hals, der mit ihm fortlaufen muß (Siebenm. II. 149). Aehnliche Spiele, die wohl auch von den Kindern gespielt werden könnten, aber vorzüglich von Erwachsenen gespielt werden, sind: 25) Schebenk, man springt auf einem Fuße herum, und schlägt mit dem andern nach vorne und hinten aus, gegen die Brust und gegen den Rücken (Siebenm. III, 213). 26) Dschudarek oder Dschidanek, ein Spiel der Zigeuner, welche eine Kanne auf die Spitze eines Stockes stellen, in die Höhe werfen und damit wieder fangen (Siebenm. II. 15, und Burh. S. 267). 27) Charbende, zwey Personen kauern sich zusammen, die Köpfe an einander, die Hände auf die Knie, in den Händen halten sie einen Strick, dessen anderes Ende ein Dritter in den Händen hält, und damit abwehrt, daß Niemand sich ihnen auf den Rücken setze, nur wenn dieses geschieht, werden sie ihrer Frohne frey, nach welcher sie Charbende, d. i. Eselssklaven genennet werden (II. 139). Dieses Spiel heißt auch Mesad (IV. 87),

oder Meside oder Meschid und Meschide (Ferh. II. B. 346, V. 137), oder Charbasan, d. i. die Eselsspieler (II. 124). 28) Destawis, alles was man in die Hand nimmt, um damit zu spielen, als: Kugeln, Korallen, Teig u. s. w. 29) Darkedu, das Wettschießen nach einem ausgehölten, mit Gold- und Silbermünzen gefüllten aufgehängten Kürbis; wer denselben zerschießt, erhält das herausfallende Geld (Ferh. II. B. 424). 30) Dschunabe, ein Spiel, das in Dreyen gespielt wird (Ferh. I. B. 322, Z. 1). 31) Tschelanik, sonst Gusegirdan genannt (Ferh. I. B. 351). 32) Schebenk, einer steht im Kreise, die Herumstehenden berühren ihn von Ferne mit Stecken; er aber springt und sucht dieselben mit einem Faustschlag zu erreichen, wen er trifft, nimmt seine Stelle ein (Ferh. I. B 127). 33) Kuregirdan (vielleicht dasselbe mit dem obigen Gösgirdan), ein Spiel in Chorasan (Burh. S. 701). 34) Letek, ein Spiel, welches weder Burhan (S. 732) noch Ferheng (II. B. 333), noch das Siebenmeer (V. 62) als ein ihnen sehr bekanntes (uns aber unbekanntes) definiren. 35) Charseg, d. i. Eselshund, auf türkisch Thur thut, d. i. steh und fang; einer steht im Kreise, die im Umkreise Stehenden suchen ihn mit ihren Füßen zu stoßen, und er deßgleichen, der von ihm getroffen, löst ihn ab (Burh. S. 321), heißt auch Chirbigir (Ferh. I. B. 386). 36) Peschulbasi, das Spiel mit den Knöchelbeinen der Thiere, welche Peschul, Schitalenk (Hyde, Syntagma S. 309) heißen. 37) Thascht u Chaje, d. i. Tasse und Ey, ein ausgeblasenes Ey mit Quecksilber gefüllt, wird in einer Flasche aufgehängt, wo dasselbe von der Sonne erwärmt, sich zu bewegen anfängt (Siebenm. IV. 17, und Burh. S. 557). 38) Schischebasi, d. i. Flaschenspiel, eine Art Taschenspielerey. 39) Schebbasi, d. i. Nachtspiel, alle Arten von Schattenspiel. 40) Gui u Tschewgan, d. i. die Kugel und der Schlägel, nämlich das Maille-Spiel, das seinen Namen von dem persischen Mil (den zwey Pfeilern, durch welche die Kugel durchgetrieben werden soll) erhalten hat. Der Name des Schlägels ist noch als Csakan unter uns bekannt, und nach demselben hieß die Maille-Bahn der byzantinischen Kaiser τζευκανιστηριον. Eine besondere Art von Tschewgan ist Pehne (Burh. S. 218), die Spieler selbst heißen Guibaf (Burh. S. 724). 41) Das Würfelspiel (siehe auch Hyde S. 298) heißt Kumar, das Haus, wo gespielt wird, Kumarchane, oder auch Murdarchane, d. i. das schmutzige Haus (Siebenm. V. 136). Der Würfel heißt Mingia (V. 79), die Spieler Mingiager (V. 93). Von Mingia und Mingiager dürfte wohl das italienische minchione abzuleiten seyn. Du-

walek, eine Art Riemen, dessen sich die Würfelspieler bedienen (II. 194), vermuthlich zum Riemstechen. Scheschchandsch, eine ausgehölte und mit Wein gefüllte Haselnuß, deren sich die Würfelspieler bedienen (III. 194). Schesch u pendsch, d. i. sechs und fünf, der Wurf (III. 194). Sihpere, eine Linie, welche die Würfelspieler auf der Erde ziehen (III. 179). Dest pesin, sonst Destpes, der Wurf, welcher das Ende des Spiels entscheidet (II. 213, und Ferh. I. B. 415), Pes, als ein entscheidender Wurf, ist das deutsche Pasch. Mesnek, ein Würfelspiel (Ferh. II. B. 351). Nedeb, ein glücklicher Wurf, welcher auf arabisch Afra, d. i. die Jungfrau heißt (die Venus der Römer). Scheschendas, der mit sechs Würfeln spielt (Burh. S. 526), Ghulek, dasselbe Spiel mit sechs Würfeln, aber auch zugleich die Kasse der Würfelspieler (Ferh. I. B 189). Schetel, eine besondere Art von Würfelspiel, vielleicht hat das englische Shittlecock daher seinen Namen. Sidere oder Sipere (Ferh. II. B. 96 und 97), dasselbe Spiel, welches auf türkisch Tokurdschin heißt, und mit neun Steinen oder Würfeln gespielt wird. 42) In der Abhandlung Hyde's über das Nerd- oder Bretspiel kommen die Namen der Steine, Mühre (verwandt mit Mihr oder Mithras), der Würfe (Chaßl), des Einsatzes (Daw) vor. Von siebzehn Läufen, aus welchen die Partie Nerd besteht, finden sich bey Hyde (p. 244) der vierte Dawhesar, der siebente Nedeb (schon oben bey den Würfeln vorgekommen), der eilfte Temami nedeb oder Dadferd (Ferh. II. B. 377), nicht wie Hyde las, Wadeferd und arabisch Wamik, im Gegensatze des siebenten Afra, weil Wamik der Name des Geliebten der Afra im ältesten romantischen Gedichte der Perser, endlich der siebzehnte Daw hefdehüm, auch Girewi dschan, d. i. Seelenpfand genannt. Zu diesen liefern unsere Wörterbücher noch die folgenden Zusätze: Destchun, d. i. Handblut, oder Destchatt, d. i. Handlinie, heißt der letzte entscheidende Wurf des Nerd (Siebenm. II. 212). Farid oder Ferid ist der Name einer besonderen Partie des Nerdspieles (IV. 48). Duschesch, d. i. zweymal sechs oder zwölf, der vollkommenste Wurf des Nerd (II. 88). Mensube, der siebente Lauf des Nerdspiels (V. 167). Chanegir, d. i. nimm das Feld, die vierte der sieben Partien des Nerd, deren Namen das Siebenmeer unter diesem Worte folgendermaßen angibt: 1) Farid, 2) Siad, 3) Sitare, 4) Chanegir, 5) Tawil, 6) Hefaran, 7) Manßube (das obige Mensube, II. 94, und Burh. S. 313).

43) Das Schahspiel, Schatrendsch, ward nach dem Sie-

benmeer (V. 55), von Lebschladsch erfunden, dessen Name auch überhaupt den Vorstehern der Spielhäuser und Gönnern der Spieler beygelegt wird (Burh. S. 732). 44) Kusan ist ein dem Schahspiel ähnliches Spiel, mit gegenüberstehenden Figuren gespielt, welches Burh. (S. 681) nicht näher beschreibt. Hyde hat über das Schahspiel, wie bekannt, noch eine größere Abhandlung, als über das Nerd geschrieben, doch fehlen darin die folgenden beyden Redensarten des Spiels: Schahkam und Kesch, oder eigentlich Kisch. Das erste bezeichnet die verlegene Lage eines Spielers, der, wiewohl er sein Spiel verloren sieht, bloß um sein Spiel zu verlängern, dem Gegner zu wiederholten Malen Schah bietet (Burh. S. 514). Im Siebenmeer (III. 218) heißt diese Lage nicht Schahkam, sondern Schahkasim, was aber ein Druckfehler seyn dürfte. Die Warnung, daß die Person des Königs gefährdet sey, welche auf deutsch Schah dem König, und auf französisch échec au Roi heißt, ist eine europäische Verstümmlung des Wortes Kesch, d. i. ziehe, welches gewöhnlich Ksch ausgesprochen wird, mit demselben Laute, wie man bey uns Hunde hetzt oder Thiere forttreibt. Daß Schah dem König! ein Unsinn sey, hätte längstens allen Schahspielern einleuchten sollen, weil der König auf persisch Schah, und also Schah dem König nichts anderes, als Schah dem Schah heißt. Deßhalb ist das französische échec, wiewohl sehr verstümmelt (statt Kesch), dennoch richtiger, als das deutsche. Wenn man weiß, daß Ksch im Persischen die Warnung des gefährdeten Königs im Schahspiel ist, kann man erst die Kühnheit der Anrede des Persers verstehen, welche die Zeitungen kurz vor dem Ausbruche des russischen und persischen Krieges gegeben haben: Ksch, bist du werth auf dem Throne zu sitzen *) u. s. w., redete er den Schah an, d. i. er erkühnte sich, dem Schah auf dem Throne selbst die Warnung seines gefährdeten Daseyns mit demselben Worte, wie dem Schah im Schahspiele zu geben, und ihm Ksch, d. i. zieh dich zurück, zuzurufen. Das Sonderbarste ist, daß die Zeitungen nicht melden, daß er diese Kühnheit mit seinem Kopfe bezahlet habe.

---

*) Kischeh (Ksch)! Mann! Nennst du dich König der Muhammedaner, und bringst müßig deine Zeit im Harem zu, während Muselmänner (Mudulmahen) täglich von Ungläubigen Schmach erleiden? Ich war genöthigt, ruhiger Zuschauer zu bleiben, als fünf russische Soldaten sich an meinem Weibe vergriffen. Ich spucke in deinen Bart. (Allg. Zeit. Nr. 278. 5. Okt. 1826.)

Eben so wenig, als der wahre persische Ausdruck für die Warnung des gefährdeten Königs, sind bisher die wahren Bedeutungen der Schahfiguren bekannt, oder wenigstens von den Ausschnitzern der Figuren bisher angewandt worden. Die Königin ist ein wahrer Solecismus wider alle Sitte des Morgenlandes, wo die Frauen außer dem Harem nichts zu schaffen, am wenigsten aber im Felde die Heere zü befehligen haben. Die Königin des europäischen Schahspiels ist in dem morgenländischen der Wesir, der Weise, welcher Fersanc oder Fersin heißt; hieraus haben die Franzosen vierge gemacht, und die Jungfrau ist sofort als Königin auf den Thron erhoben worden. Nicht minder unnatürlich und unsinnig, als die Verwandlung des Wesirs in eine Dame, ist die der schwerbeleibten und schwergerüsteten Elephanten in die Läufer, oder wie sie im Englischen heißen, gar in Bischöfe (bishop), und hiermit ging es folgendermaßen zu. Die Elephanten heißen auf persisch Fil, woraus die Franzosen Fol gemacht, und dieses hernach als gleichbedeutend mit fou genommen haben, die französischen Narren sind alsdann zu deutschen Läufern und englischen Bischöfen geworden. Die Elephanten tragen in den morgenländischen Heeren die Standarte des Königs; aus Fil ist das italienische Alfiere, welches noch einen Standartenträger bedeutet, entstanden. Man sieht hieraus, wie irrig jene Verfertiger von Figuren daran sind, welche die Läufer durch segelnde Schiffe und die Thürme durch Elephanten mit Thürmen auf den Rücken in dem eigentlichen Ursinne des Spiels zu ersetzen glauben. Wider die Thürme, als solche, ist weniger einzuwenden, weil die Streitwagen, welche im ursprünglichen indischen Schahspiel an der Stelle unserer Thürme stehen, wohl Thürme tragen mögen. Die Perser haben die Streitwagen in Roche, d. i. ungeheure Wundervögel oder auch Streitrecken umgewandelt, eine Verwandlung, die wahrscheinlich nur aus der Aehnlichkeit des Wortes Roth (Streitwagen) mit Roch ihren Grund hat. Die Platzwechslung des Thurmes mit dem Könige (Roquer) kömmt geraden Weges aus dem persischen Roch oder Ruch, und nicht etwa aus dem deutschen rucken, eher dieses von jenem. Diese Platzverwechslung heißt auf persisch Schahruch, so wie das Ende des Spiels Schahmat (der Schah ist todt). Den Namen Schahroch gab Timur seinem viertgebornen Sohne, weil ihm die Nachricht von seiner Geburt gebracht ward, als er eben Schah spielte und rochirte. Der byzantinische Geschichtschreiber Ducas, der etwas hiervon gehört, erzählt die Begebenheit irrig, indem er den Timur mit seinem Sohne Schahroch Schah spielen und

rochiren läßt, in dem Augenblicke, wo Bajesid als Gefangener vorgeführt ward, von daher, meint Ducas, habe der Sohn erst den Namen Schahroch erhalten; er trug denselben schon von Geburt an; auch befehligte er in der Schlacht von Angora, wo Bajesid gefangen ward, einen Theil des persischen Heeres, und mochte also wohl schwerlich während der Gefangennehmung Bajesid's mit seinem Vater Schah gespielt haben. Die beyden einzigen Figuren, welche im europäischen Schahspiel dieselben geblieben, wie im morgenländischen, sind die Reiter und Fußgänger, jene heißen Faris (Reiter) oder Pferde, und diese Bidak oder Piade (pions).

VIII. Gebräuche.

Die folgenden Artikel liefern interessante Beyträge zur Charakteristik persischer Gesittung; mehrere davon bestätigen, was Geschicht- und Reisebeschreiber erzählen, andere aber enthalten Angaben, welche trotz der Flut persischer Reisebeschreibungen, womit Europa seit einem Jahrzehend überschwemmt worden, neu sind. Gebräuche heißen auf persisch Aijin, Rah, Rewisch, Hened (VI. 102), Jeneg (VI. 148, Z. 1), und Dschegare (Siebenm. II. 28). Das letzte Dschegare (mit einem Giaf) ist nicht zu verwechseln mit Dscheghare (mit einem Ghain), welches nicht nur einen Kornbrunn (wie Xenophon dergleichen beschreibt), sondern auch die Wurzel eines Krautes bedeutet, welches geraucht wird (Cigare. Ferh. I. B. 321). Diese Gewohnheit zu rauchen ist älter als der Tabak, und dieses Kraut ist vermuthlich in der Stelle des Pseudo-Plutarch (de fluviis Hydaspes III.) gemeint. Der Tabak heißt auf persisch Tenbagu, und Ferh. (I. B. 290) belehrt, daß derselbe 116 Namen habe, wie der Kaffee, und daß deßhalb der eine wie der andere nicht verboten werden könne. Es ist noch zu erörtern, ob der alte persische Dichter Nachli von Buchara, dessen Verse zum Lobe des Tabaks Ferheng im Gegensatze mit denen des neueren Dichters Hekim Schifaji anführt, vor der Entdeckung Amerika's gelebt habe oder nicht. Die barbarische Sitte der Trophäen von Menschenschädeln in Pyramiden aufgeschichtet, ist aus der Geschichte Dschengischan's und Timur's bekannt genug. Solche Schädelpyramiden heißen Behramtel (Siebenm. I. 191), weil Behramtschobin, der persische Held, dergleichen zuerst aus Türkenschädeln errichtete. Bangi rewarew ist das persische πολυχρονιζειν, welches, so oft der König sich in Bewegung setzt, oder auch bey Musterungen (wie sie Morier beschrieben hat), wenn die einzelnen Truppen vorrücken, von

dem ganzen Heere erhoben wird (I. 217). Pendschnobet ist die fünfmalige Heermusik vor den Thoren der Sultane, von Sultan Sandschar fünfmal eingeführt, da sie vorher nur dreymal üblich war (I. 246). Pareiserd, das gelbe Stück, d. i. der gelbe Lappe, welchen die Juden zum unterscheidenden Zeichen von den Moslimen auf der Schulter angenäht zu tragen verpflichtet sind, oder wenigstens verpflichtet waren (I. 249). Peimatschan, die Derwischenstrafe, welche darin besteht, daß der Schuldige mit der rechten Hand das linke Ohr und mit der linken das rechte haltend, auf einem Fuße im Kreise der versammelten Brüder herumhüpfet und jeden um Verzeihung seiner Schuld bittet (I. 277). Tabugh, das in Transoxana eingeführte Ceremoniel bey den Audienzen der Fürsten, vermög dessen der in die Audienz Eingeführte mit entblößtem Kopfe und die Ohren in den Händen haltend sich krümmt und niederwirft (I. 323); dieses ist die aus der Beschreibung sinesischer Botschafter unter dem Namen Tapu zur Genüge bekannte Ceremonie der Unterwerfung. Tersi, Ustudân oder Estudan heißt das Grab der Gebern, und der hier bezeichnete Zustand der Furcht (Ters) dauert während der ersten drey Tage des Begräbnisses, während denen, nach dem Glauben der Maghen, der Geist sich von dem Leibe trennt (I. 335). Sagharir oder Destenbui, eine Art kleiner, wohlriechender, schöngezeichneter Melone, welche man in den Händen hält, damit zu spielen, wie sonst der Rosenkranz, welcher im Morgenlande nicht nur das Attribut der Derwische, sondern auch die große Contenance der Geschäftsleute, während der Verhandlungen der Geschäfte ist (I. 354). Satschik, die kleinen Gold- und Silbermünzen, welche über den Kopf der Braut ausgestreut werden; eine uralte persische Gewohnheit, indem schon im Schahname die Maghenpriester zu Aserbeidschan über den Kopf des Königs Gold und Silber ausstreuen, und in der Beschreibung der Hochzeiten der Söhne und Enkel Timurs in der Geschichte Scherefeddin's von Jesd dieses Gebrauches häufig Erwähnung geschieht (III. 133). Schachi serin, d. i. das goldene Horn, ist die goldene Schrift der Monarchen (III. 220), die χρυσοβουλα der Bysantiner, die römische goldene Bulle. Mühre der dscham efgenden, d. i. die Koralle in das Glas werfen, oder statt efgenden auch das synonyme endachten, oder auch Mühre der tas efgenden (endachten), d. i. die Koralle in die Tasse werfen, ein uralter Gebrauch der alten persischen Kaiser, vermöge welchem bey dem Aufbruche derselben in ein großes Glas,

Tasse oder vielmehr metallenes Gefäß aus sieben Metallen zusammengeschmolzen (Heftdschusch), eine ebenfalls aus sieben Metallen zusammengeschmolzene Kugel geworfen war, welche durch einen lauten und weitgehörten Schall den Aufbruch des Kaisers (Kei) dem Heere verkündete (V. 126). Nachlbend, d. i. Palmenflechter, sind die Verfertiger der künstlichen Hochzeitsbäume, welche, Palmen (Nachl) vorstellend, bey der Vermählungsfeyerlichkeit der Großen im feyerlichen Pompe getragen werden. Der Luxus derselben in Gold- und Silberflittern, künstlichen Blumen und Früchten, Vögeln und Thieren aus Wachs oder Stoffen ist besonders zu Konstantinopel so hoch gestiegen, daß man ein solches tragbares Schaugerüste eher für eine kleine Welt als für eine künstliche Palme anzusehen versucht ist. Muschiger sind die persischen Klagefrauen (die praeficae der Römer), welche unter Weinen und Heulen die löblichen Eigenschaften des Verstorbenen aufzählen (V. 95). Gulgetsche heißen die Gebräuche des Wochenbettes von dem Augenblicke der Geburt bis zu dem, wo das Kind in die Wiege gelegt wird (V. 43). Musdi dendan, d. i. der Zähne Lohn, hat ursprünglich im Persischen ganz eine andere Bedeutung als heute; ursprünglich hieß so das Geld, welches die Reichen, wenn von Armen bewirthet, denselben für die Bewirthung austheilten (V. 120); heute ist es umgekehrt, das Geld, welches Statthalter oder andere Große, nachdem sie freygehalten worden sind, von den Einwohnern des Ortes für die Ehre der Bewirthung, für das Abnützen ihrer Zähne (for the tear and wear of the teeth) erpressen. Mir i asch, d. i. der Fürst des Essens, welcher, wenn die Tafel gedeckt ist, die Gäste laut zum Essen herbeyruft (V. 103), der nach alter mongolischer Sitte ausrief: daß, da jetzt der Kaiser der Welt speise, auch den übrigen Königen zu speisen erlaubt sey. Dieser Mir i asch ist etwa nicht zu verwechseln mit dem Miri atesch, d. i. dem Fürsten des Feuers, wie der Vorsteher des Stückwesens heißt (V. 103). Berghandan heißt die öffentliche Fröhlichkeit, welcher sich das Volk zu Ende des Monats Schaaban im Uebermaß von Weintrinken überläßt, um bey dem Anfange des Fastenmondes (des Ramasan), nahe vor demselben, als der Zeit der Buße, noch so viel als möglich verbotene Lust zu genießen. Diese durch eine gewisse Zeit des Jahres begränzte Fröhlichkeit bringt uns zu den Festen und dem damit verbundenen Kalender, welcher die Epochen derselben bestimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Art. VI. Geschichte der Hohenstauffen und ihrer Zeit, von Friedrich von Raumer. Leipzig, bey Brockhaus, 1823 — 1825. Sechs Bände.

Erster Band, mit der Ansicht des hohen Staufen, mit einer Karte von Mittel- und Südeuropa nebst Kleinasien, mit dem Plane von Antiochien und von Jerusalem; — ferners mit den Stammtafeln der Hohenstauffen bis auf Friedrich II., — dann der christlichen Herrscher in Syrien und in Palästina, der Könige von Jerusalem, Fürsten von Antiochien, Grafen von Edessa und Tripolis, — dann zwey Beylagen: 1) die Anfänge der normanischen Herrschaft in Italien; — 2) die Legende von der h. Lanze zu Antiochien.

Das erste Buch läßt der Einleitung jene umgekehrte Völkerwanderung, die Kreuzfahrten ins Morgenland, unmittelbar nachfolgen, sohin das befreyte Jerusalem bis zum Tode Gottfrieds von Bouillon.

Das zweyte Buch beginnt mit der Empörung Konrads und Heinrichs V. wider ihren Vater, Heinrich IV., behandelt die trüben Tage der Hohenstauffen unter K. Lothar, und schließt mit dem zweyten großen Kreuzzuge, mit jenem Konrads III. (1092 bis 1146).

Das dritte Buch führt uns wieder ins Morgenland zurück, und reicht vom Tode Gottfrieds bis zu Konrads III. Kreuzfahrt und Tod (1110 — 1152).

II. Band, mit dem Bildnisse Friedrichs I. Barbarossa, vom Portal der Freysinger Hauptkirche, — mit den Regententafeln zur Geschichte der Hohenstauffen, nämlich Päpste, Kaiser, Könige, Patriarchen von Aquileja, Erzbischöfe, Bischöfe, Herzoge, Pfalzgrafen bey Rhein, Landgrafen von Thüringen, Markgrafen, Dogen von Venedig, Großmeister der Templer, der Johanniter und der deutschen Herren. — Diplomatische Nachweisungen über den Aufenthalt der deutschen Könige und Kaiser, vom letzten Salier, Heinrich V., 1106, bis zu Konradins blutigem Ende 1268, worauf nach fünf Jahren der erste Habsburger, Rudolph, das große Zwischenreich endigte. — Die beyden Bücher dieses merkwürdigen Bandes enthalten des großen Barbarossa beynahe vierzigjährige glorreiche Regierung und seine Kreuzfahrt, in welcher ihm Philipp August und Richard Löwenherz folgten, bis zum Tode des großen Saladin (1152 — 1193).

Der III. Band, mit dem Bildnisse des durch Otto von Wittelsbach erschlagenen Philipp nach dem Urbilde zu Regensburg, und Friedrichs II. nach der Bildsäule zu Kapua, nebst einer Karte, gleich der obigen, für das Jahr 1100, gibt die Ge-

schichten der Stauffen Heinrichs VI., Philipps und Friedrichs II. nebst ihrem Streite mit dem Gegenkaiser Otto II., Sohn Heinrichs des Braunschweiger Löwen, mit den Päpsten und mit den Lombarden, bis zu Friedrichs großem Siege über die letzteren bey Corte nuova.

Der IV. Band vollendet Friedrichs II. verhängniß- und thatenreiche Laufbahn, die wechselnden Geschicke seiner Söhne, Konrads IV. und Manfred, und den beklagenswerthen Ausgang seines Enkels, Konradin von Schwaben, mit den Bildnissen Innocenz des IV. nach seinem Grabmal in Neapel, Ludwigs des Heiligen, nach Montfaucon monuments de la monarchie française, und seines Bruders Karl von Anjou, des Mörders Konradins, endlich Konradins selbst nach zwey Bullen im Münchner Reichsarchive, endlich die Ansicht des für Konradin und die Stauffen so unglücklichen Schlachtfeldes von Tagliakozzo, Skurkola und Alba, von welchem auch ein Plan angefügt ist.

Der V. und VI. Band endlich enthält die höchst merkwürdigen Beyträge zu den Alterthümern des zwölften und dreyzehnten Jahrhnnderts: 1) die persönlichen Verhältnisse der abhängigen und der freyen Leute, Adel und Fürsten, Reichs- und Landtage, Könige und Kaiser, Verhältnisse zu den Nebenreichen, zu Italien, zu Arelat und zu den anderen benachbarten und Gränzländern; 2) die italienischen und deutschen Städte; 3) die Juden. Von dinglichen Verhältnissen, die Rechtsquellen, das deutsche, das römische und das Kirchenrecht, die Gerichtsverfassung, die Gottesurtheile, das Lehen-, Erb- und peinliche Recht.

Landwirthschaft, Gewerbe und Handel, Münzwesen, Maß und Gewicht, Abgaben, Zölle und Regalien, — Kriegs- und Seewesen, Heerbann, Lehendienst, Kriegspflichtigkeit, Kriegsgesetze, Kriegssitte und Kriegskunst, Gottesfrieden und Landfrieden.

Kirchliche Alterthümer, persönliche Verhältnisse der Geistlichen und ihre Stellung zu den Laien, — Wahl und Bestätigung, Ein- und Absetzung der Bischöfe, — Päpste, Metropoliten, Bischöfe, Kapitel und Klöster.

Verhältniß der Kaiser zur Kirche, des Adels, der Städte, der Bauern zu der Geistlichkeit, — die Advokaten oder kirchlichen Schirmvögte, die Investitur oder Belehnung, der Reichsdienst der Prälaten.

Dingliche Verhältnisse der Kirche, — von Eigenthum und Lehen, — von Zehenten, Geschenken und Erbschaften, Ausgaben und Steuern, Erbrechten und Testamenten.

Vom Kirchenrecht und von der Kirchenzucht, — Patronat, Kirchenkauf, Gottesdienst und Buße, Cölibat und Bann, Dispensationen.

Von der Bildung des Klerus, Heilige und Reliquien, Pilgerfahrten und Kreuzzüge, — Katholiken und Griechen, Christen und Muhamedaner.

Das Mönchswesen und die Klöster. — Ihre Verhältnisse in der Hierarchie, die verschiedenen Orden und Kongregationen.

Wissenschaft und Kunst, Schulen und Universitäten, — die Fakultäten, — die Dichtkunst, Ton- und Baukunst, Bildhauerey und Malerey.

Häusliche Verhältnisse, Sitten und Gebräuche, — von der Ehe, Wohnung und Kleidung, polizeyliche Vorschriften, Aufwand, Spiele und Feste, Armenpflege, abergläubische Ansichten und Gebräuche, Ritterwesen.

Zusätze dieses letzten Bandes sind ein Nachtrag zur diplomatischen Aufenthaltsnachweisung der Kaiser und der Könige von 1112 bis 1269, dann ein Namen- und Sachregister, welches allerdings zur Nachhülfe dient, aber eben so wenig auf befriedigende Vollständigkeit Anspruch machen kann, als das dem vierten Bande beygegebene Verzeichniß der benützten Quellen, und jene dem zweyten Bande angehängte urkundliche Aufenthaltsübersicht der Kaiser, sammt deren Supplementen im sechsten und letzten Theile.

Die bloße Inhaltsanzeige genügt, um auf den ersten Blick darzulegen, ein solches Werk anzuzeigen, sey dem an historische Studien geübten Geiste eine beynahe gleich würdige, beynahe gleich bedeutende Beschäftigung, als selber ein Buch zu schreiben. — Ein solches Werk ist allerdings gemacht, den gesunkenen Ruf der mächtig angeschwollenen aber geistesschmächtigen Meßkataloge des letzten Jahrzehends, den wenigstens allzulange nicht erneuerten Ruf deutscher Gründlichkeit in der Forschung, deutscher Universalität in der Bildung, deutscher Redlichkeit im Urtheile wieder aufzurichten. Die letztere hat sich wahrlich nicht bewährt in den kurzsichtigen Urtheilen eines hämischen Neides über Raumer, die uns als Verwerfungsspruch des Auslandes durch englische Zeitschriften hätten zukommen sollen, und die das Konversationsblatt, dem verdienten Unwillen jedes Biedermannes entlarvt, zur Schau gestellt hat.

So natürlich, ja fast unvermeidlich es ist, daß die Urtheile über einen Mann von hervorragenden Gaben und Eigenschaften, und von einem sehr entschiedenen Charakter nicht sehr ungleiche Urtheile seyn sollten, weil bey vielem Licht auch starker Schatten wohnt, weil das kraftvolle Eingreifen in fremde Mei-

nungen, Richtungen und Lagen unmöglich abgehen kann, ohne daß es dabey Späne setzt, weil die Ohnmacht immer leichter Bundesfreunde findet, als die Kraft, und die Gemeinheit immerhin gewisser ihres Gleichen, als das Ungemeine, so konnten auch die Urtheile über Raumers Hohenstauffen nicht anders, als sehr verschieden seyn? Bey der Menge würde der Umfang des Werkes und sein erstaunender Apparat allein hinreichen, das ganze Heer jener Gemeinplätze in Bewegung zu setzen, die das Unvermögen und die Flachheit von jeher gegen eine solche Erscheinung einzuwenden hatten. — Wirklich haben wir auch das widersprechendste Gezwitscher darüber vernommen, doch meist nur in der Konversation, in Briefen, in hingeworfenen Journalsartikeln. Wie uns dünkt, gehört es eben nicht unter die erfreulichen Zeichen der Zeit, daß (wenigstens unseres Wissens) noch gar keine, das ganze Werk überschauende, und seine großartigen Einzelnheiten mit kritischem Fleiße sichtende und prüfende Würdigung desselben erschienen ist.

Wir sind von der Anmaßung weit entfernt, als wären etwa wir nicht nur berufen, sondern auch auserwählt, diese ehrenvolle, aber schwierige Aufgabe zu lösen. Alles, was wir dazu mitbringen, ist ungeheuchelte, wahrhafte Achtung für den durch seine Bildung wie durch seine Grundsätze gleich verehrungswürdigen Verfasser, Achtung für sein edles Werk, durch das Wort Johannes Müllers ins Leben gerufen, und gewissermaßen ein frommer Wunsch, ein Vermächtniß des größten deutschen, und wohl eines der größten Geschichtschreiber aller Zeiten, durch einen geistesverwandten Testamentsvollstrecker verwirklichet. — Somit halten wir uns auch gar nicht auf bey denjenigen, denen der Verfasser ein allzu einseitiger Verehrer des Mittelalters, denen er bald zu katholisch, bald zu protestantisch ist, bald wieder in einem willkürlichen, inkonsequenten, indifferenten Equilibriren schwankt, denen seine Sprache weder geschmückt, noch vornehm genug war, die zu viel Detail, dagegen viel zu wenig Pragmatisches und Philosophisches im Verlaufe des Werkes, in der Einleitung zu wenig und zu viel, und sie im Ganzen eben so überflüssig fanden, als nach Michaud, Heeren, Funk und Wilken die Kreuzzüge noch einmal zu schreiben!? Eben so seyen auch die Alterthümer viel zu gedehnt, und statt sie in zwey ganzen Bänden an das Werk selbst anzureihen, hätten sie vielmehr in die Geschichte selbst verarbeitet werden sollen. Dieses würde wahre historische Kunst bewiesen haben. — Das Ebenmaß der einzelnen Bestandtheile sey offenbar nicht das rechte, und von Asien weit mehr die Rede, als von Schwaben und von den Stauffen und von ganz Deutschland, — Ludwig

der Heilige nähme einen eben so unverhältnißmäßigen Raum ein, als das Schlachtfeld von Skurkola. — Es sey dem Verfasser offenbar ergangen, wie einem Architekten, der zuerst alle Seitenkapellen und alle äußeren Bauten mit Vorliebe vollendet hat, und nun die Unterordnung und das rechte Verhältniß der einzelnen Theile zu dem ganzen Riesendom nicht mehr finden und herstellen kann, der nun jene disproportionirten Einzelnheiten nun schon einmal als Monstruositäten stehen lassen muß. — In der Ausführung selbst sey zwar hie und da gar sehr ins Detail gegangen, dennoch aber mangle häufig, und selbst in der Darstellung der liebenswürdigsten und der größten Charaktere und der begeisterndsten Heldenthaten die rechte Farbe und die wahre Glut. Das meiste sey Grau in Grau gemalt, und löse sich nicht genugsam los, auch fehle in dem Ueberschwall durcheinanderwogender Gestalten fast immer die Luftperspektive, und selbst den Hauptfiguren die Lasur. Den Verfasser scheine eine ganz besondere Aengstlichkeit zu beseelen, ja nicht zu sehr zu erwarmen für seinen Gegenstand und für seinen Helden, selbst bey dem erklärten Liebling Friedrich II., der mit sichtbarer Vorliebe vor seinem großen Ahn, dem Barbarossa, dargestellt sey; — in der Einleitung traue sich der Verfasser ja kaum, dem Christenthume vor dem Islam entschiedenen Vorzug zuzuerkennen. Wir behalten unser Urtheil über alle diese, zum Theil ganz falschen, zum Theil nur halb wahren und entstellenden Gemeinplätze bis ans Ende vor, und stellen den wichtigen und reichen Inhalt den Lesern selber vor Augen. — Es ist übrigens eine erfreuliche Wahrnehmung und ein gutes Lob für den noch nicht ganz ausgerotteten gesunden Menschenverstand, daß dieses obgleich voluminöse Werk unter allen Ständen, Altern und Geschlechtern ein zahlreiches Publikum gefunden hat.

Die Einleitung beginnt damit, wie im Jahre 395 Theodosius das römische Weltreich getheilt, dem Arkadius die östliche, dem Honorius die westliche Hälfte gegeben habe. Noch begriff die letztere Italien mit den Inseln, Afrika, Britannien, die pyrenäische Halbinsel, Gallien, Helvetien und alles Land im Süden der Donau bis Mösien hinab. Aber Honorius, der unmännlichste aller Herrscher, hätte auch in ruhigern Zeiten den Staat seinem Verderben entgegengeführt, und ein Geschlecht, das sich durch die andringenden Gefahren keineswegs zu kräftigem Widerstand und mehrerer Tugend aufregen ließ, war dem Untergange völlig reif.

Der Zug der Hunnen, der die Gothen über die Donau vor sich hertreibt, Anstoß der großen Völkerwanderung. Alarich der Westgothe erobert Rom. Attila herrscht an der persi-

schen Gränze, brandschatzt Konstantinopel, dringt bis mitten in Frankreich, wird bey Chalons geschlagen; mit seinem Tode zerfällt seine kometengleiche, durch kurze Zeit, wie mit dem Weltende drohende, aber schnell wieder verschwundene Macht

»Odoaker macht endlich hundert Jahre nach der Hunnen Einbruch in Europa dem römischen Westreich ein Ende, und fällt siebzehn Jahre später durch Theodorich den Ostgothen. Um dieselbe Zeit gründete Chlodwig das Frankenreich in Gallien, das bald durch Theilungen verwirrt wurde. Am Ende des sechsten Jahrhunderts waren aus den durch die Völkerwanderung gestifteten Reichen fünf schon wieder untergegangen: das wandalische und ostgothische durch die Römerfeldherren Belisar und Narses, das gepidische durch die Longobarden, das burgundische durch die Franken und das suevische durch die Ostgothen. Nun schienen die Umwälzungen des Abendlandes abzunehmen, und ein beharrlicher Zustand einzutreten. Das Christenthum und die großen Ueberbleibsel südlicher Bildung milderten die Sitten, und die, allen Germanen gewöhnliche Besitznahme eines Theils des eroberten Grundvermögens erzog für den Ackerbau und für höhere Geselligkeit.«

»Unterdessen war zwar Konstantinopel, guten Theils seiner trefflichen Lage halber, nicht erobert, wie Rom; aber die bald frevelnden, bald unnütz grübelnden Kaiser blieben von wahrer Erkenntniß und von großen Thaten gleich entfernt, und Tyranney, wilde Gesetzlosigkeit und ekelhafte Trägheit wechselten zur Erdrückung sämmtlicher Kräfte. Alles Große und Schöne, was noch vorhanden war, stammte aus einer besseren Zeit; kaum blieb das Verdienst der Aufbewahrung, und öfter trat an deren Stelle Verstümmlung des Ursprünglichen und schlechte Künsteley. Die Anmaßung wuchs mit der inneren Nichtigkeit; man hielt sich an Sinn und That den früheren großen Griechen und Römern gleich, während Erkenntniß des Verfalls allein ein Aufstreben zur wahren Größe hätte erzeugen können. Man sah vornehm auf alle Barbaren hinab, uneingedenk, daß kräftiges Leben in einem ganzen Volke unfehlbar über kurz oder lang Preiswürdiges hervorbringen muß, eitler Götzendienst mit dem Abgestorbenen aber jede echte Erneuerung unmöglich macht.«

»Unvermuthet kam dem Morgenlande eine mächtige Erschütterung aus dem unbezwungenen Arabien. Hier trat Muhamed auf, der Prophet, und begeisterte sein Volk, und erfüllte seine Weissagung: »Ich sehe die Erde vom Aufgange bis zum Niedergange, das Reich meines Volkes wird von diesem zu jenem seyn; denn, bey dem Allmächtigen, das Reich des Islam ist mein, und das Reich der Perser in Chorasan und Irak, der

Römer in Syrien und der Kopten in Aegypten!« — Wirklich rettete nur der Majordom Karl der Hammer oder Martell durch den Sieg bey Tours abendländische Bildung und Christenthum von asiatischem Einflusse und von Muhamedanismus. — Sein Sohn Pipin stürzte das Haus der Merowingen, und ließ sich vom Papste krönen. Pipins Sohn, Karl der Große, zerstörte das Reich der Longobarden, und herrschte von der Nordsee bis Benevent, und von der Theiß bis in die Pyrenäen. — Nicht sowohl durch seine Siege erscheint Karl groß, als vielmehr durch seine Beförderung der Wissenschaften und Schulen, des Ackerbaues und Handels, durch die Bildung einer musterhaften inneren Verwaltung, — am größten aber dadurch, daß seine Macht und geistige Ueberlegenheit ihn nur selten zu Willkür und Tyranney verführten. Lange vor und lange nach dieser Zeit hat kein christlicher Herrscher regiert, der mit ihm verglichen werden könnte; und diese Dunkelheit der Umgebungen erhöht den Glanz seines Ruhms. — Sein Haus endigt übrigens fast noch schmählicher, als die Merowingen. Es war überall durch die langen Bürger- und Familienkriege ein solches Elend, die welterobernden germanischen Völker waren von Ungern, Normanen und Sarazenen auf eine so unbegreifliche Weise geängstigt, daß Jeder zuletzt nur in seiner Person und in seiner Burg Hülfe fand, woraus natürlich die Ueberzeugung sproßte, Selbsthülfe sey das unveräußerliche Recht freyer Männer, weßhalb sich erst spät wiederum die Ueberzeugung entwickelte, daß engere Verbindung und größere Gemeinschaft auch größere Stärke erzeuge. — Und doch diente all das Unglück vielleicht dazu, ein noch größeres abzuhalten. Oder dürfte es nicht verderblicher gewesen seyn, wenn eine Reihe gewaltiger Weltkaiser auf Karl gefolgt wäre? Wenn die Geschichte der Völker in die der Hauptstadt und des Hofes verwandelt, jede eigenthümliche Bahn für immer zerstört, und durch eine vorzeitige Reife alle echte Bildung unmöglich gemacht worden wäre?! Jetzt fand zunächst der muthige Stamm der Sachsen, der 33 Jahre wider den großen Karl gestritten, den Weg zur Herrschaft und zum Ruhme. Der erste Sachsenkaiser Heinrich bannte die schmähliche Furcht vor den Verwüstungen der Ungern. Sein Sohn, Otto der Große, entfernte sie für immer von den deutschen Landmarken, und knüpfte Italien wieder an Deutschland; er besiegte auch die Dänen und Wenden, und stiftete Bisthümer zu ihrer Bekehrung. Von dem Grundvermögen der deutschen Stämme war sehr viel in die Hände der Anführer und später der Könige gekommen. Hiervon überließen die Könige manch bedeutendes Stück den hohen Staatsbeamten oder andern Per-

sonen auf Lebenszeit, belohnten hierdurch deren Verdienste, und gewannen viel Anhänger. Während der hundertjährigen Verwirrungen nach dem Tode Karls des Großen erhielten aber manche von den Begünstigten die ihnen ursprünglich nur auf Lebenszeit bewilligten Güter für das Versprechen treuer Anhänglichkeit und eines festgesetzten Beystandes im Kriege als Erblehen. Und umgekehrt begaben sich freye Eigenthümer in den damals oft so dringend nöthigen Schutz eines Mächtigeren, versprachen dafür ebenfalls Treue und Kriegsdienst, und gewöhnlich nach Abgang männlicher Erben den Heimfall ihrer Besitzungen an jene Schutzherren. Nicht minder wurden endlich diese Verhältnisse durch einen dritten Umstand begünstigt, durch den Mangel an Handel, Gewerbe und Geld; denn so wie man nur Abgaben in Erzeugnissen kannte, so geschah auch aller Kriegsdienst auf Unkosten des Verpflichteten, und vom Solde war niemals die Rede.«

»Auf diese Weise trat mithin der Lehendienst an die Stelle des Heerbannes, der Freye war entweder mit Aufoferung seiner Rechte ein Höriger, oder auf gegenseitige Verpflichtungen ein Manne geworden, und der Beamte wollte jenem in keinem Stücke nachstehen. Kräftige Könige, wie Heinrich und Otto, behaupteten aber: »die Würde der Herzoge und Grafen sey keineswegs erblich, sondern dem Könige stehe deren An- und Absetzung durchaus frey;« — worüber sich indessen, weil hauptsächlich von dem die Rede war, was für die Zukunft Statt finden und erst gebildet werden sollte, fast nichts ohne Widerspruch festsetzen ließ. Auch war dieser Streit Jahrhunderte lang nur durch Macht und durch Klugheit bald zum Vortheile der einen, bald der andern Partey entschieden, ohne daß Beyspiele des einen oder des anderen Falles als gesetzliches Gewohnheitsrecht angeführt werden durften.«

Diese einfache Erklärung des ganzen Lehenwesens heben wir deßwegen aus, weil im Verlaufe des Werks sehr oft darauf zurückgekommen wird.

Immer zunehmende Entwicklung der Ansicht, Rom, die weltherrschende, ewige Stadt müsse auch das Haupt der Kirche in ihren Mauern haben. Vergeblich war das Streben des Patriarchen von Konstantinopel nach dem Primat gewesen. Er hatte keinen weltlichen Besitz, und der Hof war zu nahe. Für den Papst, der zwischen Franken, Griechen und Longobarden stand, traten häufig günstige politische Verhältnisse ein. Auch brachten die Isidorischen Dekretalen Begriffe in Umlauf, die das Gebäude der geistlichen Herrschaft vollenden mußten, wie ein großer Kopf unter den Päpsten auftrat, und ein schwa-

cher Gegner. — Das Lehensgesetz Konrads II. machte die Lehen erblich für die Söhne, und die Lehensherrschaft konnte nicht an einen Dritten übergehen, ohne Einwilligung des Lehensmannes. — Seinen Sohn Heinrich III. hinderte nur ein vorfrüher Tod an einem ungeheuren Umstaltungsplan der weltlichen und kirchlichen Verfassung zum Uebergewicht des Kaiserthums und zu dessen Erblichkeit in seinem Stamme.

Die bösen Sitten der Geistlichkeit und die Simonie (oder der mit geistlichen Stellen getriebene Handel und Wucher) waren die Hauptgegenstände der Kirchenverbesserung. — Die Begünstigung der niederen Mannen gab zwar den Kaisern zum Theil das erwünschte Gegengewicht gegen die Großen, aber es entwickelten sich auch republikanische Wünsche, und der Handel gab Venedig, Genua, Pisa Kräfte weit über alles Verhältniß ihres Gebietes und ihrer Volkszahl. Der Haß gegen die deutschen Eroberer wuchs zusehends. Sich ihrer zu entledigen, schien der Papst der natürlichste Bundesgenosse, und die Herrschaft der Normannen in beyden Sizilien dünkte dem Kirchenstaate, wo nicht die tüchtigsten Bundesfreunde zu schaffen, dennoch (was kaum minder wichtig war) den Rücken zu sichern, auf daß der Papst seinen Blick ungestört gegen Oberitalien und gegen die Alpen wende, von denen jene unwillkommenen germanischen Riesengestalten in die hesperischen Gärten herunterstiegen. — Dazu kam, daß der gefürchtete Heinrich III. nur einen sechsjährigen Knaben hinterließ, Heinrich IV., unter einer schwachen, uneinigen, in die kleinlichsten Interessen zerrissenen Vormundschaft. Dagegen war es eben so klar, wer seit Leo IX. die Päpste geleitet habe, nämlich der Archidiakon Hildebrand aus Toskana, der gar bald unter dem Namen Gregor VII. die dreyfache Krone auf sein, von den gewaltigsten Entwürfen erfülltes Haupt setzte.

»Alle irdische Herrschaft hatte mit Gewalt begonnen, darum stand ihr mit gleichem Rechte der Untergang durch Gewalt bevor. Es war kein höheres, den fehlerhaften Ursprung vertilgendes, die Dauer sicherndes Mittel vorhanden. An die Stelle irdischer Herrschaft sollte also eine geistliche, göttliche Herrschaft, eine Theokratie treten, welche durch Christus den Sohn Gottes auf Erden begründet sey, und nur durch den Papst, den Stellvertreter Christi, fortgeführt werden könne. Die Herrschaft der christlichen Kirche, so sprachen deren Vertheidiger, beruht auf der Weisheit und Göttlichkeit ihrer Lehren, sie allein ist unabhängig vom Irdischen im Ewigen gegründet, sie allein kann alle weltliche Herrschaft von ihrer Mangelhaftigkeit reinigen, und eine unwandelbare fleckenlose Wurzel

aufzeigen. So wie durch Christus die allein wahre Religion verkündet und die Einheit des christlichen Glaubens zur Abstellung aller Leib und Seele vernichtenden Irrungen höchstes, nothwendiges Ziel ist, so gibt es auch nur eine echte, Gott gefällige, unwandelbare Beherrschung irdischer Dinge, nach jenen unwandelbaren Lehren. Weil nun aber diese Lehren Zeitliches und Ewiges umfaßten, weil jene Herrschaft im Namen Gottes geführt ward, so mußte sie sich nothwendig auch auf Jegliches beziehen: auf den Einzelnen, auf die Familie und den Staat, auf die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; sobald man diese unbedingte Einheit des Grundsatzes der Kirchenherrschaft einmal recht gefaßt hat, ist man aller Verwunderung überhoben, wie der Papst allmälich auch noch auf dieses oder jenes habe Einfluß verlangen können.«

»Es ließ sich durchaus nicht läugnen, daß die weltliche Macht schon Unzähliges an der Kirche und ihren Gliedern verdorben hatte; mithin mußte es einem großen Papste als das verdienstlichste Werk erscheinen, sie aus diesen Fesseln zu lösen, welche auch nur in der Gewalt ihren Ursprung hatten, und von denen das Evangelium nichts vorschrieb. Warum, so sprach man, soll der Kaiser den Papst, und nicht der Papst den Kaiser beherrschen? Hat nicht das Geschick und die Macht bisher allein entschieden? Wenn der Kaiser die Weltherrschaft verlangt, weil die Römer sie einst durch das Schwert gewonnen hatten, wenn er sich auf die Ewigkeit eines irdischen Kaiserreichs beruft; warum nicht der Papst mit weit größerem Rechte auf die ewige Herrschaft des über alle irdische Könige erhabenen Sohnes Gottes? Die geistliche Herrschaft muß die weltliche leiten und beleben, wie die Sonne den Mond und die Seele den Leib; an die Stelle der Gewalt tritt das Recht, dieses wird verklärt durch den Glauben und die Liebe.«

»Diese Ansichten, diese Ansprüche verfocht Gregor auf glänzend erhabener Stelle fast ein ganzes Menschenalter hindurch, zeitgemäß, kühn, beharrlich, höchst besonnen. Er mußte die Verhältnisse einer ganzen Welt umstalten, es mußte jener große Streit der geistlichen und weltlichen Macht die mannigfachsten Kräfte aufregen, in dem die Hohenstauffen so mächtig hervortraten, oft in Sieg und Herrlichkeit sich erhoben, oft vom nahen Giebel, nach dem sie schon die kraftvolle Hand ausstreckten, in den tiefsten Abgrund geschleudert wurden, und zuletzt, wie kein anderes Haus, in einem noch nicht zwanzigjährigen Heldenjünglinge auf dem Blutgerüste endigten, das jugendlich kräftige Reis, das der gefällte himmelhohe Baum wieder von unten aus der mächtigen Wurzel austrieb, vom kalten Eisen ab-

gehauen für immer. — So viele Heldengestalten, so rasches Hervortreten vom einfachen Edelmann zum dominus orbis et urbis, so mannigfaltige Größe, so echt deutschen Sinn, solch entschlossenes Verfechten germanischer Weltherrschaft, solche Annäherung an das abendländische Kaiserreich, wie der große Karl es wieder erweckt, hatte wohl kein anderer Stamm aufzuweisen; darum that auch keiner solchen tiefen Fall: der letzte des Hauses, eine arme, verlassene, von den nächsten Angehörigen am schamlosesten geplünderte Waise, wie zur Schlachtbank hinziehend in das Reich seiner Väter, und er, der Unschuldige, der Väter Schuld oder ihren Irrthum büßend, durch den Tod der Missethäter!

Vielen unwürdigen und lächerlichen Zerrbildern Gregors VII. hat bereits der große Johannes Müller in seinen Betrachtungen über die weltliche Herrschaft und über die Reisen der Päpste, in seinen universalhistorischen Versuchen und in seiner allgemeinen Geschichte eine großartige Anschauung dieser denkwürdigen Erscheinung entgegengesetzt. — In Deutschland und in Frankreich geschahen damals zum größten allgemeinen Aergernisse förmliche Versteigerungen der höchsten wie der niederen geistlichen Stellen. Gregors Ermahnungen blieben fruchtlos. So verbot er denn auch: kein Laie solle fürderhin mehr über irgend eine geistliche Stelle die Belehnung oder Investitur geben können. Dadurch wurde der Papst unmittelbarer Vertheiler aller geistlichen Würden in der gesammten Christenheit. — Bald darauf ergriff Gregor das zweyte Hauptmittel zur Lösung der bisherigen Abhängigkeit der Kirche. Er erneuerte die früheren, oft umgangenen kirchlichen Vorschriften über den ehelosen Stand der Geistlichen. Fast überall erklärte sich das Volk für die neuen Maßregeln Gregors, die unter den Geistlichen und unter den Höchsten den heftigsten Widerstand fanden. — Heinrich IV. häufte nicht selten Uebereilung auf Uebereilung, und verwechselte das Benützen seiner Siege und das Fügen in die Umstände mit schädlichem Uebermuth im Glück und mit entwürdigendem Kleinmuth im Unglück. — Wenige Uebereilungen aber haben sich so schnell und so furchtbar gerächt, wie Gregors Absetzung auf der Synode zu Worms, zu welcher Heinrichen sein Glück über die Sachsen verleitete, und die übertriebenen Nachrichten vom Hasse der Römer wider Gregor, der keinen Augenblick vor ihnen sicher sey. — Dreyßig Jahre von Leiden entsprangen daraus. — Die Erniedrigung in Canossa war übrigens bloß eine buchstäbliche, ohne Rücksicht auf die Person vollstreckte Anwendung der anerkannten Lehre von den Kirchenbußen. — Gefangen, mißhandelt, krank, aus Rom verjagt, nach Salerno flüchtig, hielt Gregor mit altrömischer Standhaftigkeit bis in den Tod an den Maß-

regeln, die er für rechtmäßig, heilsam und durchaus nothwendig erkannte: »Ich liebte die Gerechtigkeit und haßte das Böse, darum sterbe ich in der Verbannung!« waren seine letzten Worte. — Sein Nachfolger, Urban II., waffnete wider Heinrichen seinen eigenen Sohn Konrad, und durch die von ihm gestiftete Heirat der in Oberitalien mächtigen Markgräfin Mathilde mit dem jüngeren Welf, auch die in Baiern und Schwaben mächtigen Welfen.

Konstantinopel widerstand mit genauer Noth den Petschenegen, Normannen und Türken, — die Christen in Spanien aber den neu hervorbrechenden Morabethen. — Britannien hatte Wilhelm der Normanne erobert. Von dem an war der König von England Herzog der Normandie, der mächtigste und gefährlichste Vasall des Königs von Frankreich, und brachte dieses Reich mehrmals an den Rand des Unterganges. — Die deutschen und slawischen Stämme des Nordens wurden Christen. Dadurch mehrte sich ihr Einfluß auf den Süden. Jetzt erst wurden sie »europäisch.« — Also schließt Raumer die schöne und einfache Einleitung seines umfassenden Werkes: »Es eröffnet sich mit dem Ende des eilften Jahrhunderts eine Welt, überreich an den größten und mannigfaltigsten Erscheinungen. — Kaiser, den früheren und späteren nicht vergleichbar, stehen auf, und entwickeln alles, was an Alleinherrschaft bewundernswerth erscheint; die Herzoge, Fürsten, Grafen, Lehensherren und Lehensmannen stehen in so vielfachen Wechselverbindungen und begründen so merkwürdige ständische Rechte, wie sie fast keine Adelsherrschaft aufzuzeigen vermag. Die großen Ritterorden vereinen auf eine noch nie gekannte Weise die Pflichten des tapferen Kriegers und des demüthigen Geistlichen; — die Städte erheben sich zu einem Wohlstande und einem heldenmüthigen Bürgersinne, welcher an die schöneren Zeiten Griechenlands erinnert; — mit diesem Allen in tausendfacher, bald freundschaftlicher, bald feindlicher Berührung, entwickelt sich endlich ein Verhältniß, — den Alten unbekannt, aber jene Mannigfaltigkeit und jenen Reichthum der Erscheinungen außerordentlich erhöhend: — die Herrschaft der Kirche und des Papstes!

Das heilige Grab. Die Gunst und Ungunst der Araber gegen dasselbe. Fatimiden und Seldschucken. Die großen Sultane Malek und Alp Arslan. Innere Kriege und harte Behandlung der häufig aus dem Abendlande zum Marterhügel und zum Grabe des Erlösers strömenden Pilger. — Peter der Einsiedler will die Welt in Bewegung setzen zur Befreyung Jerusalems und der morgenländischen Christen. — Des Papstes Urban herrliche Rede auf der Kirchenversammlung zu Clermont für die

Rettung des heiligen Landes, und ihre wunderbare Wirkung, daß er selbst der übermächtigen Bewegung kein Ziel zu setzen vermochte. — »So erscheinen starke Gewässer, durch künstliche Dämme eingeengt, ohne Leben und Bewegung. Oeffnen aber Kühnheit oder Unverstand auch nur einen geringen Abfluß, dann theilt sich rastlos wachsend die Bewegung mit, ungeahnete Kräfte reißen den Damm darnieder bis auf den tiefsten Grund, und es breiten sich die Fluten so lange ohne Schranken aus, als die Kraft, welche in ihnen selbst wohnt, nicht ganz verschwindet. Zwey Jahrhunderte dauerte diese Bewegung, dann neigte sich alles zum Gleichgewicht; zwey Jahrhunderte bestand hierauf Europa ohne ähnliche Erscheinung, da ward Amerika ein Ableiter aller überschießenden Kräfte. — Gottfried von Bouillon, sein Bruder Balduin, die beyden Roberte, jener von Flandern und der von der Normandie, Raimund von Toulouse und die beyden heldenkühnen Normannen, Boemund, der Sohn Robert Guiskards, und Tankred, sein Neffe, die Häupter des Zuges. — Walter Habenichts. Peter der Einsiedler. Durchzug durch Ungern; die Bulgaren, die Griechen. — Der Priester Gottschalk und der Laienbruder Volkmar und Emico. Heftige Judenverfolgung. Die vielen Räubereyen stacheln die gerechte Rache der Ungern und ihres Königs Kolomann auf.

Das schlimme Schicksal der ersten Heere schreckt nicht ab, ja man mag behaupten, ihr Verderben habe den Sieg der nachfolgenden begründet, jetzt erst kam Gottfried und seine Helden. — Cyperon (Sopron, Oedenburg), nicht Liperon, wo Gottfried und Koloman eine Unterredung hatten. — Gottfrieds Abneigung vor dem Plane Boemunds, der großen Unternehmung auf Asien vorerst die sicherste Basis zu verschaffen durch die Eroberung des byzantinischen Reichs.

Schon Gottfrieden erschütterte derselbe Gedanke, den mehr als hundert Jahre später die gesammte Christenheit empfand, als die Kreuzfahrer, statt wider die Ungläubigen zu ziehen, einen christlichen Thron umstürzten, Konstantinopel wegnahmen, und das sogenannte Reich der Lateiner, das Reich der Balduine und der Courtenais gründeten. Allein nur dadurch war ein dauerndes Gelingen der Kreuzfahrten möglich. Es wäre eine, wenn auch mit vielem Blute und vielleicht nicht ohne scheinbare Schmach erkaufte Wohlthat für die ganze Menschheit gewesen, »denn bey der inneren Unmöglichkeit einer dauernden Einigung zwischen den überbildeten und stolzen Griechen und den einfachen aber gewaltigen Abendländern blieb das byzantinische Kaiserthum allen Unternehmungen wider Asien hinderlich; und damals wäre den übermächtigen Franken leicht und auf lange Zeit die

Gründung eines Reiches gelungen, das hundert Jahre später, unter dem Namen des lateinischen Kaiserthums, in diesen Gegenden zwar entstand, allein bey ungenügenden Kräften bald wieder zu Grunde ging. Jene herrlichen Länder hätten dieselbe Wiedergeburt erfahren, deren sich die pyrenäische Halbinsel und beyde Sicilien nach der Befreyung vom Joch der Araber annoch erfreuen. Vielleicht hätten dann die Türken nie so zerstörend gewüthet gegen die Denkmale einer größeren Zeit: — ja noch jetzt können wir für jene Länder nach sieben Jahrhunderten voll Schmach und Elend kaum eine andere Hülfe entdecken, als durch die Kräfte des Abendlandes.«

Boemund und Raimund in Konstantinopel. Die ritterliche Grobheit Roberts von Paris. Der Pilger Zahl.

Einnahme von Nicäa, Schlacht bey Dorileum, Balduins und Tankredens Streit. Ermordung vieler Pilger durch die Türken vor Tarsus. Balduin in Edessa und die Ankunft vor Antiochien. Die Belagerung Antiochiens. Die äußerste Noth unter den Pilgern. Antiochien genommen, und gleich wieder von den Ungläubigen bedrängt. Aeußerster Hunger. Die Feigheit und Habsucht zu strafen zündet der Sieger die Stadt selber an. Die Schlacht und der Sieg der Christen. Ueberfluß an der Stelle der vorhergegangenen Noth. Das Zelt Corbogas, ähnlich demjenigen, unter welchem der große Suleimann, der Sieghafte, der Gesetzgeber, der Ueberwinder Persiens, Syriens, Aegyptens und Ungerns, 1529 Wien belagerte. — Den Muth der Griechen in der höchsten Bedrängniß erhob die h. Lanze, mit welcher die Seite Christi eröffnet worden, durch ein wundersames Traumgesicht angekündigt, und auf eben so wundersame Weise gefunden. Es verdient als ein echtes Abzeichen von dem mannigfaltigen Vortrage des Verfassers hier zu stehen, wie er uns diese Legende überliefert.

»Nach sieben Monaten bey Antiochiens Belagerung durch die Christen noch immer kein Erfolg! Die Angriffe der Feinde, der Mangel an Lebensmitteln und ein furchtbares Erdbeben erzeugten große Noth in ihrem Lager.«

»Es war daselbst unter ihnen Petrus, ein Pilger, arm und geringer Herkunft, aber fromm. Er konnte weder lesen noch schreiben; doch das Vaterunser, den Glauben, das Gloria und das Benediktus betete er mit einfachem Sinne, wie man es ihm gelehrt hatte. Einsam ruhte dieser einst in seinem Zelte, und rief in schlafloser Nacht, von großer Furcht bedrängt: Herr hilf, Herr hilf! — Da traten zwey Männer zu ihm mit leuchtenden Kleidern: der Aeltere hatte einen langen, braunen Bart und schwarze, durchdringende Augen: der Jüngere war schlanker,

man möchte sein Antlitz mit keiner anderen Bildung vergleichen. Jener aber hub an: »Ich bin Andreas, der Apostel, fürchte dich nicht, sondern folge mir nach.« Der Pilger stand vom Lager auf, jene beyden gingen voran zur Kirche des h. Petrus. Zwey Lampen brannten nur in dem weiten Gewölbe, und doch war es so hell, wie am Mittage. Der Apostel sprach: »warte ein wenig,« und ging hinweg. Paulus setzte sich an eine Säule auf die Stufen, welche vom Mittag her zum Hochaltare führten; der jüngere Begleiter stand in der Ferne, auch an den Stufen des Altars. Nach einer Weile kam der heilige Andreas aus der Tiefe hervor, trug eine Lanze in der Hand, und sprach zu Petrus: »Siehe! mit dieser Lanze ist die Seite geöffnet worden, aus welcher das Heil geflossen für alle Welt. Gib Acht, wo ich sie verberge, damit du sie nach der Einnahme Antiochiens dem Grafen von Toulouse nachweisen könnest; zwölf Männer müssen graben, bis man sie findet. Jetzt aber verkünde dem Bischofe von Puy: er möge nicht ablassen von Ermahnung und Gebet, denn der Herr sey mit euch allen.« Als der Apostel so gesprochen, führte er mit seinem Begleiter den Pilger über die Mauern der Stadt zurück in sein Zelt. Dieser aber wagte nicht, zu dem Bischofe zu gehen, und das Geschehene zu erzählen, sondern zog nach Roja, um Lebensmittel zu sammeln. Da erschien ihm um die Zeit, wenn der Hahn zum ersten Male kräht, am ersten Tage der großen Fasten, wiederum der Apostel mit seinem Begleiter; ein heller Glanz füllte das Zimmer. Jener sprach: »Petrus, schläfst du?« Petrus antwortete: »Nein, Herr, ich schlafe nicht.« — »Hast du gethan, was ich dir befohlen?« fragte Andreas weiter. »Ich habe mich gefürchtet« (erwiederte der Pilger), »denn ich bin arm und gering, keiner wird meinen Worten glauben.« Da sprach der Apostel: »Weißt du nicht, wie die Armen und Geringen das Reich Gottes erwerben, und hat euch nicht der Herr auserwählt zur Erlösung seines Heiligthumes? Siehe, die Heiligen selbst möchten den Himmel verlassen und Theil nehmen an eurem Beginnen. Gehe hin, und thue, was ich dir geheißen!« Petrus zögerte noch immer, er wollte gegen Cypern segeln, ein Sturm warf ihm zum Lande zurück; er erkrankte. Während dessen war Antiochien eingenommen durch Hülfe christlich gesinnter Bewohner: aber ein neues Heer der Türken belagerte nunmehr die Kreuzfahrer, und größere Noth entstand als je zuvor. Da erschienen jene zwey zum dritten Male dem Pilger, und der Apostel sprach: »Petrus, Petrus, du hast noch nicht verkündigt, was dir vertraut worden!« Dieser aber sagte: »O Herr, erwähle einen Weiseren, einen Reicheren, einen Edleren; ich bin unwürdig deiner Gnade.« — »Der« (ant-

wortete der Heilige) »ist würdig, welchen der Herr erwählet; thue, was dir befohlen ward, damit die Krankheit von dir weiche.« — Ernst war des Apostels Blick, mild aber und wie vom himmlischen Lichte umflossen das Antlitz seines Begleiters. Da faßte Petrus Muth und sprach: »Wer ist dein Begleiter, der noch nimmer gesprochen hat? zu dem mich aber Liebe hinzieht und Sehnsucht, der mein Inneres löset von jedem Zweifel, der meine Seele füllt mit Vertrauen und himmlischer Ruhe.« Der Apostel antwortete: »Du magst ihm nahen und seine Füße küssen.« Petrus trat hinzu und kniete nieder; da sah er blutige Male an den Füßen, er fiel auf sein Angesicht und rief: »Mein Herr und mein Gott.« — Es breitete Christus über ihn die Hände, und verschwand.«

Der Pilger verkündete das Gesicht. Zwölf Männer gruben vom Morgen bis zum Abend, da zeigte sich die Lanze. Durch ihre Wunderkraft gestärkt, siegten die Christen über alle Feinde, und die Erzählung ist aufbewahrt worden, damit ein kindlich Gemüth sich an dem erbaue, was den Verständigen dieser Erde verborgen ist. — Während dem Unglück in Antiochien kam den Kreuzfahrern noch einmal ein sehr kluger Gedanke, ihren Operationen eine nicht viel minder treffliche Basis, als durch die Occidentalisirung des orientalischen Kaiserthums durch die Eroberung Aegyptens zu unterlegen. — Aber erst als es zu spät war, faßten sie diesen Gedanken. — Unaussprechlich rührender Anblick der h. Stadt Jerusalem.

Ihre Belagerung und deren Werkzeuge. Der schreckliche Wassermangel, der Sturm, die Eroberung und unerhörten Grausamkeiten der Sieger. — Nothwendigkeit einer bestimmten Verwaltung und festen Leitung. — Intriguen für eine Theokratie des Patriarchen. Endlich wird doch der den Deutschen und den Franzosen beynahe gleich angehörige Gottfried, der Tugendhafteste aus Allen, als König erwählt.

Schon jetzt das traurigste Zerwürfniß unter den Häuptern der Kreuzfahrer. Gerhards von Avennes Aufopferung. Gottfrieds einfache Größe, wie im Leben, so im Tode.

Zweytes Buch. Nachdem manche Leser schon zu lange im Morgenlande geweilt, ohne doch eine Sylbe von den Hohenstauffen vernommen zu haben, kehren wir wieder dahin zurück, wo die Einleitung den Faden der Erzählung fallen ließ, zum großen Streite zwischen Kaiser und Papst, zum Abfall der Fürsten von Heinrich IV. und zur Empörung seiner eigenen Söhne wider ihn. Richtiger Blick in die Verhältnisse, welche wahrscheinlich den jungen Konrad zu der traurigen Wendung bewogen. Echte Würdigung der vielfach zum Zerrbild entstellten Gräfin

Mathilde. So ganz verwerfen möchten wir, nach mancher neuern und neuesten Erfahrung, den volksthümlich gewordenen Bericht des Kosmas von Prag und des späteren böhmischen Chronisten Hagek über den jüngeren Welf denn doch nicht? — Ungewarnt durch das unglückliche düstere Ende seines Bruders Konrad sagte sich nun, eben da der Vater mit den Sachsen, seinen alten Feinden, völlig ausgesöhnt war, Heinrich nochmals von ihm los, erklärte sich für den Papst Paschalis, erhielt die Lösung vom Banne und vom Eidschwur lebenslänglichen Gehorsams. — In dem Augenblick, als unfern Regensburg der aufrührerische Sohn in die Hand des Vaters gegeben schien, wendete dieser die Würfel des Geschicks durch eine neue Uebereilung; der Sohn ließ ihn warnen vor heimlichen, in seinem Heere angezettelten Verschwörungen. — Zugleich trat er in heimliche Unterhandlung mit den Fürsten, die den Kern des kaiserlichen Heeres bildeten, mit Leopold dem Heiligen, Markgrafen in Oesterreich, und dessen Schwager, dem Böhmenherzog Borziwog. Dem ersteren versprach er seine schöne Schwester Agnes zum Weibe, die Witwe Friedrichs von Stauffen. Sie wurde, so wie aus erster Ehe der Hohenstauffen, so aus der zweyten die Ahnfrau der Babenberger, der beyden herrlichsten Fürstenstämme deutscher Erde. Zur Sühnung dieser dunklen Stunde gründeten die Gatten Klosterneuburg auf der Stätte des wundersam wiedergefundenen Schleyers. — Der alte Heinrich sah in dem Benehmen Leopolds und Borziwoys, das kein Flehen zu wenden vermochte, die Bestätigung der hinterlistigen Warnung seines Sohnes, er verließ sich selbst, und floh mit Wenigen an den Rhein. Die Behandlung des alten Kaisers ist empörend, wie die Fürsten ihn der Zeichen seiner Würde, der geringsten Bequemlichkeit und der Freyheit beraubten; wie sein alter Feind, Herzog Heinrich von Lothringen, auf der Jagd den flüchtigen Greis gefunden und sich seiner erbarmt, wie er noch nach dem Tode, erst nach Jahren ein Grab in der weiten Erde gefunden — Raumer schließt das erschütternde Bild also:

»Kaiser Heinrich IV. hatte herrliche Anlagen und ein menschliches Gemüth; aber nicht immer die feste Haltung eines großen Charakters. Vernachläßigte Erziehung und eine üppige Jugend hinderten die Vollkommenheit seiner Ausbildung, doch gestehen selbst seine Feinde, daß Geist, daß mancherley Kenntnisse, Beredsamkeit und Tapferkeit, Großmuth, selbst gegen Feinde, daß endlich Schönheit und Gewandtheit des Leibes ihn vor Unzähligen der Herrschaft würdig zeigten. Wer aber hätte in einem so großen Wendepunkte der Zeit, unter so widerstrebenden Ansichten und Ansprüchen nicht fehl gegriffen? Wer wäre im Stande ge-

wesen, solche Bewegungen bey solchen Gegnern ganz seinem Willen zu unterwerfen?

»Heinrich V. unternahm es: — während die Fürsten glaubten, er, der seines eigenen Vaters nicht schonte, werde sich von ihnen immerdar beherrschen lassen, weil er ihnen geschmeichelt hatte, so lange er ihrer bedurfte; — während Paschalis, welcher unedel die Empörung befördert hatte, sicher hoffte, er werde an dem Könige einen treugehorsamen Diener finden, weil ja dessen ganze Unternehmung nur das Beste der Kirche bezweckt habe! Alle fanden sich getäuscht, und alle ohne Ausnahme traf nach einander diejenige Strafe, welche jedes Unrecht verdient, aber nicht immer schon auf dieser Erde findet.«

Die Unterhandlungen mit dem Papste über die Freyheit der Geistlichen und über die Belehnung durch Laien. Heinrich zieht nicht bloß mit Kriegern gegen Rom, sondern auch mit Gelehrten und Rechtskundigen heran. — Des Papstes Gefangennehmung und das gefährliche Blutbad in Rom. Der Papst überläßt ihm die Belehnung mit Ring und Stab nach vorhergegangener, freyer, gesetzlicher Wahl. Auf die Belehnung erfolgt die Weihe. Wahlstreitigkeiten vermittelt der König. — In kirchlichen und in weltlichen Angelegenheiten, in Italien wie in Deutschland schien Heinrich durch eine Weile vollkommen siegreich. — Doch erhob sich in der Kirche ein heftiger Sturm über den letzten Vertrag, den Paschalis kaum zu beschwichtigen vermochte, so, daß er vielmehr selbst ein förmliches Glaubensbekenntniß ablegen mußte. Doch der Vertrag über die Belehnung durch die Laien, »pravilegium, non privilegium,« ward als nichtig erklärt, und Heinrich erfuhr nun höchst unerwartet, daß nicht bloß der Papst die einzelnen Glieder der Kirche stärken, vertreten und erretten könne, sondern daß auch die wohlgegründete Macht und die folgerechten Grundsätze der Prälaten, das durch weltliche Gewalt bezwungene Oberhaupt zu befreyen, in die einmal betretene große Bahn zurückzuführen, und wieder an die Spitze des erhabenen Baues hinaufzuheben im Stande wären. Dazu kam der treulose Abfall des Haupturhebers aller bisherigen Maßregeln gegen den Papst, Grafen Adalbert von Saarbrück, den Heinrichs ungemessene Gunst zum Erzkanzler von Mainz erhoben hatte. Der Kaiser warf ihn in ein hartes Gefängniß, schlug durch Hoyer von Mannsfeld die übrigen Fürsten, die sich ihm entgegenstellten, und empfing an seinem Hochzeitstage zu Mainz die Demüthigung Lothars von Sachsen. Doch der Ehrgeiz eben jenes Hoyer, welcher schnell Herzog von Sachsen werden wollte, erzwang des Mißvergnügens offenen Ausbruch und die Schlacht am Welfesholz, 11. Febr. 1115, in welcher Heinrich auf's Haupt geschlagen

wurde, nachdem der Held Wiprecht von Groitsch seinen Feind, den Hoyer, gleich Anfangs im Zweykampfe erlegt hatte. — Von allen Seiten blitzten Bannstrahlen wider Heinrichen, der zu spät einsah, daß wer in Vielen Furcht erweckt, sich vor Vielen fürchten müsse.— Wie die Großen, so hatte Heinrich auch das seinem Vater doch so treu ergebene Volk wider sich. Jenes von Mainz überfiel ihn in seinem Pallast, und erzwang von ihm Adalberts Loslassung, dessen Untreue erst gegen den Papst, dann gegen den Kaiser völlig vergessen, und der jetzt einstimmig nur als ein Märtyrer der gerechten Sache betrachtet wurde. Heinrichs treueste Anhänger flohen von ihm. Indem starb die siebzigjährige Markgräfin Mathilde. Rasch beschloß der Kaiser eine neue Heerfahrt ins Wälschland. Dort könne er am leichtesten den Kirchenfrieden erzwingen, und unter dem Streite Vieler seine eigenen Ansprüche auf die Mathildische Erbschaft geltend machen! Und blieben ihm auch die leidenschaftlichen Sachsen, blieben ihm auch die mächtigen Welfen abgeneigt, dafür, daß sie nicht ganz obsiegen würden, bürgte ihm die muthige Treue seiner Schwestersöhne, der Hohenstauffen.

Morgenwärts von Stuttgard und Eßlingen bilden die Rems und die Vils zwey der anmuthigsten Flußthäler Schwabens. Ihnen zur Seite strecken sich Fortsetzungen der rauhen Alpe. Ausgezeichnet vor allen andern Bergen auf weiter Ebene ragt schroff, in Kegelgestalt, der hohe Stauffen empor. Nordwestlich seines Fußes liegt das Dorf Beuern; die von Büren, Beuern waren von andern, wenig bekannten und mäßig bemittelten Edelgeschlechtern in nichts unterschieden. Ihre früheren Tage kennt Niemand. Daß man die mit der ersten Würde der Welt Prangenden alsdann auf Merovingen und Karlovingen zurückzuführen strebte, ist eine, in so raschem Glück jedes Mal wiederkehrende Erscheinung; aber kaum wahrscheinlich ihre Verwandtschaft mit den Pfalzgrafen von Tübingen, und wenigstens nicht erweislich jene mit den Herren von Rechberg und Stauffeneck. Aber eine seltene persönliche Größe war in diesem Hause erblich, und leuchtete vom Aufgange bis zum Niedergange. Daß Friedrich von Beuern Hildegarden aus einem reichen fränkisch-elsassischen Geschlechte geehlicht, schien ein bedeutender Glücksfall. Dieses Friedrichs Sohn zog aus dem niederen Thale auf den hohen Stauffen hinauf, dessen weit ausschauende Zinne recht einzuladen schien zur Erwerbung und Verbreitung der Herrschaft. Derselbe Friedrich war Heinrich des IV. standhafter Vertheidiger in allen Nöthen. Der Kaiser, den die stürmischen Zeiten gelehrt, was ein solcher Mann werth sey? hatte ihn 1079 nach Regensburg berufen, und ihm seine vierjährige Tochter Agnes verlobt und das Herzogthum Schwaben verliehen. Von

diesem Tage begann die Ahnenfeindschaft und Fehde der Welfen und Zähringer wider die Hohenstauffen. Siebzehn Jahre lang stritt Friedrich der Stauffe um Schwaben. Die folgenden neun Jahre saß er ruhiger auf diesem Grundsteine der Macht seines Hauses, und fand endlich die ewige Ruhe im Kreuzgange zu Lorch. Die neun und zwanzigjährige Witwe Agnes mit ihren beyden Söhnen, dem funfzehnjährigen Friedrich und dem zwölfjährigen Konrad, nebst dem Herzogthum von Schwaben, nahm Heinrich V. zu sich, und gab Agnesen hernach an Leopolden, den Hüter unserer Ostmark.

Die Sage führt das Geschlechtsregister der Welfen bis in die Tage Attila's und Odoaker's zurück. Seit Karl dem Großen gedeiht es zur Gewißheit. Mit Welf III. erlosch 1055 der Mannsstamm, aber einige unebenbürtige Zweige dauerten fort, im tyrolischen Hochgebirg die Grafen von Botzen, Eppan, Greifenstein und Ulten, nachmals Markgrafen zu Romsberg und Yrsee. Die von Rapperschwyl und Wandelburg, die Müllinen und Bonstetten in der Schweiz und die von Hetzelszell werden mit vieler Wahrscheinlichkeit auf Etiche den Welfen zurückgeführt. — Aber jener Welf III., der auch das kärntnerische Herzogthum besaß, hatte eine Schwester Kunigund (Kuniza), die wieder in einen Nebenzweig ihres eigenen Hauses, an den italienischen Markgrafen Azo vermählt wurde, der mit um so größerem Rechte der Ahnherr der jüngeren Welfen heißt. Sein Wankelmuth hat die Zeiten Heinrichs IV. vorzüglich verwirrt, und sein unstätes Leben ward endlich auf einer abenteuerlichen und unglücklichen Kreuzfahrt beschlossen. Seine Söhne aber, Welf V., dessen in den Mathildischen Händeln nicht aufs Neidenswertheste erwähnt wird, und Heinrich der Schwarze, hielten mit Heinrich V. Frieden, so verführerisch auch manchmal die Gelegenheit sich darbot.

Heinrichs merkwürdiger Aufenthalt in Venedig. — Befriedigende Auseinandersetzung der Ansprüche auf die Mathildische Erbschaft. — Paschalis verwirft und verflucht den Vertrag, den er einst mit dem Kaiser geschlossen. Die Kirchenversammlung legt ihn in den Bann. Er aber wird in Rom mit Freuden aufgenommen, und der Papst entflieht nach Benevent. Auch sein Nachfolger Gelasius muß flüchten. Der Kaiser setzt einen Gegenpapst, verwickelt aber dadurch die großen Geschäfte immer mehr, zumal sein alter Liebling Adalbert von Mainz Himmel und Hölle wider ihn bewegte. Faustrecht in Deutschland. Endlich Vertrag zu Würzburg 1121 und neue Gesandtschaft an den neuen Papst Kalixt, der endlich die Verträge von Worms herbeyführt, unter dem Namen des Kalixtinischen Konkordates weltbekannt 1122. Heinrich verzichtete darin auf die

Belehnung durch Ring und Stab, und gab in allen Kirchen Weihe und Wahl völlig frey. Der Papst überließ ihm dagegen die Investitur durch den Zepter, und die Oberaufsicht der Wahlen, jedoch ohne alle Gewaltthätigkeit und Simonie. — Neue Plane zur dringend nöthigen Verstärkung der Kaisermacht durch Einziehung eröffneter Reichslehen und durch ein allgemeines Steuerwesen unterbrach ein unerwartet früher Tod, der Heinrichen im 44. Lebensjahr, 23. Mai 1125, in Utrecht dahinraffte, ohne Kinder, den letzten des salisch-fränkischen Kaiserstammes.

Der Behauptung einiger Schriftsteller widerspricht Raumer, Heinrich habe sich, seit er Kaiser geworden, sehr zum Uebeln gewendet. »Er war stets ein Mann von großer Kühnheit und Thätigkeit und durchdringendem Verstande, im Unglück unverzagt, großmüthig gegen treue Freunde; allein andererseits war er auch von jeher, und ohne spätere Aenderung seines Wesens, herrschsüchtig, heftig und für seine Zwecke rücksichtslos, gewaltsam, ja grausam. — Die Fürsten, welche ihn als willenloses Mittel gegen seinen Vater zu gebrauchen dachten, fanden sich zu ihrer Strafe nicht minder getäuscht, als der voreilig frohlockende Papst. Die kaiserlichen Rechte mit höchster Strenge gegen Päpste, Prälaten und Fürsten geltend zu machen, war der Plan, nicht seiner letzten Lebensjahre, sondern seines ganzen Lebens; und die unangenehmsten Erfahrungen konnten ihn nicht von dem zurückbringen, was er für das Wesen und für den wahren Inhalt seines Berufes hielt. Weil er aber dies Ziel weit über das richtige, mittlere Maß hinaussteckte, während seine Kraft dahinter zurückblieb, so wirkten die großen Bewegungen, welche von ihm ausgingen, oder ihm zuwider waren, leider mehr zerstörend als befruchtend und erzeugend.«

Nach diesem großen Todes- und Erledigungsfalle mußte die so oft hervortretende Parteyung zwischen Nord- und Süddeutschland, den Franken und Schwaben einer-, den Sachsen andererseits, die Frage entstehen: wessen wird nun der Sieg seyn? welcher Familie, welcher Ansicht, der kirchlichen oder der kaiserlichen? — Weltliches Uebergewicht war allerdings bey den Hohenstauffen: »Herzog Friedrich hat an seines Schwertes Schweif immer eine Burg,« war ein Sprichwort. — Zu dem großen Allod und Lehen der beyden Stauffen, Friedrich und Konrad, kam jetzt noch viel aus dem Nachlaß des salisch-fränkischen Kaiserstammes. Markgraf Leopold von Oesterreich, dessen Macht Niemanden verdächtig, sich um so mehr auszubreiten schien, je mehr er fromme Vergabungen that, war ihr Stiefvater, der Baierherzog, Heinrich der Schwarze, ihr Schwiegervater Dazu kam, daß ihnen die Mißgunst und der Haß der Großen kaum einen

einzigen weltlichen Fürsten entgegenstellen konnte, den Sachsenherzog Lothar, Grafen von Supplinburg, und diesem hatte seine Mutter als empfindlichen Tadel an den Hof Heinrichs IV. ein prächtig geschmücktes, aber nur mit einer hölzernen Klinge versehenes Schwert überschickt. Sie war aus Baiern von Formbach, aber auch in unserer Ostmark begütert, denn ihr Haus hatte die Grafen von Lambach und Wels aufgeerbt, und wahrte die obere karentanische Mark (deren Hauptsitz Pütten), wider die Ungern. Als zwanzig Jahre nach Lothar, der letzte Formbacher, Ekbert, im Streit des Barbarossa wider Mailand fiel, wurden sie aufgeerbt von den Traungauischen Ottokaren, die den Hort von Pütten, bey verringerter Magyar'scher Gefahr, nach Steyer zurück verlegten.

Lothar, eben so an der Spitze aller weltlichen Stauffenfeinde wie der Mainzer Adelbert der geistlichen, mahnten alles Volk, der bisherigen Leiden und Unterdrückung eingedenk zu seyn, das von den Saliern beseitigte Recht einer freyen Königswahl, jetzt gegen die Stauff'schen Emporkömmlinge zu behaupten, die allzukühn ein Erbrecht selbst auf Weiber ausdehnen möchten. Der Kaiserin Witwe Mathilde hatte Adalbert die Reichskleinodien abgelockt.

Da die Hauptfrage: Wer zur Wahl des deutschen Königs berechtiget sey? weder urkundlich, noch herkömmlich feststand, schlug Adalbert vor, aus jedem der vier Hauptvölker, Sachsen, Franken, Baiern und Schwaben, zehn, überhaupt also vierzig Männer zu küren, denen das Wahlrecht übertragen würde. Lothar von Sachsen, Friedrich der Stauffe, und sein Stiefvater Leopold der Heilige, wurden von diesen bezeichnet. Die beyden Ersten verbaten die hohe Würde. Listig wußte Adalbert Friedrichen zu bewegen, die Versammlung zu verlassen, und dadurch einen bösen Schein des Ehrgeizes auf sich zu wälzen, überhaupt scheute Adalbert nicht im Geringsten den offenen Vorwurf der List, der Uebereilung und der Gesetzwidrigkeit. Er suchte zuletzt den Baierherzog gegen seinen eigenen Schwiegersohn, den Stauffen zu gewinnen und — Lothar wurde gewählt. Das von der Mutter gesendete Schwert mit hölzerner Klinge blieb leider ein nur zu richtiges Symbol von Lothars ganzer Regierung. Weder wußte er die Stauffen zu versöhnen, noch sie, bevor weit aussehende Fehde und Unheil entstand, mit ganzer Macht zu überraschen, zu erdrücken. Was im Wormser Konkordat nach dem blut- und gräuelvollen Streit eines ganzen Jahrhunderts behauptet worden, opferte er schnöde auf; nicht minder die Befestigung der eigenen Macht, da die Lehen dem Reich anheimfallen sollten, nicht dem Könige, dieser also kaum den Vortheil neuer Verleihung für sich gewann, bey wel-

cher er nur unter mehrfachem Widerspruch, ja vielleicht Widerstand, sein eigenes Haus und dessen treueste Anhänger kaum bedenken mochte. Dazu trat noch die Leichtigkeit Lothars, sich in Nachbarhändel zu verwickeln, die, wie z. B. die böhmischen Fehden zwischen Sobieslaw und Otto, ein für ihn gar schmähliches Ende nahmen.— Seine Erbtochter gab Lothar dem Welfen, Heinrich dem Stolzen — Was die Könige mit Recht stets für gefährlich gehalten, was sie nie ungestraft gewagt, die Vereinigung zweyer Herzogthümer, überging Lothar, denn sie sollte ihm dienen.— Die Stauffen trieb er aufs Aeußerste. Wie jeder Kampf gegen Uebermacht und Unterdrückung, hat auch der ihrige etwas höchst Romantisches. Friedrichs Großmuth zu Zwyfalten gegen den treulosen Heinrich den Stolzen, Konrads langer Aufenthalt beym heiligen Grabe, und seine Rückkunft im Augenblick der höchsten Gefahr seines Hauses, wie er kühn den Königstitel nimmt, wie er in Mailand die Krone empfängt, und in Italien bedeutende Macht übt; wie die Herzogin Agnes, Speyer zum äußersten Widerstande begeistert, eine zwistige Papstwahl die Verwirrung verlängert, Innocenz II. in Lüttich bey Lothar Hülfe sucht, der nicht einmal sein königliches Ansehen in Augsburg aufrecht halten kann, und auch durch den Römerzug die Achtung eben nicht steigert, endlich aber den Hohenstauffischen Brüdern einen ehrenvollen Frieden gibt (1135).

Der Verfasser nimmt nun jene vielen feindlichen oder freundlichen Berührungen mit den Dänen, Slaven und Normannen an die Reihe. — Bey den Dänen hatte Kanut der Heilige, des großen Kanut Enkel, was seine oft in England, oft in Norwegen und auf den brittischen Inseln beschäftigten Vorfahren nie hatten vollenden können, viel weiter gebracht, nämlich die Einrichtungen der katholischen Kirche, die Herbeyziehung nützlicher Ausländer und ihre Gleichstellung mit den Eingebornen, den Vollzug strenger Gesetze ohne alles Ansehen der Person, den Verbot, der zur allgemeinen Nationalsache gewordenen Seeräuberey unter Todesstrafe. Dafür fiel Kanut, den Altar umfassend, durch die Lanze eines Aufrührers. — Das Bild von Erich III. athmet ganz seine titanische Kraft, eben so die Bilder von Magnus, vom andern Kanut und dem andern Erich. Das bekannte Buch: »Dänemarks stets freye Königskrone,« mag sich wohl eben so vieler publicistischer Sachwalterkunst rühmen, als der Beweis des Gegentheils durch Heß. Für die dänische Geschichte selbst, ist die Frage unbedeutend. Eine kurze, zufällige Abhängigkeit läßt sich indessen hier so wenig läugnen, wie bey Polen und Ungern. Anders gestellt ist die Frage in Böhmen, aber erst seit den salischen Heinrichen, vorzüglich

aber seit den Stauffen, wo eine ununterbrochene Verbindung eintritt. — Unbefangen betrachtet, meint der Verfasser, wäre es ein Gewinn gewesen, wenn die Dänen mit den ihnen verwandten Deutschen enger verbunden, die Tyranney der Häupter und die Willkür des Volkes hätten brechen können. Aber während jener Zeiten wilder Leidenschaft wurde dies Band von den Dänen verschmäht, von den Deutschen nicht auf annehmliche Weise geboten, und nur in einer Richtung trafen beyde Völker freywillig zusammen, in der Besiegung und Bekehrung der Slaven. Diese, nach dem Untergange der Hunnen und den südlichen Zügen der germanischen Völker in die weiten Lande einrückend, von der Ostsee durch Preußen, Polen, Schlesien, Mähren, Böhmen, Steyer, Kärnten und Krain, bis an die adriatischen Küsten hinab, traten später und in ungünstigeren örtlichen Verhältnissen, als die Germanen, auf den Schauplatz der Geschichte. Hier kommen vorzüglich nur die norddeutschen Slaven in Betracht. — Schilderung ihrer Sitten, ihres Gottesdienstes, ihrer Versammlungen. Ihr Swantewit, der dann mit St. Veit verwechselt worden; der alte Haß zwischen Deutschen und Slaven durch die rohe Gewaltthätigkeit der ersteren verschuldet. — Lothar krönt einen ihrer Fürsten zum König der Obotriten, und erkannte Niklot und Pribislav als Herren der Obotriten, der Wagrier und Polaber; setzte aber auch als festen Punkt für Deutschthum und Christenthum auf den Siegberg eine Burg, und dabey ein Kloster.

Am anderen Ende Europas, bey den Normannen, erhob sich Roger in Palermo, vom Papste begünstigt, zur königlichen Würde, und behauptete selbe wider den Aufruhr Roberts und Reinulfs.

Von dem prachtvollen Reichstäge zu Magdeburg durch dänische, slavische, polnische, ungrische und byzantinische Gesandte und huldigende Geschenke verherrlicht, begann Lothar seinen Römerzug. Ganz Italien schien wieder dem Reiche gewonnen, als der alte Haß der Italiener wider die Deutschen losbrach, und unter den Deutschen ein Aufruhr des Ueberdrusses und des Heimwehs. Auch die Rechte des Throns und des Papstes verursachten manchen Zwist, doch war Neapel erobert, Roger nach Sicilien geflüchtet, der Gegenpapst Anaklet hierdurch seiner Stütze beraubt, und Innocenz von Lothar selbst nach Rom geführt. So schienen gleichwohl die Zwecke dieser Heerfahrt erreicht; des Kaisers Ansehen mußte hierdurch auch in Deutschland steigen, als Lothar auf der Heimkehr im wildesten tyrolischen Hochgebirge, zwischen Inn und Lech, zu Breitenwang plötzlich starb. Gertrud, sein einziges Kind, war dem Haupte der Welfischen Partey vermählt, dem Herzog zu Sachsen und Baiern, Heinrich dem Stol-

zen, dessen, von der Ostsee bis zum adriatischen, ja bis zum toskanischen Meere sich erstreckender Macht, kein anderer deutscher Fürst sich vergleichen mochte, der aber eben darum zu viele Furcht erregte, um sein Ziel zu erlangen. Die Hohenstauffen traten wieder hervor, Konrad der Bär von Askanien erneuerte seinen Anspruch an Sachsen mit Feuer und Schwert. Des Papstes Rath ist für die Stauffen, und Konrad wurde mit Uebergehung mancher gesetzlichen Formen gewählt. Die Unrechtmäßigkeit dieser Wahl hätte wohl wie bey Lothar genauer bezeichnet werden sollen. — Die Acht wider Heinrich den Stolzen, Sachsen an Albrecht den Bären übertragen; Baiern nach einander an Konrads Stiefbrüder, die Babenberger, Söhne Leopolds des Heiligen, Leopold den Freygebigen und Heinrich Jasomirgott. Noch vor Ablauf des zweyten Jahres nach Lothars Tode fand der erst sieben und dreyßigjährige Heinrich der Stolze, nur die ewige Ruhe neben seinem Schwiegervater Lothar, zu Lutter, nur einen zehnjährigen Knaben hinterlassend, Heinrich den Löwen.

In Sachsen konnte Albrecht der Bär nicht festen Fuß fassen, vor zwey Frauen männlichen Sinnes und Muthes, der Kaiserin Witwe Richenza, und ihrer Tochter Gertrud, Witwe Heinrichs des Stolzen. Nicht ruhiger war es in Baiern. Heinrichs Bruder, Welf, verbündete sich dem sizilischen Roger und dem ungrischen Geysa. In der Schlacht bey Weinsperg, die er zwar verlor, war auf der einen Seite das Feldgeschrey sein Name, auf der andern der Stauffen Hauptburg Weiblingen an der Rems: »Hie Welf, hie Weibling« (letzteres von den Wälschen bald geradebrecht in Ghibellini), Welfen und Gibellinen, jahrhundertalte Parteynamen vom Aetna und Vesuv bis in den Schwarzwald und Harz. — Die Weinsperger Weibertreue. — Leibnitz und Eckhard haben aus bloß negativen Gründen diesen schönen Zug bezweifeln wollen. Pfister, der vortreffliche Geschichtschreiber Schwabens, hat ihn wieder hergestellt, und Böttiger in seinem Heinrich dem Löwen, unstreitig einer der verdienstvollsten Monographien, ist ihm darin mit Rechte beygetreten. — Waffenruhe trat für den Augenblick dadurch ein, daß Gertrud den Jasomirgott ehelichte, und ihr Sohn, der junge Löwe, Herzog von Sachsen, blieb. — Unmöglichkeit, während solcher innerer Unruhen, die Reichshoheit auch im Auslande geltend zu machen. — Es ist wohl nur eine kleine Vergessenheit, daß S. 394 und 399 von einem Herzoge Leopold von Oesterreich gesprochen wird, während es bis 1156 keinen Herzog von Oesterreich gab. Wladislaw II., 1140 Herzog, 1157 König der Böhmen, † 1175, hatte zur ersten Gemahlin Gertrud, die Tochter des Markgrafen Leopold des Hei-

ligen, und der Kaisertochter Agnes, allerdings also eine Halbschwester Konrads. — Ueber die Hülfe, die der ungrische Prätendent Boris, Sohn König Kolomans, wider den jungen Geysa, den Sohn Bela's des Blinden, in Deutschland gesucht, aber nicht zureichend gefunden, und wie daraus der, in den Häusern Dachau und Andechs geführte Herzogstitel von Kroatien, Dalmatien und Meran entsprungen, wie Heinrich Jasomirgott sich eifriger als er vielleicht sollte, in diese Händel gemischt, Preßburg genommen, aber zwischen der Leitha und Fischa eine Niederlage erlitten habe, vor deren schlimmsten Folgen er sich in das, damals wieder zum ersten Male genannte Städtchen Wien, den Ueberrest des römischen Fabiana warf, das findet sich ausführlich und quellengemäß wie sonst noch nirgend im III. Bande von Hormayrs sämmtlichen Werken, in der Stammesfolge des weitberühmten Hauses Andechs und in seiner Geschichte Wiens. — Roger hatte seine Lande wieder gewonnen, seine Gegner Robert und Reinulf hatten das Glück und der Tod ihm aus dem Wege geräumt, Roger behauptete sich, und ein Wort von ihm genügte, daß der Leichnam seines lange verehrten, lange gefürchteten Gegners vom Volk ausgegraben und in eine Mistpfütze geworfen wurde.

Daß zu gleicher Zeit mehrere Päpste gewesen, daß die Kirchenversammlung im Streite mit Heinrich V. so entschieden über Paschalis Ansehen obgesiegt, daß Innocenz sich mit Roger so bald ausgesöhnt, daß während der Spaltung, alle Erinnerungen des alten, republikanischen Roms wieder aufgewacht, erhob es zur allgemeinen Stimmung, in Roms ehrwürdigem Alter das größere Recht zu erblicken, und in seinem einst ungeheuren Erfolg die größere Trefflichkeit zu erkennen. Frevelnd erhoben sich die Römer wider den Papst Lucius II., und verwundeten ihn mit Steinwürfen auf den Tod, als er sich aufs Kapitol erhoben, sein altes, gutes Recht zu behaupten. — Arnold von Brescia, ein Schüler Abälards, war es, von welchem dieser neue Geist der Widerspenstigkeit ausging, mit welchem sich nur allzugegründete Klagen und Wünsche über die Wiederherstellung der Kirchenzucht vereinigten. K. Konrad aber ließ sich von den heuchlerischen und schmeichlerischen Einladungen der Römer wider den Papst um so weniger blenden, als ein neues, trauervolles Ereigniß seine Blicke gegen Morgen zog. Edessa war in die Hände der Ungläubigen gefallen, und nur eine neue Kreuzfahrt, mit großer Macht und schnell unternommen, konnte die übrigen christlichen Staaten des gelobten Landes erretten.

Das III. Buch zeigt uns das Morgenland vom Tode Gottfrieds bis zum zweyten großen Kreuzzuge K. Konrads des Stauf-

sen, und bis zu seinem Tode, gerade die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts, — das Reich Jerusalem als einen Riesen von Erz, mit Füßen von Thon. — Die Frage, ob Jerusalem nicht vielmehr ein geistliches Oberhaupt haben solle? Wie in dem kaum gegründeten, vielfach angefochtenen Reiche auch nur die Rede seyn könne, wie von einem Wahlrecht, so von Seitenverwandten? — Recht und Gründe standen auf beyden Seiten, nur Geschick und Macht konnten jene Fragen entscheiden. Auch zeigten alle Parteyen die größte Thätigkeit. — Boemund von den Türken gefangen. Balduin als König erkannt. Die Belagerung von Arsuv, und der Krieg wider Aegypten. Das Reich der Christen im Aufgange zerbröckelte sich und zerfiel langsam. Mehr und mehr erkaltete der religiöse Eifer für die Kreuzzüge. Er ward aber durch einen überaus thätigen Kaufmannsgeist zur Genüge ersetzt: Venedig, Genua und Pisa waren in jener Zeit, was man in der unsrigen nur gar zu oft allein gelten ließ: die Ruhigen, die Klaren, die Besonnenen, denn sie dachten immer — nur an sich.

Die Eroberung von Akkon. Boemunds Befreyung um schweres Geld. Der Byzantiner Streben, den Abendländern in mancher wichtigen Eroberung zuvorzukommen. Boemund selbst, Italien und Frankreich durchziehend, erregte Alles wider Alexius, und trat ihm bald darauf als offener Widersacher entgegen. Endlich schließt er doch einen Vertrag mit ihm, der den Griechen Aussichten auf Syrien öffnete; aber Boemnnds unvermutheter Tod machte Alles wieder zu Wasser.

Antiochien und Edessa. Die Einnahme von Berytus. Die innern Unordnungen und Uebel steigen. Aergernisse in der königlichen Familie. Balduin der König heirathet um Geld, noch bey Lebzeiten seiner ersten Frau, und Balduin, Graf von Edessa, brandschatzt seinen Schwiegervater, angeblich um seinen Bart zu retten. Balduin II. — Vertrag mit Venedig. Die Eroberung von Tyrus. Balduins Rückkehr aus der Gefangenschaft. Tod Balduins II.

Die christliche Herrschaft zur Zeit dieses Todfalles. Das Bild des Landes und seiner Einwohner. Die christlichen und die mahommedanischen Sekten Die Verfassung des Königreichs Jerusalem, dessen gänzlichen Verfall die großen Ritterorden der Templer und der Johanniter durch geraume Zeit hemmen, die Pflichten des Ritters, des Mönchs und des Christen wundersam verschmelzen, neben altrömischer Einheit und Strenge, doch des Einzelnen persönliche Bedeutendheit heraustreten lassen, und von geringem Anfang die Macht des Ganzen zu der Wichtigkeit von Königreichen steigern.

Kaufleute von Amalfi hatten Anfangs zu Jerusalem, nahe

bey der Auferstehungskirche, ein Benediktinerkloster, und dieses in der Folge ein Haus zur duldsamsten Aufnahme und Pflege der Pilger, Kranken und Armen von den verschiedensten Religionsparteyen erbaut, und der große Gottfried diesem Hospital ansehnlichen Grundbesitz geschenkt. — Es nannte sich nach Johannes dem Almosengeber, oder nach Johann dem Täufer, welcher immer des Ordens Schutzpatron gewesen; die Hospitaliter, Johanniter, trennten sich nun unter Gerhard, ihrem Führer, von jenem Kloster, hielten sich zur Regel St. Augustins, und hefteten ein weißes Kreuz mit acht Spitzen auf die linke Seite ihres schwarzen Mantels. — Um dieselbe Zeit, als Reimund Dupuy den Hospitalitern Gesetze gab, stifteten Hugo von Payens, Gottfried von St. Omer und sieben andere Edle eine Genossenschaft, die, weil ihnen ein Theil des Pallastes und der Platz beym Tempel Salomons eingeräumt worden, Templer, oder Tempelherren hieß, und die den drey Mönchsgelübden noch ein viertes hinzufügten: Vertheidigung der Pilger und ewigen Krieg gegen die Ungläubigen. Auf dem weißen Mantel trugen sie ein rothes Kreuz, auf dem Siegel, zur Mahnung an die ursprüngliche Armuth und Einigkeit, zwey Ritter auf einem Pferde, und auf ihrem schwarz und weiß getheilten Banner: »Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern deinem Namen sey die Ehre!« — Merkwürdige, vielherrische Verfassung des Ordens und strenge Gesetze. — So Manches auch die Zeit, wie an allen menschlichen Dingen, daran geändert, und wie mit der Zeit auch die Ausartung gewiß nicht gefehlt hat, wehte doch in diesen Orden ein Geist der Aufopferung und der Entbehrung, ein Glaubensmuth und ein Kriegsmuth, zu dem sich selten eine Zeit erhob. Der Verfasser stellt sie gegenüber den gleichzeitig unter den Mahommedanern sich entwickelnden Assassinen oder Ismaeliten, und wie er sie überhaupt über diese, in innerer Lehre, in äußerer Verfassung, und im Inbegriff aller Thaten unendlich hervorragen sieht, fügt er die denkwürdige Anmerkung hinzu: »Trotz der von Hrn. v. Hammer im VI. Bande der Fundgruben des Orients aufgestellten Anklagen der Templer, läßt sich im Allgemeinen, und nach unläugbaren Zeugnissen der Geschichte, dieser Gegensatz des christlichen Ordens, und der frevelnden Assassinen festhalten. Ueberhaupt würden wir die strenge Ansicht, und zwar erst für eine spätere Zeit, höchstens so stellen, wie Menzel (IV. 145, Geschichte der Deutschen), und behaupten, daß sich die Gründe für die mildere Ansicht wohl noch verstärken lassen. Inmitten aller Frevel aber erregt doch auch die frevelnde Rotte der Assassinen unsere Bewunderung, und die Geschichte hat kein ähnliches Beyspiel einer so gänzlichen Losgebundenheit vom Besonnenen, Heiligen und Sittlichen, bey solcher gänzlichen Hinge-

bung in den Willen eines Andern. Die falsche Freyheit der Gesetzlosen, die unbedingten Ansprüche der tiefer Eingeweihten führten hier, wie immer, zur Sklaverey, und die falsche Ungebundenheit des Geistes zu neuem Aberglauben.« — Auf dem Throne Jerusalems saß Fulko von Anjou, als Gemahl Melisendens, der Tochter Balduins II. Das traurige Schauspiel offener Feldschlacht zwischen Christen und Christen im Morgenlande hörte nicht auf, und um Melisendens willen, entsteht ein ärgerlicher Zwiespalt zwischen dem König Fulko und dem jüngern Hugo von Payset, und wegen der Verheirathung und des Erbes anderer Fürstentöchter. — Das Bild des byzantinischen Reiches beym Tode des Alexius, und Antritt des Johannes, zweyer rastloser, tapferer und schlauer Männer, wie Alexius und Johannes, schließt der Verfasser mit der höchst gegründeten Betrachtung: »Jeder Augenblick der Gegenwart trat damals im oströmischen Reiche mit so ungeheuren Bedürfnissen hervor, daß alle Anstrengungen an ihn gewendet werden mußten, und von ihm so verzehrt wurden, daß für die Nachwelt keine Schätze, keine Früchte übrig blieben. Wen das Geschick beruft, ein veraltetes Reich zu verjüngern, oder wer in die Stürme einer neu sich gebärenden Welt hineingeworfen wird, damit er, ein Einzelner, sie beschwöre und ordne, dem ist eine überaus schwierige, ja unlösbare Aufgabe auferlegt. Doch wird ein wahrhaft edles Gemüth, selbst in solchen Zeiten, sich nicht zu den Täuschungen und Künsteleyen herablassen, welche dem Griechen bisweilen als der Triumph seiner Größe und Eigenthümlichkeit erscheinen.« — Wirklich ist kaum ein schauderhafteres Gemälde, als jenes des durch Jahrhunderte sterbenden griechischen Reichs, manche vereinzelte Größe und nutzlose Tugend höchst undankbar behandelter Kaiser oder Feldherrn, und ein empörender Reichthum an Verbrechen der Feigheit, der Grausamkeit, der Hinterlist, wie wir ihm in den Jahrbüchern der Geschichte, Gott Lob, nicht wieder also begegnen, daß es wahrlich eine thörichte Behauptung wäre, die Entartung der Griechen habe erst seit den Tagen des türkischen Joches begonnen.

Der Kaiser Johannes in Antiochien. Streit daselbst zwischen den Patriarchen. Der Zug gegen Baßra. Tod eines edlen, aber gefährlichen Feindes, Emadeddin Zenki. Die Freude darüber bald sehr verbittert durch Nurreddins Ankunft vor Edessa, das nur ein Haufe von wüsten Trümmern blieb.

Diese Schreckensbotschaft erschütterte zwar das ganze Abendland, aber ein neuer Kreuzzug wäre doch nicht zu Stande gekommen, ohne die Wirksamkeit eines Mannes, Bernhards, Abtes zu Clairvaux. Im zwey und zwanzigsten Lebensjahre, mit dreyßig Genossen und Verwandten, hatte er sich in das Kloster bege-

ben. Sein Vater, seine Brüder und seine Schwester waren ihm gefolgt. Aller irdische Genuß dünkte ihm gleichgültig. In Wäldern und Fluren schien der Geist Gottes am eindringlichsten über ihn zu walten.— »Ein Wunder müssen Alle mit Ehrfurcht erkennen. Bernhard, ein armer, hinfälliger, ohnmächtiger Mönch, lenkte die Könige und die Päpste. Nicht bloß äußere Hoheit, nicht bloß die Kraft des Schwertes entschied, sondern die Kraft des inneren Menschen, der göttlichen Gesinnung, des heiligen Wortes, trat den Großen wie den Geringen allmächtig entgegen, und bewegte oder beruhigte die ganze Welt: während in anderen Zeiten, bey weniger innerem Leben, oft nur das Scheinbare als wirklich galt, nur das Aeußere Bedeutung erhielt, und nur daran geglaubt, und nur dafür gewirkt, beym Mangel aller echten Begeisterung aber, jedes andere nicht Handgreifliche, als nichtig verspottet und zurückgesetzt ward. Ungeachtet seiner Verehrung für den Stand des Mönches, war Bernhard doch mehr als ein Mönch, und verband auf eine seltene Weise die unermüdlichste Thätigkeit nach außen, mit der größten Zurückgezogenheit. Aber freylich litt die Darstellung seiner Gedanken oft durch die Lust an den, damals verehrten schlechten Redekünsteleyen; der Lauf der Welt störte ihn bisweilen in der Betrachtung des Himmlischen, und dem Ziele vollkommener Heiligkeit konnte auch er sich nur nähern. Wenn er indeß bey aller Ueberzeugung, daß die Liebe das ewige, schöpferische, weltregierende Gesetz sey, dennoch im Einzelnen hart, und als Eiferer auftrat, so mögen wir bedenken, daß nach menschlicher Weise, alles Gute einer höheren Verklärung bedarf, und nur aus dem Kampfe hervorgeht. So kämpfte er gegen Anaklet und Abälard, so für den Kirchenglauben, die Kirchenzucht und den Kreuzzug: alles nicht ohne Irrthum, wohl aber ohne Menschenfurcht, nach seiner innersten, festesten Ueberzeugung.«

Innerer Krieg bewegte die deutschen, die französischen Lande, die brittischen Inseln, daher war die Zeit keineswegs günstig einer neuen Kreuzfahrt. — Dennoch predigte Bernhard dafür unter ungeheurem Zulauf, daß er sein Kleid zerschneiden mußte, um mehr Kreuze auszutheilen, und er schrieb donnernde Mahnungen an alle Welt — Inmitten mehrerer Ausschweifungen, insonderheit einer grausamen Judenverfolgung, nahm K. Konrad das Kreuz, mit ihm sein Neffe Friedrich, der nachmalige Kaiser, die Herzoge von Lothringen, Böhmen, Baiern, Oesterreich und Kärnten, der Markgraf Ottokar von Steyer, viele Bischöfe und unzählig viele Geistliche und Edle. — Der Zug ging durch Ungern, und alsobald fehlte nicht heftiger Streit mit den falschen, gewinnsüchtigen Griechen. Doch auch bey den Kreuzfahrern blie-

[illegible] aus, selbst die Elemente [illegible] zu verschwören, und viele kamen in [illegible] Fluten um; viele Tausende [illegible] unter den Säbeln der [illegible] Heer der Franzosen zu [illegible] Konrad vermochte: doch scheint [illegible] Heeres beynahe ein Glück, [illegible] des französischen, [illegible] Qualen. Bey [illegible] erste, Ludwig das [illegible] diese Belagerung [illegible] unter vielen Abenteuern [illegible] wieder.

[illegible] Kreuzzuge stehen [illegible] Verbindung: — [illegible] gegen den griechischen Kaiser [illegible] in seinen Pallast schoß, [illegible] Wahrheit auf sein [illegible] und der Kala- [illegible] — Das zweyte ist, die [illegible] im Vorbeyfahren [illegible] Stadt den Arabern [illegible] der Norddeutschen [illegible] Pommern.

Konrad [illegible] Friedrich fanden Deutschland [illegible] hatte die Herzoge [illegible] Herzog Welf auf- [illegible] eine Schlacht, und [illegible] waren hiezu [illegible] Führer ihrer Zeit, [illegible] Konrad III. (15. Febr. [illegible] Zuger, Frank- [illegible] Bernhard (20. August [illegible]).

[illegible] fassende, erste [illegible] großen Barba- [illegible]

[illegible] Umstände hatte Kon- [illegible] Werke der Begründung [illegible] Vereinigung Ita- [illegible] Während der großen Kreuz- [illegible] ungeheure Verluste [illegible] Feuer zwischen den Wel- [illegible] Unvermeidlich erschien

es für den Nachfolger, die seit den fränkischen Kaisern immer schwierigeren Verhältnisse im Staat und Kirche zu gründlicher Heilung zu berühren. Darum empfahl auch Konrad den Fürsten, nicht seinen eigenen Sohn Friedrich, sondern den Brudersohn Friedrich, dessen frühe Jugend zwey ruhmwürdige Fehden bezeichneten, den die großen Unfälle des Kreuzzuges erzogen hatten, dessen Mutter Judith, die Tochter Heinrichs des Schwarzen, der hierdurch ein rechtes Sinnbild war der Versöhnung und Vereinigung der Welfen und Stauffen.

»Friedrich, im ein und dreyßigsten Lebensjahre König, war von mittlerer Größe und wohlgebaut. Sein Haar war blond, kurz abgeschnitten und nur auf der Stirn gekräuselt, seine Haut weiß, seine Wangen roth, und sein Bart röthlich, weßhalb ihn die Italiener Barbarossa nannten. Er hatte schöne Zähne, feine Lippen, blaue Augen, einen heiteren, aber durchdringenden und der inneren Kraft sich gleichsam bewußten Blick. Sein Gang war fest, die Stimme rein, der Anstand männlich und würdevoll, die Kleidung weder gesucht, noch nachläßig. Keinem stand er auf der Jagd und in den Leibesübungen nach, keinem an Heiterkeit bey Festen; nie aber durfte der Aufwand in übermäßige Pracht, nie die gesellige Lust in Völlerey ausarten. Seine Kenntnisse konnten in jener Zeit, und bey der mehr weltlichen Richtung seines Lebens nicht umfassend seyn; doch verstand er lateinisch, und las gern und fleißig die römischen Schriftsteller. Ungeachtet seines großen Feldherrntalents, sah er im Kriege immer nur ein Mittel für den höheren Zweck, den Frieden. Furchtbar und streng zeigte er sich gegen Widerstrebende, versöhnlich gegen Reuige, herablassend gegen die Seinen; doch verlor er weder in der Freude, noch im Schmerze jemals Würde und Haltung. Selten trog ihn sein Urtheil, fast nie sein Gedächtniß. Gern hörte er Rath; die Entscheidung aber kam, wie es dem Herrscher gebührt, stets von ihm selbst. Andacht an heiliger Stätte, Ehrfurcht gegen Geistliche als Verkünder des göttlichen Wortes, möchte man Eigenschaften des Zeitalters überhaupt nennen. Wenige verstanden jedoch, so wie er, die übertriebenen Forderungen der Kirche davon zu sondern, und ihnen mit Nachdruck entgegen zu treten. Rücksichtslos die Gesetze vollziehen, hielt er für die erste Pflicht des Fürsten, ihnen unbedingt gehorsamen, für die erste des Unterthans. Ueberall stärkte er seinen Willen und seine Kraft dadurch, daß er nur das unternahm, was nach seiner Ueberzeugung dem Rechte und den Gesetzen gemäß war, und daß er auf große Vorbilder früherer Zeiten mit der Begeisterung hinblickte, welche selbst ein Zeichen der Tüchtigkeit ist. Insbesondere hatte er Karl den Großen zum

Muster genommen, und erklärte: ihm nachstrebend müsse man das Recht der Kirche, das Wohl des Staates, die Unverletzlichkeit der Gesetze im ganzen Reiche zu gründen und herzustellen suchen. Aber selbst in späteren Jahren, wo er dem würdigen, ihm verwandten Geschichtschreiber, Otto von Freysingen, Nachrichten über seine, wahrlich nicht unbedeutenden Thaten mittheilte, fügte er, von eitler Selbstliebe kleiner Seelen weit entfernt, und fast wehmüthig hinzu: »im Vergleich mit dem, was jene herrlichsten Männer der Vorzeit leisteten, sind dieß vielmehr Schatten, als Thaten!«

Die dänischen Angelegenheiten wurden in Friedrichs Geschäften wohl zuerst genannt, aber bald verlor Friedrich den Norden ganz aus den Augen, um in Deutschland den Erbhaß der Welfen und der Weiblinger zu sühnen, und dann um Italien zu gewinnen, das seit dem großen Otto Millionen Deutscher verschlungen hatte, das daher mit vollem Rechte sprichwörtlich das Grab derselben hieß, und im buchstäblichen Sinne insonderheit das Grab der Stauffen geworden ist, das Friedrichen nach sechs kostspieligen und blutigen Heerfahrten, nach einem beyspiellosen Hin- und Herschwanken der Wage, nach unzähligen Verzweiflungskämpfen, das Geständniß abnöthigte: Italien sey nur in und durch Italien zu erobern. — Fast alle Stauffen, zumal die stauffischen Könige, nahmen ein gewaltsames Ende, darin kaum einer andern Dynastie vergleichbar, als den Stuarts, wiewohl ihnen eben so unähnlich, ihnen himmelweit überlegen an persönlicher Größe. — Der Barbarossa fand ein ganz anderes Italien als Otto. — Eine ganz neue Macht war daselbst erstanden, die Macht der Städte, furchtbarer noch und vielseitiger als jene der Großen, weit fester gewurzelt, von den Kaisern, im Kampfe mit jenen, Anfangs selber begünstigt, und entweder durch den Handel befeuert, oder zu heldenkühnem Trotze begeistert, durch die täglich vor Augen schwebenden Bilder des Alterthums.

Tortonas Fall und Zerstörung bringt nur den entgegengesetzten Eindruck hervor. »Wenn eine einzige Stadt vermocht habe, der gesammten deutschen Heeresmacht so lange zu widerstehen, wer würde dann daran verzweifeln? Aus ihrem Schutt würden noch standhaftere, ja siegreiche Kämpfe hervorgehen.« — Wirklich schien es auch so, denn die Trümmer Tortonas, Rosates, Astis und Chieris, ja zuletzt selbst des königlichen, übermüthigen Mailand nährten nur die Flamme. Hadrian IV., ein durch Schönheit, Klugheit und Thätigkeit hoch ausgezeichneter Mann, gleich nach seiner Erhebung in bedenklichen Verwicklungen mit den unbändigen Römern. — Arnolden von Brescia, dem

Schüler Abälards, dem leidenschaftlichen Feinde weltlicher Macht und Reichthums in geistlicher Hand, dem leidenschaftlichen Verfechter der nationalen und der Municipalfreyheit, und der Sittenstrenge unter dem gesunkenen Klerus, war schon vor einem Jahrzehend ewiges Stillschweigen auferlegt worden. Er hatte sich sohin in die Schweizer Alpen geflüchtet, und selbst Bernhards Briefe vermochten nichts gegen ihn, in jenen, solcher Lehre von jeher überaus zugänglichen Bergen. Als er sich aber nach Rom zurückgewagt, als der Papst die widerspenstige Stadt durch das Interdikt geschreckt, als Arnold auf der neuerlichen Flucht ergriffen worden, und der Kaiser ihn fallen ließ, litt er vor der »Pforte des Volks,« im Anblicke dieses Rom, das er zu befreyen gedachte, den Flammentod.

»Jede herrliche, wie jede schreckliche Erscheinung hat in der Geschichte erinnernde Nachbilder, und weissagende Vorbilder. — Wir sehen die Vergangenheit, welche sich nach ihrer Zeit wiedergebären; die Zukunft, welche sich vor ihrer Zeit in die Welt hineindrängen will. So griff Arnold von Brescia, von dem Punkte seines Daseyns aus, weit zurück in die Vergangenheit, weit voraus in die Zukunft. Ihm trat jene mit der vollen Kraft der Gegenwart vor die Augen; und wiederum leuchteten ihm, durch das mangelhafte Licht seiner Tage hindurch, andere Sterne späterer Jahrhunderte. Aber er vergaß, daß die Zukunft der Gegenwart nur von Augenblick zu Augenblick zugezählt wird, und Einzelne, wie Völker, nur schrittweise auf ihren Bahnen vorrücken. Er verstand nicht, seine Pläne an irgend eine der großen Erscheinungen jener Zeit anzuknüpfen, sondern trat gegen den damaligen Staat und die damalige Kirche gleich feindlich auf, während er sich für etwas ganz Abgestorbenes begeisterte, und mit dessen Wiederbelebung unnütz abmühte. Aus all diesen Gründen zusammengenommen scheiterte sein Bestreben, und mußte scheitern. Demungeachtet war es nicht verloren für die Nachwelt; ja hätte Friedrich I. damals schon die Erfahrung gemacht, daß er dem Papst gehorsamen, oder mit allen Kräften gegen ihn kämpfen müsse, er würde sich vielleicht Arnolds gegen den römischen Stuhl mit großem Erfolge bedient, der Gefahr für seine eigene Größe aber vorgebeugt haben.«

Friedrichs und Hadrians Aussöhnung, trotz des wunderlichen Streites über den rechten und linken Steigbügel. Läppische Prahlerey der Römer in ihrer Empfangsrede an Friedrich, und seine Antwort, die an die Italiener auch noch viel späterer Zeiten sehr angemessen gewesen wäre. — Friedrichs Kaiserkrönung zu Rom, wie früher die lombardische zu Pavia. — Treuloser

Ueberfall der Römer. Die Heimkehr und die Nachstellungen der Veroneser beym Uebergange über die Etsch, und beym Durchzuge durch die enge Klause von Rivoli. Otto von Wittelsbach legt hier den Grund zu seiner und seines Hauses nachmaliger Größe.

Gleich im Beginne seiner Herrschaft hatte der Barbarossa auf der deutschen Erde wichtigen Zwiespalt zu schlichten gehabt. Heinrich der Löwe sollte auch das baierische Herzogthum wieder erhalten. Sein Stiefvater, Heinrich Jasomirgott von Oesterreich, wollte es ohne rechtlichen Grund nicht abtreten. — Heinrich der Löwe wollte noch darüberhin auch die nordslavischen Lande zu einem eigenen unabhängigen Reich machen. Der Erzbischof Hartwig von Bremen hatte dasselbe in theokratischer Form und Weise gewollt. Der Herzog aber verweigerte es hartnäckig, einen Bischof anzuerkennen, der nicht aus seiner Hand die Investitur empfangen. Ueberhaupt drang er auf strenge Landsäßigkeit und geschlossenes Gebiet in jenen nordelbischen Ländern, und Friedrich entschied: »Der Herzog sollte in jenen Bezirken, die er durch kaiserliche Gnade besitze, Bisthümer gründen und ausstatten, und die Belehnung mit dem Weltlichen so ertheilen, als wäre es vom Kaiser selbst gethan.« In der ganzen Handlungsweise des Barbarossa gegen Heinrich den Löwen zeigte sich nicht nur ein eifriges Bestreben, ihm Vertrauen einzuflößen, und ihn zu gewinnen, sondern auch eine ganz unverdächtige und warme persönliche Freundschaft. — Nach der Heimkehr auf deutschen Boden ahndete Friedrich gerade an den Mächtigsten, rücksichtslos den Landfriedensbruch und jede Eigenmächtigkeit. Selbst der Churerzkanzler von Mainz und der Pfalzgraf wurden zur schimpflichen Strafe des Hundetragens verurtheilt. Dem Pfalzgrafen brach die Schande das Herz. Er wurde Mönch und starb sehr bald. — Doch war all jener Unfug nicht so folgenreich, noch weit aussehend, als der, im September 1156 auf dem Regensburger Reichstage erledigte Streit über das Herzogthum Baiern, und die Aussöhnung der beyden Heinriche, des Babenbergers und des Welfen, an welche des Löwen unruhiger Oheim Welf die Aussicht auf eine eigene Herrschaft, auf die reichen mathildischen Güter knüpfte.

Wenn die Religionsspaltung, welche Deutschland seit drey Jahrhunderten in zwey, sich allzuoft entfremdete, ja sogar feindselige Hälften zerriß, der Geschichtswissenschaft einerseits unersetzlichen Schaden gethan, andererseits aber auch ihrer Vielseitigkeit und Unparteylichkeit manchen Vortheil verschafft hat, so haben hin und wieder die Territorialstreitigkeiten und die Familienverwicklungen der Fürsten, überhaupt die Zersplitterung Deutschlands in unzählige, kleinliche, sich ewig widerstreitende Inter-

essen, der Historie unberechenbaren Nachtheil zugefügt, sie durch die schofelsten Sachwalterkünste entstellt, im Kampfe der Reichshoheit und der Fürstenmacht zahllose vitiose Zirkel begangen, und ein Füllhorn staatsrechtlicher Sprüche von gleichem Unsinn darüber hingegossen, wie: cujus est regio, illius etiam est Religio, und quod est *in* territorio, est etiam *de* territorio etc! — Ein vorzüglich ungünstiger Stern waltete in dieser Hinsicht in der Geschichte der beyden Nachbarstaaten Oesterreich und Baiern, von jenem unglücklichen Testament, das den baierischen Churprinzen Ferdinand Maria, Max Emmanuels Sohn, zum Universalerben der spanischen Monarchie einsetzte, und von Karls VII. Angriff auf das Erbe Theresias, bis auf den großen Befreyungskampf und bis auf die neue Ordnung der europäischen Dinge durch den Wiener Kongreß.

Geschichtliche Unbefangenheit und Treue konnten im Laufe dieses Jahrhunderts nur in ganz gleichgültigen und geringfügigen Dingen einigen Spielraum gewinnen, — Alles war Ehrensache, Nationalsache, Staatsinteresse geworden: — die Identität der Bojer, Bajuvarier und Baiern, jene des alten mit dem neueren baierischen Herzogthume, die sich beynahe zu einander verhielten, wie das alte Karentanien und das neuere Kärnten; die unbestreitbare baierische Gränze der Enns und der Ciler, die Abhängigkeit nicht nur der Ostmark ob der Enns, sondern auch jener unter der Enns von Baiern, — Todttheilungen oder Nutztheilungen? Unveräußerlichkeit und Untheilbarkeit der Churlande, der Vertrag von Pavia (dessen Ausnahmen fast immer die faktischen Regeln waren), der Landshuter Erbfolgekrieg mit seinen Folgen, das Testament Ferdinands I., die Uebertragung der Oberpfalz und die Verpfändung des Landes ob der Enns, K. Siegmunds Anwartschaftsbrief für Albrecht II. auf Niederbaiern; der spanische, der österreichische und der baierische Erbfolgekrieg, sammt dem baierischen Bauernaufstande, sammt den Tauschprojekten, und den geheimen Artikeln von Campoformio, konnten beynahe von keiner Seite ohne leidenschaftliche Erbitterung berührt werden. Wir sahen feurigen Patriotismus an Biedermännern, wie der hochverdiente Lori, auf eine Weise gerügt, wie der verwerflichste Indifferentismus fast niemals bestraft wird; wir sahen einen Christoph Aretin, diesen unermüdeten Bonapartischen Trabanten, das alte Sprichwort wieder neu machen: »rien n'est si dangereux qu'un sot ami!« — wir sahen einen Pallhausen, Gelehrte von weit höherem Range, wie Lang, Mannert etc. wegen ihrer pflichtmäßigen, historischen Unparteylichkeit, geradezu vor dem gelehrten Publikum als Feinde ihres Herrn und ihres Landes denunziren, zu geschweigen der traurigen Spaltung in der

Münchner Akademie zwischen Norddeutschen und Süddeutschen, gerade in den Tagen, als das Fremdlingsjoch und der Bonapartische Prätorianerdespotism Deutschland in seine tiefste Erniedrigung herabgezogen hatten: — eine Spaltung, an welcher die königliche Großmuth und die gerechten Erwartungen edler Fürsten und eines biedern, kraftvollen Volkes großentheils gescheitert haben. — Gottlob, daß diese trüben Tage mit so manchen andern vorüber sind, und daß man jetzt nicht mehr in Gefahr kommen kann, das Verbrechen der beleidigten Majestät der Historie begehen zu müssen, um nicht ebendesselben an irgend einem scheinbaren Staatsinteresse beschuldigt zu werden.

Beym Jahr 1156, diesem wichtigen Jahr in der langen, ruhmvollen Herrscherbahn des Barbarossa, kömmt eine der vorzüglichsten dieser Streitfragen zum Vorschein: ob nämlich bloß die Mark ob der Enns, oder auch die Reichs-Markgrafschaft unter der Enns, von Baiern abhängig und beide Bestandtheile desselben gewesen seyen, die Friedrich von Baiern abgerissen, und für den Jasomirgott, als dieser Baiern Heinrichen dem Löwen abtrat, zum neuen Herzogthum Oesterreich erhoben habe? — Da über diese Frage und über die berühmte goldene Bulle Friedrichs I., am 18. Sept. 1156 auf dem Regensburger Reichstage gefertigt, selbst in einem so großartigen Werke, wie diese Hohenstauffen Raumers, selbst in so verdienstlichen Arbeiten, wie Mannerts Geschichte von Baiern, wie Böttigers Heinrich der Löwe ꝛc. ungenügende und ungleiche Aeußerungen vorkommen, so glauben wir hier ein für allemal ein letztes Wort darüber sprechen zu sollen, und sprechen zu dürfen. — Die Wiener Jahrbücher dürfen es wirklich um so mehr, je mehr Achtung und Liebe sie der historischen Literatur Baierns bewiesen, und ihr eine beynahe eben so große Aufmerksamkeit, wie der österreichischen gewidmet haben (Langs Regesta XII. 100, 108. XIX. 107. XXIV. 225. Lang und Pallhausen IV. 1, 31. Int. Bl. Günther IV. 200. VIII. 232. Rudhard V 22. Stumpff V. 32. Zschokke V. 1, 64 Gemeiner VI. 5 Int. Bl. Böttiger IV. 188. VIII. 244. Feßmayr VI. 62. Lipowsky VI. 71, und häufig in der Würdigung des Archivs der Frankfurter Gesellschaft für die Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters XII. 250. XVI. 214. XIX. 101).

Mannert schickt dem Jahre 1156 einen Ueberblick der früheren Verhältnisse Baierns und Oesterreichs voraus. Wenn er sagt, Karl der Große habe jedem an der Gränze gelegenen Herzogthume eine aus den neugemachten Eroberungen gebildete Markgrafschaft vorangestellt, so vergißt er, daß unter Karln, seit Thassilos Fall, gar kein Herzogthum Baiern mehr exi-

stirte, »neque provincia, quam tenebat, ulterius *duci*, sed *comitibus* ad regendum commissa est,« und »providentissimus Carolus nulli Comitum, nisi his, qui *in confinio vel termino barbarorum* constituti erant, plus quam *unum* Comitatum aliquando concessit.« In Hormayrs historischem Taschenbuch auf 1813, S. 19 — 24, finden sich die Quellen zahlreich zusammengestellt, daß das 791 durch Karl den Großen über die Avaren eroberte Ostland, keineswegs mit dem, seines eingebornen Herzogs beraubten und in Grafschaften zerstückelten, unterthänigen Baiern vereinigt wurde, sondern vielmehr eine besondere »avant-terre« des großen Frankenreichs bildete, unter dem Namen Avaria, Hunnia, Sclavonia, Pannonia, terra Avarorum, Hunnorum, Sclavorum, Solitudines Pannoniorum et Avarorum, limes Pannonicus, oriens, plaga orientalis, oft Bojoarien ausdrücklich entgegensetzt. — Unter Ludwig dem Kinde war bis an die Enns, wo das wiederhergestellte baierische Herzogsland begann, Alles Wüste, beynahe wie in den Tagen St. Emmerans. — In dem halben Jahrhundert, als hier die Magyaren hausten, war das Land zwischen der Enns und dem Inn allerdings eine baierische Landmark, *Marchia*, nicht Marchionatus, so kennt auch das Fridericianum nur eine *Marchia* a superiori parte fluminis Anasi, wohl aber einen *Marchionatus* Austriae unter der Enns. — Als nach des großen Otto Entscheidungssieg auf dem Augsburger Lechfelde 955, die Ungern immer weiter zurückwichen, die siegenden Deutschen ihren Gränzpfahl immer weiter vorrückten, mußte wohl ein Marchionatus entstehen. Ein Markgraf aber, kein hoher Ministeriale Kaisers und Reichs, sondern ein baierischer Dienstmann, Unterbeamter und bloßer Afterlehensmann des Reiches, den der Herzog hätte ein- und absetzen können, ist ein staatsrechtliches Unding. — Die häufigen Veränderungen in Baiern haben nicht den geringsten Einfluß auf die Ostmark. Kein Theil leistet dem anderen Heeresfolge oder Hülfe. Irrungen in Oesterreich schlichtet der Kaiser, nicht der Herzog. Der Kaiser dotirt die Markgrafen ohne alle Einwilligung des Herzogs. Wohl aber finden wir der Markgrafen Beystimmung in mehreren Kaiserbriefen ausdrücklich aufgeführt. Sie machen große Stiftungen, legen Abgaben und Gefälle an, befreyen ihre Unterthanen von Gerichtsbarkeit und Abgaben ganz aus eigener Macht. In jenem Werkchen Hormayrs ist aus Quellen nachgewiesen, was der klassische Hüllmann bloß aus publicistischen Prinzipien gefolgert hat. — Der Kaiserbefehl an die Baierherzoge, das neueroberte öde Land zu kolonisiren, müßte von Mannert erst erwiesen werden, und würde dann erst noch nichts beweisen, als die Nachbarschaft. Un-

sere Quellen aber zeigen uns keine herzoglichen Kolonien, sondern bloß bischöfliche und klösterliche von Passau, Regensburg, Freysing, Salzburg, Tegernsee, Niederalteich ꝛc. — Allerdings erwuchs dadurch gewissermaßen ein neues Baiern in dem neu eroberten Lande, denn die Mehrzahl der neuen Ansiedler war baierisch, obwohl (wie bey der ersten Eroberung des großen Karl), auch Franken und Sachsen darunter waren, vorzüglich aber sehr viele hörige, aber auch freye Slaven. Das aber brachte in den staatsrechtlichen Verhältnissen der neuen Markgrafschaft unter der Enns eben so wenig eine Aenderung hervor, so wenig als in der Reichsverfassung und dem Lehenswesen überhaupt, mit dem es durchaus im Widerspruch steht, daß die Markgrafen bloße Unterbeamte der angränzenden Herzoge, bloße Afterlehensleute des Reichs gewesen seyen?! Daß die Baiern eine der vier Hauptnationen waren, und die kaum erst entstandene Ostmark sich dagegen nur, wie das Accessorium zum Prinzipale ausnahm, ist geographisch sonnenklar. Darum war auch wirklich Luitpold Marchio Bavarici limitis (994), — Ernest marchio Bajoariorum 1074, und Leopoldus 1081 marchio orientalis Bawarie, im Munde der fernen und über die speziellen Verhältnisse nicht genug aufgeklärten Sachsen, obgleich es Urkunde für Urkunde nachgewiesen werden kann, daß Leopold der Erlauchte, Ernest und Leopold der Heilige, von den Baierherzogen völlig unabhängig handelten. Markgrafen, Gränzhüter, waren sie zwar mittelbar des gesammten Reichs, zunächst aber doch des unmittelbar hinter ihnen liegenden Landes, also Baierns. — Nachbarschaft (welcher der Schirm zuvörderst frommt, von wo zuerst die Hülfe kömmt, und mit der sich die Verhältnisse am meisten vervielfältigen) und staatsrechtliche Unterordnung sind aber keineswegs identisch. — Daher ist es ein vitioser Zirkel, und streitet vielmehr für das Gegentheil, wenn Mannert sagt: »Es ist keine Anzeige vorhanden, daß die ursprünglichen Verhältnisse der Markgrafschaft zum Herzogthum, Umwandlungen erhalten haben. Man betrachtete sie noch ferner als ein — zu Baiern gehöriges Land (!!). — Nicht bloß für 1043 soll es Alberten von Stade und dem sächsischen Annalisten verziehen seyn, wenn sie, statt sich genauer auszudrücken, »der ungrische Gegenkönig Aba habe orientalem limitem, marchiam Osterrichi, Pannoniam superiorem, wie andere Urkunden und echte Quellen reden, verwüstet« vielmehr sagen: »*Fines Bawarie* predis depopulatur.« Man könnte vielmehr dasselbe sehr richtig noch von einer viel späteren Zeit wiederholen, Mathias Corvin und die Vortruppen des großen Soleymann und des Großwessirs Kara Mustapha, hätten bis gegen



die Gränze Baierns verheerende Beutezüge gethan. — Ueber das Besuchen der baierischen Landtage und die dießfälligen Verhältnisse überhaupt, spricht Mannert übrigens mit seltener Ruhe, Parteylosigkeit und geschichtlicher Treue. Nur scheint er uns nicht genug lokalisirt, und über die Urschrift der Friedericianischen goldenen Bulle nicht genug unterrichtet. — Ueber die geographischen Berührungen der Babenbergischen Mark, Osterrichi, über die alten Grafen des Traungaues, die zu Steyer, bey Enns, hofhaltenden Ottokaren, über ihre vielfachen Verhältnisse einerseits zum baierischen, andererseits zum karentanischen Herzogthume, und die daher rührende, sonderbare Vermischung der Rechte und Gebiete im Lande ob der Enns, finden sich umständliche und quellengemäße Aufschlüsse in Hormayrs Beyträgen zur Lösung der Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann, über die Geographie Innerösterreichs im Mittelalter, zumal in der kleinen Abhandlung: »Neustadt und Steyer.« Eben dort ist auch der Anlaß und die Natur der Zusammenkunft Heinrichs des Löwen und seines Stiefvaters, des Jasomirgott, zu Enns umständlich entwickelt, aus dem ein tüchtig unwissender Ultra den Schluß zog: »Zwar sey 1156 die Mark ob der Enns unrechtmäßig (!!) von Baiern abgerissen worden. Aber Heinrich der Löwe habe sichs trotz dessen nicht verwehren lassen, seine Souverainetätsrechte über das Land ob der Enns fortan auszuüben. Erst von 1180, von der Aechtung Heinrichs des Löwen, beginne die Herrschaft der Babenberger in Oesterreich.« (!!)

Es ist in der That ein seltsamer Zufall, daß jene goldene Bulle des Barbarossa für den Jasomirgott, jene Perle der österreichischen Hausprivilegien, bis auf diese Stunde noch niemals ganz korrekt abgedruckt worden ist, denn selbst der Abdruck in des Piaristen Adrian Rauch österreichischer Geschichte, hat grobe Fehler, nur allein jener in Schrötters österreichischem Staatsrecht ist echt, bloß die Anrufungsformel fehlt. Dasselbe gilt von den Abdrücken in Streins Landhandfeste, in Fuggers Ehrenspiegel, im churmainzischen Vidimus, in Hornecks historischer Anzeige der Privilegien Oesterreichs. Der Reichshofrath Freyherr von Senkenberg war der erste, der den Abdruck in seinen: »Gedanken vom Gebrauche des uralten deutschen Bürger- und Staatsrechtes,« vom Original des 1752 auf des Fürsten Kaunitz Befehl reorganisirten Staatsarchives genommen, und zugleich die goldene Bulle dazu hat stechen lassen. — Es ist kaum glaublich, daß diese wahrhaft einzige Staatsurkunde beynahe durch ein Jahrhundert verborgen geblieben, und nur von späteren, fehlerhaften Transsumpten und Vidimus, selbst am Reichstage ämtlicher Gebrauch gemacht worden ist. Fried-

rich IV. hatte die wichtigsten Hausurkunden vor Mathias Corvin, zu seinem Vetter, Erzherzog Sigmund, in die tyrolischen Berge geflüchtet. — Max I. liebte dieses Land vor allen. — Es war der Mittelpunkt aller seiner politischen und strategischen Kombinationen in den schweizerischen, venetianischen, mailändischen und französischen Kriegen. Zu Innsbruck organisirte er sein Schatzarchiv, und während der Theilung in mehrere Linien, während der Verlegung der Residenz nach Prag unter Ferdinand I., Max II. und Rudolph II., während der Stürme der Reformation und des dreyßigjährigen Krieges, ja bis zum Achner Frieden, bis zu Kaunitzens Ministerium und zur Zentralisation eines Wiener Staatsarchives aus den zerstreuten Urkundenschätzen der Provinzen, durch den Hofrath Rosenthal 1752, blieb das Innsbrucker Archiv bey weitem das wichtigste. Auch das von Gräz war reichhaltiger, als die lückenhafte und dürftige Wiener Schatzregistratur. — Jene goldene Bulle blieb zu Innsbruck, bis, nach dem Erlöschen der tyrolischen Seitenlinie mit dem Erzherzog Sigmund Franz, Leopold I. Tyrol und die Vorlande für immer dem Hauptkörper der Monarchie anschloß, die wichtigsten Hausurkunden und die ausgezeichnetsten Geschäftsmänner mit sich nach Wien nahm, und Lambecius jene starken Griffe that in die Alterthümer von Ambraß, zumal in den unübertroffenen Handschriftenschatz für altdeutsche Heldensage und Lied. — Nur so war es möglich, daß selbst die verdienten Historiographen des Hauses, Wolfgang Lazius und Franz Guillimann nie ein Original, immer nur Transsumpten gesehen, daß sie sich die unsägliche Mühe gegeben haben, ihre unvermeidlichen Dissonanzen gleichwohl zusammenzwingen zu wollen, wodurch die Unrichtigkeit immer steigen mußte, und daß Guillimann selbst einen wesentlich fehlerhaften Abdruck geliefert hat. Geschah nun dieß am grünen Holze, was mußte nicht am dürren geschehen? — Der sonst gründliche und unparteyische Mannert sagt I. 172: »Das Original im österreichischen Archive habe im Verlauf der Jahrhunderte Beschädigungen erhalten, und so auch die spätere Bestätigung desselben von 1245 durch Friedrich II. Deßhalb sey 1437 beschlossen worden, eine neue Ausfertigung desselben durch den Bischof Leonhard von Passau machen zu lassen (Du Mont, corps. diplom. T. I. p. 81). Er habe sie besorgt, vielleicht nicht ganz zum Vortheil des Hauses Oesterreich, aus Mangel hinreichender Kenntniß des früheren Zeitalters. — So seyen die Stellen hineingekommen: Erscheint der Herzog von Oesterreich auf dem Reichstage, so hat er gleichen Rang mit den Palatinis Archiducibus, und nimmt bey der Sitzung den ersten Rang nach den Electoribus

Principibus ein.« Aber Palatini Archiduces habe es zu keiner Zeit gegeben; der Titel Archi wurde bloß bey geistlichen Personen angewendet, bis die Päpste ihn auf die Amtswürde übertrugen, welche die Churfürsten bey der Kaiserwahl in Ausübung brachten, und den Namen Churfürst kannte das Zeitalter K. Friedrichs I. noch nicht in dem beschränkten Begriffe als Vorrecht irgend einer Familie oder eines Landes.«

Mannert spricht hiebey ohne die geringste Leidenschaftlichkeit gegen Oesterreich, ohne die geringste wissentliche Verletzung der historischen Treue — und dennoch enthält die eben angeführte Stelle beynahe eben so viele Unrichtigkeiten als Worte.— Von dieser durch Friedrich II., Rudolph I., Friedrich III. und Karl V. namentlich und meist mit wörtlicher Einrückung bestätigten Urkunde, hat im österreichischen Staatsarchive niemals eine zweyte, verschiedene Urkunde, niemals ein Auszug (ähnlich oder unähnlich jenem des Chronicon Augustense), niemals ein Duplikat existirt. — Die angeblichen Beschädigungen sind eine helle Erfindung! Wenige Dokumente sind so vollkommen, gut und schön, ohne das mindeste Gebrechen erhalten.— Weit entfernt, daß Bischof Leonhard sie wegen Beschädigungen hätte transsumiren müssen, sagt sein Vidimus, dessen Anlaß und Zweck 1437 nicht zu errathen ist, vielmehr gerade das Gegentheil, und gibt ausdrückliches Zeugniß für die treffliche Erhaltung dieses Diploms, das wir hier zum ersten Male genau beschreiben wollen.

Der Stoff ist Pergament, das Format länglich, die Breite 27″, die Länge, ohne Ueberbug, 32″ Zoll.

Das Chrismon ist ein großes C.

Die Anrufungsformel und der Titel des Kaisers, welche die ganze erste Zeile einnehmen, verlängerte, oder Frakturschrift, in den Zügen überhaupt der Charakter der hohenstauffischen Zeit, und insbesondere die völligste Uebereinstimmung mit der gleichzeitigen Berchtoldsgadner goldenen Bulle Friedrichs.

Das allgemeine Abkürzungszeichen &

Statt *ae* meist einfaches e, zuweilen auch mit Cedille.

Das i nicht punktirt.

Das kleine r reicht durchgehends über die Zeile hinab.

Das Bindewort et, gewöhnlich 7, zuweilen auch &.

Statt W ein einfaches u, zuweilen auch zwey zusammengeschobene vv, z. B. Harthuicus, Svvineshud.

Statt v zuweilen u, z. B. conuelli. — Statt i einige Male y, z. B. Hystria, ydoneus.

Die Monogrammsformel, verlängerte Fraktur. — Das Monogramm das gewöhnliche dieses Kaisers.

Die Recognitionsformel gewöhnliche Schrift, wie im Text der Urkunde; — kein Recognitionszeichen.

Kein Actum. — Jahr und Datum mit römischen Zahlzeichen ausgedrückt.

Die goldene Bulle hängt an wohlerhaltenen, dunkelrothen Seidenfäden.

Vorderseite: des Kaisers Brustbild, in der Rechten den Lilienzepter, in der Linken die Weltkugel mit dem Kreuze.

Umschrift: †. Fredericus, (im Titel des Kaisers: Fridericus) Dei gra Romanorm̄ Imperator aug·s.

Rückseite: Stadtbild.

Umschrift: †. Roma caput mundi,
regit orbis frena rotundi.

Der Abdruck bey Du Mont mit dem Vidimus des Paßauer Bischofs Leonhard, wo die goldene Bulle von 1156 in die Bestätigung Friedrichs II. von 1245 inserirt ist, jener bey Miräus op. dipl. I. 539. Urk. 52, des Arenpeck bey Petz I. 1195 und des Cuspinian, enthalten im Wesentlichen alle die Vorzüge des alten und einzig wahren Diploms. Doch auch in diesen sind zahlreiche Wort- und Namenfehler, — so fehlt bey Miräus, das Augustus, — nostra debet imperialis auctoritas praecavere, das Pax, a quo est coelitus missa (pax) super terram, — dilectissimum statt Karissimum, — imperii statt imperatoris — bey Jasomirgott, ducem Bavariae statt ducem Austriae — ad seniorem *familiae*, statt ad seniorem *filiam*, eine vorsetzliche Verfälschung von größtem Belange!! — Gaverstlun statt Gawertschin, — Arnpeck hat z. B. statt in generali, in *humili* nostra curia Ratisbone. — Unter den Zeugen ist bey Miräus und Arnpeck Verwirrung und Verfälschung, — Bischof Konrad von Paßau, der in der Urschrift als Zeuge steht, fehlt in den meisten Abdrücken. Dem Herzog Friedrich ist ganz willkürlich das Comes Palatinus Rheni beygefügt, was allein dem weiter unten stehenden Pfalzgrafen Hermann gebührt. Beym Markgrafen Diepold ist hinzugefügt: de Vochburch, und de Schiern et Witelsbach, beym baierischen Pfalzgrafen Otto und seinem Bruder Friedrich. Aus dem Markgrafen Albrecht von Staden wird einer von Baden, Burghausen wird zu Pirchhausen, und Graf Rudolph von Schweinfurt gar ein Schweinhund ꝛc.

Dieß ist aber Alles in gar keinem Vergleich mit den, 1733 (in den Tagen der lebhaftesten Vorbereitung zur Anfechtung der beschwornen pragmatischen Sanktion Karls VI., des weiblichen Nachfolgerechtes und der übrigen glänzenden Vorrechte dieses Privilegiums), in Lünigs zwar überhaupt äußerst fehlerhaftem cod. germ. dipl. herausgegebenen drey, unter sich ganz

verschiedenen und widerstreitenden Abdrücken. Jener des Andreae Presbyteri chron. bavar. in Schilters script. rer. germanic. ist mit dem Lünigschen Nr. 3. beynahe gleichlautend. Alle sind durch ungeheure Auslassungen und Verfälschungen des unbestreitbaren Grundtextes völlig unbrauchbar. An mehreren Stellen ist die publicistische Absicht der Verfälschung ganz handgreiflich. — Im Einzelnen bemerken wir nur Einiges:

1) Fridericus primus, st. Fridericus;
   Anosi, st. Anasi;
   Marchio Austrie, st. Dux Austrie;
   dictam Marchiam (ausgelassen);
   Marchiam Austrie, st. Marchionatum Austrie et dictam Marchiam;
   et Liberis ausgelassen;
   que Clypeus et Cor. Imp. ausgelassen:
   Liberalitatem, st. Libertatem.
2) Cum omnibus beneficiis: *quae quondam Marchio Leopoldus habebat a ducatu Bavariae* (hinzugesetzt);
   Minui videretur, st. minuatur;
   Marchiam Austr., st. Marchionatum Austrie et dictam Marchiam supra Anasum;
   Si autem praedictus Dux et ejus uxor absque liberis decesserint. libertatem *habeant*, eundem Ducatum affectandi, cuicunque voluerint;
   Nullam quoque expeditionem, nisi quam imperator forte *in regna vel provincias Austriae* veniens ordinaverit.
3) Hat alle Verfälschungen wie Nr. 2. und noch überdieß folgende Stellen:
   Nisi quod ad curias, quas imperator praetexerit *in Bavaria*, evocatus veniat;
   Nisi forte, quam imperator in regna vel provincias, *austrie vicinas* ordinaverit;
   Bey Schilter steht unter den Zeugen:
   Eps tridentiensis, Marchio de Pudera, mehrere Zeugen sind ganz ausgelassen.

Es existirten allerdings mehrere Vidimus, Transsumpten oder Notariatsinstrumente über diese berühmte goldene Bulle Friedrichs I. von 1156. Aber kein einziges derselben hat wesentliche Auslassungen oder Fehler, wie jene, den späteren, vagen, und mit sich selbst widerstreitenden Angaben des Chronicon Augustense nachgebildeten Abdrücke. — Das vollkommen unbeschädigte, herrlich erhaltene, über jede diplomatische oder paläogra-

phische Anfechtung erhabene Diplom ist allein hier die Richtschnur. — Lange vor jenem Vidimus Bischof Leonhards hatte der, für die Rechte seines Hauses besonders wachsame Rudolph IV., alle in jener goldenen Bulle verliehene, von drey Hohenstauffen, dem ersten und zweyten Friedrich, und Heinrich dem VII. gegebenen, und so wie von Rudolph I. bekräftigten Privilegien in buchstäblich strenge Ausübung gebracht. So den Archidux Palatinus (den nach Mannert jener der Vorzeit unkundige Leonhard erfunden haben soll?), so das Erzamt, so den ersten Rang im Fürstenrathe, die Parifikation mit den Churfürsten. Rudolph gab viele seiner, mit allen äußeren Zeichen hoher Ansprüche ausgestatteten Urkunden: »von kaiserlicher Machtvolchomenhait, die wir von dem heiligen Reich haben in unsern lannde zu Oesterreich,« — weil nach dem Fridericianum das Reich sich jeder Hoheit, ja jedes Lehenrechtes in Oesterreich begeben hatte, den Herzog als Gränzhüter wider Ungern und Slaven wirklich zum Depositär kaiserlicher und Reichsrechte delegirend. Karl IV., sein Schwiegervater, und dabey sein ärgster Gegner, dieser hinterlistige Feind beyder Häuser Habsburg wie Wittelsbach, bewog ihn zwar, den Pfalz-Erzherzogs-Titel und den Herzogstitel von Schwaben und Elsaß zeitweise wieder abzulegen, aber nur gegen ausdrücklichen Revers Karls: »daß die etlichen Dinge, so (Rudolph), Kaiser und Reich zu Ehren und Lieb gethan, demselben und seinen Nachkommen bey chünftigen römischen Kaisern unschädlich seyn sollen?« — Dem Jasomirgott ertheilte der Barbarossa jenes Privilegium, weil, wie das Chronicon Augustense sagt: »ejusdem magna nobilitas et multa exigebat »honestas, ut *nomen ducis* non perderet,« und Rudolph IV. brachte ihre Ausdrücke in buchstäblichen Vollzug, weil Karls IV. goldene Bulle offenbar auch gegen Oesterreich gerichtet war, überhaupt auf Verringerung der Fürsten, und auf desto glänzendere Auszeichnung des geschlossenen Kollegiums der Churfürsten.

Mannerts Einwurf, »die Zeit Friedrichs I. habe ihn noch nicht gekannt, den Namen Churfürst, in dem beschränkten Sinne des Vorrechts irgend eines Landes oder Familie« würde jeden Anfang einer Sache, jeden Uebergang zu einer offenbaren Apokryphität machen Das Vorgewicht der Wahlfürsten und der Hauptnationen tritt schon bey Lothars Wahl entscheidend heraus. Das Hausprivilegium König Heinrichs VII. für den Babenberger Leopold den Glorreichen nennt sie schon ausdrücklich *Electores*, und jene Fürsten, *quorum juris est*, *Romanorum regem eligere*. Der Titel Archidux war zwar neu, aber auch die Sache war

neu, und die Nothwendigkeit am Tage, für die Parifikation des neuen Herzogs, mit den alten, großen Herzogen der vier Hauptnationen eine genügende, staatsrechtliche Bezeichnung zu finden. — In der sogenannten neuen Urkunde, die (noch einmal sey es gesagt, weder existirt noch je existirt hat) sind gar keine neuen Vorrechte, sondern in den willkürlich verfälschten Abdrücken vielmehr die wichtigsten derselben ausgelassen, zur Unbedeutendheit herabgewürdigt, oder sinnlos entstellt. Nach dieser Voraussetzung können wir der Stelle Mannerts keinen rechten Sinn beylegen: »Das Haus Oesterreich bedurfte ähnlicher Ausschmückungen nicht. Seine Größe steht auf sicherem Fuße durch die alte Urkunde, wodurch der Herzog vom römischen Reich beynahe unabhängig gemacht wird. Das neue Diplom (von 1437 — ??) wurde bald verbreitet — Ich finde es zum ersten Mal bey Cuspinian und bey Arenpeck.«

Aber Cuspinian hat in der Austria das echte, alte und vollständige Diplom Friedrichs I. eingeschaltet in jenes Friedrichs II., und an einem anderen Orte spricht er: »Si quis super hac re privilegia, quibus Ducatus est Austriae ornatus et a Friderico II. corroboratus, scire desideraverit, is adeat librum tertium Thomae de Haselbach Annalium.« — Mannert sagt aber von Haselbach, den er einen »einsichtsvollen« Oesterreicher nennt (eine Ehre, die ihm selten widerfahren ist), er gebe an gehöriger Stelle, bey der Standeserhöhung des Herzogs Heinrich, das alte Diplom wörtlich, mit unbedeutenden Abweichungen (chron. Austr. ap. Hier. Pez. script. Austr. II. 710), vom späteren Diplom von 1437 rede er gar nicht. — Ein solches existirte niemals, wie wir oben bemerkten, Haselbach aber, dieser große Fabelhans, liefert nur einen liederlichen, verfälschten Auszug, oder vielmehr nur den Eingang, mit der Bemerkung, der Ueberrest finde sich im dritten Buche, und dort bezieht sich der Herausgeber Pez auf das Diplom, wie er es in Arenpecks Chronik gegeben habe. — Somit kann hiebey von Haselbach gar keine Rede seyn.

Das böse Uebel zwischen Welfen und Weiblingern heilte Friedrich hier durch einen, ins innerste Wesen des Reichsverbandes in Südost gethanen, eben so scharfen Riß, wie das unabhängige Slavenreich Heinrichs des Löwen in Nordost war. — Doch wir kehren nach dieser, von Raumer allzurasch in wenigen Zeilen abgefertigten Digression wieder zum Hauptfaden zurück.

Friedrichs Scheidung von Adelheiden von Vohburg, die Heirathsunterhandlungen mit dem Hofe, welcher noch immer für den ersten in der Welt galt, mit dem griechischen, zerschlagen sich, übertriebener Forderungen wegen; Friedrich vermählt sich mit

Beatrix, der Erbtochter von Burgund, sein Anrecht auf diese Weise fester begründend, als blos auf die allgemeine Oberhoheit der Kaiser, die Friedrich übrigens eben so über Polen geltend machte, als er sie über Ungern also auszubreiten versuchte, wie sie unter Heinrich III., während des erbitterten Kampfes zwischen Christenthum und Heidenthum und des Thronzwistes zwischen Peter und Aba wirklich gewesen war. Hatte Friedrich in der That solche Absichten, so war es unklug, den Flüchtling Stephan trostlos über Venedig nach Konstantinopel zu entlassen, bloß weil Geysa 500 Reiter zur Heerfahrt wider Mailand anbot. Verhaßt aber war diese Kaiserhoheit dem slavischen und magyarischen, so wie den nordischen Völkern über alle Maßen. Am besten beweist dieses, wie die Böhmen ihren Wladislaw empfingen, als er mit einer, aus Friedrichs Hand erhaltenen Königskrone nach Hause kam. — Den Tag zu Würzburg besuchten übrigens Gesandte aus Konstantinopel, aus Italien, aus England, Dänemark, Spanien und Frankreich. Das Reich Arelat schien wieder hergestellt, und Friedrichs Zepter erstreckte sich bis in die Provence. Dennoch schien das Ferne enger verbunden, als das Nahe, und während unabhängige Reiche sich in Ehrfurchtsbezeigungen gegen ihn überboten, ließ es das im strengeren Sinne seiner Botmäßigkeit unterthane Italien nicht bloß an Ordnung und Gehorsam fehlen, sondern auch an Achtung und Anstand.— Es werden nun die Normannen, die Lombarden und Rom näher betrachtet, der Uebergang der Macht K. Rogers an den schwachen Wilhelm. Des Großadmirals und unumschränkten Günstlings Majo, Sohns eines Oelkrämers, überkühne und blutige Anschläge auf den Thron. Gleichzeitiger Krieg wider den Papst und die Griechen, Anfangs höchst gefährlich, aber mit Wilhelms Anerkennung, und mit treuloser Preisgebung der mißvergnügten Baronen endigend.

Nicht bloß der Erzbischof Eskyl von Lund wurde geplündert, sondern sogar die beyden Machtboten des Kaisers an den Papst; die Kardinäle Hyacinth und Heinrich wurden, wiewohl begleitet von Bischof Albrecht von Trient, einem in dieser Umgegend mächtigen Herrn, von den Grafen von Eppan, Friedrich und Heinrich, geplündert, in den Kerker geworfen, und nur gegen Bürgschaft freygelassen. Die Nachricht von dieser Gewaltthat an den päpstlichen Friedensboten traf den Kaiser und Heinrichen den Löwen in Verden. Der gelehrte und fromme Probst Gerhoch von Reichersberg, schon als Knabe ein Günstling Heinrichs des Stolzen, mahnte den Herzog zur schleunigen Rache des Frevels. Hartmann, Bischof zu Brixen, nicht minder. Der Löwe brach auch schnell auf, und er, das Haupt der Welfen, züchtigte jene Welfen, die Eppaner nämlich, also, daß jene That wirklich ein

Wendepunkt ihres Glückes, und der Anstoß ihres zunehmenden Verfalles geworden ist. Ihrer Abkunft getreu, blieben sie inmitten des tyrolischen Hochgebirgs die Verfechter der Welfischen Sache; ihre Nachbarn hingegen, die Grafen von Tyrol und Schirmvögte von Trient, echte Gibelinen, wichtig für die Kaiser; weil über Brixen und Trient ein kürzerer und viel bequemerer Weg längs der Etsch ins Herz Italiens führte, wichtig, um in diesen starken Pässen durch Theilung zu herrschen, dem lombardischen Freyheitsschwindel und Städtegeist aber, das Eindringen in Deutschland zu verwehren, oder doch zu erschweren.

Der Kardinal Roland zeigte schon als Gesandter zu Besançon, wo sein hoher, starrer Sinn es eigentlich war, der Kaiser und Papst wider einander in Harnisch brachte, was man als Alexander III. von ihm zu erwarten habe. — Gegen ihn vertrat Otto von Wittelsbach eben so kühn die deutsche Ehre, als an der Etschklause. Der Trotz der Mailänder schäumte über. Im Namen der Freyheit übten sie tyrannische Willkür, zerstörten Lodi, zogen Brescia und Piacenza an sich, erzwangen von andern Städten die Huldigung, demüthigten den Markgrafen von Montferrat, stellten das zerstörte Tortona wieder her, ihm drey bedeutungsvolle Geschenke sendend, eine Posaune von Erz, zur Berufung des jetzt wieder freyen Volkes, eine weiße Fahne mit rothem Kreuz, zum Zeichen blutiger Erlösung, und der Wiederkehr des Friedens, eine Fahne mit der Sonne (Mayland) und dem Monde (Tortona), der nur allein von jener, Licht und Leben empfange.

Friedrichs zweyte Heerfahrt nach Italien (1158), voraus der Kanzler Rainald und Otto von Wittelsbach. — »Otto, der Ahnherr des baierischen Königshauses, war groß und fest gebaut, von länglichem, braunem Gesichte und langen schwarzen Haaren: Rainald hingegen kleiner, zarter und blond. Jener neigte sich mit großer Leidenschaftlichkeit zu Krieg, Strenge und Gewalt: dieser erschien heiter, mittheilend, freundlich und dennoch von hohem Gemüth, und jeder Ausdauer fähig. Den Vortheil seines Kaisers, dem er unbedingt ergeben war, wußte Rainald durch Redlichkeit, Vorsicht, Beredsamkeit, Kenntnisse und Scharfsinn nicht minder zu befördern, als Otto im Kampfe, und indem beyde, der Geistliche wie der Ritter, eben in diesen Verschiedenheiten ihren eigentlichen Beruf festhielten, schienen sie, zu gemeiner Wirksamkeit auf kluge Weise verbunden, einen Inbegriff der trefflichsten Eigenschaften zu bilden.«

Mailands Bedrängniß. Die Belagerung. Heldenmüthiger Widerstand, und eben so löwenkühner Angriff. Der Böhmenkönig, der Herzog von Oesterreich, die Grafen Eckbert von Pütten, und Albrecht von Tyrol. — S. 93. Es gab 1158 keinen

Herzog Friedrich von Oesterreich, noch weniger war Albert ein Graf von Andechs und Tyrol. Die Verwirrung in den tyrolischen Geschichten vom eilften bis in die Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts stammt großentheils aus der Vermischung der in jenen Bergen herrschenden Geschlechter Andechs und Tyrol, zum Theil auch Eppan und Tyrol, Görz und Tyrol.

Der Auszug der Mailänder, der Klerus voran, darauf die Edlen und der Rath und die zwölf Bürgermeister barfuß, die bloßen Schwerter am Nacken hangend, endlich das Volk mit Stricken um den Hals, bleich und abgezehrt, und in Lumpen durch das zu beyden Seiten stehende Heer vor den kaiserlichen Thron, von dem ihnen Gnade erging.

Das große Heerlager auf den Ronkalischen Feldern. In der Mitte des Kaisers Prunkgezelt, herum die der übrigen Fürsten, nach Maßgabe ihrer Würde, darauf die Zelte des Heeres in geraden Reihen und Straßen, die Deutschen diesseits, die Italiener jenseits des Po. Die Künstler, Kaufherrn, Handwerker und Handelsleute in einem besonderen Lager, gleichsam in der Vorstadt dieser schnell entstandenen, wunderbaren Stadt. Die großen Rechtsgelehrten und die Ronkalischen Beschlüsse: allgemeiner Landfrieden, Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit der Lehen, Festsetzung der Regalien oder Hoheitsrechte, Besetzung der obrigkeitlichen Personen in den Städten durch den Kaiser mit Beystimmung des Volks, Begünstigung der Hochschulen und der Studierenden. Die Genueser leisteten zwar auch den Lehenseid, wurden aber von den Lasten der übrigen Städte losgezählt, weil ihre Flotten alle südlichen Küsten gegen die Raubzüge der Ungläubigen sicherten. Der Papst, über seine steigende Macht aufmerksam, legt ihm stolze Bedingnisse vor, die Friedrich eben so beantwortet. Bald brach auch der Streit mit den italienischen Städten wieder aus, da die kaiserliche Parten, auf das römische Recht hinweisend, in den Ronkalischen Beschlüssen nur eine, zur Bändigung der Anarchie durchaus nothwendige Erhöhung des Gesetzes und des kaiserlichen Ansehens fand, die Städte aber unter schwachen Herrn gar vieles offenbar widerrechtlich an sich gerissen hatten, und es durch Verjährung für ewig gesichert glaubten, so wie sie die Ernennung ihrer Obrigkeiten durch den Kaiser als einen Zustand willkürlicher Gewalt, und ihre Beystimmung dazu für eine zu nichts helfende leere Förmlichkeit hielten. Der Ungehorsam der Städte begann selbst bey Kleinern, und zu Mailand entgingen des Kaisers Abgesandte nur mit genauer Noth der Volkswuth. Trezzo, worin des Kaisers Schatz, wurde von ihnen erobert. Doch bald sah sich Mailand vom zürnenden Kaiser umstellt, Aecker und Wein-

berge verwüstet, die Bäume umgehauen. Verzweifelter Widerstand von Crema, das geplündert und verbrannt wird. — »Wenn die Lombarden auch die persönliche Gesinnung Friedrichs ehren mußten, der mit eigenen Händen einen ermüdeten Kranken aus dem engen Wege heraustrug, so konnten sie doch seine monarchische Ansicht der öffentlichen Verhältnisse und die darauf gegründete Strenge nicht begreifen; und wenn er auch wiederum seinerseits ihren Heldenmuth ehrte, so schien ihm doch das Grundübel der Empörung alles andere Gute zu vernichten. Der Geschichtschreiber, außerhalb des Kreises leidenschaftlicher Parteyung hingestellt, kann nur bedauern, daß die Würde beyder Ansichten und die Hoheit beyder Theile durch ein übertrieben grausames Verfahren getrübt ward, welches in den Sitten jener Zeit zwar eine Erklärung und Entschuldigung, aber keine vollkommene Rechtfertigung findet.«

Zwistige Papstwahl nach Hadrians IV. Tode (1159), Viktor IV. und Alexander III., dieser große Feind des großen Barbarossa. Streitige Fragen über die Papstwahl. Alexander spricht den Bann über den Kaiser und über seinen Viktor. Der seltene Kampf wider die Mailänder bey Carcano, in welchem beyde Theile besiegt wurden, aber alle Heftigkeit eines Meinungs- und Vertilgungskrieges hervorleuchtete, so wie bey dem unvorsetzlichen Anfalle der Mailänder Gesandten, die mit freyem Geleite daherzogen, dessen der Kanzler Rainald und seine Schaar unkundig geblieben war.

Die zweyte Belagerung Mailands, dieses Mittelpunktes aller Fehden, dieses hartnäckigen Verfechters der Kirchenspaltung, welches, wie Friedrich sprach, durch seine Nachsicht nur zum Rückfall in die alten Frevel aufgereizt worden sey. — Der erste März des Jahres 1162 war endlich der Tag, an welchem Mailands Bürgermeister, vor der Versammlung der Fürsten sich niederwerfend, auch Mailands unbedingte Unterwerfung verkündigten, alsbald auch die Schlüssel aller Burgen und Thore und die 36 Hauptfahnen überlieferten — Am 6. März nahte endlich das ganze Volk, in hundert Schaaren abgetheilt, mit Stricken um den Hals, Asche auf dem Haupte und Kreuzen in den Händen. Man erblickte einen Wagen von starkem Bau und dicht mit Eisen beschlagen, in dessen Mitte sich ein hoher Mastbaum erhob, durch Metall, Ringe, Bänder und Stricke aufs geschickteste befestigt. Den Gipfel schmückte das Zeichen des Kreuzes und der Segen austheilende h. Ambrosius. Dieß war das Carroccio, das erste Feldzeichen Mailands. Der Kaiser saß während dessen bey Tische, und ließ die Mailänder, das Fest ihrenthalben keineswegs unterbrechend, im ärgsten Regen war-

ten. Endlich erschien er auf erhöhtem Throne in der Mitte seiner Großen, und sobald ihn jene erblickten, schwenkten sie noch einmal die Fahnen und stießen noch einmal in die Posaunen; mit dem letzten Tone schien Mailands Größe zu verhallen. Still ging nun der lange Zug vor dem Kaiser vorbey, und jede Abtheilung legte Fahne und Posaune zu seinen Füßen nieder. Jetzt stand das Carroccio ihm gegenüber: da ließen dessen Führer geschickt die Stricke nach, der ungeheure Baum senkte sich, gleichsam dahinsterbend, zu Boden, und als man den Wagen nicht — wie des Fürsten Wink befohlen — durch die zu engen Thore hindurchbringen konnte, wurde der feste Bau durch überlegene Gewalt in Stücke zertrümmert. So war denn auch nicht einmal ein Zeichen mehr übrig, dem Mailand vertrauen konnte, und der innere und stumme Schmerz brach in lauten Jammer aus, und in unermeßlicher Wehmuth stürzten alle zu Boden, um Christi willen Erbarmung erflehend! Der Graf von Blandrate, jetzt unter den Siegern, trat hervor, um für seine ehemaligen Freunde und Genossen zu bitten; Thränen waren in den Augen aller Fürsten, nur des Kaisers Angesicht und Haltung blieb unverändert. Erst, als durch Kanzler Rainald die Urkunde unbedingter Unterwerfung vorgelesen, und von allen Mailändern anerkannt war, erhob er sich und sprach: »Die Milde, welche sich mit Gerechtigkeit verträgt, soll euch zu Theil werden. Ihr habt nach dem Gesetze alle das Leben verwirkt, ich will es allen schenken, und nur solche Maßregeln ergreifen, wodurch es euch unmöglich wird, künftig ähnliche Verbrechen zu begehen.«

Der harte Spruch lautete: »Mailand soll leer und wüst seyn! Binnen acht Tagen verlassen alle Bewohner die Stadt, und bauen sich in vier Flecken an, von denen jeder zwey Meilen vom andern entfernt ist.« — Friedrich selbst sagt: »Fossa complanamus, muros convertimus, turres omnes destruimus, ipsam civitatem in ruinam et desolationem ponimus.« Am 26. März zog der Kaiser mit Heeresmacht, nicht durch ein Thor, sondern durch die niedergeschmetterte Mauer in die übermüthige Stadt. Zertrümmert aber wurde eigentlich nur alles, was zur Befestigung gehörte. Geplündert wurde nicht, die Häuser nicht niedergerissen, die Kirchen nicht zerstört, kein Salz auf den mit dem Pfluge aufgerissenen Boden als Zeichen ewiger Verwüstung ausgestreut; ja es blieb sogar ein Theil der äußeren und der größte Theil der inneren Mauern übrig: doch auch das, allen einzelnen Verlust weit hinter sich lassende größte Unglück blieb: der Untergang von Mailands Unabhängigkeit, die Auflösung seiner bürgerlichen Gemeinschaft und das Ende einer zeither zwar oft willkürlichen, aber immerdar glänzenden Laufbahn.

Wie von der Königs- und Kaiserkrönung, so zählte Friedrich nun auch seine Urkunden: »A destructione Mediolani.« — Ein Zehntheil der Beute gab er den Klöstern. In Pavia hielt er ein herrliches Dankfest, und jetzt mochte er die Krone wieder tragen, die er verschworen, auf sein Haupt zu setzen, bis er Mailand gebändigt hätte. Jetzt war er weltlicher Herr von Rom bis Lübeck, er mochte den Pisanern und Genuesern Stücke von Apulien versprechen, und von Sicilien und vom Schatze König Wilhelms. Auch mochte er urkundlich sagen: »Non solum in terra, sed etiam in mari gloriam et honorem Romani imperii dilatare omnibus modis et corroborare intendimus et desideramus.« — So mochten seine Geschichtschreiber in Wahrheit sprechen: — »Ibi etiam Princeps eo quod omnibus in propriis Imperii finibus, ad ejus voluntatem compositis, virtutem animi, quam *intus* gerebat *extra ferre* disponeret, Ungaris bellum indicere, ipsosque ad Monarchiae apicem reducere volebat.« — Dieß Uebergewicht erstreckte sich auch auf geistliche Dinge, doch nur in seinem Reiche. Die übrigen Staaten wollten keinen scheinbar kaiserlichen Papst, und fürchteten die Vereinigung des geistlichen und weltlichen Schwertes in einer Hand. Die Christenheit war damals noch viel zu sehr ein einiges Ganzes, und die Frage über den wahren oder falschen Papst griff viel zu tief ein in alle und jede Verhältnisse der Kirche, des Staates, der Stifter und Klöster, ja der einzelnen Familien, als daß die fortdauernde Spaltung nicht allgemein als ein sehr großes, auf jede Weise zu beseitigendes Unglück erschienen wäre. — Alexander hatte allenthalben das Uebergewicht einer großen und edlen Persönlichkeit. — Die Kirchenversammlung zu Toulouse Friedrichs I. und Ludwigs VII., die Zusammenkunft in Launes fruchtlos aufgelöst, mit ihr die Hoffnung auf den Kirchenfrieden nicht ohne Schuld aller Theile vernichtet. Alexander stand da als ein Kämpfer für den Himmel und für die Freyheit auf Erden, der Barbarossa schien die irdische Ordnung überschätzen und den Himmel bestürmen zu wollen.

»Während im Süden kühne Lombarden und standhafte Päpste den großen Kampf für die Freyheit und die Kirchenherrschaft gegen den gewaltigen Kaiser unternahmen, fochten im Norden Deutschlands die Slaven mit nicht geringerem Muthe für ihre Unabhängigkeit und ihren alten Glauben. Ein kleines, zerstreutes, an den Rand der Ostsee verdrängtes, nicht durch Mauern und Städte geschütztes, oder durch staatsrechtliche Verbindungen und tiefe Einsichten gestärktes Volk, überließ sich seinen ursprünglichen natürlichen Gefühlen, und widerstand dadurch so viele Jahre einem Manne, der nächst dem Kaiser der größte

Fürst seiner Zeit war. Heinrich der Löwe hatte einen festen, durch ritterliche Uebungen aller Art gekräftigten Körper, ein offenes Gesicht, große schwarze Augen, dunkles Haar und einen starken Bart. Er war ein Feind aller Trägheit und Ueppigkeit, tapfer, streng, ausdauernd, und in dem allen seinem Vetter und Freunde, dem Kaiser, ähnlich. Doch überleuchtete im Ganzen das blonde Geschlecht der Hohenstauffen das braune der Welfen, und bey aller Trefflichkeit ist keiner von diesen dem ersten Friedrich an Heldensinn und Kriegsmuth, oder dem zweyten an hoher und umfassender Geisteskraft gleichzustellen.«

»Sachsen und Baiern war dem Herzoge zugesprochen, er fühlte aber sehr richtig, daß, bey des Kaisers entschiedener Uebermacht im Süden, nicht dort, sondern nur an den Küsten der Ostsee eine Möglichkeit weiterer Vergrößerung gegeben sey. Indessen bedurfte es zur Ausführung dieses Planes doppelter Tüchtigkeit und Anstrengung, weil nicht allein die Slaven, auf deren Bezwingung es abgesehen war, tapfer widerstanden, sondern auch deutsche Fürsten und Prälaten als Nebenbuhler des Herzogs auftraten, welcher, nach der Klage des Erzbischofs Hartwig von Bremen, die Erzbischöfe behandelte, wie seine Kapläne. Die Slaven wollen Christen werden und Zehenten geben, wenn ihnen gleiche Rechte mit den Sachsen bewilligt würden. — Heinrich der Löwe, mit seinem durch die italienische Heerfahrt ausgeleerten Schatze, bekümmerte sich mehr ums B e z a h l e n, als ums B e k e h r e n, und suchte das Letztere mehr durch Härte zu erzwingen, als durch Milde herbeyzuführen. Er erzwingt auch die Abtretung Lübecks, erklärt es als Freyhafen, und ging immer rascheren Schrittes dem Ziele völliger Unabhängigkeit entgegen. Als Bischof Gerold, der Pronos (Prowo's) Eichenhain angezündet, slavisch predigen ließ, häuften sich die Bekehrungen, der Bischof aber, der Herzog und sein alter Feind, Graf Adolph von Hollstein, kehrten ihre Kräfte wider Dänemark. — Suenos Tyranney und Flucht. Waldemar und Kanut. Der Thronbewerber Zusammenkunft auf Odensee, auf Laland und Roschild, die Kanut das Leben kostet. Der glücklich entflohene Waldemar aber siegt ohnweit Wiborg, und den Tyrannen, der bald im Morast erstickt wäre, schlägt ein Bauer mit dem Beil vor den Kopf. — Waldemar brachte endlich nach langer Gesetzlosigkeit Dänemark zur Ruhe und zur Macht, und sicherte diese um so mehr, als er den Hoheitsansprüchen Friedrichs huldigte. — Standhaft stritten die Slaven, doch unterlagen sie Heinrich dem Löwen, der sich noch obendrein mit Waldemar verbündete. — Nichts blieb ihnen, als die Unterwerfung. Um ihres eigenen Vortheils willen waren die Sieger halb und halb menschlich, ließen die Einwohner der

gewonnenen Landschaften ihrem Gewerbe nachgehen, damit sie ihnen um so tüchtiger Geld abnehmen konnten, und ließen neue Ansiedler kommen auf die wüsten und herrenlosen Gegenden, aus Seeland, Holland oder Flandern.

Indem hatte sich auch in Mainz ein deutsches Mailand erhoben. Der Erzkanzler Adalbert, Heinrichs V. untreuer Freund, hatte diese Stadt durch außerordentliche Gunst außerordentlich stolz gemacht. Erzbischof Arnold wollte dieser Bürger Trotz brechen, aber die Fleischhauer allein standen zuletzt für ihn. Seine Klagen beym Kaiser waren fruchtlos. Zweydeutige, ja verrätherische Freunde mehrten das Verderben, Unvorsichtig wagte er sich in die Stadt, ins Jakobskloster, flüchtete sich vergeblich auf den Thurm, ging elend zu Grunde. Selbst sein Leichnam erlitt verabscheuungswürdige Mißhandlung. — Der Kaiser hielt strenges Gericht. Gar viele Bürger verloren Gut und Leben. Der Kaiser nahm Mainz alle Vorrechte, ließ seine Mauern niederreißen und seine Gräben ausfüllen. Die innere Unruhe trieb ihn aber schon wieder nach Italien, das ihn noch weit mehr herausgefordert hatte. — Freylich, seit dem Falle Mailands war es ruhig: aber das Schweigen entstand mehr aus Furcht, als aus Zufriedenheit, und die Ruhe mehr, weil die Kraft erschöpft, als weil die Leidenschaften beschwichtigt waren. Auch hielt es um so schwerer, die entgegengesetzten Ansichten des Kaisers und der Lombarden zu versöhnen, da ihre innere Verschiedenheit durch so viel äußere und innere Gründe der Entfremdung erhöht ward. Für seine Person und seiner eigensten Natur gemäß wollte Friedrich allerdings die Gerechtigkeit; jedoch immer nur die, welche ein Herrscher seinen Unterthanen zukommen läßt, keineswegs die, welche zwischen Unabhängigen oder Gleichgestellten hervortritt. Und die Strenge dieser monarchischen Ansicht artete bey seinen Beamten oft in finstere Härte aus. Statt die aller Lasten Ungewohnten mit mäßigen Abgaben zu belegen, wurden diese auf eine fast unerschwingliche Höhe gesteigert, und außerdem noch dadurch doppelt unleidlich, daß man hierbey gar oft an den Verlust der Unabhängigkeit erinnerte, und wohl gar Hohn dem Verluste zugesellte. Wenn ferner Raimund von Köln die Körper der heil. drey Könige, wenn der König von Böhmen die jerusalemischen Tempelleuchter aus Mailand mitnahm: so erschien dieß, — gleich den heutigen Entführungen von Kunstwerken, — als eine sich täglich erneuende, nie zu verschmerzende Einbuße. Bey solch einem Benehmen der siegenden Fürsten mochten die niederen Statthalter sich fast für berechtigt halten, ihren gemeineren Leidenschaften freyen Lauf zu lassen, und die Italiener verfuhren hierbey nicht billiger, als die Deut-

schen. — Die dem Kaiser von Anfang an treu gebliebenen Städte, welche er milde behandelte, und denen er viel bewilligte, begnügten sich damit fast nie, und führten, indem sie ihre Verdienste übermäßig erhoben, selbst zu der Gegenbemerkung, daß sie zuletzt nur ihre unläugbare Schuldigkeit erfüllt hätten; auch hielt mancher von den ausführenden Beamten eine verschiedene Weise der Behandlung (bey den für alle gleich aufgestellten Gesetzen) sogar für gesetzwidrig. Auf jeden Fall erscheint es tadelnswerth, wenn die siegenden Städte, anstatt die Mäßigung zu befördern (welche nach beendigtem Kriege bey dem Kaiser als einem höher Gestellten hervortrat), ihn mehrere Male fast zur Strenge zwangen, und nach dem Gute ihrer ehemaligen Feinde mit unversöhnlicher Habgier trachteten. — Rainald von Köln, welchen der Kaiser mit großen Vollmachten nach Italien vorausgeschickt, besserte zwar im Einzelnen dieß und jenes, hielt sich aber im Ganzen an das von den Gesetzen Vorgeschriebene, und nahm weder hier noch dort viel höfliche, dankbare oder milde Rücksichten. Mithin blieb sowohl die siegende als die besiegte Partey unzufrieden, und insbesondere zeigte sich, selbst in den Gemäßigteren, die Theilnahme für die aus ihrer Vaterstadt vertriebenen Mailänder täglich größer und lebhafter. — So war die Lage der Dinge, als Friedrich im Herbste des Jahres 1163 ohne Heeresmacht nach Italien kam und verkünden ließ, wie es seine aufrichtige Absicht sey, alle gerechten Beschwerden vor einem durch Lombarden besetzten Gerichte abzuthun. Dennoch machte die diametrale Verschiedenheit der Ansicht, was eine gerechte Beschwerde sey, das Ganze zu einem nichtigen Trugbilde. — Die Könige von England und Frankreich ganz für Alexander, und die Gültigkeit seines Bannfluchs über Friedrich anerkannt. — Als Viktor starb, übereilten der Kanzler Reinald und einige Kardinäle, daran verzweifelnd, je wieder von Alexandern zu Gnaden aufgenommen zu werden, die Wahl Paschalis III. Ihre Privatleidenschaft zog Friedrichen von Neuem in die große Gefahr hinein, aus welcher ihn Gott durch den Tod Viktors errettet hatte, und er übernahm feyerlich jenen gleichzeitigen Kampf, der dem Mächtigsten und Größten niemals gelungen ist, den Kampf gegen die kirchlichen und gegen die Freyheits-Ansichten seines Jahrhunderts. In den meisten Städten wurden Friedrichs Beamte (selten ohne argen Grund) mißhandelt und vertrieben, Venedig erklärte sich wider ihn. Die Feindschaft zwischen Genua und Pisa und die Erhebung Barisos von Arborea war nicht minder dornenvoll, und wie Friedrich im Herbst 1164 nach Deutschland eilte, fand er den Krieg wider die Slaven im vollen Gange, übrigens von



Westphalen bis an den Bodensee viele der Mächtigsten im offenen Landfriedensbruch.

Des Kaisers Hoffnungen, England von Alexandern unabhängig zu machen durch das Zerwürfniß zwischen Heinrich II. und Thomas Becket, kürzlich Erzbischof von Canterbury. — »Dieser, bisher ein Freund ritterlichen Thuns, der vertraute Genosse von Heinrichs Feldzügen und Vergnügungen, war kaum Erzbischof und nächst dem König der erste Mann im Reiche geworden, so wandte er sich, seinem neuen Berufe gemäß, zu einer strengen Lebensweise, entsagte der Kanzlerwürde, aß nur Brot und geringe Speisen, trank nur Wasser und wusch täglich auf seinen Knien dreyzehn Bettlern die Füße. Sich selbst wusch er dagegen selbst dann nicht, wenn Schmutz und Ungeziefer in die Sackleinwand kam, die er auf bloßem Leibe trug. Diese außerordentliche Verwandlung stand mit tiefen inneren Plänen in Verbindung, und Becket verlangte zunächst, daß alle in weltliche Hände gekommene Kirchengüter zurückgegeben würden. Anstatt auf diese Forderungen einzugehen, klagte der König seinerseits: daß die Kirche für Sündenbußen jetzt mehr Geld von den Unterthanen erhöbe, als der Staat, und daß viele Priester und Mönche sich die ärgsten Frevel (seit dem Antritte seiner Regierung über hundert Mordthaten!) zu Schulden kommen ließen, ohne daß die geistlichen Gerichte irgend etwas Genügendes zur Abstellung und Bestrafung thäten. Daraus gingen die berühmten Konstitutionen von Clarendon von 1164 hervor. Alexander verwarf sie, worauf die Mißhelligkeit zwischen Heinrich und Becket immer höher stieg, bis einige frevle Wohldiener Heinrichs ihr durch Beckets Ermordung ein Ende machten, das aber eigentlich nur der Anfang vom Ende war, denn auf Heinrichs merkwürdige Kirchenbuße folgte noch eine Strafe des unerbittlichen Schicksals der andern auf dem Fuße nach, selbst durch Frau und Kinder.

Auch englische Gesandte erschienen auf dem Tage zu Würzburg, wo Alles schwur, nur Paschalis als Papst zu erkennen, und den Eindringling Roland (Alexander) und jeden von seiner Partey künftig zu wählenden Papst zu verwerfen. — Der heilige Hartmann, Bischof zu Brixen, Alexanders treuer Anhänger, starb bald. Zwey Konrade, deutsche Erzbischöfe aus den edelsten Geschlechtern, verwarfen jenen Eid und den Gegenpapst: Konrad der Wittelsbacher von Mainz und Konrad der Babenberger von Salzburg, des Kaisers Stiefoheim. In Vollziehung der Acht gegen den letzteren war nebst den Grafen von Pleyen Niemand thätiger, als der Bruder des ersteren, Otto von Wittelsbach. — Konrad sah sein Land verwüstet, Salzburg in Flammen. Geächtet, verfolgt, ein unstäter Flüchtling, pre-

digte Konrad gleichwohl Standhaftigkeit, und erneuerte Alexanders Fluch wider den Kaiser und wider seinen Afterpapst. Seines Bruders Heinrich Jasomirgott schönes Oesterreich seufzte zwar nicht unter dem Interdikt, doch war es in heftige Parteyen gespalten. Die Chorherrn zu Klosterneuburg weigerten dem kaiserlich gesinnten Passauer Bischof Ruppert allen Gehorsam, und durch alle Schwierigkeiten hindurch machten die jüngern aus ihnen sich Bahn bis nach Friesach in Kärnten, Konrads heimlichen Zufluchtsort, um aus seiner unbefleckten Hand die Weihen zu empfangen. Die Cisterzienser von Heiligenkreuz hielten, wie ihr ganzer Orden, fest an Alexander. Die Einziehung des weltlichen Gutes, die in den Würzburger Schlüssen lag, gestattete der Jasomirgott nicht, und das war wohl der erste Keim der zunehmenden Erkaltung zwischen den Babenbergern und den Hohenstauffen. Der Barbarossa kam deßhalb 1165 selbst von Passau nach Wien. Ihm konnte der Jasomirgott den lange verzögerten Eid für Paschalis nimmer verweigern. Zugleich dachte Friedrich Zins und Huldigung zu nehmen von Ungern, das Manuel, des Aufganges Kaiser, hart bedrängte, während sein Geld die Lombarden zu hartnäckiger Gegenwehr wider Friedrich neu entflammte, und seine List Alexandern trugvolle Hoffnung machte zur Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche.

Die Würzburger Beschlüsse durch Friedrich mit bewunderungswürdiger Thätigkeit in Vollzug gesetzt. Karl der Große, auf Friedrichs Betrieb durch Paschalis in die Zahl der Heiligen versetzt, trotz des Widerspruches Alexanders III. Dessen Rückkehr nach Rom, wohin bald darauf auch Friedrich folgt (1166). Der Streit von Pisa und Genua, die gegründeten Klagen der Lombarden, und ihr erneuerter Bund, lieber ruhmvoll zu sterben, als in Schande und Unterdrückung zu leben. Mailand wieder hergestellt, auch Tortona. Offener Aufstand. Schon glauben die Römer den Mainzer Erzbischof Christian und sein ganzes Heer den Vögeln des Himmels und den Thieren des Waldes zur Speise darbringen zu können, als sie durch die tapferen Deutschen (auf einen derselben kamen wohl zwanzig Römer) eine völlige Niederlage erlitten. — Friedrich zu Rom und nebst seiner Gemahlin gekrönt. Alexander aus dem befestigten Petersdom durch die Flammen vertrieben und flüchtig nach Benevent, nachdem er den, mit allgemeinem Beyfall aufgenommenen Vorschlag abgelehnt, die ganze Christenheit durch eine freye Wahl zu vereinigen, und zu diesem Ende seiner erhabenen Würde zu entsagen, wozu Friedrich auch Paschalis anzuhalten gelobte. Der Kaiser schien nun auf dem Gipfel der Macht, als plötzlich im August 1167 ein entsetzliches Seuchengift sein stolzes, siegbe-

krönteS Heer fraß, so daß diejenigen, die eben noch zu Pferde steigen wollten, todt niederfielen, und die, welche Andere begruben, mit in die Grube stürzten. — Der Kaiser, Gottes Gewalt weichend, erreichte mit genauer Noth und nur mit einem schwachen Häuflein Pavia; dennoch sprach er hier die große Acht über alle lombardischen Städte, Cremona und Lodi allein ausgenommen, und warf zum Zeichen dessen den Fehdehandschuh feyerlich in die Luft. Die Lombarden erstaunten über seine Standhaftigkeit, aber sie erneuerten ihren Bund. Der große Mann lief Gefahr, in Pavia eingeschlossen zu werden. Der Markgraf von Montferrat erkaufte ihm die freye Heimkehr nach Deutschland durch das Gebiet des Grafen von Maurienne. Zu Susa rettete ihn nur die edle Aufopferung Hartmanns von Siebeneich vor unfehlbarem Meuchelmord. — Italien war verloren, Alexanders Sieg unabwendbar, und des bewegten Deutschlands Gränzmarken betrat der Barbarossa dießmal nicht wie ein allgewaltiger Kaiser, sondern wie ein verlassener Flüchtling.

Indessen war am andern Ende des Festlandes Heinrich der Löwe, wohl durch eigene Schuld, in böse Fehden gerathen. Wohl war seine Macht die eines Königs: Sachsen, Baiern, die reiche Erbschaft Kaiser Lothars, Hermanns von Winzenburg und einiger anderen, die Eroberungen in Friesland und Slavien, viele den Bischöfen abgenommene oder zu Lehen erhaltene geistliche Güter bildeten eine größere Ländermasse, als sie der Kaiser selbst unmittelbar besaß. Darüber waltete Heinrich mit Verstand, mit Ordnung, mit Strenge, aber voll Uebermuthes, voll Habsucht, voll rauher Treulosigkeit. Der eherne Löwe mit weit aufgesperrtem Rachen, den er vor seiner Burg zu Braunschweig aufstellte, war ein recht aufrichtiges Sinnbild seines Thuns und seiner Vorsätze. So sah er sich denn auch, während des Kaisers Abwesenheit in Italien, von allen Seiten angefallen, erwehrte sich ihrer aber dennoch, und zwang den Dänenkönig Waldemar zur Theilung der auf dem unersteiglichen Kreidefelsen Arkonas von den heidnischen Rugiern gemachten Beute. Dieser Staat im Staate würde damals schon die Auflösung des deutschen Bundes nach sich gezogen haben, hätte Friedrich nicht in gleichem Maße seine Hausmacht ansehnlich verstärkt. — Sein Erstgeborner, Heinrich, wurde zum römischen König erwählt; der zweyte, Friedrich, bekam das Herzogthum Schwaben, die Länder Welfs des älteren und des Grafen von Pfullendorf; — der dritte, Konrad, wurde reich auf fränkischer und alemanischer Erde; dem vierten, Otto, wurde Burgund. Von Philipp, dem jüngsten, sagten die Feinde der Stauffen: er sey darum dem geistlichen Stande geweiht, um dereinst auch die

Papsteswürde an das unersättliche schwäbische Kaiserhaus zu bringen. — Nach der letzten bösen, wälschen Lehre verweilte Friedrich sieben Jahre in Deutschland. Sein fester Wille blieb aber derselbe. Die kirchlichen Verhältnisse wurden in gleichem Sinne und mit gleicher Erbitterung fortgesetzt. Umsonst starb Paschalis. Ein dritter Gegenpapst, Kalixt, wurde erhoben. So erklärte dann auch Alexander, seine Sache von jener der Lombarden nimmermehr zu trennen, die dagegen ihm zu Ehren den wichtigen Waffenplatz Alessandria gründeten. — Dennoch war im lombardischen Städtewesen eine wunderliche konstitutionelle Anarchie, und an Einheit und Einigkeit gar nicht zu denken, ja Rom und Albano, Genua und Pisa, Florenz und Arezzo, Bologna und Valenza fehdeten einander mit Wuth. — Noch mehr aber litten andere Städte durch inneren Bürgerzwist. In Genua wollte man die Häupter in sechs öffentlichen Zweykämpfen mit einander ringen, und hiemit durch Gottes Hülfe entdecken lassen, wo denn das Recht sey?

»Der nach Italien vorausgesendete Erzkanzler Christian von Mainz war zur Kriegführung nicht minder geschickt, als zu staatsrechtlichen Verhandlungen und zu geistlichen Geschäften. Mit großer Würde las er die Messe. — Er sprach deutsch, latein, französisch, brabantisch, lombardisch, griechisch und chaldäisch. Wo aber Worte, wo die größte Freygebigkeit nicht zum Ziele führten, da scheute er durchaus kein Mittel der Gewalt. Er tummelte sein Roß gleich dem tüchtigsten Ritter. — Er trug unter dem hyacinthfarbenen Oberkleide einen eisernen Harnisch, auf dem Haupt einen vergoldeten Helm, in der Faust eine dreyseitige Keule. Man sagte, er habe in Schlachten wohl auch mit eigener Hand Feinde getödtet, und als ein gar strenger Richter mehreren Uebertretern der Gesetze selbst die Zähne eingeschlagen. Albert von Stade sagt: Mädchen und Pferde kosteten Christian mehr, als den Kaiser sein ganzer Hofstaat, und die zur Kriegsarbeit eingeübten Geistlichen und Frauen seines Heeres hätten einst zwey feste Schlösser erobert. — Aber die Rolle eines Unparteyischen und zur Handhabung einer allgemeinen Gerechtigkeit Berufenen und Höhergestellten vermochte er in die Dauer nicht durchzuführen. Höchstens betrachtete man ihn als einen Verbündeten, der schon Unrecht hatte, wenn er nur Miene machte, Recht zu sprechen. Der Griechen Kaiser, Manuel, in der nicht leeren Furcht, es möchte denn doch einmal ein Kreuzzug mit der Eroberung Konstantinopels anfangen, und in der Ueberzeugung, dem am kräftigsten entgegenzuarbeiten, wenn er strebte, festen Fuß in Italien zu gewinnen, erneuerte mit Venedig den alten Bund, so wie er in alle lombardischen Städte Gold und Waffen und goldene und eiserne Worte sendete,

vorzüglich nach Ankona. Erzürnt ob Venedigs Stolz, zerriß aber Manuel den Bund habsüchtig und treulos, hetzte Ungern und Ankona wider die Venetianer, raubte ihr Eigenthum, und erzwang so dem Ankona belagernden Erzbischof Christian in den Venedigern treffliche Bundesfreunde. — Die Ankonitaner thaten indeß Wunder der Tapferkeit. Ein Priester Johannes stürzte sich zur Zeit des hochgehenden Meeres in die Fluten, schwamm, unzählige Geschosse nicht achtend, zum venetianischen Hauptschiffe, schnitt dessen Anker ab, und brachte es dadurch in solche Gefahr, daß die Besatzung den größten Theil der Ladung ins Wasser werfen mußte. Samura, eine Witwe, drang, die Schwäche ihres Geschlechts vergessend, mit Schwert und Fackel bewaffnet, bis zu den feindlichen Belagerungswerkzeugen, und steckte sie in Brand.« — Nach solchen Erfahrungen zog sich der Erzbischof etwas zurück. Auch sendete die Stadt, die schon großen Hunger litt, Bevollmächtigte an ihn. Diesen erwiederte er: »Eine Löwin, in einem großen Walde von Jägern und Hunden verfolgt, that ihnen großen Schaden und brachte mehrere ums Leben. Endlich gelang es, sie in eine Höhle einzusperren, und vom Hunger aufs Aeußerste getrieben, bot sie für ihre Freyheit — die Klaue des einen Fußes! Rathet ihr, daß der Jäger das Erbieten annehme?« Die Gesandten erwiederten: Herr Erzbischof, ja wir rathen dazu, wenn sie auch noch den Ohrzipfel geben will: denn der, welcher so an beyden Enden festgreift, gewinnt leicht die Herrschaft über den ganzen Körper. Erlaubt uns aber, auch noch ein anderes Gleichniß vorzulegen: Ein Vogelfänger stellte sein Netz auf, und konnte sieben Tauben fangen, welche herzuflogen. Demungeachtet wollte er das Netz erst zuziehen, wenn auch alle anderen Vögel, die auf den Bäumen umhersaßen, herbeygekommen seyn würden. Da flogen plötzlich einige Falken vorüber, verscheuchten die Tauben wie die andern Vögel, und der Vogelsteller — fing nichts.« — Dem Erzbischofe mißfiel diese Fortsetzung seines Gleichnisses, und er beharrte darauf, Ankona müsse sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Spoleto und Mailand erinnerten aber noch lebhaft an die Folgen einer solchen Uebergabe, daß man sich hartnäckig vertheidigte, bis eine genaue Untersuchung ergab: die Lebensmittel würden nur noch für wenige Tage reichen. Schweigend und rathlos vernehmen die Bürger dies traurige Ergebniß: da stand endlich ein fast hundertjähriger Greis auf und sprach: wundert euch nicht, daß ich, dem Rande des Grabes so nahe, vor allen andern reden will. Ich suche weder Aemter, die am Schluss des Lebens nur lästig sind, ohne neue Würde zu geben, noch buhle ich um eure Gunst, deren ich nicht mehr bedarf; noch treibt

mich, dessen Gedanken auf eine andere Welt gerichtet sind, die Eitelkeit, bewundert zu werden. Wohl aber schmerzt und betrübt es mich innigst, daß ich, aus diesem Leben scheidend, mein Vaterland in so unglücklicher und hoffnungsloser Lage zurücklassen soll. Hört also, was ich zu eurem Besten vortragen will. Vor sieben und dreyßig Jahren belagerte Kaiser Lothar diese Stadt mit großer Macht, aber der Rath, dessen Mitglied auch ich war, widerstand, diesen weisen Rathschlägen folgend, aufs Aeußerste, und der Kaiser, welcher sich schon der sicheren Eroberung freuete, mußte beschämt abziehen. Vor und nach ihm haben andere dasselbe immerdar vergeblich unternommen. Sollte nun das, was Kaisern und Königen mißfiel, einem, seines Amtes nicht einmal würdigen Erzbischofe gelingen? Gebt keinen falschen Hoffnungen Raum, denn ich weiß, daß zwischen Deutschen und Italienern liebreiche Einigkeit unmöglich ist. Vertraut keinen Verträgen, sondern gedenket der Mailänder, welche sieben Jahre unüberwunden aller Gewalt widerstanden, und dann an einem Tage, durch einen Vertrag, um Vaterland, Güter und Freyheit betrogen wurden. Eßt lieber Gras und Kräuter, als daß ihr euch in solche Sklaverey begebet, versucht auf jede Weise sowohl Lebensmittel als Kriegsbeystand von außen zu erhalten: mißlingt aber beydes, dann werft alle eure Besitzthümer ins Meer, stärkt euch durch die letzte Nahrung und sterbt tapfer kämpfend als Männer. — Unterdeß war aber die Hungersnoth in Ankona aufs Höchste gestiegen: Ein Eselskopf kostete drey Goldstücke, und manche mußten sich viele Tage lang bloß von Mäusen, Seegras und gekochtem Leder ernähren; Mütter öffneten ihre Adern, um mit dem Blute Speisen für ihre Kinder zu bereiten, und Säuglinge starben in den Armen der abgezehrten Mütter! Da traten endlich die meisten Weiber zusammen, und sprachen zu den Bürgern: »Ist denn das Fleisch der Esel eine schmackhaftere Speise als unser Fleisch? Eßt uns oder werft uns ins Meer! Denn wir wollen lieber sterben, als in die Gewalt derjenigen kommen, welche kein Recht kennen und kein Mitleid!« Fast gleichzeitig liefen Briefe der drey abgeschickten Männer ein, welche zur Uebergabe riethen, weil die Lombarden keine Mannschaft zu stellen wagten, und die Gräfin von Bertinoro ihrem Versprechen untreu geworden sey. Trotz dieser gränzenlosen Noth beschloß man, noch den nächsten Tag abzuharren, und diese Standhaftigkeit trug großen Lohn: denn statt jener vom Erzbischof listig untergeschobenen Briefe kamen echte Trostbriefe an, und in der Nacht zündeten die zum Entsatze Herbeyeilenden ringsum auf allen Höhen eine solche Menge von Lichtern und Fackeln an, daß der hierdurch über die Zahl der Feinde getäuschte

Erzbischof seine Mannschaft eng zusammenzog, und jenen dadurch die Möglichkeit eröffnete, sich mit vielen Lebensmitteln in die Stadt zu werfen. Dieß Ereigniß, die ungesunde Witterung und die Schwierigkeit, mit den venetianischen Schiffen so spät im Jahre länger den Hafen zu sperren, brachten den Erzbischof dahin, daß er im Oktober 1174 die Belagerung aufhob. In wie weit zu diesem Beschlusse große Geschenke der Ankonitaner mitwirkten, ist zweifelhaft, gewiß dagegen, daß ihre Freude überschwenglich, und ihr Ruhm denen ein Sporn wurde, welche im oberen Italien durch ähnliche Gefahren bedrängt wurden.«.

Friedrichs sechster Zug über die Alpen im Herbst 1174 ging dießmal über den Montcenis, so wie er 1154 und 1158 über Brixen und Trident (während die Seitenkolonnen unter den Herzogen Oesterreichs durch Kärnten, Friaul und durch das Kanalthal, Berthold von Zähringen über den großen Bernard, Herzog Friedrich über Chur, Chiavenna und den Komersee zogen), die dritte Heerfahrt oder vielmehr Reise aber, im Spätjahr 1163 durch Hohenrhätien, die fünfte im Nov. 1166 durch Val Camonika gegangen war. Heldenkühne Vertheidigung Alessandrias. Dem Kaiser bleibt zuletzt nichts übrig, als die Belagerung aufzuheben, sein Lager in Brand zu stecken und dem Entsatz der Lombarden entgegenzuziehen. Waffenstillstand zwischen beyden Heeren, wo 625 Jahre später die Schlacht von Marengo. Doch die Unterhandlungen zerschlagen sich, weil kein Theil auch nur das Geringste aufgeben wollte, bevor nicht das Aeußerste gewagt sey, nicht Kaiser und Papst, nicht die Lombarden, die Friedrichen ohnehin jetzt, da er sein Heer großentheils entlassen hatte, für ohnmächtig hielten. Auch riß ihm wirklich einer der mächtigsten Anker. Heinrich der Löwe, für den er so unerhört viel gethan, ging von ihm ab.

Die vielen Flecken seines Lebens mögen diesen harten und übermüthigen Fürsten doch manchmal beunruhigt haben, wenn Unglück in der Ehe, wenn unübersteigliche Hindernisse oder wenn unerwartetes Mißlingen, Augenblicke der Besinnung herbeyführten. — Ein Kreuzzug ins gelobte Land sollte Alles wieder gut machen. — Um Lichtmessen 1172 nahm er zu Regensburg Abschied von seinen Baiern, fuhr die Donau hinunter nach Oesterreich, wo sein Stiefvater, der Jasomirgott, ihm bis Klosterneuburg entgegenkam, mit ihm an der Gruft der Mutter Gertrud betete, und mit ihm einen prachtvollen Einzug hielt, ins nahe Wien, in seine vor einem Viertel-jahrhundert aus den Trümmern des römischen Fabiana neuerhobene Herzogsstadt, auch ihn über den Gränzort Wieselburg an den ungrischen Königshof zu Gran begleitete. — Der Serbier

und Bulgaren räuberische Treulosigkeit überwand der Löwe mit Löwenmuth, zog weiter über Adrianopel gegen Byzanz, empfing des Kaisers Manuel reiche Geschenke, sah ihn auf seinem strahlenden Throne, dessen wundergleiche Pracht und Herrlichkeit gleichwohl unvermögend war, die innere Schwäche und durchgängige Wurmstichigkeit zu bedecken. Auf dem ägeischen Meere, wie auf den Scheren der Donau entging er glücklich dem Schiffbruche, sah Jerusalem, machte dem h. Grabe reiche Geschenke, wurde vom König Amalrich, von den Templern und von den Johannitern freudig empfangen, wie von Boemund in Antiochien, entging dem schändlichen Verrathe Milos, eines christlichen Fürsten, den die Muselmänner beschämten, die Heinrichen die größten Ehren erwiesen. Der Sultan Kilidsch Arslan grüßte ihn als seinen Vetter, Heinrich machte an ihm Bekehrungsversuche, wie zu Konstantinopel an den griechischen Geistlichen, durchzog glücklich die große Wüste, die einst dem Heere Konrads III. den Untergang gebracht, sah auf der Heimkehr den Kaiser Manuel zu Magnopolis, den neuen Ungernkönig Bela zu Gran, den Kaiser Friedrich zu Augsburg, und fand sich binnen Jahresfrist wieder in seinem geliebten Braunschweig.

Die öffentlichen Ursachen, die Heinrich der Löwe für seinen Abfall anführte, waren läppisch. Sein Alter mache ihn zum Krieg unfähig, und er war jünger als Friedrich, erst 46 Jahre, und kriegte immerfort. Er scheue den Gebannten, dem er doch sechzehn Jahre lang eifrig beygestanden, ohne vor dem Fluch der Kirche zu schaudern. Gewisser ist, daß ihn der Verlust der Erbschaft Welfs geschmerzt, allein er hatte ihn nur seinem eigenen Geize beyzumessen. Eigentlich dünkte er sich zu mächtig zum gehorchenden, des Kaisers Zwecken dienstbaren Reichsstande. Nur eine selbstständige Bahn und ein eigenes unabhängiges Reich schien ihm seiner würdig. Ist es auch unwahr, daß er für den Abfall vom Kaiser lombardisches oder gar griechisches Geld bekam, so hatte er doch unläugbar Freude an der Schwächung seiner Macht.

Sie sahen sich zu Chiavenna: nach Andern zu Partenkirch, dem Parthano der Römer (zwischen Innsbruck und München, außer der berühmten tyrolischen Gränzklause Scharnitz). So leidenschaftlich hatte Friedrichen der erbitterte Kampf wider den italienischen Freyheitsgeist gemacht, und so drückend war seine Lage, daß der weitgepriesene Held und Herrscher sich herabließ, von seinem Sitze zu steigen, und des alten Freundes, des Vetters, Knie zu umfassen, den er so sehr gehoben; dennoch wollte der Löwe von Hülfe nichts wissen, sondern höchstens für große [illegible]tungen in Deutschland ärmliche Geldhülfe leisten. Einer

von des Löwen Begleitern, übermüthig, wie ihr Herrscher, rief jetzt, von dem erstaunenswerthen Anblick überwältigt: »Herr, die Krone, die jetzt zu Euren Füßen liegt, seht ihr bald auf Eurem Haupte.« Nach einem kurzen Stillschweigen aber, trat die Kaiserin hinzu: »Lieber Herr, steh auf! Gott wird dir beystehen, wenn es Zeit seyn wird, dieses Tages und dieses Hochmuthes zu gedenken.« Der Kaiser stand auf, der Herzog bestieg sein Pferd und ritt davon.

Diese nur zu bald offenkundige Spaltung zwischen dem Löwen und dem Barbarossa schwellte den Trotz der Lombarden. Erfahrne Freunde widerriethen Friedrichen eine Schlacht vor der Vereinigung mit Christian von Mainz und mit denen von Pavia. Das zufällige Aufeinanderstoßen deutscher und lombardischer Streifschaaren riß unaufhaltsam ins Treffen bey Legnano am Ticin (29 May 1176). Schon flohen viele Lombarden Mailand zu. Aber die beyden mailändischen Kernscharen, »des Hauptbanners« und »des Todes,« wendeten die eisernen Würfel, und drangen unter lautem Schlachtgesange zu ihren Schutzheiligen, Petrus und Ambrosius, vom Riesen Albert Giussano geführt, so unwiderstehlich vor, daß das deutsche Heer getrennt, daß des Kaisers Fahnenträger getödtet, Friedrich selbst mit dem Pferde zu Boden gestürzt, das ganze Lager mit allen Vorräthen, Schätzen und Trophäen erobert, und der vollständigste Sieg erstritten wurde; nur Friedrichs Leichnam suchte man vergeblich, obgleich man seines Todes gewiß zu seyn glaubte. Die Kaiserin legte die Witwentrauer an. Da erschien er plötzlich wieder zur höchsten Freude der Seinigen in Pavia, und die kühnsten Lombarden sagten betroffen zu einander: »Was ist denn auch an unserem Sieg? — Er — lebt ja noch!«

Die Lombarden hätten ihren Vortheil unstreitig weit nachdrücklicher verfolgen können. Eifrig sammelten sich Friedrichs Freunde um ihn, und selbst von den wälschen Städten mochte er noch auf mehrere zählen.— Im Lombardenbunde waren Venedig und Mailand, Treviso, Padua, Vicenza, Verona, Brescia, Bergamo, Ferrara, Mantua, Lodi, Novara, Vercelli, Piacenza, Parma, Alessandria, Reggio, Modena, Bologna &c. Nach einer solchen Niederlage und nach Heinrichs des Löwen Abfall konnte von dem alten Plan wohl nimmer die Rede seyn. Der würdevollste Weg schien, zuerst mit dem Oberhaupte der Christenheit und nicht mit den aufrührerischen Lombarden anzuknüpfen. Venedig wurde der Ort der Friedensunterhandluugen. Nach mancherley Hindernissen und Kreuzungen segelte endlich der Kaiser selbst (24. Juny 1177) sammt seinen Fürsten reich geschmückt nach der Wunderstadt Venedig. Wenige Lob- und

Dankgesänge wurden mit größerer Aufmerksamkeit angestimmt, als da sich hier die beyden ersten Männer ihrer Zeit versöhnten. — Die Seeschlacht, die Gefangennehmung des Sohnes Friedrichs, Alexanders Hochmuth, indem er dem vor ihm niedergeworfenen Friedrich mit den Worten auf den Kopf getreten sey: »Unbeschädigt wirst du über Giftschlangen und Basilisken schreiten, und deinen Fuß setzen auf des Drachen Haupt!« sind Fabeln. — Unzählige geistliche und weltliche Fürsten beschworen den Frieden, und es sind wohl wenige Kirchen oder Abteyen in der deutschen und italienischen Christenwelt, die nicht aus diesen merkwürdigen Tagen Gnadenbriefe vom Kaiser oder Papst aufzuweisen hätten. — Der Kaiser erkannte Alexandern als rechtmäßigen Papst. Der Gegenpapst Kalixt erhielt eine Abtey. Geistliches Gut stellte Friedrich zurück, und behielt den Nießbrauch der Mathildischen Güter durch funfzehn Jahre Alexander bestätigte alle nicht durch offenbare Gewalt gegen die rechtmäßigen Besitzer eingedrungenen kaiserlichen Bischöfe. Der von Mainz bisher verdrängte Wittelsbacher Konrad erhielt Salzburg. Nebst einer allgemeinen Amnestie trat für die Lombarden eine sechsjährige, für den sicilischen König Wilhelm eine funfzehnjährige Waffenruhe ein. Vo · Venedig zog nun Friedrich nach Genua über die Alpen, ordnete die burgundischen Angelegenheiten, ließ sich zu Arles krönen, und war hierauf schneller und mächtiger in Deutschland, als seine Feinde, und unter diesen zuvörderst Heinrich der Löwe, erwartet hatten.

Dieser fand nun in Friedrichen nicht mehr den alten Freund, sondern den strengen Richter. Dennoch wurden gegen ihn alle gesetzlichen Förmlichkeiten auf das Lobenswürdigste beobachtet, weit gewissenhafter, als einst gegen seinen Vater, Heinrich den Stolzen. Erst als Heinrich auch die vierte Ladung versäumte, gab der Kaiser seine Beystimmung, daß Heinrich geächtet würde, was er längst verschuldet hatte. Durch schwere Erfahrungen belehrt, kehrte Friedrich zu der früheren, wohlgegründeten Ansicht zurück, daß Niemand zwey Herzogthümer besitzen solle, ja er erfuhr, daß schon der Besitz eines übergroßen Herzogthumes der Reichsordnung leicht nachtheilig werden könne. Trefflich ist Raumers Bemerkung: »Wenn der Kaiser, um seine höhere Stellung frey von aller Vorliebe und Parteylichkeit behaupten zu können, kein Herzogthum selbst besitzen sollte: so beruhte seine äußere Macht bloß auf dem eigenen Gute und dem zerstreuten Reichsgute. Beydes aber war selten hinreichend, sobald ein Herzog vergaß, daß er nur das Glied eines größeren Vereines sey; sobald er das große Band, welches alle Deutschen umschlang, und sie dadurch zum ersten und mächtigsten Volk Europas erhob,

für beschränkend und drückend hielt, und durch Vereinzelung ein höheres Daseyn zu gewinnen wähnte! — Nirgends findet sich ein Beyspiel, daß Friedrich I. die Rechte der Stände gekränkt hätte, und ohne ihren Rath vorgeschritten wäre (wie dieß zur Zeit Heinrichs III., IV. und V. öfter geschah); sehr natürlich aber hielt er daran fest: daß, wenn innere Ueberzeugung die Reichsglieder nicht zur Ehrfurcht gegen das Reichsverband antreibe, er hinreichende Macht besitzen müsse, sie zu ihrer Pflicht anhalten zu können. Hätte er jetzt, bey Gelegenheit der Aechtung Heinrichs des Löwen, seine Hausmacht in so starkem Maße unmittelbar vermehrt, wie später die Habsburger und Luxenburger, so hätte er vielleicht mancher üblen Folge für die Zukunft vorgebeugt, damals aber, den Schein des Eigennutzes erweckt und selbst gezeigt, daß er an die höchste und wesentlichste Bedeutung des Kaiserthumes nicht mehr glaube, und statt geistiger Ehrfurcht und gesetzlicher Anhänglichkeit, bloße Gewalt für wirksam und entscheidend halte. — Eben so wenig gab Friedrich Einem aus Vorliebe oder aus Furcht (wie einst Lothar Heinrich dem Stolzen) alles Heimgefallene, sondern die Wiederkehr ähnlicher Uebel zu verhüten, zerlegte er die Landschaften nach Maßgabe der Verdienste und der Ansprüche in kleinere Theile. — Das läßt sich übrigens nicht verlangen und noch viel weniger behaupten, daß jeder Empfangende die höheren Ansichten des Kaisers verstanden oder gar getheilt hätte.«

Des geächteten Löwen Lande wurden nun von allen Seiten angefallen (1180 — 1187). Die geistliche Lehenhand nahm zurück, was von ihr zu Lehen rührte, wohl auch was von ihrem Besitzthume eingeschlossen war. Köln, Würzburg, Magdeburg, Halberstadt ꝛc. Das so verkleinerte Sachsen erhielt Bernard von Anhalt, oder Askanien, der Sohn Albrechts des Bären, der mit beyden Heinrichen, dem Stolzen und dem Löwen, so lange darum gekämpft.

Baiern, nach des Löwen Aechtung, wie nach jener des Stolzen, wieder einem Babenbergischen Leopold zu geben, wäre nach der harten Lehre über die Folgen der Vereinigung zweyer Herzogthümer in einer einzigen Hand um so unzuläßiger gewesen, als schon damals Erbverbrüderung mit den steyrischen Ottokaren im Plane Leopolds des Tugendhaften lag. Ueberdieß war zwischen den Söhnen einer Mutter, den Babenbergern und den Hohenstauffen, seit des Jasomirgott Hin- und Herschwanken zwischen Friedrich und Alexander, sichtbare Erkältung eingetreten. — Baiern unter die Bischöfe zu vertheilen, hätte die älteste, schon unter der Merovingen Herrschaft ungeduldig widerstrebende Nationalität zu sehr aufgestachelt, die mit Recht einen eingebornen Herzog verlangte, und ihn gewissermaßen schon besaß, in dem Pfalzgrafen Otto von Scheyern.

Wittelsbach, dessen Haus schon mehrmals die Herzogsfahne Baierns trug, und im Markgrafen Luitpold und in Arnulph dem Bösen Helden zählte, die noch im Lied und in der Sage leben, die nicht ohne Wahrscheinlichkeit auf die, durch Karl den Großen vertriebenen Agilolfinger hinaufgeführt wurden.

Eine populärere Maßregel aber konnte Friedrich nicht ergreifen, als Baiern Wittelsbachisch zu machen für immer. Zugleich zahlte er hierdurch eine alte Dankesschuld, denn Otto hatte in den italienischen Heerfahrten Wunder tapferer Treue für ihn vollbracht. Unter den Baiern stand ihm an Verdienst zunächst das Haus der Bertholde von Andechs; doch überwog Otto weit, und jene Bertholde zu belohnen fand Friedrich auch noch Mittel.

Ob Baiern bey Heinrichs des Löwen Aechtung zersplittert, ob nicht zersplittert worden? ist eine, nicht nur für die Monographien einzelner großer Geschlechter, oder für die Historie Baierns, sondern für jene des gesammten südlichen Deutschlands vielfach einflußreiche Frage. — In der Beylage D zu dieser Rezension, im Anzeigeblatte, entwickeln wir Einiges, vorzüglich über das Haus Andechs, umständlicher. Nur begreifen wir nicht, wie II. 265 Herr von Raumer meint, die beyden kontradiktorischen Meinungen, Baiern sey damals zersplittert und sey wieder nicht zersplittert worden? dennoch mit einander vereinigen zu können? eben so wenig, als daß er einerseits anerkennt, es habe nie ein eigentliches Herzogthum Meran existirt, am wenigsten sich über Tyrol erstreckt, der Name sey übrigens von der dalmatinischen Meerküste hergenommen, sich hierbey auf Hormayrs — »scharfsinnige« — Untersuchungen bezieht, und in der Karte des Jahres 1200 gerade dasjenige setzt, was jene scharfsinnig seyn sollenden Untersuchungen, mit einem großen Aufwande urkundlicher und quellengemäßer Beweisstellen umgestoßen haben, nämlich einen eigenen Ducatus Meraniae im Herzen Tyrols, zwischen Baiern, Kärnten und dem Patriarchat Aquileja!? — Aber — ubi plurima nitent — Welches so umfassende Werk wäre durchaus fleckenlos und gleich vollendet in der Totalität und im Detail? Den übrigens vortrefflichen Syndikus Gemeiner übermannte für seine Stadt Regensburg allerdings Vorliebe genug, um es in seiner Chronik und in seiner meisterlichen Geschichte Baierns unter Friedrich I. durchzufechten, daß Regensburg damals keine größeren Freyheiten und Rechte erhalten habe, daß es vor und nach lange ein königlicher Hof und eine freye Reichsstadt gewesen und geblieben sey. In allem Uebrigen aber tritt er jener vermeintlichen Zersplitterung Baierns bey, mit einer an ihm sonst ganz ungewohnten Verblendung. Die

Quellen selbst, die er anführt, widerlegen ihn, daß das Welfische Gebiet, der ganze Lechrain, die der Barbarossa schon vorher an sich gezogen, gerade bey Heinrichs des Löwen Aechtung abgerissen worden seyen, eben so die Grafschaft Sulzbach. Der alte Welf starb 1191 nach dem Barbarossa. Sein Schwager, Gebhard von Sulzbach, im Herbste 1188. Eine Bambergische Sammtbelehnung aber auf den Longau hatten die jungen Stauffen Friedrich und Otto bereits 1174 zugleich mit Gebhard von Sulzbach erhalten, dessen Sohn juvenis comes Gebhardus aber lebte noch unter Friedrich II. Ein Besitz in des Kaisers Hand, mit dem man nicht rechten durfte, war freylich faktisch kein Gewinn für den herzoglichen Ambacht. Ueberhaupt wollte und konnte der neue Herzog Otto mit den Bischöfen und Reichsständen nicht so umgehen, wie Heinrich der Löwe es mit jenem von Freysing that, seiner neuerhobenen Stadt München zu Liebe. — Steyer und das Erbe von Lambach und Wels, bereits seit 1156 durch die Babenberger von Baiern abgeschnitten, ja selbst die Allode im Traungau, mögen ihre Abhängigkeit von Baiern mehr und mehr verringert haben. Aber die Markgrafschaft Steyer, die erst errichtet wurde, als jener zufällige, nur persönliche Verein Karentaniens mit Baiern schon aufgehört hatte, gehörte zum karentanischen Herzogthume und heißt die obere karentanische Mark, so wie die Cilleyer die untere. In Marchia Carentana, in comitatu Otacheres Marchionis etc.

Heinrich, dessen Uebermuth im Glück alles beleidigt hatte, fand gleichwohl jetzt Freunde in seinem Unglück, und der Waffen blutiges Spiel war ihm eine gute Weile günstig, bis der Kaiser selbst an der Elbe erschien. Nichts half ihm die dankbare Treue Lübecks. Die gefangenen Landgrafen von Thüringen mußte er frey lassen, um nicht noch schwereren Zorn des Barbarossa auf sich zu ziehen. In dem Lande, in welchem sonst sein Wille das alleinige Gesetz gewesen, konnte er erst reisen nach Bewilligung sicheren Geleites!! Im Nov. 1181, auf dem Erfurter Fürstentage, vernahm Friedrich jetzt den Tod seines großen Feindes, Alexander, und sah in demselben Augenblicke den Löwen so zu seinen Füßen Gnade flehen, wie er in Chiavenna vergeblich seinen Beystand wider die Lombarden erfleht hatte! Friedrichen, einer weit edleren Natur als Heinrich, stürzten die Thränen aus den Augen. »Nur du selbst bist das Werkzeug deines Unglücks!« rief er aus, und schon fürchteten die Fürsten, sein leicht gerührtes, leicht versöhnliches Herz möchte sich zu schnell wieder alten Erinnerungen zuwenden. Doch im vorgerückten Alter und nach so vielen bitteren Erfahrungen durfte er nimmer einer augenblicklichen Empfindung, die umfassenden Entwürfe für des Reiches Einheit

und Wohlfahrt aufopfern. Doch gab er ihm das nach Reichs- und Kriegsrecht verwirkte väterliche Erbe von Braunschweig zurück. Aber auf sieben Jahre sollte Heinrich das Reich meiden. Sogleich milderte Friedrich diesen Bann auf drey Jahre. Da nahmen die Fürsten einen Eid von ihm, seine Milde nicht weiter auszudehnen ohne ihre Einwilligung. — Heinrich fand ehrenvolle Aufnahme beym Vater seiner zweyten Gemahlin Mathilde, jenem schwer geprüften Heinrich II. von England. — Nach so bedeutenden Ereignissen in Deutschland wendeten sich die Blicke natürlich wieder nach Italien.

»Während die Römer den neuen Papst Lucius IV. verjagten, neigte sich die Waffenruhe für Oberitalien zu Ende, und die furchtbar ernste Frage über Krieg und Frieden kehrte wieder. Die Unterhandlungen zu Piacenza führten zu dem merkwürdigen Konstanzer Frieden (25. Juny 1182), beyden Theilen nothwendig, dem Kaiser ward statt unbedingter Ansprüche ein überwiegender Einfluß; den Lombarden aber die Freyheit vom entsetzlichsten und endlosesten aller Uebel, vor willkürlicher Behandlung gesichert. — Als nun Deutschland und Italien beruhigt waren, geschah jenes wahrhaft einzige Reichsfest zu Mainz um Pfingsten (1184), wie es das deutsche Vaterland seit den Tagen des fabelgleichen Glanzes von Aachen unter Karl dem Großen nimmer gesehen. — Die Gesandten aller christlichen Fürsten von Spanien bis Griechenland und zu den Slaven der Nordsee, an siebzigtausend Ritter und ein unzählbares Volk strömte hier zusammen. Weil die Stadt eine solche Menge nicht fassen konnte, ward auf einer anmuthigen großen Ebene am schönen Rheine für den Kaiser schnell ein Lustschloß, und daneben eine zierliche Kapelle erbaut; rings umher standen zunächst die Wohnungen der Fürsten, an Größe und Zierde wetteifernd, dann folgten in verschiedenen Farben und Gestalten weit verbreitet die Zelte der Niedern, binnen wenigen Tagen schien eine Stadt hervorgezaubert, bunter, lebendiger, als man je eine gesehen. Nicht minder hatte Friedrich dafür gesorgt, daß den Rhein aufwärts und abwärts Lebensmittel in unglaublicher Menge zusammengebracht waren; zwey große Gebäude allein hatte man mit Hühnern angefüllt. Alle Edlen, ja alles Volk ward auf Kosten des freygebigen, gesellig fröhlichen Kaisers bewirthet, und Könige, Herzöge und Markgrafen leisteten ihm Dienste als Truchsesse, Kämmerer, Marschälle und Mundschenken. Die Hoheit des Kaisers, die Herablassung der Kaiserin, die Schönheit der Frauen, die Herrlichkeit der Ritter, die Pracht der Kleidungen, der Schmuck der Pferde, die Mannigfaltigkeit der Spiele und Gesänge, der Ueberfluß an Lebensmitteln und Wein, alles vereinte sich, von

leiblichen Genüssen aufwärts bis zu den geistigen Anregungen, um Lust, Freude und Bewunderung zu erzeugen. Und noch jetzt müssen wir diese Bewunderung theilen, denn welch ein Herrscher ließ sich damals dem großen Kaiser, welch ein Reich dem deutschen gleichstellen? Mit der Macht vereinten sich Tugend und Sitte, um den Kriegshelden hatten sich Künstler und Dichter gesellt, deren heilige Bauwerke und wundervolle Lieder nach Jahrhunderten noch unübertroffen sind, und einen Reichthum des gesammten Lebens, eine Höhe der Entwicklung für jene Zeiten erweisen, welche man, die Verhältnisse aus einseitigem Verstande betrachtend, so oft geläugnet, ja unmöglich genannt hat.« An diese Wunder der Pracht reihte sich noch ein anderes, — Mailand mit dem Kaiser versöhnt und verbündet, und die den Kirchenstaat sichernde Macht der Normannen in der Hand der Hohenstauffen! Sie schien ihren Sieg über den heil. Stuhl zu vollenden, und dennoch war es gerade sie, die die Hohenstauffen in die bedenklichsten Verwicklungen stürzte. In der Wiedereroberung Neapels fiel der Letzte des erhabenen Stammes auf dem Blutgerüste.

Die Geschicke dieses Reiches seit dem letzten Vierteljahrhundert, seit dem ersten Falle Mailands. Das unumschränkte Günstlingsregiment des Admirals Majo, dessen Absichten auf die Krone selber gehen, der seinen Mitgenossen, den Erzbischof von Palermo, vergiftet, aber noch vor dessen Tode ermordet wird. Der schwache König Wilhelm, dennoch ein Tyrann, weil seine Günstlinge ihn immerfort mit Verschwörungen ängstigen, die bisher nirgend anders, als in ihrem Gehirne existirten, die sie aber durch Furcht und Argwohn und willkürliche Strenge zuletzt doch erzwangen, und so ihre Lüge wahr machten. In Sicilien, in Apulien Unruhen, der König selbst gefangen, aber durch die Unentschlossenheit der Verschwornen befreyt. Die Unmündigkeit Wilhelms II. — Eine ununterbrochene Reihe innerer Zwistigkeiten und elender Hofränke erinnern an die Byzantiner. — Des Barbarossa Sohn, der römische König Heinrich VI., mit der Erbin des normannischen Reichs, Konstanzen, der Tochter des K. Roger, vermählt, in dem früherhin so feindseligen Mailand. Deutsche Fürsten, normannische Barone, lombardische Abgeordnete, jetzt in Frieden und Eintracht neben einander. Nur der neue Papst Urban war über jene Vermählung hoch erzürnt, und über die Aussichten, welche sie den Hohenstauffen eröffne, sehr besorgt. Die über die Besetzung manches Bischofsitzes erwachten Streitigkeiten wurden immer bitterer, der Papst verweigerte Heinrich VI. die Krönung. Schon fürchtete man eine neue völlige Spaltung zwischen Kirche und Reich, als es plötzlich hieß:

»Saladin habe die Christen bey Tiberias gänzlich geschlagen, Saladin habe Jerusalem erobert!« Da erscholl ein unermeßlicher Jammer durch die ganze Christenheit. Alle Beschwerden, alle Fehden und Kriege verloren ihre Bedeutung. Nur ein einziges Ziel erschien noch groß und würdig: »Das Grab des Erlösers, den Ungläubigen wieder zu entreißen.«

Das Morgenland vom Ende des zweyten Kreuzzuges 1149 bis zum Tode Saladins 1193.

Seit dem unglücklichen Ausgange des zweyten Kreuzzuges die Angelegenheiten des christlichen Morgenlandes immer betrübter: in Europa ein, von jeder neuen Aufopferung zurückschreckendes Andenken an die Lässigkeit, ja an den Verrath der dortigen Fürsten und Ritter, die Türken aber, den syrischen Christen nicht bloß an Zahl überlegen, sondern auch an Bildung, Einigkeit und Charakterkraft; seit den gemachten Erfahrungen, der ihnen einst so fürchterlichen Kreuzzüge spottend, dazu an ihrer Spitze eine Gestalt, wie Nureddin, der Sohn Zenkis, ein großer, schön gewachsener, blonder, einfach gekleideter, äußerst mäßiger Mann. »So verwerflich auch den Christen sein großer Eifer für den Islam erscheinen mußte, so priesen doch selbst die Christen Nureddins Muth, Thätigkeit und edlen Stolz. Seine Unterthanen bewunderten die Mischung so strenger Gerechtigkeit mit Milde und Mäßigung. Er baute Kranken-, Armen- und Waisenhäuser, errichtete Moscheen, stellte die Mauern vieler Städte her, sorgte für Schulen und ehrte die Gelehrten. Vor allem schmückte er seine Hauptstadt Damaskus mit Moscheen, Akademien, Bibliotheken, Spitälern, Bädern und Springbrunnen. Er war sparsam mit Gnadenbezeugungen, und so weit entfernt, öffentliche Einnahmen zu andern als öffentlichen Zwecken zu verwenden, daß er seinem Weibe jährlich nur etwa zwanzig Goldstücke anwies, und auf ihre deßhalb erhobene Klage zur Antwort gab: »Ich besitze nichts, sondern bin nur der Schatzmeister der Gläubigen, und werde sie deinetwegen nicht betrügen, und mir die ewige Verdammniß bereiten.« — Desto freygebiger sorgte er für die Soldaten, und äußerte: Das Lager wäre ihre einzige Heimat, und an Grundbesitz dürften sie sich nicht ketten.«

Raimund von Antiochien fiel der erste nach tapferem Widerstande. Joscelin von Edessa wurde gefangen und blieb es bis an seinen Tod. Das Königreich Jerusalem, von innerem Zwist zerrissen, der Sohn Balduin wider die Mutter Melisende. Deren Schwester Hodierna wider ihren Gemahl Raimund von Tripolis, den die Assassinen erdolchen. — Unerwarteter, Jerusalem rettender Sieg der Christen, die, dadurch befeuert,

Askalon belagerten, und nach manchem Wechsel des Glücks und mancher fruchtlosen Heldenthat, diesen Schlüssel Syriens nahmen. — Innere Unruhen der Fatimiden, Fortdauer des Zwiespalts unter den Christen, deren letzte Hoffnung mit dem vergifteten Balduin III. sinkt, und die durch kirchliche Streitigkeiten noch mehr verwirrt werden.

Balduins Bruder Amalrich. Vorbereitungen zur Heerfahrt nach Aegypten, indeß Nureddin glänzend obsiegt, und fast alle christlichen Heeresfürsten fängt. Die Christen suchen den Bund der Ungläubigen. Ihres Abgesandten Hugo von Cäsarea merkwürdiges, feyerliches Gehör beym Chalifen. — »In engen, dunklen Gängen mit kriegerischer Ehrenbezeigung empfangen, schritt er aus diesen weiter in offene Höfe, rings mit Marmorsäulen eingefaßt, zwischen denen goldene Seile und Prachtgewinde herabhingen. Künstliches Schnitzwerk zierte die Wände, bunte Steinmalerey schmückte den Fußboden, und Springbrunnen, welche in Fischbehälter voll des klarsten Wassers hinabfielen, verbreiteten eine angenehme Kühle. Nicht minder ergötzte sich das Auge und das Ohr an Thieren von wunderbarer Gestalt, an Vögeln mit glänzendem Gefieder und nie gehörten Stimmen. Und doch war dieß alles nur die Vorbereitung zu der größeren Pracht des inneren Palastes, wohin jetzt die Häupter der Verschnittenen den Gesandten führten. Gern hätte dieser in jedem Zimmer, bey jedem Kunstwerke länger verweilt: allein ohne Aufenthalt ging der Zug bis in den Hauptsaal. Golddurchwirkte, mit Perlen besetzte Vorhänge verhüllten zwar noch den Thron; dennoch warf sich der Vezier dreymal zur Erde nieder, und legte alsdann sein Schwert, welches er demüthig am Halse festgebunden hatte, ganz zur Seite. Jetzt ward plötzlich der Vorhang hinweggezogen, man erblickte den Chalifen auf goldenem Throne, umgeben von den Verschnittenen und den zu seinem Hofstaate gehörigen Personen. Schaver nahte sich jenem, küßte ihm die Füße, und erzählte den Grund der Gesandtschaft und die Bedingungen des Vertrages. Ob nun gleich Adhed seine Zufriedenheit mit dem Verhandelten zeigte, so genügte dieß dem Ritter doch nicht: er verlangte, der Chalif möge durch Handschlag das Bündniß bekräftigen. Unerhört und anstößig nannte das Hofgesinde diese Forderung: allein der Vezier, den Nutzen des Staates und seinen Vortheil wohl erwägend, beredete den Chalifen zur Einwilligung. Schon streckte dieser die Hand aus, als Hugo zum Erstaunen aller Aegypter nochmals anhub: »Herr, die Treue selbst hat zwar niemals Winkelzüge: allein wenn Fürsten sich gegentheilig verpflichten, muß auch jedes Aeußere offenbar seyn, offen die Verhandlung und Vollziehung. Deine Hand ist ver

hüllt, gib mir die entblößte Hand zum Handschlage, damit wir nicht einen verdeckten Rückhalt argwöhnen mögen.« Lächelnd über solche Genauigkeit bewilligte der Chalif das Verlangte, und ließ dem rückkehrenden Gesandten ansehnliche Geschenke überreichen; allein weder diese Geschenke, noch jene prachtvollen Einrichtungen, welche aus einer größeren Zeit herrührten, konnten die jetzige Auflösung des Reiches schärferen Augen verdecken.«

Amalrich am Nil und die Schlacht bey Lamonia in der Nähe des alten Hermopolis. Saladin im Lager Amalrichs. Schirkuh in Aegypten, Amalrich ohne Erfolg in Palästina zurück, und fast zugleich Saladin, der sich demüthig einen Diener Nureddins nannte, Schirkuhs Nachfolger. Kaiser Manuel, der Schrecken Ungerns, und K. Amalrich verbündet zu einem dritten, eben so vergeblichen Angriff auf Aegypten. — Amalrich nach Konstantinopel. Die Folgen des Sturzes der Fatimiden. Die Assassinen wollen Christen werden, wenn man sie vom Zins an die Templer befreye. Der einäugige Templer Walther von Mesnil ermordet den Machtboten der Assassinen. — Nureddin und Saladin. Amalrich und Nureddin sterben 1173 nur wenige Monate nach einander. Saladin nicht bloß unabhängig, sondern beynahe Herr der Waisen Nureddins und der mächtigste Fürst in den vorder-asiatischen Landen.

Er war 1137 zu Takrit in Mesopotamien geboren; eine heitere, fröhliche Natur, den Staatsgeschäften abgeneigt, bis seine zweyte Anwesenheit in Aegypten ihm Gelegenheit bot, die Herrschaft zu gewinnen. Von da an zeigte er männlichen Ernst und große Thätigkeit, ohne finstere Strenge, ohne Kleinigkeitssucht. Alle Gebote des Islam befolgte er genau, und kannte selbst die wissenschaftlichen Ansichten und Streitigkeiten über diese Lehre; so wenig er sich aber, Gott und seiner eigenen Kraft vertrauend, von Spitzfindigkeiten, Sterndeuterey und Aberglauben übermannen ließ, so wenig mochte er Freydenker und Neuerer leiden. Bey diesen Gesinnungen mußte ihm der Krieg gegen die Christen politisch und religiös von der höchsten Wichtigkeit seyn; auch verfolgte er den Plan der Eroberung Syriens beharrlich und trotz aller Hindernisse. Zwey Mal in der Woche wohnte er in der Regel den Gerichten bey, wo man selbst wider des Sultans nächste Verwandte mit Erfolg klagen konnte; ja er stellte sich persönlich, wenn gegen ihn Streit erhoben ward, und unterwarf sich dem Spruche.

Einst saß er vor seinem Zelte und sagte, als ihm Jemand eine Bittschrift überreichte: »Das Schreibzeug fehlt, ich kann nicht sogleich Bescheid ertheilen;« jener aber erwiederte: »es

steht im Zelte,« und Saladin holte es und schrieb. — Das Maulthier Bohadins, seines Geschichtschreibers, der neben ihm ritt, weil er ihn immer an der Seite haben wollte, bespritzte ihn sehr mit Koth; er scherzte darüber, und erlaubte jenem nicht, sich deßhalb zu entfernen. — Einem Christenweibe war ihre Tochter geraubt worden: dem Rufe vertrauend, suchte sie Hülfe bey Saladin; dieser erforschte, wer das Mädchen gekauft hatte, und gab es der Mutter zurück. — Züge solcher Art zeigen freylich im gewissen Sinne nur das Natürliche und Gewöhnliche; allein bey Sultanen ist leider zu oft die gräulichste Unnatur das Gewöhnlichste, und selbst die Franken erhoben sich damals bey weitem nicht zu der Redlichkeit, Gerechtigkeit, Großmuth und Milde Saladins. Ungeachtet dieser seiner herablassenden Milde und der Gewandtheit, für jeden sogleich einen angenehmen Gegenstand des Gespräches aufzufinden, fehlte doch nie der gebührende Anstand in seiner Gesellschaft, nie wurden zweydeutige Reden gehört. Wissenschaftliche Beschäftigungen galten ihm für Erholung, kein Gelehrter ward von ihm abgewiesen, keiner entlassen, ohne ein Geschenk empfangen zu haben. Oft ließ er sich geistliche oder weltliche Geschichten vorlesen, und die Darstellung großer Thaten bewegte ihn nicht minder zu Thränen, als Erzählungen von einfachen, das Herz ansprechenden Begebenheiten. Ohne Ziererey verstattete er seinen Gefühlen freyen Lauf, selten aber übermannte ihn der Zorn, nie verließ ihn in ungünstigen Lagen die Heiterkeit und Fassung, nie in Krankheiten die Geduld. Nur Verleumder konnten ihn heftiger aufreizen. Sein Geist zeigte sich weit erhaben über die bloße Leidenschaft des Besitzes, und größer selbst, als die Unbescheidenheit der Fordernden, war seine Neigung zum Bewilligen. Er wußte, daß die Quellen reichlich flossen, und gab nicht minder bey geleerter als bey gefüllter Schatzkammer; weßhalb die Schatzmeister oft heimlich Summen zu außerordentlichen Ausgaben zurücklegten. Betrogen ihn jene, so verloren sie zwar ihre Stellen, erlitten aber keine weitere Strafe: denn Geldgier erschien dem Sultan so allgemein als gemein.«

Diesen Mann nun wußten die Christen weder zu besiegen, noch zu gewinnen. Sie reizten und beleidigten ihn nur. — Der aussätzige Knabe Balduin IV. Der Meuchelmord am Seneschal Milo. Die Erbärmlichkeit der Königsfamilie von Jerusalem, dennoch wird dies Reich noch einmal gerettet durch den Verzweiflungssieg bey Rama. — Wichtigkeit der Mameluken. Fortdauer des Krieges zwischen Saladin und Balduin. Guido von Lusignan, Reichsverweser, ein, solcher Ueberlast bey weitem nicht gewachsener Mann. Balduin V., Sohn der Gemahlin

Guido's, Sibylle, von ihrem ersten Gemahl, Wilhelm von Montferat.— Beynahe ein heftiger Bürgerkrieg um der beyden Balduine willen, als der ältere nach vieljährigen Leiden starb.

Die unglaubliche Ausartung der morgenländischen Christen. Die Patriarchen. Selbst die großen, sonst so würdigen Orden der Johanniter und Templer befehden einander. Rainald von Chatillon beraubt sogar die dem Waffenstillstande vertrauende Mutter Saladins und mordet ihr Gefolge. Fruchtlos fordert Saladin Genugthuung. Die Schlacht bey Hittin oder Tiberias. Die meisten Templer erschlagen, ihr Großmeister aber, nebst dem K. Guido, dem Frevler Rainald von Chatillon und sehr vielen Großen gefangen, auch das h. Kreuz erobert. Saladin haut den Räuber Rainald mit eigener Hand nieder. Die noch übrigen Templer, mehrere Johanniter und andere angesehene Franken als Friedensbrecher und Mörder hingerichtet. Tod Raimunds von Tripolis. Guido, sein Bruder, der Großmeister der Templer, und die ansehnlichsten Gefangenen für Askalon freygegeben. Belagerung Jerusalems. — Am 3. Okt. 1187, nach Gottfrieds Eroberung 88 Jahre, hielt Saladin den feyerlichen Einzug in Jerusalem und in den Tempel. Als das Kreuz auf dessen Spitze von den Türken herabgestürzt ward und zerbrach, erhoben die Christen in und vor der Stadt solchen Weheruf, daß der Boden erzitterte.— Saladins ungemeine Großmuth gegen die hinwegziehenden Gefangenen. Auch die ihnen als Bedeckung zugegebenen Sarazenen waren menschlicher, als ihre Glaubensbrüder, die z. B. in Tripolis sie plünderten. »Einer Mutter hatten sie auf frevelhafte Weise alle Habe, alle Nahrungsmittel genommen; sie warf verzweifelnd ihr Kind in das Meer. Ein anderer Theil der Ausgewanderten erreichte Alexandrien, und wurde von dem türkischen Befehlshaber der Stadt freundlich behandelt und verpflegt. Die Pisaner, Venediger und Genueser weigerten sich, Jemanden unentgeldlich in ihre Schiffe zu nehmen; da sprach der den Zug führende Muselmann: »Ferne sey es, daß durch die Härte ihrer eigenen Glaubensgenossen diejenigen umkommen, die mein großer Fürst erretten wollte!« Er bezahlte das verlangte Geld und besorgte die Einschiffung.«

Der sieben und sechzigjährige Barbarossa stellt sich selbst an die Spitze des neuen Kreuzzuges. In einer der schlaflosen Nächte nach dem Unglückstage von Legnano ließ er sich wie gewöhnlich vorlesen, und rief aus: »Glücklicher Alexander, der du dieses Italien nie sahst! glücklich auch ich, wäre ich nach Asien gezogen.« — Landfrieden in Deutschland, Aufforderung Saladins, der mit den Waffen antwortet. Treulosigkeit der Byzantiner.

Philipp Augusts von Frankreich und Richards Löwenherz von England gleichzeitige Pilgerfahrten. Das große Kreuzheer versammelte sich Anfangs May 1189 bey Regensburg, fuhr auf der Donau herab nach Wien, wo Leopold der Tugendhafte seinen großen Kaiser und Blutsverwandten stattlich empfing, und das Heer, unter welchem Friedrich eine strenge Musterung hielt, reichlich versah und prächtig beschenkte. Feyerlicher Empfang zu Gran bey K. Bela. Die Bulgaren. Andronikus listige Kühnheit und grausamer Tod. Isaak Angelus. Der Krieg wider die Normannen. Angeberey, Verrath und empörende Grausamkeit, gesetzlose Verwirrung und Noth an der Tagesordnung in dem elenden byzantinischen Kaiserreiche. — Bald eine große Noth unter den Christen. Die Türken betrachten sie schon als sichere Beute, und wollen ihnen um Geld die Freyheit, das Leben und Lebensmittel geben. Des kaiserlichen Greisen Heldenmuth und glorreicher Sieg bey Iconium. Wenige Tage darauf ertrinkt der große Mann, als er auf seinem Rosse den Kalykadnus durchschwimmen wollte (10. Juny 1190). Die Sage läßt ihn aber, wie Karl den Großen, fortleben im Untersberge bey Salzburg, wo bald Waffengetöse und Kampfwuth zu hören ist, bald feyerlicher Gottesdienst und Minnesang. — Ungeheure Bestürzung im Heere. Friedrichs Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, führte das Heer nach Antiochien und vor Akkon, stiftete den Orden der deutschen Ritter, und erlag gleichfalls den Krankheiten, durch welche dieses große Heer in der Geschichte der Belagerer von Akkon verschwand.

Die Belagerung von Tyrus und jene von Akkon. Der freche Konrad von Montferrat. — Die K. Philipp August und Richard in Sicilien. Richard in Cypern — seine Ankunft vor Akkon. Sein berühmter Streit mit Leopolden dem Tugendhaften, Herzog von Oesterreich und Steyer, der Anlaß von Richards nachmaliger Gefangenschaft. Die abscheuliche Ermordung der türkischen Gefangenen. Schleifung und Herstellung von Askalon. Richard bietet dem Bruder Saladins, Malek El Adel, seine Schwester, die Witwe Wilhelms von Sicilien. Konrad von Tyrus König, und beynahe in gleichem Augenblicke von den Assassinen erdolcht. Richard nach Joppe. Seine Heldentugend. Die Pilger nach Jerusalem von Saladin freundlich aufgenommen. Richard, durch innere Unruhen nach England berufen, kehrt heim. — Saladin stirbt, dritthalb Jahre nach dem Barbarossa, 57 Jahre alt. Auf seinem Krankenlager sprach er zu seinem Fahnenträger: »Nimm dieses Kleid, zeige es als Todtenfahne, und verkünde, daß der Beherrscher des ganzen

Morgenlandes sonst nichts mit sich zu nehmen vermöge in sein Grab. Den christlichen, jüdischen und muhammedanischen Armen vermachte er jedem ein Drittheil seiner beweglichen Güter, damit wenn das Gebet der einen Partey ihm nicht Heil bringe, es doch jenes der anderen thue. Saladin hinterließ weder Haus, noch Garten, noch Landgut, überhaupt gar kein Eigenthum, außer sieben und vierzig nagaritische Silberlinge und ein tyrisches Goldstück. Zu seinem Sohne Afdal sagte Saladin beym Abschiede: »Verehre das höchste Wesen und befolge seine Gebote, denn er ist die Wurzel alles Guten, und in ihm ruht alles Heil. Vergieße kein Blut, denn es schläft nicht, sondern kommt auf dein Haupt. Erhalte dir die Herzen deiner Unterthanen durch Liebe und Sorgsamkeit, denn sie sind dir von Gott durch mich übergeben. Begünstige die Edlen, denn nur durch Milde bin ich zu irdischer Größe gelangt. Beleidige Niemand, denn erst nach geübter Rache pflegen sich die Menschen wieder zu versöhnen. Hasse Niemanden, denn allen steht der gleiche Tod bevor. Hast du gegen Gott gefehlt, so sey reuig: denn er ist barmherzig.«

Der dritte Band stellt uns die Söhne des Barbarossa, Heinrich VI. und Philipp, und Heinrichs Sohn, Friedrich II., dar, die beyden letzteren in ihrem Kampfe wider Otto von Braunschweig, den Sohn Heinrichs des Löwen, und Friedrichen im Kampfe mit den Päpsten und den Lombarden, bis zu seinem großen Siege über die letzteren bey Corte nuova (1238).

»Kaiser Friedrich hatte weder in der ersten Kraft seiner Jugend noch in reiferen Jahren die große Aufgabe vollständig gelöset, Deutschland und Italien als einen wohlgeordneten, ruhigen Staat zu beherrschen, oder die Verhältnisse der Völker, Fürsten und Päpste in friedliche Uebereinstimmung zu bringen. Wie viel schwerer mußte dieß seinem Sohne werden, der erst drey und zwanzig Jahre zählte, als Friedrich den Zug nach dem Morgenlande antrat? Aber Heinrich war kein Jüngling gewöhnlicher Art. Er stärkte seinen wohlgebauten, obgleich etwas schwachen und schlanken Körper durch Jagd, Vogelfang und ritterliche Uebungen; allen Lüsten hingegen war er abhold. Den sorgfältigen Unterricht gewissenhaft benutzend, erlernte er die damals unentbehrliche lateinische Sprache, kannte die bürgerlichen und kirchlichen Gesetze so genau, als es sein großer Beruf erforderte, sprach lebhaft und beredt, wußte mit Scharfsinn die Menschen für seine Zwecke auszuwählen, und alle — selbst Gelehrte und Dichter nicht ausgenommen — richtig zu würdigen und angemessen zu behandeln. Nur die, welche bescheiden baten, mochten sich seiner Milde, nur die, welche ihm nützten, beson-

ders die Kriegsleute, seiner Freygebigkeit erfreuen, sonst war er hart gegen Abgeneigte, grausam gegen Widerspenstige, unerbittlich gegen Verräther, geldgierig überall: so bey Besetzung von Bisthümern, bey der Besiegung von Feinden, bey der Behandlung König Richards von England. Aber Milde, wie Grausamkeit, Freygebigkeit wie Habsucht, erhalten bey Heinrich VI. eine eigentliche Bedeutung, da er sie nie bewußtlos, nie aus kleinen Rücksichten oder zu kleinen Zwecken übte; sondern dem in allen Geschäften Regelmäßigen, überaus Thätigen, trat jegliches in unmittelbare Beziehung zu seinen großartigen Planen; wären diese aber auch noch umfassender gewesen, als jene Friedrichs, so bleibt doch der Sohn darin weiter hinter dem Vater zurück, daß er auch schlechte und gemeine Mittel nicht verschmähte; daß an die Stelle edler Festigkeit eine grausame Folgerichtigkeit des Verstandes, an die Stelle freyer Kühnheit des Gemüthes frühzeitig eine krampfhafte Leidenschaftlichkeit eintrat, welche nicht selten die Schranken schlauberechneter Selbstbeherrschung durchbrach.« — Die unnatürliche Fehde in Meißen. Heinrich der Löwe wieder in Deutschland. Bardewick, das ihn, als er in die Verbannung zog, beschimpft hatte, vom Heimgekehrten furchtbar bestraft. Des alten Löwen Unterwerfung und baldiger Tod. — Wilhelm II., König beyder Sicilien († 1. Nov. 1189), dadurch seine Lande mit Konstanzens Hand an Heinrich gediehen, der abgeneigte Papst zwischen Hohenstauff'sche Lande eingeklemmt, neu eröffnet die alten normannischen Aussichten auf Griechenland, ja über Griechenland hinweg nach Syrien, nach Aegypten, nach Afrika. — Eine zahlreiche Partey erhebt sich wider Heinrich, und richtet seine Augen auf Tankred, den natürlichen Sohn Rogers, des vor dem Vater gestorbenen Erbprinzen König Rogers; er wurde gekrönt und vom Papste belehnt. Ja sogar sein zum Mitherrscher angenommener Sohn Roger empfing die Krone, und wurde einer griechischen Kaisertochter vermählt. Heinrichs vorausgesendete Machtboten bekräftigten durch grausame Verwüstungen die Weissagung ihres vorzüglichsten Feindes, des Kanzlers Matthäus, über die Gefahren einer fremden Oberherrschaft. Nachdem die Kaiserkrönung glücklich vorüber war, brachte die Sommerhitze eine böse Seuche unter das Neapel belagernde Heer. Der Kaiser selbst erkrankte. Mehrere Fürsten verließen ihn. Der aus Syrien heimkehrende Philipp August bringt ihm die Trauerpost vom Tode seines Bruders, Herzog Friedrich, und auf dem Fuße folgt der schwerste Schlag: Konstanze, die Kaiserin, sey Tankreds Gefangene. — Heinrich mußte nach Deutschland zurückkehren, und Tankred sah sich im Besitze fast des gan-

zen Reichs, während in Deutschland Manche, allzukühn, schon von Heinrichs Absetzung träumten, und der alte Löwe neuerdings Unruhe spann. Unerwartete romantische Verschwägerung der Welfen und Gibelinen durch des Barbarossa Nichte, Agnes, und die entschlossene List ihrer Mutter Irmgard. Doch blieb die Rheinpfalz nicht lange Welfisch. Bald gedieh sie an Wittelsbach.

Die Heimkehr Richards Löwenherz. Ueber seine Gefangennehmung zu Erdberg bey Wien, seine Gefangenschaft auf dem Schlosse Dürrenstein bey Krems unter der Obhut der Kuenringer, und Leopolds von Oesterreich Haltung hiebey, sind alle Quellen zusammengestellt und viele Irrthümer berichtigt im Dezemberheft 1825 des Hormayr'schen Archives, aus Anlaß der beynahe abgeschmackten Verunglimpfung des Helden Leopolds von Oesterreich in Walter Scotts Kreuzfahrern, nachdem ihm früher schon in Shakespeares König Johann arg genug mitgespielt worden. Tankred starb aus Kummer über den Verlust seines erstgebornen Roger. Auch der Kanzler Matthäus starb. Die raschen Fortschritte des Kaisers und die Härte seiner Strafen erschreckten. Alles unterwarf sich, selbst die Königswitwe Sibylle und ihr gekrönter Sohn Wilhelm. Doch wie der Kaiser den Genuesern schmählich die Treue brach, so hatte er die allen Christen hocherfreuliche Weihnachtsfeyer zu einer Zeit der Gräuel auserkoren. Ein Mönch soll ihm eine Verschwörung angezeigt haben, in welcher, von der königlichen Familie an, fast alle Großen des Reichs verwickelt gewesen wären. Eine willkommene Gelegenheit, sich mit einem Schlage aller Feinde zu entledigen. »Angenommen, daß die Sicilianer sich nochmals gegen den fremden Herrscher verbunden hatten, so war dieß, wenn nicht gerecht, doch natürlich, und der Kaiser mußte politische Parteyungen von gemeinen Verbrechen unterscheiden. Er mußte sich der Milde Tankreds gegen Konstanze erinnern, und dessen aller Theilnahme und eigener Schuld unfähige kleine Kinder nicht in seine Anklage, viel weniger in seine Bestrafung einschließen. An dem Grafen Peter von Celano fand er einen Richter, wie er ihn wünschte. Dessen Spruche und seiner eigenen Weisung zu Folge wurden die Gräber Tankreds und Rogers erbröchen, und ihnen, als unrechtmäßigen Königen, die Kronen vom Haupte gerissen. Es wurden Erzbischöfe, Bischöfe, Grafen und Edle und der große Seeheld Margaritone als Verräther verhaftet, aufgehenkt, geblendet, gespießt, verbrannt, lebendig in die Erde begraben. Viele Chroniken sprechen von einer Krönung auf glühendem Throne, mit glühender Krone und Zepter. (Unbe-

greiflich, wie in Heinrichs schwäbisches Blut solches Henkerstalent gekommen?) Auch die Königin Sibylle mit ihren drey kleinen Töchtern, Albina, Konstanze und Mandonia, ließ der Kaiser gefangen nehmen, und den jungen König Wilhelm blenden und entmannen. Von weiteren Grausamkeiten hielt ihn weniger die Milde ab, als die Besorgniß über die Gesinnung und Theilnahme der Hauptstadt.

An dem Tage dieser Gräuel, am 26. Dez. 1194 — welch eine furchtbare Vorbedeutung für sein eigenes Geschlecht! — lag Konstanze zu Jesi in Kindesnöthen, und gebar dem Kaiser einen Sohn, Friedrich Roger, den nachmaligen Kaiser Friedrich II.

Die unerhörte Grausamkeit empörte alle Welt. Der Papst that den Kaiser in den Bann. Deutschland und Italien war durch Fehden bewegt. Heinrich der Löwe war zu Braunschweig, 66jährig (6. August 1195), gestorben; in seiner letzten Zeit bloß mit den deutschen Historien beschäftigt, denn, sagt Raumer mit Recht: »Keiner, dem es Ernst ist mit seinen Thaten, kann gleichgültig seyn gegen die Vergangenheit, und je mehr das Alter diesem Leben ein Ende zu machen droht, desto mehr sehnt sich ein Held nach der durch den Geschichtschreiber vermittelten Unsterblichkeit. Doch auch das Christenthum trat ihm tröstend näher. Niemand hörte in der langen, schmerzhaften Krankheit eine Klage von dem sonst so Ungeduldigen. Ein unerwarteter, schrecklicher Donnerschlag zündete das Gebäude, in dem er darniederlag. In der allgemeinen Angst blieb er allein gefaßt bis in den Tod.«

Heinrichs VI. Plan zur Erblichkeit der Kaiserwürde in seinem Stamme, wofür er auch bey allen Lehen die Erblichkeit einführen und anerkennen, jedem Anrecht auf den Nachlaß der Bischöfe und Geistlichen entsagen, und Apulien und Sicilien auf ewig dem Reiche einverleiben wolle. — Ein halbes Hundert Fürsten hatten bereits eingewilligt. Die meisten Geistlichen waren gewonnen, anfangs selbst der Papst ungewiß. Aber die Sachsen und der Erzkanzler von Mainz widerstanden heftig. Darauf hielt er es für besser, den großen Plan vor der Hand fallen zu lassen, und weder einem Anspruch zu entsagen, noch ein neues Recht zu bewilligen, dafür aber die Wahl seines Söhnleins Friedrich durchzusetzen. Allein ein so tiefer, folgenreicher Plan bedurfte zu seiner Vollstreckung auch der persönlichen Stützen des Vertrauens und der Liebe. Diese aber hatte der Kaiser unwiderruflich verscherzt durch Habsucht und Grausamkeit, und auch er bewies, daß die größten Anlagen ohne einen reinen Charakter

»gebornen als rührender Lobgesang der unendlichen Schöpfer»kraft die Gotteslängnung der Prosa zu Boden schmettert. Und »so ist das ganze Morgenland in seiner tiefen Unmittelbarkeit »die stärkste Ironie auf das, nun aber auch schon durch den fort»geschrittenen Geist der Wissenschaft gerichtete sogenannte philo»sophische Verfahren des Abendlandes, die Gottheit mit einer »in sich selbst zurückgezogenen Reflexion, wie etwa die Figur des »Pythagoräischen Lehrsatzes an die Tafel des kalt messenden Ver»standes, zu zeichnen.« Nach der Erörterung des wahren Sinnes der Furcht, unter welcher keineswegs eine knechtische, sondern eine heilige Scheu vor dem Ewigen, wie sie jeden, der sich ins Unendliche versenket, ergreift, zu verstehen, beleuchtet der Verfasser den Doppelstamm ältester orientalischer Religion und Philosophie, die Mythologie (Polytheismus) und den Mysticismus (Pantheismus), und verweilt auf der Verderblichkeit der AllEinslehre, welche den Unterschied zwischen Gutem und Bösem aufhebt, und das ganze sittliche Streben als leer und nichtig geradezu abschneidet. Er definirt die Mystik als die Erscheinung, »wenn der Mensch die Gottheit, wie sie ist, »nach ihrem geheimnißvollen Wesen und Wirken nur im Spiegel »seines Gemüthes in voller Deutlichkeit zu erschauen vorgibt, »und also die Aufgabe der Metaphysik, deren Lösung der Ver»stand entweder, als dem endlichen Geiste schlechthin unmöglich, »geradezu aufgibt, den bekümmerten Sinn an den Glaubens»trost der Religion verweisend, oder einzig und allein in dem »Systeme des klaren Denkens bewirksam erklärt, in die dunkele »Region des inneren Empfindens hineinschi[illegible], wodurch gerade »der Mystiker eben sowohl einer jeden verständig-strengen Phi»losophie, wie der positiven Religion feindselig gegenüber steht.« Die hierauf folgende Ableitung der Mystik aber von μυειν kann Recensent als Orientalist keineswegs zugestehen, da die vom persischen Misd und Mis (siehe die Anzeige des Siebenmeeres in diesen Jahrbüchern unter dem Artikel Religion) dem wahren Urquell aller Mysterien um so viel näher liegt; eben so wenig kann er die Wüste als den Boden gelten lassen, »aus welchem »zuerst die Cypresse jener Weisheit (der Theosophie) hoch und frey »erwachsen,« nicht nur, weil in Wüsten keine Cypressen wachsen, sondern vorzüglich deßhalb, weil im ältesten Oriente der Name einer freyen Gottesverehrung nicht den abgöttischen Arabern, sondern den das höchste Wesen unter dem Symbole des Lichtes und Feuers auf Bergen (wo die Freyheit wohnt) rein und frey verehrenden Persern gebührt, welche die Freyen (Asadegan) hießen, im Sinne Soroasters, welcher die Cypresse (deßhalb



hen Lied der Liebe [1]) gesellen, durch seinen reichhaltigen Kommentar aber erscheint es als würdiges Seitenstück zur Uebersetzung und Auslegung des Buches Hiob [2]), deren ägyptisch-kritische Einfachheit und grammatische Sorgfalt von allen Seiten öffentlich anerkannt worden ist. Als Uebersetzer Salomonischer Schriften hat der Verfasser durch dieses Werk die Trilogie Salomonischer Weisheit, wie sie sich im Jünglinge, Manne und Greise ausspricht, vollendet, und durch exegetische Gelehrsamkeit hat er die goldenen Aepfel der Erkenntniß, welche Hiob und die Sprüche bieten, in silbernen Schalen kredenzt.

»Den Grundsinn der heiligen Schrift in Form und Geist »immer reiner und umfassender zu erkennen, ist meines Lebens »höchste Freude und meines wissenschaftlichen Strebens vorwal-»tende Begeisterung,« heißt es am Schlusse der Vorrede, und nach vollendeter Lesung des Buches werden weder Eingeweihte noch Uneingeweihte dem Verfasser das Zeugniß versagen können, daß er sich auf diesem Grundsteine ein Haus philologischen, kritischen und theologischen Ruhmes erbauet hat. Das Thor dieses Hauses, nämlich die Einleitung des vorliegenden Buches, entspricht durch wohl gegliedertes Ebenmaß der Theile und bildlichen Schmuck der Rede der Würde des Heiligthums morgenländischer Weisheit, in welchem die Sprüche Salomons wie die Tora im Allerheiligsten niedergelegt sind. Diese Einleitung, so wie die Tholucks zu seiner Blütensammlung aus der morgenländischen Mystik (Berlin, 1825), sind zwey Leuchtthürme für alle, welche die hochwogenden Meere orientalischer Philosophie und Mystik beschiffen. Herrn Prof. Umbreit's Einleitung in die Weisheit der Hebräer, und insonderheit in die der Sprüche Salomo's, betrachtet das Verhältniß derselben zu der morgenländischen überhaupt, und hebt den Grundstein: Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang, mit begeisterten Worten in die Höhe. Man vernehme dieselben hier aus seinem eigenen Munde: »Der Dichter blickt dort (im achten Psalm) mit echt orientalischem, weit umfassendem Schauungs-vermögen in das große Reich der Natur, als das lebendige Wort, welches die Gottheit von sich selbst spricht, und sein begeisterter Blick dringt zum gestirnten Himmel empor, von wo er poetisches Feuer zu einem Hymnus auf die leuchtende Herrlichkeit des ewigen Namens herunterholt, worauf er in sinniger Stille der lallenden Töne lauscht, die aus dem Munde der Neu-

---

[1]) Lied der Liebe, das älteste und schönste aus dem Morgenlande. Göttingen 1820.

[2]) Das Buch Hiob. Heidelberg, 1824.

Einfluß nicht bloß als ein negativer angesehen werden dürfte. Aus diesem Grunde kann Recensent nicht unbedingt mit dem folgenden Schlußsatze des Verfassers einverstanden seyn: »so war »dem gefährlichen Stolze starrer Kasten-Weisheit und dem furchtbaren Stabe geistesbannender Hierarchie schon im Morgenlande »ein Ziel gesetzt, und es leuchtet ein, wie dem Hebräismus vor »allen orientalischen Glaubens- und Denkweisen das unvergleichbare Verdienst gebührt, die göttliche Freyheit der Religion »öffentlich anerkannt und beurkundet zu haben.« Recensent theilt hier vielmehr die Ansicht der Kirchenväter, welche das alte Gesetz mit der ägyptischen Sklaverey verglichen, aus der erst das Christenthum die Welt befreyte. Die göttliche Freyheit der Religion, von der sich schon die Bekenner der Soroaster'schen Lehre die Freyen nannten, strahlte bey ihnen im ersten Morgenrothe, und ging dann erst mit der Sonne des Christenthums in voller Herrlichkeit über die Welt auf. Der Verfasser leitet zur näheren Betrachtung der ethischen Weisheit der Hebräer durch die poetische Beschreibung, welche sie im achten Kapitel der Sprüche von sich selbst entwirft, und die zugleich als Probe der reinen und kräftigen Sprache, wodurch sich die Uebersetzung des Verfassers vor allen früheren auszeichnet, hier stehen mag:

Als Gott bereitete den Himmel, war ich dabey,
als er befestigte den Bogen über Wassertiefen;
als er verdichtete den Aether oben,
der Tiefe Quellen stark erbrausten,
als er dem Meere seine feste Grenze setzte,
daß nicht die Wasser seine Mündung überströmten,
als er der Erde Säulen gründete,
da war ich geschickte Künstlerin an seiner Seite,
da war ich seine Wonne Tag für Tag,
scherzend vor ihm alle Zeit:
auf seinem Erdkreis scherz' ich nun,
und bin der Menschenkinder Wonne.

»Wenn nämlich der Geist Gottes, um ihn hier nur von un»serem Standpunkte aus zu fassen, bey den Hebräern vorzugs»weise als religiöse Begeisterung in Poeten und Prophe»ten sich offenbart, so erscheint die ewige Weisheit in den »Seelen einzelner Menschen als ethisch ordnende und so »das Leben schmückende Kraft mit ausgezeichneter »Stärke, und krönet solche Erwählte zu Königen der Philosophie.« — »Die Weisheit, als zur Selbstüberwindung durchgedrungene »Geisteskraft, wie sie auch schon durch ihren hebräischen Namen »der allgemeinen Idee nach bezeichnet wird, lehret aber in kur»zen Sprüchen, bald mit bildlicher Veranschauung, bald mit

»eindrucksvoller Kürze, ja selbst durch räthselhafte Reden den »Verstand zur geschärften Aufmerksamkeit auf die moralische Wahr»heit lenkend, ganz nach allgemeiner Sitte des Orients, der »durch seine Frische der Welt- und Naturüberschauung besonders »geeignet ist, die verschiedensten Lebensgestaltungen in ihrer »symbolisch-belehrenden Beziehung auf einander lebendig zu »erfassen, und geistreich witzig im Bilde des Wortes und Spru»ches hinzustellen, woher denn auch die ungeheure Fülle von »Sprüchen und Sprüchwörtern bey allen morgenländischen Völ»kern sich von selbst erklärt, unter denen sich die unsrigen durch »eine vorherrschende Farbe der Allgemeinheit des Ausdruckes »auszeichnen, weßhalb auch aus dem Weisheitsschatze verwandter »Nationen, z. B. der Araber, die eines besonders großen »Reichthums an eigentlichen Sprüchwörtern sich erfreuen, nicht »so viele Parallelen zur erläuternden Vergleichung herbeyziehen »lassen, als man von vorne hinein zu glauben geneigt ist.« Was das Letzte betrifft, so würden sich ganz gewiß weit mehrere Parallelstellen zwischen den Sprüchen Salomons und den Sammlungen arabischer Sprüche finden, wenn nur die letzten einmal in Europa gehörig bekannt würden. Der Verfasser führt in der Note die bisher bekannten, sehr sparsam fließenden Hilfsquellen, nämlich die von Schultens herausgegebenen Proben aus Meidani und die Sentenzen Samachschari's sammt den bekannten Sammlungen von Erpenius, Golius, Kallius und Dombai auf. Da außer Meidani kaum eine oder die andere arabische Sprüchwörtersammlung bisher in Europa dem Namen nach bekannt ist, hält sich Recensent verpflichtet, die vorzüglichsten derselben hier zu nennen, damit die Aufmerksamkeit künftiger Reisenden auf den Ankauf derselben geleitet, und ihnen durch die genaue Angabe der Titel und der Namen der Verfasser die Nachfrage nach denselben möglich gemacht werde *).

---

*) 1. Die Sammlung der Sprüche der vier ersten Chalifen ist zum Theil bekannt, indem Cornelius von Waenen die Sprüche Ali's (Oxford, 1806), und Herr von Dietz funfzig derselben (in den Denkwürdigkeiten von Asien, Berlin, 1811) bekannt gemacht hat. Es sind in allem vierhundert, hundert von jedem der vier Chalifen, mit einer türkischen Uebersetzung herausgegeben von Mustafa Ben Mohammed i. J. d. H. 978 (1570).

2. Kalaidol hikem we feraidol kilem, d. i. die Halsketten der Philosopheme und die Perlen der Sprüche, nämlich die Worte Ali's Ben Ebi Thalib's, gesammelt vom Richter Imam Jakub El-Isferaini. S. auch auf der Leydner Bibliothek die Nummern 1451, 1452, 1453.

3. Tohfetoss-ssidik iless-ssidik, d. i. das Geschenk des Wahr-

Einfluß nicht bloß als ein negativer angesehen werden dürfte. Aus diesem Grunde kann Recensent nicht unbedingt mit dem folgenden Schlußsatze des Verfassers einverstanden seyn: »so war »dem gefährlichen Stolze starrer Kasten-Weisheit und dem furcht»baren Stabe geistesbannender Hierarchie schon im Morgenlande »ein Ziel gesetzt, und es leuchtet ein, wie dem Hebräismus vor »allen orientalischen Glaubens- und Denkweisen das unvergleich»bare Verdienst gebührt, die göttliche Freyheit der Religion »öffentlich anerkannt und beurkundet zu haben.« Recensent theilt hier vielmehr die Ansicht der Kirchenväter, welche das alte Gesetz mit der ägyptischen Sklaverey verglichen, aus der erst das Christenthum die Welt befreyte. Die göttliche Freyheit der Religion, von der sich schon die Bekenner der Soroaster'schen Lehre die Freyen nannten, strahlte bey ihnen im ersten Morgenrothe, und ging dann erst mit der Sonne des Christenthums in voller Herrlichkeit über die Welt auf. Der Verfasser leitet zur näheren Betrachtung der ethischen Weisheit der Hebräer durch die poetische Beschreibung, welche sie im achten Kapitel der Sprüche von sich selbst entwirft, und die zugleich als Probe der reinen und kräftigen Sprache, wodurch sich die Uebersetzung des Verfassers vor allen früheren auszeichnet, hier stehen mag:

Als Gott bereitete den Himmel, war ich dabey,
als er befestigte den Bogen über Wassertiefen;
als er verdichtete den Aether oben,
der Tiefe Quellen stark erbrausten,
als er dem Meere seine feste Grenze setzte,
daß nicht die Wasser seine Mündung überströmten,
als er der Erde Säulen gründete,
da war ich geschickte Künstlerin an seiner Seite,
da war ich seine Wonne Tag für Tag,
scherzend vor ihm alle Zeit:
auf seinem Erdkreis scherz' ich nun,
und bin der Menschenkinder Wonne.

»Wenn nämlich der Geist Gottes, um ihn hier nur von un»serem Standpunkte aus zu fassen, bey den Hebräern vorzugs»weise als religiöse Begeisterung in Poeten und Prophe»ten sich offenbart, so erscheint die ewige Weisheit in den »Seelen einzelner Menschen als ethisch ordnende und so »das Leben schmückende Kraft mit ausgezeichneter »Stärke, und krönet solche Erwählte zu Königen der Philosophie.« — »Die Weisheit, als zur Selbstüberwindung durchgedrungene »Geisteskraft, wie sie auch schon durch ihren hebräischen Namen »der allgemeinen Idee nach bezeichnet wird, lehret aber in kur»zen Sprüchen, bald mit bildlicher Veranschauung, bald mit

»eindrucksvoller Kürze, ja selbst durch räthselhafte Reden den »Verstand zur geschärften Aufmerksamkeit auf die moralische Wahr»heit lenkend, ganz nach allgemeiner Sitte des Orients, der »durch seine Frische der Welt- und Naturüberschauung besonders »geeignet ist, die verschiedensten Lebensgestaltungen in ihrer »symbolisch-belehrenden Beziehung auf einander lebendig zu »erfassen, und geistreich witzig im Bilde des Wortes und Spru»ches hinzustellen, woher denn auch die ungeheure Fülle von »Sprüchen und Sprüchwörtern bey allen morgenländischen Völ»kern sich von selbst erklärt, unter denen sich die unsrigen durch »eine vorherrschende Farbe der Allgemeinheit des Ausdruckes »auszeichnen, weßhalb auch aus dem Weisheitsschatze verwandter »Nationen, z. B. der Araber, die eines besonders großen »Reichthums an eigentlichen Sprüchwörtern sich erfreuen, nicht »so viele Parallelen zur erläuternden Vergleichung herbeyziehen »lassen, als man von vorne hinein zu glauben geneigt ist.« Was das Letzte betrifft, so würden sich ganz gewiß weit mehrere Parallelstellen zwischen den Sprüchen Salomons und den Sammlungen arabischer Sprüche finden, wenn nur die letzten einmal in Europa gehörig bekannt würden. Der Verfasser führt in der Note die bisher bekannten, sehr sparsam fließenden Hilfsquellen, nämlich die von Schultens herausgegebenen Proben aus Meidani und die Sentenzen Samachschari's sammt den bekannten Sammlungen von Erpenius, Golius, Kallius und Dombai auf. Da außer Meidani kaum eine oder die andere arabische Sprüchwörtersammlung bisher in Europa dem Namen nach bekannt ist, hält sich Recensent verpflichtet, die vorzüglichsten derselben hier zu nennen, damit die Aufmerksamkeit künftiger Reisenden auf den Ankauf derselben geleitet, und ihnen durch die genaue Angabe der Titel und der Namen der Verfasser die Nachfrage nach denselben möglich gemacht werde *).

---

*) 1. Die Sammlung der Sprüche der vier ersten Chalifen ist zum Theil bekannt, indem Cornelius von Waenen die Sprüche Ali's (Oxford, 1806), und Herr von Dietz funfzig derselben (in den Denkwürdigkeiten von Asien, Berlin, 1811) bekannt gemacht hat. Es sind in allem vierhundert, hundert von jedem der vier Chalifen, mit einer türkischen Uebersetzung herausgegeben von Mustafa Ben Mohammed i. J. d. H. 978 (1570).

2. Kalaidol hikem we feraidol kilem, d. i. die Halsketten der Philosopheme und die Perlen der Sprüche, nämlich die Worte Ali's Ben Ebi Thalib's, gesammelt vom Richter Imam Jakub El-Isferaini. S. auch auf der Leydner Bibliothek die Nummern 1451, 1452, 1453.

3. Tohfetoss-ssidik iless-ssidik, d. i. das Geschenk des Wahr-

Ohne entscheiden zu wollen, ob Salomon wirklich der Verfasser der Sprüche, wenigstens bis zum 25sten Kapitel, von

---

haftigen (leitend) zum Wahrhaftigen, der Titel des ersten Buches Watwat's, welches die Sprüche Ebukekrs enthält.

4. Fasslol chitab bikelami Omar Ibnol-Chatab, d. i. Abschnitt der Anreden in den Worten Omars, des Sohnes Chatab's, der Titel des zweyten der vier Bücher Watwat's, welches die hundert Sprüche Omars enthält, mit einem Kommentar in Prosa und in Versen. Watwat widmete diese vier Bücher dem Sultane der Seldschuken, Mohammed Ben Arslan, unter dem gemeinsamen Titel: Ghurrerol-akwal we durrerol emsal, d. i. Perlen der Reden und der Sprichwörter; alle vier Bücher auf der Leydner Bibl. unter Nr. 1477.

5. Insol lehfat, die Humanität der Unbilden, der Titel des dritten Buches Watwat's (gest. i. J. 552), welches die hundert Sprüche Osmans auf persisch kommentirt enthält.

6. Matlub küllin thalib li Emirol-muminin Ali Ben Ebi Thalib, d. i. was jeder Begehrende begehrt vom Fürsten der Rechtgläugen Ali Ben Ebi Thalib, dieß ist der Titel des vierten Buches der vier Bücher, in welchen der persische Dichter und Kritiker Watwat die Sprüche der vier Chalifen sammelte.

7. Ghurrerol-hikem we dürrerol kilem, d. i. die Perlen der Philosopheme und der Worte, aus denen Aalis ausgewählt und alphabetisch geordnet von Abdol wahid von Amed, auf der Leidner Bibl. Nr. 1448.

8. Medschmaol-emsal, d. i. die Sammlung der Sprichwörter, die größre Sammlung von siebentausend Sprichwörtern Meidani's (gest. i. J. 518), welcher dieselbe aus beyläufig funfzig anderen Werken, wie die Aßmais, Ebi, Obeide's, Ebi Seid's, Ebi Amrus u. s. w., zusammentrug.

9. Feraidol-chiraid fil emsal wel hikem, d. i. die auserlesensten Perlen der Weisheitssprüche von Ebi Jakub Jusuf Ben Sahir, dem Grammatiker, gest. i. J. 688 (1289), ein Auszug aus dem Werke seines Lehrers, Meidani, in alphabetischer Ordnung; im Kataloge der Leydner Bibl. Nr. 1461, wo statt Ben Sahir, Tam Ghouwaeus steht.

10. Medschmaol akwal wel-hikem wel-emsal, d. i. Sammlung der Worte, Weisheitssprüche und Sprichwörter persisch in zwey Theilen, deren erster siebzig, der zweyte funfzig Hauptstücke enthält, von Schehab Ahmed Ben Ahmed Ed-Demamini, berühmt unter dem Namen Ibn Siwasi, aus zahlreichen Büchern zusammengetragen.

11. Medschmaol ekmel fi maaniol-emsal, d. i. Sammlung der Reden in der Bedeutung der Sprichwörter, von Reschideddin Mohammed Ben Abdor-rahman, berühmt unter dem Namen Ibnol-Baka Abkeri, gest. 728 (1327), aus vierzig Büchern zusammengetragen.

12. Ghajetol-edeb fi kelam hukema il-areb, d. i. letzter Zweck der Sitte in Erwähnung der Worte arabischer Weisen, vom

wo an andere Sammlungen angehängt scheinen, legt der Verfasser zum Schlusse der Einleitung die Anordnung des Ganzen

---

Scheich Kemaleddin Mahmud Ben Isa Ed-Domairi, gest. i. J. d. H. 808 (1405).

13. Durretol-fachiret fi emsalis-sairet, d. i. glorreiche Perle der gangbaren Sprichwörter, vom großen Philologen Ssaalebi, gest. i. J. 430 (1038).
14. El emsal-es-sairet, d. i. die gangbaren Sprichwörter, von Obeid-El kasim Ben Selam, dem Lexikographen, gest. 224 (838), kommentirt von Ebu Obeidallah Ben Abdol asis Ibn Moßaab El-bekri, dem Andalusier, gest. 487 1094, und von Ebul-Mosaffer Mohammed Ben Adem aus Herat, gest. i. J. 414 (1023).
15. El emsal-es-sairet, d. i. die gangbaren Sprichwörter, von Ebu Ishak Ben Ibrahim Ben Sofian Es-siadi.
16. Unter demselben Titel von Ebukekr Mohammed Ben Kasim El-enbari, dem Grammatiker, gest. 328 (939).
17. Ebenfalls von Ebu Obeide Moammer, gest. 210 (825). Sein Buch kommentirte Ben Ahmed Esch-schamani, gest. 475 (1082).
18. Emsal, d. i. die Sprichwörter von Husein Ben Mohammed, bekannt unter dem Namen Chalii, gest. 380 (990).
19. Ebenfalls von Ebu Hilal Hasan Ben Abdollah El-Askeri, gest. 395 (1004).
20. Ebenfalls von Mohammed Ben Siad Ibnol-Arabi, gest. 231 (845).
21. Ebenfalls von Ebu Mohammed Dschaafer Ben Habib aus Bagdad, gest. 245 (859).
22. Emsal ess.ssofijet, d. i. die Sprichwörter der Ssofis, vom Scheich Imam Mohammed Ben Mohammed Ben Suleiman.
23. El emsal-ess-ssadiret an bujutisch-schir, d. i. Sprichwörter aus den Häusern der Dichtkunst, von Ebi Abdullah Hamsa Ben Husein Al Ißfahani, alphabetisch.
24. Taadil fi measir il areb we emsaliha, d. i. Ausgleichung der Denkmale der Araber und ihrer Sprichwörter, von Ebil Feredsch Ali Ben Husein von Ißfahan, gest. 356 (966).
25. El hikem wel emsal, d. i. Weisheitssprüche und Sprichwörter von Ebi Ahmed Hasan Ben Abdullah El-Askeri, gest. 382 (992).
26. Sewairol emsal, d. i. die gangbaren Sprichwörter von Ebil-Kasim Mahmud Ben Omar Es-samachschari, gest. 538 (1143).
27. El mustakssa fil emsal. d. i. der äußerst Fleißige in den Sprichwörtern, ein Auszug aus Samachschari verfaßt i. J. 944 (1537), ein Kompendium in alphabetischer Ordnung, auf der Leydner Bibl. Nr. 1467.
28. Ghurrerol mesani we durrerol maani, d. i. die Perlen der Koransabschnitte und der Bedeutungen in acht Hauptstücken, worin die Sprüche des Korans gesammelt sind.

dar, nach welcher der erste Theil bis auf das zehnte Kapitel die Schilderung der Weisheit, der übrige Theil des Werkes aber die

---

29. Esasol iktibas, d. i. die Grundfeste des Feuerfangens oder geistiger Empfängniß, von Ghajaßeddin El-Haseni verfaßt i. J. 897 (1492), eine kompendiose Sammlung.
30. Efaal men fil emsal, d. i. der Wirkendste in den Sprichwörtern, von Mohammed Ben Habib, dem Grammatiker.
31. Tohfetol achbar fil hikem wel emsal wel eschaar, d. i. Geschenk der Kunden über Weisheitssprüche, Sprichwörter und Gedichte, verfaßt von Katibtschelebi Hadschi Chalfa, gest. 1061 (1650).
32. Telkihol ukul fil emsel wel hikem, d. i. Befruchtung der Verstandeskräfte durch Sprichwörter und Weisheitssprüche, ein Kompendium in 157 Hauptstücken, auf der Leydner Bibl. Nr. 1460.
33. Et temsil wel muhaseret, d. i. die sprichwörtliche und schlagfertige Rede, vom Scheich Ebi Ismail Abdul Melek Ben Manßur Es-saalebi, gest. i. J. 430 (1038), aus den heiligen Schriften, den Worten der Propheten und denen arabischer und persischer Philosophen in vier Abschnitten gesammelt, auf der Leydner Bibliothek, Nr. 1459.
34. Sirrol edeb fi medscharii kelamil areb, d. i. das Geheimniß der Philologie in gangbarer arabischer Rede, vom selben.
35. Taraifot turf, d. i. die frische Erstlinge, eine kompendiose Sammlung in zwölf Hauptstücken von Gedichten, Sprichwörtern und Weisheitssprüchen.
36. Newadirol hikem, d. i. die seltenen Weisheitssprüche von Mustafa Dschemal, dem Defterdar, verf. 997 (1588), und dem Sultan Murad III. dargebracht.
37. Amedol akssa, d. i. der äußerste Zweck, vom Richter Imam Ebi Seid Obeidollah Ben Omar Eddebusi, gest. 430 (1038), eilf Bücher von Weisheitssprüchen.
38. El akwal el-kawimet fi hikem min-el kutubil-kadimet, d. i. starke Reden der Weisheitssprüche aus alten Büchern von Burhaneddin Ibrahim Ben Omar Elbokaai, gest. 885 (1480).
39. Dschewahiron-nissah, d. i. Perlen des Rathes, Sprüche.
40. El-chissal, d. i. die Eigenschaften von Ebil Hasan Ali Ben Mehdi von Ißfahan, eine Sammlung von Sprüchen und Sprichwörtern.
41. Durretol-bahiret wel ghurretol sahiret, d. i. die scheinende Perle und das strahlende Stirnenhaar, eine Sammlung von Sprüchen und Reden der Weisheit.
42. Desturol-amel, d. i. das Richtmaß von Riasi, eine Sammlung persischer Sprichwörter, auf der Leydner Bibl. 1466, und auf der königl. zu Berlin unter den von Diezischen Handschriften Nr. 55.
43. Newadirol-emsel, d. i. die Seltenheiten der Sprichwörter, von Mohammed Nakschbendi Taschkendi, auf der kön. Bibliothek zu Berlin unter den von Diezischen Handschriften, Nr. 12. Oktav.
44. Muchtarol hikem we mehasinol kilem, d. i die Auswahl der

Anwendung derselben in Sprüchen enthält. Dem Recensenten sind die sieben ersten Kapitel immer als die sieben Säulen

---

Weisheitssprüche und die Schönheiten der Worte, von Ebil Wefa Beschr Ben Malek el Emir.

45. Nusheton-nasir fil-mesel es-sair, d. i. die Fröhlichkeit des Ansehenden in den gangbaren Sprichwörtern, von Ebil Abbas von Mohammed Ed-dinuri Ibnol-Attar dem Dichter, geb. 794 (1391).

46. Ghajetol-kemal-fi sewairil-emsal, d. i. der Zweck der Vollkommenheit in den gangbaren Sprichwörtern, von Ismail El-Maarri, auf der Leydner Bibl. 1455.

47. Sihrol belaghet we sirrol buraat (nicht beraghet, wie es im Leydner Katalog Nr. 1469 steht), d. i. der Zauber der Wohlredenheit und das Geheimniß des Styles, von Saalebi, gest. 429 (1037), scheint dasselbe zu seyn mit dem Ghurrerol belaghet der zu Petersburg befindlichen Sammlung Roupeck's, A. Nr. 329.

48. Newabighol kilem, d. i. die selbstaufquellenden Reden, von Samachschari, gest. 538 (1134), herausgegeben von Schultens. Samachshari ist nicht, wie Schultens geglaubt hat, der Verfasser des Kommentars, sondern der gereimten Sprüche selbst; der berühmteste Kommentar der Newabigh ist das Niem es-sewabigh, d. i. die überströmenden Gnaden, von Teftasani. Ein Seitenstück zu den Newabigh Samachscharis ist das durch die in den Fundgruben des Orients gegebenen Auszüge bekannte Werk desselben.

49. Atwakof-seheb, d. i. die goldenen Halsbänder, hundert Sittensprüche, nach welchen das

50. Atbakof seheb, d. i. die goldenen Scheiben, von Schahruh Al-Issfahani, verfertiget wurden, deren Proben ebenfalls im sechsten Bande der Fundgruben gegeben worden.

51. Kitabol emsal wel hikem, d. i. das Buch der Sprichwörter und Weisheitssprüche, von Ebil Husein Mawerdi, auf der Leydner Bibl. 1464.

52. Dschawidani chired, d. i. die ewige Vernunft, die älteste Sammlung persischer Sprichwörter, dem Hascheng zugeschrieben, ins Arabische übersetzt von Scheich Ali Ben Meskuie, aus der Leydner Biblioth. Nr. 1463.

53. Sarbol-emsel, ein Band türkischer Sprichwörter, auf der Leydner Bibliothek, Nr. 1456; und auf der königl. zu Berlin unter den v. Diez. Handschriften Nr. 113, scheinen dieselben zu seyn, welche eben da unter Nr. 1457 als vier Bände türkischer Sprichwörter mit Warners Skolien aufgeführt sind.

54—57. Siebenhundert Sprichwörter mit Warners lateinischer Uebersetzung unter Nr. 1482, und wieder 1484, 1485, 1486.

58. Ghurrerol emsal wel durrerol akwal, d. i. Perlen der Sprichwörter und Redensarten (derselbe Titel, wie der unter Nr. 5 gegebene der Sammlung der Chalifensprüche, nur mit Versetzung von zwey Worten, von Ebil Hasan Ben Ebil-kasim, auf der Leydner Bibliothek, 1480.

erschienen, welche sich die Weisheit zum Baue ihres Hauses behauen, dessen Grundstein im achten Kapitel gelegt, und von dessen Baue und Stirnenseite im neunten Rechenschaft gegeben wird. Der Rest des Werkes enthält siebenhundert Sprüche der Weisheit, die eigentlichen Bauquadern des Hauses. Die Weisheit, welche sich im achten Kapitel (acht ist die gnostische Zahl der Weisheit) als Gottes Beysitzerin bey Erschaffung der Welt ankündet, erscheint auch im Send Avesta als das erstgeborne, noch vor der Erschaffung der Welt geborne Geschöpf unter dem Bilde Goschorun's, des Urstier's, welcher (Jseschne Ha XXX), wie die Weisheit von sich selbst sagt: Im Urbeginn sprach ich zum Himmel, da Nacht noch nicht geboren war; so begriff auch in der ägyptischen Mythologie der drey Mal große Hermes die Einrichtung der Welt vor der Erschaffung derselben (siehe Champollion's Panthéon égyptien). Die sieben Gaben der Weisheit, welche bey Jsaias 11. Kap. 2. Vers als sieben Geister, und in der Parsenlehre als eben so viele Amschaspande den Thron des Ewigen umstehen, finden sich schon hier im achten Kapitel vom zwölften bis funfzehnten Vers. Der Zweck des Gebrauches dieser Weisheitssprüche ist im sechsten und siebenten Kapitel zwey Mal ausgesprochen: Binde sie an deine Finger, schreibe sie auf deine Herzenstafel, binde sie immer auf dein Herz, knüpfe sie an deinen Hals; d. i. diese Sprüche sollen in Steine gegraben als Ringe, Halsbänder, Amulete und Talismane getragen werden. Bey der herrschenden Mode

---

59. Schewaridol-emsal, eine Sammlung Sprichwörter aus der Bibliothek Saladins, auf der Leydner Bibl. Nr. 1481.
60. Eben da unter Nr. 1479 eine Sammlung von Prophetensprüchen.
61. Oghuf name, d. i. das Buch des Oghuf, türkische Sprüche auf der königl. Bibl. zu Berlin unter den Diezischen Handschriften, woraus zweyhundert in den Denkwürdigkeiten von Asien übersetzt sind, und auf der königl. Bibl. zu Dresden.
62. Nufhetol-enfis we raudhatol medschlis, d. i. kostbare Ergötzung im Garten der Geschichte, von Mohammed Iraki, ein Folioband, in der kaiserlichen Sammlung zu Petersburg aus der Rousseau's A. Nr. 495.
63. El-ekemm fil emsal wel hikem, d. i. die Knospen der Sprichwörter und Weisheitssprüche, eine kostbare, große Sprichwörtersammlung von arabischen, türkischen und persischen Sprichwörtern, in 66 Hauptstücken, in der reichen Sammlung orientalischer Manuskripte meines verehrten Freundes, Sr. Exc. des Hrn. Ritters von Italinsky, russischen Gesandten zu Rom.

von Talismanen ists nicht außer der Zeit, die Liebhaber und Liebhaberinnen derselben an diese Salomonischen zu erinnern; welche in der hebräischen Ursprache auf Siegelringe oder Armbänder gegraben, weit besser den Zweck solcher Tugendhut erfüllen würden, als türkische Petschafte mit Mohammed und Mustafa, oder, was die meisten Modetalismane sind: unleserliches Gekritzel, das in keiner Sprache Etwas bedeutet. Zu solchen talismanischen Sprüchen eignen sich besonders die Verse des sechzehnten Kapitels, wie 20. Wer auf Jehova baut, Heil ihm; 9. Jehova festigt seinen Schritt; 5. Ein Gräuel Jehova's ist jeder Uebermüthige (Idem odere vires omne nefas animo moventes). 4. Jehova richtet Alles ein zu seinem Zwecke. 3. Auf Jehova wirf dein Thun. 2. Jehova prüft die Geister. 1. Dem Menschen gehören die Entwürfe des Herzens, von Jehova aber kömmt Gewährung dessen, was die Zunge spricht; sie eignen sich dazu wegen des Namens Gottes, wie denn wirklich auch die meisten dieser Sprüche sich auf arabischen Talismanen finden. Dieser praktische Zweck der Sprüche Salomons und des Predigers ist bisher noch nicht gehörig beachtet worden, und Recensent bemerkt hiebey noch, daß das Wort Koheleth, im Arabischen Kehelet, eigentlich Zauberkorallen, bedeutet, welche zur Abwehrung des Zaubers bösen Auges getragen werden (Kamus, Konstantinopolit. Ausgabe, B. III. S. 337, Z. 2 u. 3). Ueberhaupt hat die Erläuterung dunkler hebräischer Stellen noch immer vieles aus dem Arabischen (der älteren Schwester) zu lernen, und manche Verse lassen sich mit Beybehaltung derselben Worte (nur mit schattirter Bedeutung derselben) ins Arabische übersetzen, so z. B. der 26. Vers des XV. Kapitels: Jehova's Gräuel sind böse Plane; die Reime aber ihm liebliche Worte. Jehova, das arabische هو, Gräuel, תועבה, das arabische تعب, Ermüdung. Die bösen Plane, מחשבות, lassen sich von حشب, und allenfalls حشاب, den Versammlungen der Sekten und Parteyen, herleiten; die Reime טהרים sind unverändert طاهرين, wie noch heute im Anfange aller Bücher bey den Anwünschungen über den Propheten seine Gefährten genannt werden, eben so unverändert ist אמרי־נעם, امر نعم, ein guter Befehl, liebliche Worte. In der durchaus reindeutschen Uebersetzung möchte Rec. bloß (VII. 6) das Wort Schalusien hinwegwünschen, nicht nur, weil es nicht deutsch, sondern auch einen unrichtigen Begriff gibt, indem

durch das hebräische Wort nur vergitterte Fenster, aber nicht Lattenbalken genannt sind, welche man auch heute noch nicht im Oriente kennt. Auf Herrn Professor Umbreits Uebersetzungen der drey Salomonischen Schriften (Koheleth, das hohe Lied und die Sprüchwörter) kann gar wohl die erste Hälfte des 29. Verses des XXX. Kapitels: Drey sind schön von Schritt, und wenn Hiob dazu gewählt wird, die andere Hälfte desselben Verses: und vier schön von Gang, als den Schritt und Gang seiner Sprache bezeichnend, angewendet werden.

Jos. v. Hammer.

// Anzeige=Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XXXVII.

Glossarium
zum Werke des heiligen Gregorius:
Liber regulae pastoralis.

Abgeschrieben von Franz Kurz, regul. Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian.

Das Buch des berühmten Kirchenlehrers Gregorius: Liber regulae pastoralis, stand während des ganzen Mittelalters im höchsten Ansehen, wurde von mehreren Kirchenversammlungen dringend anempfohlen, und war das vorzüglichste Hülfsbuch der Seelsorger. Daher kommt es, daß sich so viele Abschriften davon vorfinden, deren einige ein hohes Alter verrathen. Bey dem Mangel gebildeter Seelsorger, die der lateinischen Sprache nur zum Theile kundig waren, ist es unumgänglich nothwendig gewesen, schwerere Stellen und Wörter zu erklären; und sie durch Glossarien in der Muttersprache verständlich zu machen. Wie Vieles die deutsche Sprachforschung dergleichen Glossarien über die Bibel und andere Bücher verdanke, ist allgemein bekannt. So bedeutend der Vorrath davon auch seyn mag, erschöpft ist er doch noch keineswegs, und eine jede neue Zugabe wird sachkundigen Männern angenehm seyn.

Ein Kodex der Stiftsbibliothek zu St. Florian enthält Gregors genanntes Werk nebst einem dazu gehörigen Glossarium. Er ist auf Pergament in Großoktav nett geschrieben. Bernhard Pez, ein geübter Kenner alter Handschriften, hat das Alter desselben auf das zehnte Jahrhundert angeschlagen. Thesaur. anecdot. novissim. T. I. in dissertatione isagogica p. LXI. Ejusdemmodi Glossas Theodiscas in idem Gregorii opus nos in bibliotheca Florianensi conspexisse recordamur. Codex is octingentorum annorum aetatem referebat. Dieses hat er im Jahre 1721 geschrieben.

Ich habe dieses Glossarium mit der möglichsten Genauigkeit buchstäblich treu abgeschrieben, und füge nur eine Stelle des hochverehrten Herrn Docen bey, die sich als eine Bemerkung zu seinem Glossarium in den Miscellaneen zur Geschichte der deutschen Literatur, Bd. I. S. 157 findet, und die ich auf das gegenwärtige Glossarium anzuwenden bitte. »Es ist nicht so zu verstehen, als ob man jedes Wort, das unser Glossarium enthält, in den übrigen schon vorhandenen Sammluugen vergebens suchen würde . . . Wie nöthig ist es nicht, bey den vielen unbekannten Wörtern uns durch mehrere Zeugnisse über die Genuität dieser oder jener Form Gewißheit zu verschaffen! Oft sind es nicht bloß typographische Versehen, sondern auch Unrichtigkeiten der alten Manuscripte, die uns unschlüssig machen, oder gar irre führen können. Von einer andern Seite werden uns durch das an verschiedenen Stellen wieder vorkom-

mende Wort am leichtesten die wahre Bedeutung und eigenthümlichen Rechte desselben kund gethan.«

Ich habe nur noch Folgendes über den Codex selbst zu bemerken: Er fängt weder bey einem neuen Kapitel des Glossariums, noch bey den einzelnen Wörtern mit einer neuen Zeile an; es geht Alles ohne Unterbrechung fort; nur werden die Kapitel des Pastorale Gregorii mit rother Tinte angegeben, was aber späterhin aufhört, wie beym Kap. XL. I. angemerkt ist. Die deutschen Wörter sind nicht unterstrichen oder durch andere Schrift ausgezeichnet: dieß, so wie die kolumnenweise Abtheilung und Trennung der einzelnen Artikel geschah im Abdrucke nur der bequemeren Ansicht und Benützung halber. Auf einigen Wörtern erscheint ein Tonzeichen, was ich auch immer angegeben habe. Ein zusammengezogenes æ gibt es nicht, sondern bald ae bald e. Es steht im Originale alles so, wie in der Kopie, nur hat die Handschrift statt des kurzen s dieses Abdruckes immer ein langes (ſ). Daß der alte Schreiber schon gefehlt habe, ist ganz gewiß; dieß erhellet aus den lateinischen Wörtern, z. B. Cap. XI: *cloririo* für collyrio u. s. w. Dasselbe dürfte wohl auch bey den deutschen Wörtern manchmal der Fall seyn, die ich aber ihrem Schicksale und dem Urtheile kompetenterer Richter, als ich bin, überlassen muß. Um das Nachschlagen im Originalwerke Gregors, wodurch der wahre Gebrauch des Glossars dem Sprachforscher erst möglich wird, zu erleichtern, wurden die Abweichungen in der Kapitel-Eintheilung, mit Rücksicht auf die Ausgabe der Mauriner von 1705, nachgewiesen, was besonders da, wo das Glossar die Angabe der Kapitel ganz ausläßt, von wesentlichem Vortheile seyn wird.

* * *

Incipiunt Glosae (sic) super Pastorale.

In Prefatione.

Rite. *rehto.*
Commendet. *urheffe.*
Superest. *karisit.*
A praecipitationis. *kahi.*

In Libro Primo, Cap. I.

Ad religionis reuerentiam. *christanhera.*
Conuentibus. *samanunga.*
Permittendo. *kahenganto.*

Cap. II.

Limpidissimam. purissimam(sic).
Utcumque. *aethesuuanne.*

Cap. III.

Gubernacula. *rihtunga.*
acidit. *fartreip.*
Retractionis. *uuidarchuuet.*

Cap. IIII.

Cellas. *kasloz.*

Cap. V.

Dapibus. *suoznassi.*
Superstis (sic). *lepanter.*
Inponatur. *kagepan.*
Parére. *zegahoranne.*
Dedecore. *unsupri.*
Enitescere. *inskinit.*

Cap. VI.

Obstinationis. *einstritigi.*

Cap. VII.

Reluctatur. *uuidarota.*
Utrobique. *zeeouuedareru* (sic).

Cap. VIII.

Destrui. *kaspentot.*

Cap. VIIII.

Inludat. *pitriuge.*

Cap. X.

Contumeliam *ungamôti.*

Cap. XI.

Albuginem. *klasaugi.*
Inpetiginem. *lohafuir* *).

*) Fors legendum: *lohasuir.* Die beyden Worte Albuginem und Inpetiginem sollten eigentlich erst später, nach Collyrio stehen.

Innititur. *anauuartet.*
Deprehendit. *forstet.*
Exercentes. *krozzante.*
Humiliatus. *kinidarter.*
Pupillae. *sehun.*
Palpebrae grossescunt. *slegipraa suuellant.*
Atteritur. *karipan.*
Clolirio (sic) [1]. *augluppi.*
Suspensus [2]) *ufurhapaner.*

Cap. XIII [3]).

Rationale. *uuizilahan.*
uittis. *nestilon.*
Puluereae. *irdiskes.*
Pulsare. *kagrozzen.*

Cap. XIIII. Lib. I [4]).

Singularis. *kasuntrot.*
Pectusculum. *luntussa.*
Nititur. *uuartet.*
Jacincto [5]). *uuett farauui.*
Defendat. *uruuinne.*
Abiecta. *unuuirdida.*
Bis tinctus coccus. *zuuiro kamenotas karn.*
Torta. *kazuirnot.*
Gratiam [6]). *huldi.*
Inserta. *anagapuntano.*
Confundantur. *kirrit ni uuerde.*
Edere. *urperan.*
Testificor. *pisueriu.*
Excedimus [7]). *ufstigem.*
Paruuli. *unmage.*
Jura [8]). *kauualtida.*
Postponit. *hintana kasezzit.*
Reprobare. *lastron.*
Conditione. *katati.*
Lenocinante. *lohonteru.*
Temptat. *chuuistit.*
Ius. *reht.*
Uirga. *égi.*
Feriant. *uuizinon.*
Erumpentibus. *uzana augentem.*
Foueantur. *kápáit* (sic).

Cap. XIIIII [9]).

In cassum (sic) uigent. *za demo falle sigant.*
Uacat. *súihót* (sic).
Inpulsos. *kagroztiu.*
Intente. *klauuiliho.*
Contestando. *kestillanto.*
Conueniendo. *manonto.*
Contemptibiles. *unuuerde.*
Judicatur. *pisprohhan.*
Praeminet (sic). *fora ist.*
Iudicantur. *pisprohhane sint.*
Uacare. *piheftit.*
Obstat. *uuidari zemarrisale.*
Gratia. *raha.*
Fidem negauit. *triuuono urzihit.*
Non radent *ni skapen.*
Tondentes. *skrotante.*
Insensabiliter. *uninfindantliho.*
Non sentientibus. *intfindantem.*

Cap. XIIIIII.

Prouide [10]).*klauuiliho.*
Inprobe. *ungauuaro.*
Credunt. *Intfahant.*
Prodeat. *fram chueme.*
Resultare. *zefurmanonne.*
Palliat [11]) *lihisot.*

---

1) Soll heißen collyrio (Edit. Maur. 1705. col. 12. B.).

2) Gehört zum folgenden Kapitel, welches nach der Folge des Glossators das zwölfte wäre, in der gedruckten Ausgabe aber das erste Kapitel des zweyten Buches ist.

3) Ed. Maur. Lib. II. c. 1.

4) Dieses Kapitel bis zum Worte torta gehört zu Maur. l. II c. 3.

5) Im Drucke hyacintho, col. 16. A. *wett farauui* ist wetterfarb oder luftfarb, blau. Dasselbe Wort erscheint weiter unten (Maur. l. III. c. 28), wo der Hyacinth ausdrücklich blau genannt wird. In den Monf. Gl. ist *weter* für aura, Luft.

6) Maur. l. II. c. 4.

7) Maur. l. II. c. 5.

8) Maur. l. II. c. 6.

9) Maur. l. II. c. 7. col. 24.

10) Maur. l. II. c. 8.

11) Maur. l. II. c. 9. init.

Effusio. *spildi.*
Effuse. *spildanto.*
Inmature praeueniens leuiget. *unfrotliho nifuri fahe zerulosi.*
Mature [1]). *fruotliho.*
Inmature. *unuuisliho.*
Liberando. *marchonto.*
Describes. *umpirizest.*
Obsidionem. *umpisez.*
Aggerem. *hléo.*
Arietes. *murprehhun.*
Sartaginem. *fanna.*
Laterem. *ziegal.*
Acrius. *krimmor.*
Frigit. *prennit.*
Frixuria. *harrta.*
Prolata contumelia. *kasprohhaniu skeltuuort.*
Addicit. *pisaget odo pizihit.*
Abscondit. *kahaltit.*

Cap. XVII.

Enodare [2]). *Intpintan.*
Ad satisfactionem. *ze gafagodin.*
Oficiunt (sic) [3]). *teriunt.*
Sibilus. *uuispilodi.*
Tonsiones (lege: tensiones). *ridun.*
Strate. *kadenito* [4]).
Inpulsu. *karurida.*
Locupletes. *ehtige.*
Habetes (sic, pro: hebetes). *unuuise.*
Proterui. *urtolfe odo zepalde.*
Pusillanimes. *kaluhtige.*
Pacati [5]). *zumftige.*

In libro... Cap. XXIII [6]).

Infirmitati. *unmegi.*
Infestat [7]). *muott.*
Insanorum. *unheilono.*
Insaniae. *unheili.*

Cap. XXIIII.

Consparsionibus [8]). *kapurtun.*

Cap. XXIIIII.

Transmittunt [9]). *uraugant.*
Disiungit. *ursceidit.*
Judicent. *pisprehhan.*
In medium. *ze antuurtidu.*

Cap. XXXII.

Proterui [10]). *urtolfe.*
Pusillanimes. *muot kalutige.*
Defendere. *intsagen.*
Improbe. *unehto.*
Aprobamus. *lopomes.*
Preconia. *marida.*
Concuteret. *ursturtti.*

Cap. XXXIII.

Inpulsum [11]). *anaran.*
Inprouiso. *ungauuaralihemo.*
Conuincitur. *piredinot.*
Ostentare. ostendere (sic).
Fesso (sic, pro: fossa). *hol.*
Excedunt. *uzmurgent.*
Proferatur. *uzarprihhit.*
Trabem. *firgum.*
Retractantes. *uuidarert ahtingonte.*
Inferat. *kasprichit.*
Rependere. *zauorgeltanne.*
Recidiua. *uuidarert uuerfantaz.*

Cap. XXXIIII.

Benivoli [12]). *enstige.*
Fautores. *follestrara.*
Brauio. *hantlon.*

---

1) Maur. l. II. c. 10. init.
2) Maur. lib. II. c. 11. fin.
3) Maur. lib. III. Prologus.
4) Vielleicht *kadentto* (besser aber wohl *kadenito*, gedehnt).
5) Maur. l. III. c. 1. col. 35 A.
6) Diese Kapiteleintheilung ist offenbar nach einer andern Handschrift. — Maur. l. III. c. 2.
7) Maur. l. III. c. 2. col. 36. C. Der Druck hat inclinat. Vergl. aber die Note dazu.
8) Maur. l. III. c. 3 col. 37. D.
9) Maur. l. III. c. 4. col 38. A.
10) Maur. l. III. c. 8. col. 41. C.
11) Maur. l. III. c. 9. impulsu. col. 41. E.
12) Maur. l. III. c. 10. col. 43. D.

Ludicrarum. *spilo.*
Aurigarum ac strionum (ita codex; lege: histrionum). *Furentero. ladero spilaro.*
Contabescunt. *faulent.*
Uicissim. *herton.*
A liuore. *stehhunga apanstes.*
Infirma sunt. *unfestiu sint.*

Cap. XX.... [1]).
Defensiones. *antraha.*
Suspectionibus agitantur. *klauun kagrozte uuanchont.*
Tutius. *fast l.. orin* [2]).
Operto. *hulith.*
Experit. *krozzit.*
Aspersae. *kaspreittun.*
Defendentes. *uueriantes.*
Colligit. *kauuintit.*
Excessibus. *uzkengin. Lamissatatim.*
Tergiuersatione. *archustigero* (sic).
Inlusus. *pitroganer.*
Sermocinari. *zesprehhanne. furdinor dem andrem.*
Animaduersionis intentat. *arendiuuiz zerdrouuit.*
Suspecte. *klauue.*
Replicantur. *pilohhan.*
In fastu. *In hôchi.*
Inpenetrate. *unhitlohane.*

Cap. XXXVI [3]).
Habitu recuperare [4]). *kattniuuon.*
Molestias. *suhti.*
Reformat. *kattniuuot.*
Praesidens. *uualtinonter.*
Sumpta. *intfanganiu.*

Liuor uulneris. *freti dera uuntun.*
Conuitiorum probra. *uuuuirdida ladero skeltono ituuizza.*

Cap. XXXVII [5]).
Adoptionis. *liumunt haftero.*
Exsequenda. *zehalonne.*
Luce clarius. *Lehotparo.*
Inuectione. *rafsunga.*
Incutiat. *ana foruuerfe.*
Animaduersionis. *arendiuuizes.*
In scoriam. *sintar.*
Conponitur. *kaluttrit.*
Non caret. *ni uuirdit urlostt.*
Fomentis. *paunga.*

Cap. XXXVIII [6]).
Exaggerent. *nigamero.*
Feruor. *heiz.*
Censura. *su.. a Rehtmez.*
Circumstantiae. *unpistantano.*
Repetit. *suohehit* [7]).
Ambitu. *piuankh.*
Linguosus. *razuurther.*
Definiens. *kathuinganter.*

Cap. XXXVIIII. [8]).
Paulisper. *luzziliu.*

Cap. XL. I. (sic) [9]).
Resolutione lenitatis. *slaffi dera lihtigerin.*
Tedio. *thruozzisale.*
Quod super est. *uparinez uuas.*
Pretextu. *kafori. uel first.*
Inordinate [10]). *unredauuasto.*
Differunt. *untarteilit.*
Inportant (sic; lege improperant). *itauuizzant* [11]).

---

1) Soll XXXV heißen. Es ist Maur. l. III. c. 11.
2) Duae litterae evanuerunt.
3) Maur. l. III. c. 12.
4) Im Drucke fehlt das habitu. col. 50. A.
5) Maur. l- III. c. 13.
6) Maur. l. III. c. 14.
7) Forsan: *suohchit.*
8) Maur. l. III. c. 15.
9) Ist eigentlich c. XL. (Maur. l. III. c. 16). Von hier an läßt das Glossar die Angabe der Kapitel ganz weg.
10) Maur. l. III. c. 19. col. 63. C.
11) Fors: *itauuizzont.*

Inpetunt. *anafarant.*
Inpetiret (sic). *anafuor.*
Auersa-asta (sic, pro: hasta) in inguine. *mit sperascaftu in hegadruosi.*
Furoris mentis. *heizmuôti.*
Resiliunt. *urslifant.*
Defensionem. *antra.*
Fomenta. *lohunga.*
Deliberatione postponerent. *puromarchungu murgazin.*
Constantia. *hartmoti.*
Genimina. *tiuuast.*
Luxoria (sic) *huorspil.*
Aculei. *stehnut.*
Deicit. *nidarforuuarf.*
Non iudicet. *ni pispreche.*
Tardidate. *tuuellanto.*
Noxie. *mit scedin.*
Supplementum. *hilfa.*
Inulto. *ungauuizzinote.*
Uiolentia. *noltateo.*
Aduersione. *uuizze.*
Iunctos. *kapurun.*
Vindicant. *uruuinant.*
Nece. *chualme* [1].
Namcumque (sic). *oftosouuir* [2].
Tenacium. *fasthentono.*
Munifici. *milte.*
Jus possidendi. *mit rehtu ze gahanlonhe.*
Interiectam. *untarlega.*
Aduersione. *uuidarmuotida.*
Ammittitur. *forliusti.*
Pacati [3]. *fridusame.*
Sapiunt. *kasmah uuesant.*
Desipescunt. *ungasmah uuesant.*
Argumentum. *kadalauhanagin.*
Pudica. *érheftiu.*
Federis discessione. *dera scadunga dero sippono.*
Ad foedera (sic). *za dem simpon.*
Gratiam. *huldi.*
Abnegata. *farsageter.*
Inserta. *anagasait.*
Auersione mentis. *uuidarmoti.*
Ordinata. *karihte.*
Statum. *festi.*
Inconstanti. *unstatahafteru.*
Motione. *karuoridâ.*
Mobili. *unfest.*
Glomerantur. *kahufont.*
Extorqueant. *uruuinnant.*
Subductu (sic) tegmine. *apaginomineru halu.*
Corruptae. *unrehto.*
Peruertunt. *inapuh kicheran* [4].
Inuadit. *pinimit.*
Iufluat. *uzrinne.*
Amplitudine. *uuiti.*
Subterfugi. *ni uruueis.*
Exculta. *kaorzoto.*
Intempestiue. *za unziti. odo. za unmezze.*
Tempestive. *kazito.*
Formentur. *kiscaffot.*
Euagemur. *nisuuuihon.*
Incumberet. *anaforuurfi.*
In huius mundi successibus [5]. *uuerolt slunigi.*
Non rependunt. *ni forgeltant.*
Interueniente. *piuangener.*
Expectat. *uuartet.*
Propagationis articulum. *fram zuhtistunt uuila.*
Uacantes: *urlostiû. odo unpihaftiu.*
Facultatem. *kamaht.*
Celibem. *magat.*
Uacantibus. *unpihaften.*
Inseruit. *sageta.*
Molles. *uueihmuote.*
Cum difficultate salutis. *mit unsemfti dera kahaltnassi.*
Petant. *suochen.*
Conuincitur. *piredinot ist.*
Repetendo. *nigaauaren.*
Resarceant. *consuant. odo kazehont.*
Subacta. *forduhit.*
Mamme pubertatis [6]. *kauuahsano tattun.*

1) Forsan: *chualine.*
2) Forsan: *oftosouuit.*
3) Maur. l. III. c. 22. col. 68 B.
4) Littera ultima *n* incerta.
5) Maur. l. III. c. 26. col. 77. B.
6) Maur. l. III. c. 28. col. 82. B.

Auerso. *ursuuntanemo.*
Condito. *katanemo.*
Inpetuntur. *umpipirerit* (sic) *uuirdit.*
Quae sine transitu. *deo im neo nizagent.*
Sabbata. *firatagun.*
Fedus. *sippa.*
Conpressi motibus. *kaduunganemo cruozzisale.*
Denegauit. *furisageta.*
Damnabiliores. *sculdigorun.*
Exculta. *kaorzotiu.*
Superioris ordinis. *furirun antretit.*
Cum ab inferioribus. *inde iungiron.*
Cerulei coloris. *uueit farui* [1]).
Diuisiones. *teilunga.*
Dispertitas [2]). *kasuntrote.*
Diiudicaremus. *uuizzinomes.*
Ne torpescant. *ni urtuelen.*
Conglutinata. *kalimit.*
Deliniuit. *lohota.*
Habitum. *situ.*
Addicitur. *ruogit sih.*
Renititur. *uuidarstet.*
Baratro. *Ingruopa.*
Absorbitur (sic) *forsunchan.*
Deliberatione. *marchungu.*
Pulsatur. *kagruozzit.*
Repetunt [3]). *suochant.*
Resumunt. *laga auarant* (sic).
Repetit. *kaauarit* (sic).
Submissione. *deomoti.*
Atrociter. *krimmo. pittro.*
Deleuit. *slizzit.*
Inrogat. *stiftit.*
Satisfecit. *nigauagot. odo niuolá puozzit.*
Subiuncte [4]). *kataneru.*
Appositis. *kaauchotem.*
Abiectio. *unuuirdi.*
Atteritos (sic). *kaneizte.*
Praecones [5]). *forauuisun.*
Condemnat. *pisprichit.*
Distituetur (sic) [6]). *uruuostit uel* (sic) *apagepan.*
Clauo. *stuirnagal.*
Cumulos. *huffon.*
Astringit. *kifestinot.*
Findit. regit (sic). *spaltit deo undeta.*
Prouida. *gauuarer.*
Eneruatur. *pifellit uuirdit.*
Artius (sic). *fastor. hartor.*
Differunt. Dissimiles sunt.
Studia. *lirnunga.*
Insequitur. *ahtit.*
Pestilentiae. *sterpun.*
Procella [7]). *skefruns.*
Paulatim. *uuilon.*
Partibus. *pi halpon.*
Intumescunt. *untardaupot.*
Tribuunt. *zellant.*
Extendere. ostendere.
Inexperta [8]). *ungauissiu odo unganiustiu.*
Destruas. *zeuuerfes.*
Anxie. *heizor.*
Uitiosa. *upili.*
Conetur. *uf uuidarhapet ni uuirdit.*
Teporem. *uuali.*
Euolant [9]). *urfarant.*
Uili pretio. *unliuremo lone.*
Fingunt. *lihisont.*
Fundant. *niskenkhen* (sic).
Promitur. *kasprochan ist.*
Passiones [10]). *lusti.*

---

1) Maur. l. III. c. 28. col. 84. B. Ueber die blaue Farbe des Hyazinth siehe oben. Cap. XIIII. *Jacincto.*
2) Maur. l. III. c. 29. col. 84. E.
3) Maur. l III. c. 30. col. 86. E.
4) Der Druck hat subiectae. Maur. col. 87. E.
5) Maur. l. III. c. 31. col. 89. B.
6) Maur. l. III. c. 32. col. 89. E. Der Druck: destituitur.
7) Maur. l. III. c. 33. col. 91. E.
8) Maur. l. III. c. 34. col. 93. A.
9) Maur. l. III. c. 35. col. 94. B.
10) Maur. l. III. c. 36. col. 97. A.

Ductu. *sugi.*
Effrenatio. *ungaduuinc.*
Lenibus. *lihtigernom.*
Frena. *thuuanga*
Fecunditas. *uuochar.*
Tendatur. *illantiuuese.*
Palestrarum [1]). *spilaro.*
Consparsio. *chnôti kapurt.*
Suppetit. *chuuimit.*
Inpressa. *anachuemaniu.*
Obprimit. *pifahit.*
Obuiari. *helfan.*
Existentem [2]). *anauuesantun.*
Subposita. *untarleganiu.*
Obuiet. *kahelfe.*
Ad interitum tenditur [3]). *ze deru hellin dinsit.*
Restringi. *kaman.*
Concedendo. *arlaupta.*
Acriora. *crimmirun.*
Chorda [4]). *seita.*
Adicitur. *kisaget ist.*
Edere. *ze singanne.*
Minutas ac tenues uoces format. *luzzilo laciligo lûtit.*
Inprimat [5]). *kapilade.*
Excutiant. *ursuohhen.*
Erigens [6]). *rihtanto.*
Renititur. *uuidafihtit.*
Pollentem. *furistun.*
Reprobatur. *forkhoran ist.*
Interceptam. *pifanganan. pisuihhanan.*
In captiuitatem. *haftunga.*
Temptat. *chuuistit.*
Destituitur. *apagepaner.*
Humiliatus. *kinidarter.*
Raperis. *uparfahis.*
Cum adhuc. *tannan io.*
Innitentes. *anauuartenta.*
Fedus. *unsuprer.*
Pictor. *malari.*

Auf einem Blatte desselben Kodex, das dem Pastorale Gregor's beygebunden ist, und demselben vorausgeht, finden sich ebenfalls mehrere lateinische Wörter erkläret. Die alte Schrift hat so sehr gelitten, daß Vieles nicht mehr lesbar ist. Was man mit Gewißheit noch lesen kann, ist Folgendes:

Asentacio (sic). *flega.*
Desipiens. *irnarranter.*
Furiosus. *toponter.*
Examinatur. *irteiltun.*
Infucata. *witrugilihhiu* [7]).
Prosecucio. *reda.*
Obsit. *notet.*
Exorbitat. *givuiccot.*
Matricis. *tuomes.*
Emancipationem. *selpvualtigi* (sic).
Massa. *famahafti.*
Supersticiones. *irrituoma.*
Conmercium. *samantviust.*
Tenore. ordine. apice. *hercuome.*
Territorio. *gifielido.*

Unter dem Titel: *Espagne poétique.* Choix de poésies castillanes depuis Charlés-Quint jusqu'à nos jours, mises en vers français; avec une dissertation comparée sur la langue et la versification espagnoles; une introduction en vers, et des articles

1) Maur. l. III. c. 37. col. 97. C.
2) Im Drucke: superexistentem. col. 98. A.
3) Maur. l. III. c. 38. col. 98. B.
4) Maur. l. III. c. 39. col. 99. A.
5) Maur. l. III. c. 40. col. 100. B.
6) Maur. lib. IV. col. 99. E.
7) Hier erscheinet das w, weiter unten anstatt desselben: vu.

biographiques, historiques et littéraires. Par Don *Juan Maria Maury*. Ouvrage orné de plusieurs portraits. Tome premier. Paris, à la librairie universelle de P. Mongie aîné. 1826. 8., ist vor Kurzem eine neue Auswahl von spanischen Dichtungen in Paris erschienen.

Sie unterscheidet sich von den früheren Sammlungen der Art, wie z. B. der von Quintana, Mendibil y Sylvela und unter uns von dem verdienten Böhl de Faber veranstalteten, vorzüglich dadurch, daß sie, die Uebersetzung zur Hauptsache machend, das Original nur zur Vergleichung beyfügt, um so auch die der spanischen Sprache weniger oder gar nicht Kundigen durch das Organ der allgemeinen Sprache (»langue universelle,« wie sie die Franzosen selbstgefällig nennen) des gebildeten Europa mit dem Geiste der vorzüglichsten Dichter Spaniens in chronologisch=geordneten Auszügen bekannt zu machen.

Don J. M. Maury ist ein geborner Spanier, der sich aber schon seit geraumer Zeit in Paris aufhält. Er hat den gewiß schwierigen Versuch gewagt, in französischen Versen die Originale nachzubilden, da die Franzosen selbst gewöhnlich in Prosa die Dichtungen fremder Nationen übertragen, und man müßte für den Uebersetzer bange seyn, daß er vor den kritischen Tribunalen der feinhörigen Franzosen schweren Stand haben möchte, wenn man nicht wüßte, daß er durch frühere, auch in Frankreich mit Beyfall aufgenommene Proben sich als dem Unternehmen gewachsen erwiesen hätte. So viel Ref. bekannt ist, hat er zuerst in dem Jahre 1805 in den Archives littéraires de l'Europe in Nro. XIX und XX Proben seines Uebersetzertalentes abgelegt. In dem dort befindlichen Aufsatze: Sur la littérature moderne des Espagnols par Mr. B(ourgoing) stellt ihn dieser berühmte Reisende und Literator den hommes de lettres et de bon goût de Paris mit folgenden Worten vor: — »ce jeune poète espagnol a *osé* traduire en *vers français;* — tour de force dont nous croyons *peu d'étrangers* capables, et qui, en flattant ceux qui ont le bonheur d'avoir pour langue maternelle la *langue universelle*, doit au moins désarmer leur sévérité« (Nro. XIX. p. 135). — In wiefern er auch in diesem größeren Werke die »sévérité« der Pariser Richter desarmiren wird, wagen wir nicht zu beurtheilen, und wir begnügen uns daher, bloß eine einfache Anzeige des Inhalts des vorliegenden, auf jeden Fall interessanten Werkes den Freunden der spanischen Literatur mitzutheilen.

Herr Maury hat vorliegendes Werk seinen alten Freunden, wie er sich ausdrückt, den berühmten Dichtern Don Manuel Josef Quintana *) und Don Juan Bautista Arriaza zugeeignet. In folgenden Versen dieser poetischen Zueignung spricht er selbst die Absicht aus, die er bey Herausgabe dieses Werkes hatte:

— Je vous offre un travail où mes voeux sont les vôtres.
Nous eûmes le désir qu'au Parnasse français
La Muse castillane essayât quelque accès:
Elle nous captivait, besoin de nos pensées,
Intéressant débris de grandeurs terrassées.

Er ladet seine Freunde ein, die Ufer der Themse gegen die der Seine zu vertauschen, die er ihnen gewiß reizend genug malt; und welcher

*) Wir behalten es uns vor, von diesem ausgezeichneten Dichter und Schriftsteller der nur zu wenig gekannten neueren spanischen Literatur in einem der folgenden Bände dieser Jahrbücher ausführlicher zu sprechen.

Franzose wird nicht selbstgefällig dem schmeichelnden Fremden Beyfall lächeln, wenn er singt:

Le goût naquit français, doucement attirés,
Les sens prennent à lui des désirs éclairés;
L'esprit n'en connait point que Paris ne contente.

Welcher auch noch so strenge Kritiker wird nicht durch den Schluß der Zueignung entwaffnet werden, in welchem der Herausgeber so bescheiden von sich und seinen Arbeiten spricht, indem er seinen Freunden zuruft:

Glorieux, mais jaloux de votre renommée,
Rempli de vos accords, dans notre langue aimée,
Aux succès que l'on rêve aspirant à mon tour,
J'ai chanté l'amitié, la vaillance et l'amour 1).
Mes tons pour s'épurer demandent votre oreille.
Puissent, d'une indulgence à mes craintes pareille,
Mes juges d'à présent ne pas trop exiger,
Et pardonner parfois au poëte étranger.

In dem in Prosa geschriebenen Avant-propos stellt Hr. Maury eine Vergleichung der spanischen Sprache mit der französischen, englischen und italienischen an, und rühmt ohne Uebertreibung die Vorzüge und poetische Tauglichkeit seiner Muttersprache. Hierauf gibt er eine ebenfalls vergleichende, kurze, historisch-kritische Uebersicht der spanischen Versifikation und Rhythmik, wo er insbesondere von der den Spaniern eigenthümlichen Assonanz (demi-rime, versos asonantes) und ihrem Verhältniß zum Reime (rime complète, versos consonantes) etwas ausführlicher handelt, so wie auch von den reimlosen Versen und ihrer Unanwendbarkeit im Französischen. Er entwirft dann eine gedrängte charakteristische Schilderung der Hauptepochen und Hauptschulen der spanischen Dichtkunst. Endlich kommt er auf die Aufgabe und das Verfahren, die er als Herausgeber und Uebersetzer sich vorgesetzt und befolgt habe; was nämlich die Wahl der Stücke betrifft, so hat er sich vor der Hand (pour ce premier essai) nur auf die ausgezeichnetsten Dichter seiner Nation beschränkt, und es wird ihn freuen, wenn er zu einer Nachlese sollte aufgefordert werden; aber auch hierin leitete ihn die doppelte Beziehung, in der die spanische Literatur zu der der anderen Nationen steht, in sofern sie theils eine lange Zeit selbst als Muster der Nachahmung galt, theils als Nachahmerin und Verpflanzerin des Fremden auf den heimischen Boden sich versuchte. Auch hat er in diesem Werke nur die Lyriker seines Vaterlandes berücksichtigt, doch fehlt es ihm nicht an gutem Willen, wie er sagt, auch die Epiker in der Folge in den Kreis seines Unternehmens zu ziehen; nur die dramatische Poesie bleibt hievon ausgeschlossen, da ihre Bekanntmachung bey den ihr eigenthümlichen Schwierigkeiten und ihrem erstaunlichen Reichthume im Spanischen eine Vereinigung Mehrerer erfordern würde 2).

---

1) Herr Maury hat sich nämlich auch als Dichter in seiner Muttersprache in einem bis jetzt noch ungedruckten Gedichte: Espero y Almedora, in zwölf Gesängen versucht.

2) In dem vor einigen Jahren in Paris erschienenen Werke: Chefs-d'oeuvre des Théâtres étrangers, nimmt das Théâtre espagnol fünf Bände ein; es enthält nämlich in zwey Bänden eine Auswahl aus Lope de Vega, in eben so vielen aus Calderon, und in dem fünften aus Moratin. Man sieht schon aus der bloßen Inhaltsangabe, wie ungenügend die Aufgabe gelöst wurde, ein Bild von der überreichen dramatischen Literatur der Spanier zu geben. Man vergl. übrigens: Journal des Savans, 1823, Juin. p. 323 — 344, Art. de *M. Raynouard*.

In Bezug auf die Uebersetzung, die, wie wir schon gesagt haben, bey dem vorliegenden Werke eigentlich die Hauptsache ist, gesteht der Verfasser unumwunden, daß ein großer Theil der Schönheit der Originale in dem Vollklang und Wohllaut der Sprache selbst besteht, und der Südländer, schon durch den melodischen Klang seiner vokalreichen Sprache hingerissen, gefällt sich in Verskünsteleyen (combinaisons rhythmiques), überraschenden Wendungen und tönenden Phrasen; nicht selten aber verhüllt dieß schimmernde Kleid Gedankenarmuth; — gezierte Weitschweifigkeit (prolixité) zum mindesten ist ein Erbfehler aller Literaturen des Südens. »Par ces raisons,« fährt der Verfasser fort, »nos poëtes originaux présenteront souvent au traducteur une question délicate à resoudre: *faut-il modifier ou tout rendre?* Leur doit-on plus d'égards qu'aux lecteurs? Nous nous sommes décidés pour *ceux-ci:* nous avons en général *abrégé.* — Wir pedantischen Deutschen würden uns zwar diese Rücksicht auf den Leser zum Nachtheile des Originals höflich verbieten, aber der leichtere Franzmann wird es dem Uebersetzer Dank wissen, daß er ihm die spanischen »Longueurs« erspart habe, die sich im Französischen auch jämmerlich genug ausnähmen! — Man denke sich nur den Schrecken, wenn es möglich wäre einen Calderon so ins Französische zu übersetzen, wie es unter uns Schlegel und Gries versucht haben.— Doch zum Troste der etwaigen deutsch gesinnten Leser dieses Buches sey es gesagt, daß der Verfasser sich bestrebt hat, sich so nahe als möglich an die Originale anzuschließen, ja selbst die rhythmischen Formen nachzubilden versucht hat. — Am Schlusse dieser Vorrede bittet der gute Spanier seine französischen Leser sehr artig um Verzeihung, daß er es gewagt habe, ihnen etwas anderes, als — Französisches, vorzulegen, und setzt hinzu, wahrscheinlich um ja nicht in den Ruf eines Romantikers zu kommen, » — et nous finirons en priant encore nos lecteurs de ne jamais perdre de vue que ce sont des copies et non des modèles que nous avons voulu offrir.« — Diesen ersten Band eröffnet eine in Alexandrinern geschriebene Einleitung, welche die älteren Zeiten (temps anciens) der spanischen Poesie in zwey Epochen schildert; wovon die erste die Zeit vom Cid bis zu Alphons X., die zweyte von diesem letzteren bis zu Garcilaso umfaßt. Historische, biographische und literarische Noten erläutern den poetischen Text, und enthalten auch kurze Proben von den in dem Texte berührten Gedichten im Originale, mit beygefügter metrischer Uebersetzung. Von dem eigentlichen Werke enthält dieser Band zwey Abtheilungen, nämlich die erstere, welche die vorzüglichsten Dichter des sechzehnten und eines Theils des siebzehnten Jahrhunderts begreift, und die zweyte, welche die Heroen des spanischen Parnasses in den ersten beyden Drittheilen des siebzehnten Jahrhunderts umfaßt. Jedem Dichter, aus dessen Werken Proben mitgetheilt sind, ist eine kurze biographisch-kritische Einleitung gewidmet.

Die Reihe dieser poetischen Schaustellung beginnt Garcilaso, wie sichs gebührt, denn ihn nennt Mit- und Nachwelt den »Principe de los Poetas españoles; von ihm ist aufgenommen die berühmte Ekloge: Salicio y Nemoroso. Hierauf folgt ein Sonett der heiligen Teresa de Jesus (a Cristo crucificado). Von dem christlich-frommen Humanisten, Fray Luis de Leon, gibt uns der Verfasser die bekannte Profecia del Tajo, eine Ode (á la ascension). Coplas a una Desdeñosa, und eine Grabschrift auf den Prinzen Don Karlos. — Würdig reiht sich an diesen Vorgänger der spanische Pindar, Herrera,

dessen Hymne auf den Sieg bey Lepanto (es ist die Cancion II[a] a la batalla de Lepanto) jedem Freunde der spanischen Muse erwünscht seyn wird. — Von dem unvergleichlichen Cervantes gibt uns der Verfasser, leider zu karg, nur ein kleines Gedicht: Al Tumulo del Rey (Felippe II) en Sevilla; wir wollen es als Probe von des Verfassers Art, zu übertragen, im Original und in der Uebersetzung hier mittheilen:

Vota á Dios, que me espanta esta gran dera,
Y que diera un doblon por describilla:
Porque; á quién no suspende y maravilla
Esta máquina insigne; esta bravera?
Por Jesu-Cristo vivo, cada piera
Vale mas que un millon, y que es mancilla
Que esto no dure un figlo; ó gran Sevilla!
Roma triunfante en ánimo y riquera.
Apostaré que la ánima del muerto
Por gozar este sitio hoy ha dejado
El cielo de que goza eternamente.
Esto oyó un valenton, y dijo: »Es cierto
»Lo que dice voacé. seor soldato,
Y quien digere lo contrario, miente«
  Y luego, encontinente,
  Caló el chapeo, requirió la espada,
  Miró al sostayo, fuese, y no hubo nada.

»Jour de Dieu! quel éclat, quelle magnificence!
Je paîrais vingt ducats pour en faire un tableau.
A qui n'imposerait cette structure immense?
Par le Christ éternel! il n'est rien de si beau;
Seville, applaudis-toi, l'âme du mort, je pense,
Va renonçant au ciel, habiter ce tombeau.«
Un bravache écoutait: »Oui, seigneur militaire,«
S'écria-t-il, »c'est vrai: qui dira le contraire,
M'entendra lui dire qu'il ment.«
Là-dessus, autour il regarde;
Enfonce son chapeau, met la main sur la garde,
Et, sans plus, satisfait, s'éloigne gravement.

Góngora. das Haupt der spanischen Marinisten, schildert der Verfasser durch folgende etwas starke Metapher: — ce grand coupable, qui, semblable à l'ange rebelle, plutôt que de faire nombre avec les bons esprits, voulut être le prince des ténèbres. — Er theilt in diesem Bande nur zwey kleine, scherzhafte Gedichte von ihm mit: El atractivo, temible und la inconstancia, verspricht aber einige seiner meisterhaften satyrischen Romanzen und Letrillas in dem zweyten Bande zu geben, der eine für sich bestehende Auswahl (collection spéciale) jener Dichtungen enthalten wird, die der Verfasser mit dem Namen »Genre national« bezeichnet, und worauf wir unsere deutschen Leser besonders aufmerksam machen wollen.

Die zweyte Abtheilung eröffnet Lope de Vega, bey dem der Verfasser etwas länger verweilt, und wir erhalten von diesem fruchtbarsten Dichter der Spanier hier nur die Schäfergedichte Lisardo und Amarilis, und ein kleines Spottgedicht auf den verderbten Geschmack seiner Zeit, welches wir manchen unserer modernen Sonettendichter zu beherzigen bitten; es führt im Spanischen den Titel: Soneto en culto *), und da die letzte Terzine desselben ein passendes Motto für viele unserer allerneuesten Sonettensammlungen abgibt, so wollen wir sie zu Nutz und Frommen unserer glühenden, blühenden, sehnenden und ahnenden Deutsch-Spanier hieher setzen:

¿ Entiendes, Fabio, lo que voy diciendo?
—; y cómo si lo entiendo! — Mientes Fabio:
Que yo soy quien lo digo, y no lo entiendo.

Auf ihn folgen die Brüder Leonardo de Argensóla, durch die Uebereinstimmung der Sinnesart und der Talente wie der Kultur kein geringeres Naturwunder, als die Unerschöpflichkeit Lope de Vega's,

*) Eine Satyre auf den von den Gongoristen eingeführten sogenannten Estilo culto.

wie Bouterwek sagt, insgemein die spanischen Horaze genannt. Von Lupercio de Argensóla gibt uns der Verfasser fünf Sonette und ein Epigramm, welches wir, wenigstens in Quintana's Sammlung, dem Bartolomé zugeschrieben finden; — von Bartolomé de Argensola Bruchstücke einer seiner größeren didaktischen Satyren, die den Titel führt: Contra los deseos ambiciosos, und das bekannte schöne Sonett: Dime, Padre comun etc. — Der Nachfolger dieser beyden Brüder, die unter die korrektesten Dichter der Spanier gehören, ist zugleich ihr Gegenfüßler, denn es ist Niemand anders, als der Verfasser des gran Tacaño, der Proteus Quevedo, von dem Quintana treffend bemerkt: — ha empleados en equilibrios vanos y suertes de volteador, los vigorosos músculos y fuerzas de un Alcides. Herr Maury theilt in der Biographie dieses, in seinen Dichtungen wie in seinen Schicksalen außerordentlichen Mannes eine interessante Schilderung mit, die der auch in der französischen Revolutionsgeschichte berüchtigte Don Josef Marchena, ein Landsmann und Geistesverwandter Quevedo's, von dem letzteren entwarf, so wie als Muster der ächt nationalen Bizarrerie, in der Quevedo sich und dem spanischen Publikum seiner Zeit so sehr gefiel, eines jener Gedichte, die man in Spanien Xácaras nennt (eine Art komischer Romanzen oder Lieder in der Gaunersprache der spanischen Zigeuner *), und ein burleskes Sonett, welche Gattung Sonetten Quevedo unter den Spaniern am glücklichsten den Italienern nachgebildet hat. In die Sammlung selbst hat der Herausgeber nur zwey Gedichte Quevedo's aufgenommen, die Silva a' la Codicia und eine Cancion, welche letztere zwar unter den Gedichten sich befindet, die angeblich den Baccalaureus Francesco de la Torre, einen Dichter des funfzehnten Jahrhunderts, zum Verfasser haben, und die mit Quevedo's Gedichten gewöhnlich zusammen gedruckt sind; insgemein hält man aber Quevedo selbst für den Verfasser derselben, und für eine Person mit diesem Baccalaureus, was jedoch Quintana, wie uns scheint mit guten Gründen, wieder zweifelhaft macht. — Der Andalusier, Francisco de Rioja, reiht sich, der Zeitfolge nach, ganz richtig an seinen Freund und Leidensgenossen Quevedo, aber dem Geiste seiner Gedichte nach stünde er richtiger neben Herrera, denn sein reiner Geschmack bewahrte ihn vor den Ausschweifungen seiner Zeit, und macht ihn würdig, den spanischen Cinquecentisten zugezählt zu werden. Der Herausgeber hat drey Gedichte von ihm aufgenommen, wovon die ersten zwey: die Epistola moral, welche anfängt: Fabio, las esperanzas etc., und die Cancion a las ruinas de Itálica, unter seine berühmtesten gehören; das dritte ist die liebliche Silva a la Rosa. — Mit dem spanischen Anakreon, Villegas, schließt dieser Band; auch dieser Liebling der Grazien hat sich die Alten zum Muster genommen, ja selbst ihre Sylbenmaße in seiner Muttersprache nachzuahmen versucht, wogegen sich zwar unser Verfasser sehr eifrig erklärt. Ist es ihm aber auch minder gelungen, die Form der Alten nachzubilden, so beseelt doch der Geist des Tejischen Greises ihn, wie wenig Dichter der neueren Literatur. Man lese nur die beyden hier mitgetheilten unübertrefflichen Gedichte:

---

*) Diese Gattung Gedichte findet in Spanien noch immer großen Beyfall. Im Jahre 1779 erschien zu Madrid eine Sammlung solcher Xácaras unter dem Titel: Romances de Germania. *Germania* ist nämlich die spanische Benennung der Zigeunerbrüderschaft.

Franzose wird nicht selbstgefällig dem schmeichelnden Fremden Beyfall lächeln, wenn er singt:

> Le goût naquit français, doucement attirés,
> Les sens prennent à lui des désirs éclairés ;
> L'esprit n'en connait point que Paris ne contente.

Welcher auch noch so strenge Kritiker wird nicht durch den Schluß der Zueignung entwaffnet werden, in welchem der Herausgeber so bescheiden von sich und seinen Arbeiten spricht, indem er seinen Freunden zuruft:

> Glorieux, mais jaloux de votre renommée,
> Rempli de vos accords, dans notre langue aimée,
> Aux succès que l'on rêve aspirant à mon tour,
> J'ai chanté l'amitié, la vaillance et l'amour 1).
> Mes tons pour s'épurer demandent votre oreille.
> Puissent, d'une indulgence à mes craintes pareille,
> Mes juges d'à présent ne pas trop exiger,
> Et pardonner parfois au poëte étranger.

In dem in Prosa geschriebenen Avant-propos stellt Hr. Maury eine Vergleichung der spanischen Sprache mit der französischen, englischen und italienischen an, und rühmt ohne Uebertreibung die Vorzüge und poetische Tauglichkeit seiner Muttersprache. Hierauf gibt er eine ebenfalls vergleichende, kurze, historisch=kritische Uebersicht der spanischen Versifikation und Rhythmik, wo er insbesondere von der den Spaniern eigenthümlichen Assonanz (demi-rime, versos asonantes) und ihrem Verhältniß zum Reime (rime complète, versos consonantes) etwas ausführlicher handelt, so wie auch von den reimlosen Versen und ihrer Unanwendbarkeit im Französischen. Er entwirft dann eine gedrängte charakteristische Schilderung der Hauptepochen und Hauptschulen der spanischen Dichtkunst. Endlich kommt er auf die Aufgabe und das Verfahren, die er als Herausgeber und Uebersetzer sich vorgesetzt und befolgt habe; was nämlich die Wahl der Stücke betrifft, so hat er sich vor der Hand (pour ce premier essai) nur auf die ausgezeichnetsten Dichter seiner Nation beschränkt, und es wird ihn freuen, wenn er zu einer Nachlese sollte aufgefordert werden; aber auch hierin leitete ihn die doppelte Beziehung, in der die spanische Literatur zu der der anderen Nationen steht, in sofern sie theils eine lange Zeit selbst als Muster der Nachahmung galt, theils als Nachahmerin und Verpflanzerin des Fremden auf den heimischen Boden sich versuchte. Auch hat er in diesem Werke nur die Lyriker seines Vaterlandes berücksichtigt, doch fehlt es ihm nicht an gutem Willen, wie er sagt, auch die Epiker in der Folge in den Kreis seines Unternehmens zu ziehen; nur die dramatische Poesie bleibt hievon ausgeschlossen, da ihre Bekanntmachung bey den ihr eigenthümlichen Schwierigkeiten und ihrem erstaunlichen Reichthume im Spanischen eine Vereinigung Mehrerer erfordern würde 2).

---

1) Herr Maury hat sich nämlich auch als Dichter in seiner Muttersprache in einem bis jetzt noch ungedruckten Gedichte: Espero y Almedora, in zwölf Gesängen versucht.

2) In dem vor einigen Jahren in Paris erschienenen Werke: Chefs-d'oeuvre des Théâtres étrangers, nimmt das Théâtre espagnol fünf Bände ein; es enthält nämlich in zwey Bänden eine Auswahl aus Lope de Vega, in eben so vielen aus Calderon, und in dem fünften aus Moratin. Man sieht schon aus der bloßen Inhaltsangabe, wie ungenügend die Aufgabe gelöst wurde, ein Bild von der überreichen dramatischen Literatur der Spanier zu geben. Man vergl. übrigens: Journal des Savans, 1823, Juin, p. 323—344, Art. de *M. Raynouard*.

In Bezug auf die Uebersetzung, die, wie wir schon gesagt haben, bey dem vorliegenden Werke eigentlich die Hauptsache ist, gesteht der Verfasser unumwunden, daß ein großer Theil der Schönheit der Originale in dem Vollklang und Wohllaut der Sprache selbst besteht, und der Südländer, schon durch den melodischen Klang seiner vokalreichen Sprache hingerissen, gefällt sich in Verskünsteleyen (combinaisons rhythmiques), überraschenden Wendungen und tönenden Phrasen; nicht selten aber verhüllt dieß schimmernde Kleid Gedankenarmuth; — gezierte Weitschweifigkeit (prolixité) zum mindesten ist ein Erbfehler aller Literaturen des Südens. »Par ces raisons,« fährt der Verfasser fort, »nos poëtes originaux présenteront souvent au traducteur une question délicate à resoudre: *faut-il modifier ou tout rendre?* Leur doit-on plus d'égards qu'aux lecteurs? Nous nous sommes décidés pour *ceux-ci:* nous avons en général *abrégé.* — Wir pedantischen Deutschen würden uns zwar diese Rücksicht auf den Leser zum Nachtheile des Originals höflich verbieten, aber der leichtere Franzmann wird es dem Uebersetzer Dank wissen, daß er ihm die spanischen »Longueurs« erspart habe, die sich im Französischen auch jämmerlich genug ausnähmen! — Man denke sich nur den Schrecken, wenn es möglich wäre einen Calderon so ins Französische zu übersetzen, wie es unter uns Schlegel und Gries versucht haben. — Doch zum Troste der etwaigen deutsch gesinnten Leser dieses Buches sey es gesagt, daß der Verfasser sich bestrebt hat, sich so nahe als möglich an die Originale anzuschließen, ja selbst die rhythmischen Formen nachzubilden versucht hat. — Am Schlusse dieser Vorrede bittet der gute Spanier seine französischen Leser sehr artig um Verzeihung, daß er es gewagt habe, ihnen etwas anderes, als — Französisches, vorzulegen, und setzt hinzu, wahrscheinlich um ja nicht in den Ruf eines Romantikers zu kommen, » — et nous finirons en priant encore nos lecteurs de ne jamais perdre de vue que ce sont des copies et non des modèles que nous avons voulu offrir.« — Diesen ersten Band eröffnet eine in Alexandrinern geschriebene Einleitung, welche die älteren Zeiten (temps anciens) der spanischen Poesie in zwey Epochen schildert; wovon die erste die Zeit vom Cid bis zu Alphons X., die zweyte von diesem letzteren bis zu Garcilaso umfaßt. Historische, biographische und literarische Noten erläutern den poetischen Text, und enthalten auch kurze Proben von den in dem Texte berührten Gedichten im Originale, mit beygefügter metrischer Uebersetzung. Von dem eigentlichen Werke enthält dieser Band zwey Abtheilungen, nämlich die erstere, welche die vorzüglichsten Dichter des sechzehnten und eines Theils des siebzehnten Jahrhunderts begreift, und die zweyte, welche die Heroen des spanischen Parnasses in den ersten beyden Drittheilen des siebzehnten Jahrhunderts umfaßt. Jedem Dichter, aus dessen Werken Proben mitgetheilt sind, ist eine kurze biographisch-kritische Einleitung gewidmet.

Die Reihe dieser poetischen Schaustellung beginnt Garcilaso, wie sichs gebührt, denn ihn nennt Mit- und Nachwelt den »Principe de los Poetas españoles; von ihm ist aufgenommen die berühmte Ekloge: Salicio y Nemoroso. Hierauf folgt ein Sonett der heiligen Teresa de Jesus (a Cristo crucificado). Von dem christlich-frommen Humanisten, Fray Luis de Leon, gibt uns der Verfasser die bekannte Profecia del Tajo, eine Ode (à la ascension). Coplas a una Desdeñosa, und eine Grabschrift auf den Prinzen Don Karlos. — Würdig reiht sich an diesen Vorgänger der spanische Pindar, Herrera,

dessen Hymne auf den Sieg bey Lepanto (es ist die Cancion II[a] a la batalla de Lepanto) jedem Freunde der spanischen Muse erwünscht seyn wird. — Von dem unvergleichlichen Cervantes gibt uns der Verfasser, leider zu karg, nur ein kleines Gedicht: Al Tumulo del Rey (Felippe II) en Sevilla; wir wollen es als Probe von des Verfassers Art, zu übertragen, im Original und in der Uebersetzung hier mittheilen:

Vota á Dios, que me espanta esta gran dora,
Y que diera un doblon por describilla:
Porque; á quién no suspende y maravilla
Esta máquina insigne, esta bravera?
Por Jesu-Cristo vivo, cada piera
Vale mas que un millon, y que es mancilla
Que esto no dure un figlo; ó gran Sevilla!
Roma triunfante en ánimo y riquera.
Apostaré que la ánima del muerto
Por gozar este sitio hoy ha dejado
El cielo de que goza eternamento.
Esto oyó un valenton, y dijo: »Es cierto
»Lo que dice voacé. seor soldato,
Y quien digere lo contrario, miente«
  Y luego, encontinente,
  Caló el chapeo, requirió la espada,
  Miró al sostayo, fuese, y no hubo nada.

»Jour de Dieu! quel éclat, quelle magnificence!
Je paîrais vingt ducats pour en faire un tableau.
A qui n'imposerait cette structure immense?
Par le Christ éternel! il n'est rien de si beau;
Seville, applaudis-toi, l'âme du mort, je pense,
Va renonçant au ciel, habiter ce tombeau.«
Un bravache écoutait: »Oui, seigneur militaire,«
S'écria-t-il, »c'est vrai: qui dira le contraire,
M'entendra lui dire qu'il ment.«
Là-dessus, autour il regarde;
Enfonce son chapeau, met la main sur la garde,
Et, sans plus, satisfait, s'éloigne gravement.

Góngora. das Haupt der spanischen Marinisten, schildert der Verfasser durch folgende etwas starke Metapher: — ce grand coupable, qui, semblable à l'ange rebelle, plutôt que de faire nombre avec les bons esprits, voulut être le prince des ténèbres. — Er theilt in diesem Bande nur zwey kleine, scherzhafte Gedichte von ihm mit: El atractivo, temible und la inconstancia, verspricht aber einige seiner meisterhaften satyrischen Romanzen und Letrillas in dem zweyten Bande zu geben, der eine für sich bestehende Auswahl (collection spéciale) jener Dichtungen enthalten wird, die der Verfasser mit dem Namen »Genre national« bezeichnet, und worauf wir unsere deutschen Leser besonders aufmerksam machen wollen.

Die zweyte Abtheilung eröffnet Lope de Vega, bey dem der Verfasser etwas länger verweilt, und wir erhalten von diesem fruchtbarsten Dichter der Spanier hier nur die Schäfergedichte Lisardo und Amarilis, und ein kleines Spottgedicht auf den verderbten Geschmack seiner Zeit, welches wir manchen unserer modernen Sonettendichter zu beherzigen bitten; es führt im Spanischen den Titel: Soneto en culto *), und da die letzte Terzine desselben ein passendes Motto für viele unserer allerneuesten Sonettensammlungen abgibt, so wollen wir sie zu Nutz und Frommen unserer glühenden, blühenden, sehnenden und ahnenden Deutsch-Spanier hieher setzen:

¿ Entiendes, Fabio, lo que voy diciendo?
— ¡ y cómo si lo entiendo! — Mientes Fabio:
Que yo soy quien lo digo, y no lo entiendo.

Auf ihn folgen die Brüder Leonardo de Argensóla, durch die Uebereinstimmung der Sinnesart und der Talente wie der Kultur kein geringeres Naturwunder, als die Unerschöpflichkeit Lope de Vega's,

*) Eine Satyre auf den von den Gongoristen eingeführten sogenannten Estilo culto.

wie Bouterwek sagt, insgemein die spanischen Horaze genannt. Von Lupercio de Argensóla gibt uns der Verfasser fünf Sonette und ein Epigramm, welches wir, wenigstens in Quintana's Sammlung, dem Bartolomé zugeschrieben finden; — von Bartolomé de Argensola Bruchstücke einer seiner größeren didaktischen Satyren, die den Titel führt: Contra los deseos ambiciosos, und das bekannte schöne Sonett: Dime, Padre comun etc. — Der Nachfolger dieser beyden Brüder, die unter die korrektesten Dichter der Spanier gehören, ist zugleich ihr Gegenfüßler, denn es ist Niemand anders, als der Verfasser des gran Tacaño, der Proteus Quevedo, von dem Quintana treffend bemerkt: — ha empleados en equilibrios vanos y suertes de volteador, los vigorosos músculos y fuerzas de un Alcides. Herr Maury theilt in der Biographie dieses, in seinen Dichtungen wie in seinen Schicksalen außerordentlichen Mannes eine interessante Schilderung mit, die der auch in der französischen Revolutionsgeschichte berüchtigte Don Josef Marchena, ein Landsmann und Geistesverwandter Quevedo's, von dem letzteren entwarf, so wie als Muster der ächt nationalen Bizarrerie, in der Quevedo sich und dem spanischen Publikum seiner Zeit so sehr gefiel, eines jener Gedichte, die man in Spanien Xácaras nennt (eine Art komischer Romanzen oder Lieder in der Gaunersprache der spanischen Zigeuner *), und ein burleskes Sonett, welche Gattung Sonetten Quevedo unter den Spaniern am glücklichsten den Italienern nachgebildet hat. In die Sammlung selbst hat der Herausgeber nur zwey Gedichte Quevedo's aufgenommen, die Silva a' la Codicia und eine Cancion, welche letztere zwar unter den Gedichten sich befindet, die angeblich den Baccalaureus Francesco de la Torre, einen Dichter des funfzehnten Jahrhunderts, zum Verfasser haben, und die mit Quevedo's Gedichten gewöhnlich zusammen gedruckt sind; insgemein hält man aber Quevedo selbst für den Verfasser derselben, und für eine Person mit diesem Baccalaureus, was jedoch Quintana, wie uns scheint mit guten Gründen, wieder zweifelhaft macht. — Der Andalusier, Francisco de Rioja, reiht sich, der Zeitfolge nach, ganz richtig an seinen Freund und Leidensgenossen Quevedo, aber dem Geiste seiner Gedichte nach stünde er richtiger neben Herrera, denn sein reiner Geschmack bewahrte ihn vor den Ausschweifungen seiner Zeit, und macht ihn würdig, den spanischen Cinquecentisten zugezählt zu werden. Der Herausgeber hat drey Gedichte von ihm aufgenommen, wovon die ersten zwey: die Epistola moral, welche anfängt: Fabio, las esperanzas etc., und die Cancion a las ruinas de Itálica, unter seine berühmtesten gehören; das dritte ist die liebliche Silva a la Rosa. — Mit dem spanischen Anakreon, Villegas, schließt dieser Band; auch dieser Liebling der Grazien hat sich die Alten zum Muster genommen, ja selbst ihre Sylbenmaße in seiner Muttersprache nachzuahmen versucht, wogegen sich zwar unser Verfasser sehr eifrig erklärt. Ist es ihm aber auch minder gelungen, die Form der Alten nachzubilden, so beseelt doch der Geist des Tejischen Greises ihn, wie wenig Dichter der neueren Literatur. Man lese nur die beyden hier mitgetheilten unübertrefflichen Gedichte:

---

*) Diese Gattung Gedichte findet in Spanien noch immer großen Beyfall. Im Jahre 1779 erschien zu Madrid eine Sammlung solcher Xácaras unter dem Titel: Romances de Germania. *Germania* ist nämlich die spanische Benennung der Zigeunerbrüderschaft.

die Sapphische Ode al Céfiro und die Cantilena: »Yo vi sobre un tomillo« etc., welche letztere im dritten Buche von Villega's Gedichten steht, die er selbst »Delicias« überschrieb, und wahrlich für Jeden, der Sinn hat, sind hier der »süßen Freuden« viele. Auch die »Romanze: »A mejorar la Vendimia,« die der Herausgeber noch von Villega's mittheilt, ist ein Muster ihrer Gattung, und trägt mehr nationales Gepräge an sich.

Im Ganzen sind auch in dieser Sammlung meist dieselben Stücke aufgenommen, die sich in den früheren von Quintana und Mendibil y Silvela veranstalteten befinden. Wir enthalten uns aber um so mehr einer Kritik der Auswahl, wenn wir schon ein Paar Mal, nach unserer Ansicht, etwas anderes gewählt hätten, als erst die Erscheinung der folgenden Bände, die wir mit allen Freunden der span. Literatur sehnlich erwarten, zu einem gültigen Urtheile berechtigen. Dem sauber gedruckten Werke sind als Zierde nebst einem allegorischen Titelkupfer die lithographirten Bildnisse von König Alphons X., Diego Hurtado de Mendoza, Garcilaso, Herrera, Lope de Vega und Quevedo beygegeben, sämmtlich nach angegebenen und als vorzüglich anerkannten Originalien. Ferd. Wolf.

Beylagen zur Anzeige von Raumers Hohenstaufen.

A.

Ergänzung der diplomatischen Nachweisungen über den Aufenthalt der deutschen Könige und Kaiser von Heinrich V. bis Rudolph I.

Heinrich V.

1104.

25. Juny, . . Regensburg. (Schlichtung der Irrungen zwischen dem Kapitel und dem Bischof von Augsburg). Tyrol. Alm. 1804.

1108.

im July, . . Neuburg. (Schenkbrief nach Kloster-Neuburg von dem Bischof Hermann von Augsburg) dum irem cum caesare Henrico in communi expeditione in Hungariam. (Horm. Taschenb.)

7. September, Tulln. (Heinrich schenkt auf die Bitte Udalrici Pataviensis episcopi ac uxoris nostrae Agnetis et mariti eius Luitpoldi Marchionis et ducis Welfonis dem Kloster Göttweih die Insel Mutheimerwerd.) (Hormayrs hist. Taschenb.)

1109.

29. September, Preßburg. (Stift Zwettel.)

1114.

17. Jänner, . Mainz. (Kloster St. Lamprecht.)

1117.

17. Juny . . in episcopatu Vltinensi. (Abtey Disentis.)

1122.

29. März, . . Aachen. (Oestr. Archiv.)

1125.

8. Jänner, . Straßburg. (Oestr. Archiv.)

Lothar II.

1125.

20. November, Regensburg. (Stift St. Florian.)

1130.

18. Oktober, . Würzburg. (Gurk.)

1133.

Ostern, . . . Faviano. (Annal. Saxon.) *)

Konrad III.

1139.

——————— Straßburg. (St. Peter im Schwarzwald.) (Oestr. Archiv.)

——————— apud Salsam. (Kloster-Neuburg und Zwettel.)

1140.

1. May, . . Frankfurt. (Bisthum Gurk.)

Dezember, . . Regensburg. (Grafen Ambacht für das Bisthum Feltre.)

1141.

——————— Regensburg. (Verleihung des Münz- und Marktrechts zu Neunkirchen an Eckbert von Pütten.)

1142.

Im Dezember, Regensburg. (Kloster Garsten.)

1147.

13. Februar, . Regensburg. (Stift Oberburg.)

4. Juny, . . ——— Stift Waldhausen. (Wahrscheinlich zu Wien gefertigt, von wo mehrere seiner Mitkreuzfahrer-Urkunden datiren.)

Friedrich I.

1154.

——————— Ronkalia. Diplom für Disentis, unter den Zeugen: Heinrich der Löwe, nur von Sachsen Herzog; Berthold von Zähringen; Otto der Wittelsbacher, Pfalzgraf in Bayern; Odaker, Markgraf von Steyer (bey Hergott 1152 und bey Ughelli V. 293 (Werner und Ulrich von Habsburg.)

1156.

13. Juny, . . Würzburg. (Propstey Berchtesgaden.)

1158.

Im Jänner, . Regensburg. (Bisthum Seckau.)

1161.

——————— (Trient.)

*) Einige hielten dieß irrig für Faviana, Fabiana, Favia, Wien. Lothar zog am 30. April in Rom ein.

1162.

7. April, . . Pavia. Post destructionem Mediolani. (Stift Oberburg.)

7. September, Besançon. (Bisthum Genf.)

1163.

———— Augsburg. (Kloster Tegernsee.)

1164.

9. Juny, . . Pavia. (Erzstift Kölln.)

1165.

Im July, . . Wien. (Bamberg, Reichersberg.)

1166.

Im Februar, . Nürnberg. (Abtey Nuenburg.)

7. März . . Ulm. (Dieselbe.)

1170.

19. März, . . Leibnitz. (Kloster St. Paul.)

1174.

9. May, . . Synßhe. (Oestr. Archiv.)

1178.

14. Juny, . . Turin. (Erzstift Salzburg.)

1179.

1. July, . . Magdeburg (Friedrichs I. Gränzbestimmung zwischen Oesterreich und Böhmen.)

15. September, Augsburg. (Bisthum Gurk.)

1181.

20. April, . . Nürnberg. (Oestr. Archiv.)

1184.

6. July, . . Regensburg. (Stift St. Lamprecht.)

Heinrich VI.

1183.

1. Jänner, . . Eger. (Bisthum Gurk.)

1190.

21. September, Wimpfen. (Stadt Mühldorf.)

1192.

9. Jänner, . Botzen.

28. Dezember, Rithiencie. (Oestr. Archiv.)

1193.

20. Dezember, Gelnhausen. (Oestr. Archiv.)

1194.

6. May, . . Lutach. (Stift Admont.)

1195.

1. Juny, . . Mayland. (Erzstift Salzburg.)

1196.

13. November, Worms. Für die Hohenrhätische Abtey Pfeffers (Favaris, Fabaria).

Philipp.

1204.

12. Jänner, . Aachen. (Erzstift Kölln.)
21. Jänner, . Mainz. (Oestr. Archiv.)

1206.

8. August, . . Würzburg. (Oberburg.)

1207.

——————— Basel. (Thennenbach.)
21. August, . . Quedlinburg. (Bisthum Brixen.)
8. Dezember, Augsburg. (Thennenbach.)
10. Dezember, Augsburg. (Salzb. Domkapit. Archiv.)

Otto IV.

1200.

5. Februar, . Wirzenberg. (Erzstift Kölln.)

1208.

13. Jänner, . Augsburg. (Hochstift Trient.)
Im Jänner, . Augsburg. (Aquileja.)

1209.

20. Februar, . Nürnberg. (Bisthum Gurk.)

1210.

26. May, . . bey der Burg Urci. (Hochstift Trient.)

Friedrich II.

1209.

——————— Pavia. (Horm. Archiv 1827.)

1212.

——————— (Thennenbach) bloß rex Siciliae, dux Aquiliae, princeps Capue.
22. März, . . Augsburg. (Erzstift Salzburg.)

1213.

22. März, . . Augsburg. (Stift Waldhausen.)
27. März, . . Konstanz. (Bisthum Gurk.)
16. July, . . Eger. (Salzburg. Domkapitel.)

1214.

19. Februar, . Augsburg. (Bisthum Gurk.)
24. Februar, . Augsburg. (Aquileja.)
——————— Hagenau. (Thennenbach.)

1215.

23. April, . . Worms. (Horm. Gesch. Wiens.)

1218.

29. Dezember, Nürnberg. (Horm. Archiv. 1827.)

1219.

Im September, Hagenau. (Reichs-Archiv.)
1. November, Nürnberg. (Erzstift Salzburg.)
29. Dezember, Ulm. (Deutsche Ordensballey an der Etsch und im Gebirge.)

1220.

22. Jänner, . Augsburg. (Horm. Gesch. von Tyrol.)

1221.

Im Dezember, ——— (Erzstift Salzburg.)

1223.

5. Februar, . Capua. (Viktring, presentibus nobiscum nonnullis principibus Alemanniae.)

1225.

Im July, . . in S. Germano. (Reichs-Archiv.)

1226.

Im April, . . Ravenna. (Stift St. Paul.)

1230.

Im September, Anagni. (Bisthum Gurk.)

1236.

Im July, . . Werdain. (Erzstift Salzburg.)
Im August . . im Lager bey Brixen. (Horm., Beyträge.)

* Eine diplomatisch höchst merkwürdige Erscheinung ist die große Zahl im Jahr und in der Indiktion ganz falsch datirter Urkunden während des Aufenthalts Friedrichs zu Wien, gleich als hätte er dort seine gewohnte Kanzley völlig vermißt, vorzüglich viele Urkunden sind statt 1237 auf 1236 datirt. Manche Urkunden sind noch unexpedirt hinaus gegeben worden, z. B. für die Abtey Seitenstetten und das Projekt einer ähnlichen goldenen Bulle für Neustadt wie für Wien.

1237.

3. Jänner, . Grätz. (Seckau.)
— Jänner, . Wien. (Kloster Heiligenkreuz.)
Im Februar, . Wien. (Schotten. — Horm. Geschichte Wiens.)
——— ——— (Stift Waldhausen.)
Im März, . . Wien. (Schotten. — Horm. Geschichte Wiens.)
——— ——— (Für den deutschen Orden in Steyermark.)
Im April, . . ——— (Goldene Bulle für Wien und unausgeführtes Projekt für Neustadt.)
——— Enns. (Losreißung Steyers von Oesterreich.)
——— Efferding. Diplom für Wilfing von Stubenberg.
12. August . . auf dem Marsfelde zu Trient. (Horm. Beyträge.)
Im September, im Lager bey Augsburg. (Salzb. Domkap. Archiv.)
Im Jänner, . Pavia, XI. Indict. (Viktring, auf 1238 gehörig.)

1238.

Im Februar, . Padua. (Horm. Archiv 1827 und Domkap. Salzburg.)
Im August, . bey der Belagerung von Brescia. (Oestr. Archiv.)
Im Oktober, . bey der Belagerung von Brescia. (Capo d' Istria.)

1242.

——— Capua. (Horm. Archiv 1827.)

——— Friedrichs Einladung an Friedrich den Streitbaren zur Zusammenkunft nach Villach, um sich dort mit seiner Nichte Gertrud zu vermählen. (Horm. Taschenb.)

1243.

——— zu Baroli in Apulien. (Kloster Göß.) Die älteste Urkunde auf Linnenpapier, Schwandtners charta linea antiquissima.

1245.

Im July, . . Verona. (Latisan.)

1249.

20. April, . . Cremona. (Oestr. Archiv.)
Im Oktober, . Foggia. (Oestr. Archiv.) Für Meinhard von Görz.

1250.

7. Dezember, Fiorenzuola. (Oestr. Archiv.)

Heinrich VII.

1227.

29. März, . . Aachen. (Bisthum Gurk.)

1228.

24. August, . . Eßlingen. (Oestr. Archiv.)
6. September, Nördlingen. (Erzst. Salzburg.)

1230.

——— Rheinfelden. (Dortiges Collegiatstift.)

Konrad IV.

1240.

Im May, . . Nördlingen. (Hochstift Brixen.)
20. May, . . Nördlingen. (Hochstift Brixen.)
22. May, . . Nördlingen. (Hochstift Brixen.)
Sine dato . . Nördlingen. (Hochstift Brixen.)

1243.

11. Februar, . Haag. (Salzburg. Domkapitel.)

1249.

Im August, . . Nürnberg. (Oestr. Archiv.) Gabbrief auf Rudolph von Habsburg um die Mauth zu Freudenau.

1251.

Im Dezember, Pola. (Stadt Pola und Capo d' Istria.)

1252.

Im Dezember, Trani. (Belehnungsbrief auf Rudolph von Habsburg über die Feste Kelsteig.)

1253.

Im Februar, . Canosa. (Lehenbrief auf Rudolph von Habsburg über den Zehent von Mühlhausen.)

vermehrt aber, bildet sie den 1822 erschienenen III. Theil seiner »sämmtlichen Werke.« Inzwischen gab in den Akten der Münchner Akademie der um diese Genealogie verdiente Koburgische Archivsrath Schultes, 1818, seine diplomatischen Beyträge heraus, in denen man aber, bey genauer Vergleichung, beynahe durchaus nichts Neues finden wird, wohl aber viele längst widerlegte alte und mehrere neue Irrthümer, so z. B. wird der Apostel Pommerns, Bischof Otto von Bamberg, in dieses Haus hineingezwängt und häufig mit Otto II., Bischof zu Brixen, dann zu Bamberg verwechselt, der wirklich ein Andechser war — sehr viele längst als apokryph ausgemerzte Urkunden werden hier wieder als echt angeführt — häufige Widersprüche zwischen den Behauptungen und Citaten binnen weniger Zeilen — der Titel von Istrien schon 1150 in Bertholden von Andechs und eine fast abgeschmackte Vermuthung einer Beziehung desselben auf das Erbe von Neuburg und Pütten. — Die XIX urkundlichen Beylagen waren bereits bekannt und nur bey einigen ist es beygemerkt, daß sie schon in Hormayrs Beyträgen zur Geschichte Tyrols abgedruckt seyen. Des letzten Herzogs Otto Schwester, Agnes, zweyte Gemahlin des letzten Babenbergers Friedrichs des Streitbaren, 1230 ihm angetraut, 1243 von ihm geschieden, vermählt Schultes an einen Grafen Otto von Orlamünde, ohne den geringsten andern Beweis, als eine Urkunde der Cisterzienser=Abtey Langheim, der Erbgruft der Meranischen Herzoge, worin aber gar nichts steht, als daß 1285 die Söhne jenes Grafen Otto mit Bewilligung ihrer Mutter Agnes das Patronatsrecht zu Dressenfeld und Kulmbach nach Langheim geschenkt hätten? Allein jene Agnes wurde 1248 an ihres vorigen Eheherrn ärgsten Feind, den Kärnthner Herzog Ulrich vermählt. In Michelstätter, Wrainitzer, Gurker und Salzburger Urkunden finden wir diese »Agnes dei gracia ducissa Carinthie, quondam ducissa Austrie et Styrie, Carniole domina« und den »felicis recordationis consortem quondam suum, Fridericum ducem,« nebst ihrem »patruo« Berthold, Patriarchen von Aquileja. Sie starb 1262 und im Jänner 1263 erwähnt der Ungernkönig Bela IV. ihrer ermordeten Schwester Gertrud Sohn, sie als verstorben und sich als ihren Erben: »Cum igitur domina Agnes piae recordationis quondam *Ducissa Karinthie, Domini Ducis Meranie filia, matertera nostra*, naturae solvens debitum, liberis non relictis, in nos tanquam in proximum successorem, haereditatem suam et omne jus, quod eidem competebat, transmiserit pleno jure etc.,« in Krain nämlich, in Kärnthen und Steyer, worauf auch Bela sogleich wider den Böhmenkönig Przemisl Ottokar mit den Waffen Anspruch erhob. Kurz, es ist keine Seite dieser Schultesischen Arbeit, in der uns nicht irgend ein bedeutender Irrthum aufgetischt würde, und selbst der ostfränkische Theil zeichnet sich nicht, wie man erwarten sollte, durch eine vorzügliche Lokal=Orientirung aus, durch welche sich Schultes frühere Schriften rühmlich hervorthun; z. B. jene über den Radenzgau. — Wir fügen nun in wenigen kurzen Sätzen die Resultate der weitläufigen Hormayrschen Arbeiten über das Haus Andechs hier bey.

Die Huosier, die Nächsten nach den Agilolfingern in den legibus Bajuvariorum des austrasischen Theodorich, sind die Ahnen der Andechser.

Fast alle Geschichtschreiber und Sammler seit dem Ausgange des XV. Jahrhunderts haben die Häuser Andechs und Wittelsbach, Andechs, Tyrol, Eppan und Görz mit einander vermischt und jedes derselben mit fremden Personen überladen, hiedurch aber eine

ganze Kette von Irrthümern einwurzeln und wuchern lassen, die immer wieder frisch von unten austreiben. Die Grafen im Vintschgaue, Engadein und Churrhätien, die sich 1140 zum ersten Male von ihrer Hauptburg Grafen von Tyrol nennen, gehören nicht Baiern, sondern Churrhätien an. Wiewohl Nachbarn in den tyrolischen Bergen, bleiben die Andechser und Tyroler einander völlig fremd und fern. Sie haben mit einander weder gemeinsamen Ursprung, noch eine andere Agnation in ihrem weitern Verlaufe, als in dem letzten Grafen Albrecht, dessen Töchter Elisabeth in erster Ehe an Herzog Otto den Letzten von Meran vermählt war und daß vielleicht Graf Albrecht selbst, einer Andechserin verlobt gewesen. Deswegen, weit mehr aber noch aus einem bey jenen Eheverträgen geschlossenen Anwartschaftsvertrage erhielt Albrecht von Tyrol 1248, als Otto umkam, Manches vom Andechsischem Eigen, (so wie auch die Tochter ihre Mitgift wieder mit heimbrachte), aber nicht als Stammesvettern, nicht als Abkömmlinge des nämlichen ersten Erwerbers, denn wie der letzte Meran umkam, nahm jede Lehenshand, als nach ausgestorbenem Stamm der Vasallen, als ledig und heimgefallen zurück, was von ihr zu Lehen rührte.

Derselbe Kaiser, der den Trutz der Welfen in Heinrich dem Löwen für immer gebrochen, der Barbarossa, hat Andechs und Wittelsbach groß gemacht.

Wie späterhin Wittelsbach (während es zu Hause und in der Rheinpfalz nie genug zerstückelt und zerrissen schien) in Tyrol, in Holland, in Brandenburg herrschte, errangen auch die Andechser, aber viel früher, in fernen Landen ausgebreiteten Besitz. Da war die Idee des Kaiserthums und des Reichsrechtes noch lebendig, als die deutschen Fürsten- und Grafenhäuser an den entgegengesetzten Enden Deutschlands, ja selbst in Italien bedeutendes Besitzthum erwarben und es unter dem Schirm des Adlers ruhig besaßen, ohne nöthig zu haben, es um näher gelegenes zu vertauschen und sich, nach einem späteren Kunstausdrucke, zu arrondiren. Wir haben auch in Oesterreich auffallende Beyspiele hievon. Ein Zweig des Billungischen Herzogstammes, dem die großen Sachsenkaiser und auch Lothar II. entsprossen, war an der Enns, Ips und Url reich begütert, und besaß dort Gleiß, Zell, St. Georgen in der Klaus 2c. Ein Vetter des reichen Dynasten oder Grafen Udischalk von Stille und Heft, beschenkt Gero Graf von Seeburg und Gleiß die 1116 von Udischalk gestiftete Benediktiner-Abtey Seitenstetten: »ex dono Geronis comitis de Gluzze, praedium ad Urle et ex dono filii ejus Ekkeberti Comitis, praedium ad Dachepach« sagt Urbans III. Bestätigungsbulle für Seitenstetten von 1186, und in Hormayrs Geschichte der Andechser finden sich Schenkurkunden an dasselbe Seitenstetten von Geros anderem Sohne, dem in den Geschäften des Barbarossa vielgebrauchten Magdeburger Erzbischofs Wichmann 1184—1188, worin er »quam plures bauuaros et saxones« als Zeugen aufführt, seinen Wald zu Ypsitz, den Grießhof bey Waidhofen und verschiedene Seiten an der Url, und den Grafen Konrad von Beilstein als Vogt seiner Schenkung verordnet. Der Barbarossa bekräftigt sie 1187 (de proprietate et allodio, quae habet Wichmanus in Austria) auf dem Regensburger Reichstage vor den Herzogen Fridrich von Böhmen, Leopold von Oesterreich, Ludwig von Baiern und Berthold von Meran. Der Andechser Berthold, Markgraf von Istrien, ist in Wichmanns Urkunden Zeuge, wie Dedo, der Markgraf der nördlicheren Ostmark wider die Slaven.

Zuerst unter Ludwig dem Deutschen am Inn und an der Ciler

erscheinend, verwalten die huosischen oder andechsischen Rapothos den gräflichen Ambacht des Norithales oder Eisackthales um Brixen und saßen auf Ambraß, das lange dem Zweige von Wolfertshausen gehorchte, dem ein Regensburger Bischof unverhältnißmäßige Wichtigkeit, rasch abwechselndes Glück und Unglück brachte. Durch Heirath erwirbt Rapotho die baierische Pfalzgrafschaft vom Hause Rot, sein Sohn Ortolf von Hohenwart die untere karentanische Mark, Arnold die Hallgrafschaft und ein reiches Erbe in Ostfranken aus dem Nachlaß Ottos, Herzogs zu Schweinfurt, Poppo, sein Sohn, das Erbe von Giechburg, Berthold, Markgraf von Istrien, einen Theil des Dachauischen mit dem Herzogstitel von Kroatien, Dalmatien und Meran, Herzog Berthold Mehreres des Nachlasses von Pütten und Neuburg, Schärding und Formbach. Aus seinen Söhnen heirathete Markgraf Heinrich von Istrien die Erbgräfin von Weichselburg in Krain, der erstgeborne Otto aber, Beatrix, die Erbin von Burgund und Enkelin des Barbarossa. Stets waren die Andechser Gibellinen, treue Freunde der Stauffen gewesen, und gerade bey dieser Hochzeitsfeyer Ottos zu Bamberg erschlug Otto von Wittelsbach den Staufenkaiser Philipp und Herzog Ottos Brüder, eben jener Heinrich und Bischof Eckbert von Bamberg, wurden als Mitschuldige geächtet, das Stammhaus Andechs zerstört, viel Andechsisches Gut eingezogen. — Die Andechser gehören zu den Helden der Kreuzzüge, sie leben hoch in den Heldenliedern und Heldensagen des Minne= und Meistergesangs. Berchtung oder Berker von Meran (die gewöhnliche nordische Abkürzung für Berthold) ist eine stehende Heldengestalt im Bitrolf und Dietleib, im Wolfdietrich, im Heldenbuch, im Tannhauser und in vielen der alten Reimchroniken. Wirnt von Grävenberg war ein Edelknabe des berühmten Stammes, und wie er selbst in seinem »Wigalois, dem Ritter mit dem Rade,« anführt, ein Zeuge von Herzog Berchtolds Tod und vom Jammer seiner Töchter, worunter zwey Königinnen waren (von Frankreich und von Ungern).

Der Herzogstitel von Kroatien, Dalmatien und Meran erscheint zuerst 1140 im Hause Dachau, und bleibt bey den drey Konraden bis am 8. Oktober 1180, der dritte Konrad stirbt. Von 1181 führen die Andechser ohne irgend welchen näheren Bezug auf Heinrichs des Löwen Aechtung, als weiblicher Seits Erben der Dachauer, diesen Titel. Seit sie aber ihre Tochter Gertrud dem König von Ungern verheirathet, verschwindet der Titel von Dalmatien und Kroatien, und jener von Meran kömmt ausschließend vor. Der Anlaß dieses Titels war der Thronzwist zwischen dem jungen Geysa und Boris, dem Sohne König Kolomans. Konrad von Dachau war ein Waffenbruder des mißvergnügten Welf, und sollte den Kaiser Konrad durch Unruhen in Deutschland, einverständlich mit Roger in Sicilien, zu mehrerer Billigkeit nöthigen und von Italien abhalten. — Die Staufen duldeten, ja begünstigten diesen Titel als einen wahren Anspruchs= und Repressalientitel des römischen Kaiserreichs gegen Ungern und gegen Venedig, denn mehrmahls führten sie im Schilde: »Ungaris bellum indicere, ipsosque ad apicem Monarchiae reducere.« Meran ist weder das Obersächsische bey Altenburg, noch Marano an den adriatischen Küsten, noch in der Lausitz, am wenigsten das tyrolische Meran, das den Andechsern nie gehörte, das zur Zeit, als die Dachauischen Konrade und Berthold von Andechs begannen den Herzogstitel von Meran zu führen, (1140 und 1181) gar nicht existirte und wenige Jahre vor dem Erlöschen des meranischen Herzogsstammes, als ein neuer, unbedeutender Flecken er=

D.

Das Haus Andechs greift in die Geschichte der Stauffen noch vielseitiger ein als Scheyern=Wittelsbach und als die einer gemeinsamen Ahnfrau, der Enkelin, Tochter und Schwester der salischen Heinriche, Agnes, entsprossenen Babenberger. — Den Waffenruhm der italienischen Heerfahrten haben sie mit einander gemein, wiewohl der Pfalzgraf Otto alles überstrahlt. In den Kreuzzügen dagegen, glänzten Berthold und Otto von Meran, und nach dem Jasomirgott auch sein Sohn und Enkel, die beyden Leopolde, der Tugendhafte (Widersacher des allzuwilden Richard Löwenherz), und der Glorreiche, der Held von Damiette, welcher Templer und deutsche Herrn in sein schönes Oesterreich mitgebracht. Der Wittelsbacher Wirken beschränkt sich meist auf Baiern, jenes der Babenberger, nebst ihres Landes Flor, darauf, der wichtigen Erwerbung von Steyer, auch noch die übrigen Parzellen des alten großen Karentaniens beyzufügen, und wie sie ostwärts den Donauhandel nach Ungern, Bulgarien und Konstantinopel in der Hand hielten, so südwärts die adriatische See zu eröffnen, freundlich mit Venedig und allen Kreuzfahrern wichtig, ihrem Volke aber wahre Väter des Vaterlandes, so daß die von ihnen freygebig ermunterten Minnesänger mit vollem Recht ihren Hof dem Hofe König Artus vergleichen mochten, das Leben aber in der Ostmark einem beständigen May.

Weiter ausgebreitet und vielfacher eingreifend sind die Andechser. Dem südbaierischen Gebirg entsprossen, schnell auch im rhätischen, am Inn und Eisack begütert, gewinnen sie bald ein reiches Erbe in Ostfranken, eben so in Karentanien, wo ihr Hohenwartischer Zweig die untere Mark verwaltete und der Nachlaß der oberen karentanischen Mark zu Pütten, zwischen ihnen und den steyrischen Ottokaren getheilt wurde. In Baiern selbst, gedeiht an die Glücklichen, Manches vom pfalzgräflichen Hause Rot, von den Hallgrafen — und vom Wittelsbachischen Seitenzweige Dachau die Herzogswürde mit dem wechselnden Titel von Kroatien, Dalmatien und Meran. Mit einer Enkelin des Barbarossa erheirathet Herzog Otto von Meran, der Große zugenannt, was jener Kaiser durch seine zweyte Gemahlin Beatrix erheirathet hatte, die Pfalzgrafschaft Burgund und die Hochstifter Passau, Regensburg, Freysing, Bamberg, Würzburg, Salzburg, Brixen und Aquileja sind für sie eine, meist freygebig offene Lehenshand, bis sie 1248 erlöschen, gewaltsam wie die Babenberger und wie die Stauffen, zwey Jahre nach jenen, zwey Jahre bevor mit Friedrich II. alle Größe der Stauffen, ja selbst die Hoffnung auf ihre Wiederherstellung untersinkt.

Es ist seltsam, daß in jener unschätzbaren Sammlung tiefgelehrter kritischer Arbeiten eines Pfeffel, Schollinner, Zierngiebl, Lang, Appel ꝛc. archäologischen, paläographischen, genealogischen, heraldischen und reinhistorischen Inhalts, in den Akten der Münchner Akademie, gerade das Andechsische Haus am meisten unberührt und unerörtert blieb. Wie billig erhielt sie aber wichtige Aufklärung durch zwey gelehrte Plassenburger Archivare, P. E. Spieß und C. H. Ritter von Lang.

Die Geschichte seines tyrolischen Vaterlandes hatte Hormayr'n zu umfassenden Forschungen über diesen berühmten Stamm genöthiget. Was sich in Spießens Nachlasse davon vorfand, theilte ihm der Ritter von Lang mit edler Liberalität mit. Hiedurch erhielten der ostfränkische und der tyrolische Theil das gehörige Ebenmaß, und diese Stemmatographie, 1799 vollendet, erschien in seinen Tyroler Almanachen (1802 — 1804). Ganz umgearbeitet und in jeder Hinsicht reich

vermehrt aber, bildet sie den 1822 erschienenen III. Theil seiner »sämmtlichen Werke.« Inzwischen gab in den Akten der Münchner Akademie der um diese Genealogie verdiente Koburgische Archivsrath Schultes, 1818, seine diplomatischen Beyträge heraus, in denen man aber, bey genauer Vergleichung, beynahe durchaus nichts Neues finden wird, wohl aber viele längst widerlegte alte und mehrere neue Irrthümer, so z. B. wird der Apostel Pommerns, Bischof Otto von Bamberg, in dieses Haus hineingezwängt und häufig mit Otto II., Bischof zu Brixen, dann zu Bamberg verwechselt, der wirklich ein Andechser war — sehr viele längst als apokryph ausgemerzte Urkunden werden hier wieder als echt angeführt — häufige Widersprüche zwischen den Behauptungen und Citaten binnen weniger Zeilen — der Titel von Istrien schon 1150 in Bertholden von Andechs und eine fast abgeschmackte Vermuthung einer Beziehung desselben auf das Erbe von Neuburg und Pütten. — Die XIX urkundlichen Beylagen waren bereits bekannt und nur bey einigen ist es beygemerkt, daß sie schon in Hormayrs Beyträgen zur Geschichte Tyrols abgedruckt seyen. Des letzten Herzogs Otto Schwester, Agnes, zweyte Gemahlin des letzten Babenbergers Friedrichs des Streitbaren, 1230 ihm angetraut, 1243 von ihm geschieden, vermählt Schultes an einen Grafen Otto von Orlamünde, ohne den geringsten andern Beweis, als eine Urkunde der Cisterzienser=Abtey Langheim, der Erbgruft der Meranischen Herzoge, worin aber gar nichts steht, als daß 1285 die Söhne jenes Grafen Otto mit Bewilligung ihrer Mutter Agnes das Patronatsrecht zu Dressenfeld und Kulmbach nach Langheim geschenkt hätten? Allein jene Agnes wurde 1248 an ihres vorigen Eheherrn ärgsten Feind, den Kärnthner Herzog Ulrich vermählt. In Michelstätter, Wrainitzer, Gurker und Salzburger Urkunden finden wir diese »Agnes dei gracia ducissa Carinthie, quondam ducissa Austrie et Styrie, Carniole domina« und den »felicis recordationis consortem quondam suum, Fridericum ducem,« nebst ihrem »patruo« Berthold, Patriarchen von Aquileja. Sie starb 1262 und im Jänner 1263 erwähnt der Ungernkönig Bela IV. ihrer ermordeten Schwester Gertrud Sohn, sie als verstorben und sich als ihren Erben: »Cum igitur domina Agnes piae recordationis quondam *Ducissa Karinthie, Domini Ducis Meranie filia, matertera nostra*, naturae solvens debitum, liberis non relictis, in nos tanquam in proximum successorem, haereditatem suam et omne jus, quod eidem competebat, transmiserit pleno jure etc.,« in Krain nämlich, in Kärnthen und Steyer, worauf auch Bela sogleich wider den Böhmenkönig Przemisl Ottokar mit den Waffen Anspruch erhob. Kurz, es ist keine Seite dieser Schultesischen Arbeit, in der uns nicht irgend ein bedeutender Irrthum aufgetischt würde, und selbst der ostfränkische Theil zeichnet sich nicht, wie man erwarten sollte, durch eine vorzügliche Lokal=Orientirung aus, durch welche sich Schultes frühere Schriften rühmlich hervorthun; z. B. jene über den Radenzgau. — Wir fügen nun in wenigen kurzen Sätzen die Resultate der weitläufigen Hormayrschen Arbeiten über das Haus Andechs hier bey.

Die Huosier, die Nächsten nach den Agilolfingern in den legibus Bajuvariorum des austrasischen Theodorich, sind die Ahnen der Andechser.

Fast alle Geschichtschreiber und Sammler seit dem Ausgange des XV. Jahrhunderts haben die Häuser Andechs und Wittelsbach, Andechs, Tyrol, Eppan und Görz mit einander vermischt und jedes derselben mit fremden Personen überladen, hiedurch aber eine

ganze Kette von Irrthümern einwurzeln und wuchern lassen, die immer wieder frisch von unten austreiben. Die Grafen im Vintschgaue, Engadein und Churrhätien, die sich 1140 zum ersten Male von ihrer Hauptburg Grafen von Tyrol nennen, gehören nicht Baiern, sondern Churrhätien an. Wiewohl Nachbarn in den tyrolischen Bergen, bleiben die Andechser und Tyroler einander völlig fremd und fern. Sie haben mit einander weder gemeinsamen Ursprung, noch eine andere Agnation in ihrem weitern Verlaufe, als in dem letzten Grafen Albrecht, dessen Tochter Elisabeth in erster Ehe an Herzog Otto den Letzten von Meran vermählt war und daß vielleicht Graf Albrecht selbst, einer Andechserin verlobt gewesen. Deswegen, weit mehr aber noch aus einem bey jenen Eheverträgen geschlossenen Anwartschaftsvertrage erhielt Albrecht von Tyrol 1248, als Otto umkam, Manches vom Andechsischen Eigen, (so wie auch die Tochter ihre Mitgift wieder mit heimbrachte), aber nicht als Stammesvettern, nicht als Abkömmlinge des nämlichen ersten Erwerbers, denn wie der letzte Meran umkam, nahm jede Lehenshand, als nach ausgestorbenem Stamm der Vasallen, als ledig und heimgefallen zurück, was von ihr zu Lehen rührte.

Derselbe Kaiser, der den Trutz der Welfen in Heinrich dem Löwen für immer gebrochen, der Barbarossa, hat Andechs und Wittelsbach groß gemacht.

Wie späterhin Wittelsbach (während es zu Hause und in der Rheinpfalz nie genug zerstückelt und zerrissen schien) in Tyrol, in Holland, in Brandenburg herrschte, errangen auch die Andechser, aber viel früher, in fernen Landen ausgebreiteten Besitz. Da war die Idee des Kaiserthums und des Reichsrechtes noch lebendig, als die deutschen Fürsten- und Grafenhäuser an den entgegengesetzten Enden Deutschlands, ja selbst in Italien bedeutendes Besitzthum erwarben und es unter dem Schirm des Adlers ruhig besaßen, ohne nöthig zu haben, es um näher gelegenes zu vertauschen und sich, nach einem späteren Kunstausdrucke, zu arrondiren. Wir haben auch in Oesterreich auffallende Beyspiele hievon. Ein Zweig des Billungischen Herzogstammes, dem die großen Sachsenkaiser und auch Lothar II. entsprossen, war an der Enns, Yps und Url reich begütert, und besaß dort Gleiß, Zell, St. Georgen in der Klaus etc. Ein Vetter des reichen Dynasten oder Grafen Udischalk von Stille und Heft, beschenkt Gero Graf von Seeburg und Gleiß die 1116 von Udischalk gestiftete Benediktiner-Abtey Seitenstetten: »ex dono Geronis comitis de Gluzze, praedium ad Urle et ex dono filii ejus Ekkeberti Comitis, praedium ad Dachepach« sagt Urbans III. Bestätigungsbulle für Seitenstetten von 1186, und in Hormayrs Geschichte der Andechser finden sich Schenkurkunden an dasselbe Seitenstetten von Geros anderem Sohne, dem in den Geschäften des Barbarossa vielgebrauchten Magdeburger Erzbischofs Wichmann 1184—1188, worin er »quam plures bauuaros et saxones« als Zeugen aufführt, seinen Wald zu Ypsitz, den Grießhof bey Waidhofen und verschiedene Seiten an der Url, und den Grafen Konrad von Beilstein als Vogt seiner Schenkung verordnet. Der Barbarossa bekräftigt sie 1187 (de proprietate et allodio, quae habet Wichmanus in Austria) auf dem Regensburger Reichstage vor den Herzogen Fridrich von Böhmen, Leopold von Oesterreich, Ludwig von Baiern und Berthold von Meran. Der Andechser Berthold, Markgraf von Istrien, ist in Wichmanns Urkunden Zeuge, wie Dedo, der Markgraf der nördlicheren Ostmark wider die Slaven.

Zuerst unter Ludwig dem Deutschen am Inn und an der Ciler

erscheinend, verwalten die huosischen oder andechsischen Rapothos den gräflichen Ambacht des Norithales oder Eisackthales um Brixen und saßen auf Ambraß, das lange dem Zweige von Wolfertshausen gehorchte, dem ein Regensburger Bischof unverhältnißmäßige Wichtigkeit, rasch abwechselndes Glück und Unglück brachte. Durch Heirath erwirbt Rapotho die baierische Pfalzgrafschaft vom Hause Rot, sein Sohn Ortolf von Hohenwart die untere karentanische Mark, Arnold die Hallgrafschaft und ein reiches Erbe in Ostfranken aus dem Nachlaß Ottos, Herzogs zu Schweinfurt, Poppo, sein Sohn, das Erbe von Giechburg, Berthold, Markgraf von Istrien, einen Theil des Dachauischen mit dem Herzogstitel von Kroatien, Dalmatien und Meran, Herzog Berthold Mehreres des Nachlasses von Pütten und Neuburg, Schärding und Formbach. Aus seinen Söhnen heirathete Markgraf Heinrich von Istrien die Erbgräfin von Weichselburg in Krain, der erstgeborne Otto aber, Beatrix, die Erbin von Burgund und Enkelin des Barbarossa. Stets waren die Andechser Gibellinen, treue Freunde der Stauffen gewesen, und gerade bey dieser Hochzeitsfeyer Ottos zu Bamberg erschlug Otto von Wittelsbach den Staufenkaiser Philipp und Herzog Ottos Brüder, eben jener Heinrich und Bischof Eckbert von Bamberg, wurden als Mitschuldige geächtet, das Stammhaus Andechs zerstört, viel Andechsisches Gut eingezogen. — Die Andechser gehören zu den Helden der Kreuzzüge, sie leben hoch in den Heldenliedern und Heldensagen des Minne- und Meistergesangs. Berchtung oder Berker von Meran (die gewöhnliche nordische Abkürzung für Berthold) ist eine stehende Heldengestalt im Bitrolf und Dietleib, im Wolfdietrich, im Heldenbuch, im Tannhauser und in vielen der alten Reimchroniken. Wirnt von Grävenberg war ein Edelknabe des berühmten Stammes, und wie er selbst in seinem »Wigalois, dem Ritter mit dem Rade,« anführt, ein Zeuge von Herzog Berchtolds Tod und vom Jammer seiner Töchter, worunter zwey Königinnen waren (von Frankreich und von Ungern).

Der Herzogstitel von Kroatien, Dalmatien und Meran erscheint zuerst 1140 im Hause Dachau, und bleibt bey den drey Konraden bis am 8. Oktober 1180, der dritte Konrad stirbt. Von 1181 führen die Andechser ohne irgend welchen näheren Bezug auf Heinrichs des Löwen Aechtung, als weiblicher Seits Erben der Dachauer, diesen Titel. Seit sie aber ihre Tochter Gertrud dem König von Ungern verheirathet, verschwindet der Titel von Dalmatien und Kroatien, und jener von Meran kömmt ausschließend vor. Der Anlaß dieses Titels war der Thronzwist zwischen dem jungen Geysa und Boris, dem Sohne König Kolomans. Konrad von Dachau war ein Waffenbruder des mißvergnügten Welf, und sollte den Kaiser Konrad durch Unruhen in Deutschland, einverständlich mit Roger in Sicilien, zu mehrerer Billigkeit nöthigen und von Italien abhalten. — Die Staufen duldeten, ja begünstigten diesen Titel als einen wahren Anspruchs- und Repressalientitel des römischen Kaiserreichs gegen Ungern und gegen Venedig, denn mehrmahls führten sie im Schilde: »Ungaris bellum indicere, ipsosque ad apicem Monarchiae reducere.« Meran ist weder das Obersächsische bey Altenburg, noch Marano an den adriatischen Küsten, noch in der Lausitz, am wenigsten das tyrolische Meran, das den Andechsern nie gehörte, das zur Zeit, als die Dachauischen Konrade und Berthold von Andechs begannen den Herzogstitel von Meran zu führen, (1140 und 1181) gar nicht existirte und wenige Jahre vor dem Erlöschen des meranischen Herzogsstammes, als ein neuer, unbedeutender Flecken er-



Jahrbücher der Literatur.

Acht und dreyßigster Band.

1827.

April. May. Juny.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.



Flavii Cresconii Corippi, Johannidos, seu de bellis libycis libri VII editi ex Codice Mediolanensi Musei Trivultii opera et studio Petri Mazzucchelli . . .

Ueber die Bezeichnung der gemeinsamen Hauptwörter durch große Anfangsbuchstaben . . . . .

Jahrbücher der Literatur.

April, May, Juny 1827.

Art. I. Atlas éthnographique du globe, ou classification des peuples, anciens et modernes, d'après leurs langues; précédé d'un discours sur l'utilité et l'importance de l'étude des langues, appliquée à plusieurs branches des connoissances humaines; d'un aperçu sur les moyens graphiques employés par les différens peuples de la terre; d'un coup d'oeil sur l'histoire de la langue slave, et sur la marche progressive de la civilisation et de la littérature en Russie, avec environ sept cents vocabulaires des principaux idiomes connus, et suivi du tableau physique, moral et politique des cinq parties du monde; dedié à S. M. l'empereur Alexandre; par Adrien Balbi, professeur de géographie, de physique et de mathématiques. Ein Oktavband von CXLIII und von 415 Seiten, und ein Folioband von funfzig Bogen.

Dieses für die Fortschritte und den Gesammtüberblick des Sprachstudiums höchst wichtige Werk ist schon seit längerer Zeit von dem gelehrten Verfasser, welchem die Geographie und Statistik treffliche Werke danken, angekündet worden, und schon vor seiner Erscheinung haben die sprachfähigsten Richter französischer Kritik im historischen und geographischen Fache, Ferrussac und Malte-Brun, in dem Bulletin universel und in den Annales des voyages die Aufmerksamkeit der literarischen Welt, und besonders der Philologen, darauf geheftet. Die durch den Namen des Verfassers sowohl als den seiner Empfehler erregte Erwartung ist durch die Erscheinung des Werkes selbst im vollkommenstem Maße erfüllt worden; denn dasselbe empfiehlt sich von selbst als ein ehrenvolles Denkmal philologischer und ethnographischer Gelehrsamkeit, von wohlgeübter statistischer Hand geordnet. Der Titel: Atlas ethnographique, umschließt weit mehr, als dieser Haupttitel ohne die ausführliche, demselben beygesetzte Erläuterung vermuthen läßt; denn Herrn Balbi's Werk gehört eben sowohl der Ethnographie als der Linguistik an, und zerfällt in drey Theile, wovon bis jetzt die beyden ersten erschienenen die eigentliche Linguistik enthalten, der dritte noch erwartete das physische, moralische und politische Gemälde der fünf Erdtheile darstellen wird. Der dritte Theil wird ein anziehendes Lesebuch für alle Klassen gebildeter Leser seyn, während die beyden vorliegenden Theile (die Einleitung und der Atlas) als rein-linguistisch mehr als oberflächliches Lesen erfordernd, das ernste Studium aller Philologen in Anspruch nehmen. Da der ethnographische Theil noch nicht erschienen,

haben wir es hier bloß mit dem linguistischen zu thun, welcher aus der Einleitung und dem Atlas besteht Der Verfasser glaubte den Sinn des Wortes Ethnographie auch auf die Linguistik ausdehnen, und diese unter jener begreifen zu können, wiewohl mit Unrecht, wie uns bedünkt; denn außer dem, daß das griechische Wort nichts anders als Völkerbeschreibung bedeutet, ist wider die Annahme des von Deutschen geschaffenen Wortes Linguistik wohl eben so wenig einzuwenden, als wider die des von Deutschen geschaffenen Statistik, welches längst das französische Bürgerrecht erhalten hat. Die von Malte-Brun vorgeschlagenen Glossographie und Idiomographie sind für den des Griechischen Unkundigen weit undeutlicher, als das Wort Linguistik, würden aber doch dem Gebrauche des Wortes Ethnographie in der Bedeutung von Linguistik vorzuziehen seyn.

Am deutlichsten und umfassendsten ließe sich die vorliegende erste Hälfte des Balbischen Werkes durch das Wort Sprachenstatistik bezeichnen, indem dasselbe die möglichst vollständige Darstellung aller Sprachen des Erdballs nicht nur nach ihrer Abstammung und Unterordnung, sondern auch nach ihren Kräften einzeln und im Verein des praktischen und vergleichenden Studiums derselben liefert. Die Statistik, unter deren Schriftstellern sich Herr Balbi durch die spezielle von Portugall einen ehrenvollen Namen erworben, ist hier auf die Sprachenwelt angewandt, deren Gränzen gesteckt, deren Kräfte untersucht, deren Verfassung und Verwaltung durch den obersten Herrscher (den Sprachgebrauch) und die obersten Behörden (die Sprachlehrer und Schriftsteller) dargestellt werden. Wie die Statistik eine stets fortschreitende Wissenschaft ist, so auch die Sprachenkunde, und alle Vollkommenheit und Unvollkommenheit (die auch dem trefflichsten statistischen Werke nothwendig inwohnen muß) findet sich in dem vorliegenden vereint; alle Vollkommenheit, welche demselben rastloser Fleiß, erschöpfende Kenntniß aller Quellen, die umsichtigste Benützung aller kritischen Hülfsmittel, der klarste Zergliederungssinn und das regelndste Klassifikationstalent zu geben vermochte, und nur jene dem Stoffe selbst inwohnende Unvollkommenheit, welche aus dem Mangel an gehöriger Kenntniß so vieler asiatischer, afrikanischer und amerikanischer Sprachen entspringt. In dem Maße, als Reisende die Wörtersammlungen bisher unbekannter Sprachen geliefert, die Mundarten derselben unterschieden, ihre Sprachlehren bearbeitet haben werden, müssen dem Werke des Herrn Balbi nothwendig neue Zusätze und Verbesserungen zuwachsen, welche aber nicht schon jetzt von irgend einem europäischen Philologen oder Recensenten, sondern

nur von dem großen Censor der Zeit, welcher mit jedem Lustrum die anwachsenden Massen neuer Kenntnisse mustert und schaart, zu erwarten sind. Das große Verdienst der Idee einer Gesammtübersicht aller Sprachen und ihrer grammatikalischen Literatur gebührt unstreitig zuerst dem Mithridates Adelungs, und das eines vergleichenden Wörterbuches dem, welches Pallas auf der russischen Kaiserin Katharina Befehl zusammentrug. In die rühmlichen Fußstapfen dieser beyden deutschen Gelehrten traten Vater (durch die Fortsetzung des Mithridates, durch seine Analekten, Vergleichungstafeln und Literatur der Grammatiken), Adelung, der Neffe, durch seine Uebersicht aller bekannten Sprachen und ihrer Dialekte, und Klaproth durch seine Asia polyglotta und den sie begleitenden Sprach-Atlas. Die Nebenbuhler des Ruhmes dieser fünf Deutschen sind der Spanier Hervas, dessen Catalogo delle lingue, Vocabolario poliglotto und Trattato delle grammatiche, und der Italiener, Herr Balbi, welcher mit der gewissenhaftesten Anerkennung dessen, was er diesen seinen Vorgängern und andern Philologen dankt, durch ihre und anderer Gelehrten Bemühungen seinem Werke größere Ausdehnung und strengere Ordnung zu geben in den Stand gesetzt ward. Keiner seiner Vorgänger hat, wie er, die zweytausend Quadern der Sprachen des Erdballs in so wohl geordnetem Bau zur herrlichsten Pyramide für ihn selbst, monumentum aere perennius, aufgeführt.

Der Einleitung zum ethnographischen Atlas geht ein discours préliminaire von 143 Seiten voraus, welcher den Leser auf den gehörigen Gesichtspunkt, aus welchem das Ganze zu betrachten, stellt. Zuerst wird die Bedeutung des Wortes Nation erörtert, und als das charakteristische Kennzeichen, welches ein Volk vom andern unterscheidet, die Sprache, angegeben, weil andere Verschiedenheiten von Rasse, Regierung, Sitten, Gebräuchen, Religion und Bildung entweder gar nicht, oder nur in unmerkbaren Schattirungen vorhanden sind. Das Studium der verschiedenen Sprachen ist also auch der sicherste Leitfaden zum Ursprunge der Völker; wo die Geschichte aufhört, dient noch die Sprache zum sicheren Wegweiser, und wie die Chronographie und Geographie die Augen der Geschichte sind, so würden die beyden ersten ohne die Linguistik blind seyn. Beyspiele aus Salverte's Werk über die Namen der Menschen, der Völker und der Erde, werden als Belege angeführt, wie falsche Etymologien zu Irrthümern führen. So hielt Bibliander das Persische und Hebräische für verwandt, und die Türken für Abkömmlinge der Armenier; Cluver wollte beweisen,

daß Illyrier, Germanen, Gallier und Basken nur Mundarten einer und derselben Sprache, nämlich des Celtischen, sprächen. Court de Gebelin und der Verfasser der englischen Weltgeschichte gaben das Deutsche für einen celtischen Dialekt aus, Leibnitz leitete das Koptische vom Aethiopischen, das Armenische, Persische und Georgische von der Mischung japhetischer und aramäischer Sprachen, und Abul Ghasi die Türken und Mongolen von einem Stamme her. Viele Irrthümer in der Geographie und Geschichte sind durch die Kollektivnamen der Völker verbreitet worden. Seit dem Mittelalter hießen in Europa die von drey ganz verschiedenen Stämmen abstammenden Türken, Mongolen und Tungusen zusammen Tataren, und in Asien alle Europäer Franken. Moslimische Völker nannten alle Ungläubigen Kafern, von den Arabern wurden alle am Atlas wohnenden Völkerschaften Berber, d. i. Barbaren genannt (wie Griechen und Römer unter demselben Namen die mannigfaltigsten Völkerschaften bezeichneten). Die afrikanischen Araber nennen alle, die lesen und schreiben können, Fakik (nicht Faky), die Pilger nach Mekka Tekruri, d. i. die Wiederkehrenden (die arabische Wurzel ist kerre, das deutsche kehren), und alle Sklavenhändler Dschellab, d. i. die Schleppenden (die Wurzel ist Dschelebe, d. i. das deutsche schleppen). La dénomination de *Bédouin*, qui ne devrait être donnée qu'aux Arabes nomades des déserts d'Asie et d'Afrique, a été étendue à plusieurs tribus nomades; richtiger hieße es umgekehrt: der Name der Beduinen (Bedewi), welcher Nomaden überhaupt bezeichnet, wird von europäischen Reisebeschreibern meistens ausschließlich nur den Bewohnern arabischer Wüsten beygelegt. Marabut (die wahre Aussprache ist Morabit), d. i. die Robother im heiligen Kriege (von der Wurzel rabata, das slavische rabota), ist von Reisenden und Erdbeschreibern in den vielfachsten Bedeutungen mißbraucht worden (meistens doch nur von Franzosen, bey denen Marabout einen häßlichen Menschen, eine levantinische Theekanne und endlich gar die Schwungfedern der Damen bedeutet u. s. w.

Aus Salverte's Werke gibt der Verfasser die in der Uebersetzung von Völkernamen zu befolgenden Regeln, und zeigt nach denselben auch die in den eigenen Namen von Individuen angerichteten Verwirrungen und die Beständigkeit der Ortsnamen. Eingewanderte Wörter bezeichnen den Gang der Bildung und des Handels; so zeigen die deutschen Wörter im Lettischen, daß die Letten ihre Bildung von den Deutschen haben, die im Spanischen und Portugiesischen befindlichen arabischen bezeugen den Einfluß der Araber auf die Halbinsel. Crawfurd hat in seiner

Geschichte des indischen Archipelagus die Verwandtschaft der auf den Inseln desselben gesprochenen Sprachen mit der von Dschawa dargethan. Aus den vom gelehrten Zoologen, Herrn Desmoulin's, mitgetheilten Bemerkungen zeigt der Verfasser die Resultate, welche die Linguistik für die Naturgeschichte gewährt. Wiewohl die Sprache das bleibendste Kennzeichen zur Charakteristik der Völker, so ist dieselbe doch nicht immer untrüglich, und der Ausnahmen sind mehrere, als 1) Nationen, welche ihre Sprache verändert haben; so hat das Arabische die Sprachen asiatischer, afrikanischer und spanischer besiegter Völkerschaften verdrängt, so wie das Spanische und Portugiesische die Sprachen besiegter amerikanischer Völker verdrängte. Die Angelsachsen haben ihre Sprache den celtischen Bewohnern Schottlands und Irlands, die Deutschen die ihrige besiegten slavischen Völkern aufgedrungen; die Bulgaren reden slavisch, die Kumanen, Jazyger und Szekler (ursprüngliche Türken?) ungrisch, die Rusniaken wallachisch, die Griechen von Satalia türkisch, und die Türken von Janina und Kandia griechisch u. s. w. 2) Nationen sprechen analoge Sprachen und gehören doch verschiedenen Rassen an. Die Nogais (deren Häßlichkeit mongolischen) und die Kirgisen (deren Schönheit kaukasischen Ursprung darthut) sprechen beyde türkische Mundarten; so sprechen auch die Teleuten und Dschuwaschen (mit fast mongolischen Zügen und schwarzen Haaren) eine türkische Mundart, und die Jakuten eine der osmanischen ähnliche. 3) Namen von Menschen und Oertern beschränken oft durch erlittene Veränderungen den oben gesteckten Kreis nützlicher Anwendung. So findet man in Marokko spanische Familiennamen andalusischer Ausgewanderter, bey der Wiedergeburt der Wissenschaften zu Ende des Mittelalters herrschte die Wuth unter den Gelehrten, ihre Namen in griechische und römische zu verwandeln u. s. w. Hierauf folgen goldene Bemerkungen über die durch das schlechte Ohr der Reisenden, durch die schlechte Aussprache der Eingebornen und durch die Verkehrtheit der Uebersetzer eingeschlichene vielfältige Verwirrung in der Orthographie eigener Namen. Herr Balbi fragt: Faudra-t-il écrire *Bathi* avec Formaleoni et autres savans, *Batou* avec M. Abel Remusat et autres orientalistes, *Batu* avec MM. Jourdain et Friebe, *Bati* avec l'historien de la Russie, Levesque, *Basthi* avec Sowolop, ou *Betu-Chan* avec l'auteur de l'*Histoiré de la Tauride?* (Wir antworten nach dem Siebenmeere, I. Bd. S. 217: Batu (franz. Batou) ist die wahre Aussprache). Und wieder: Un géographe, un historien, un ethnographe devra-t-il écrire *Gengiscan*, *Genghiscan* ou *Zingiscan*, comme la plupart des auteurs étrangers à

l'étude des langues orientales, ou bien *Djengujz-Khan* avec feu M. Langlés, *Tschinggis-Khan* ou *Tschinghiz-Khan* avec M Klaproth, ou *Tschinggis-Khan* avec M. Abel Remusat? et au milieu de tant d'autorités, quelle sera la décision de l'illustre orientaliste, M. le baron Silvestre de Sacy, dont l'Europe savante recherche si justement les conseils et les avis? Wir antworten abermal entscheidend aus dem Siebenmeere (II. Bd. S. 44, l. 3.), T s c h e n g i s (franz. Tschenghis) ist die rechte Aussprache. Enfin, fragt der Verfasser, quelle orthographe faudra-t-il suivre, si nous voyons deux des plus célèbres orientalistes, écrivant tous les deux en français, l'un écrire *Koublai*, *Kalmuks*, *Kirghis* et *Kirghiz*, *Toungouses*, *Tubet* et *Tubetains* etc. etc., et l'autre *Khoubilaï*, *Kalmouks*, *Kirgis*, *Tongouses*, *Tibet* et *Tibetains?* Eine Frage, die bey der großen Verschiedenheit, womit Orientalisten orientalische Namen aussprechen und schreiben, wirklich sehr an ihrer Stelle, und am wenigsten einem, orientalischer Sprachen unkundigen, Philologen zu verdenken ist. Wo Autoritäten gegen Autoritäten stehen, dürfte auch der Ausspruch einer dritten, wenn unbegründet wie die vorigen, nicht als entscheidend angesehen werden, und da Herr Balbi die, um hier Klarheit zu erlangen, zu befolgenden Regeln nicht aufgestellt hat, wollen wir es an seiner Statt thun. 1) Aussprüche von Orientalisten, welche nur die fehlerhafte Aussprache ihrer Vorgänger, wie Michaelis, Reiske und anderer, nachbeten, ohne selbst jemals im Oriente die wahre Aussprache vernommen zu haben, oder für dieselbe aus den Normalwerken orientalischer Aussprache ihre Beweise beyzubringen, verdienen keine Berücksichtigung. 2) Eben so wenig kann das Zeugniß von Reisenden für gültig angesehen werden, welche ohne Kenntniß der Schrift und Grammatik blos die übliche Aussprache, ohne unterscheiden zu können, ob dieselbe eine gute oder schlechte, aufgezeichnet haben *). 3) Bey verschiedener Aussprache eines

*) Sehr treffend sagt Herr Balbi: Que dirait-on, si deux voyagours, à l'insu l'un de l'autre, arrivaient à Paris, et, s'adressant au hasard l'un à un académicien, l'autre à un fort de la halle, demandaient, chacun de son côté par des signes ou même par le moyen d'un interprète, les mêmes mots pour rédiger un vocabulaire français? Certes, ces deux vocabulaires offriraient les plus grandes différences entr'eux, même dans la supposition ou les deux voyageurs auraient réellement reçu la traduction exacte des mots demandés. Ces différences seraient encore plus grandes, si le hasard avait porté nos deux voyageurs, l'un à Paris chez l'académicien, l'autre chez un villageois picard ou normand.

und desselben Wortes von verschiedenen Orientalisten ist die Entscheidung also einzig und allein in den klassischen Wörterbüchern der betroffenen Sprachen zu suchen, welche die Vokale und ihre Stellung, oder nach der Analogie gleicher grammatischer Formeln angeben. Solche höchste Spruchbehörden letzter Instanz sind für das Arabische der Kamus, für das Persische das Siebenmeer. 4) Eigene Namen sind nach der Aussprache des Volks, dem sie angehören, und nicht nach der eines anderen, zu welchem sie eingewandert sind, zu schreiben. Persische Namen sind also so, wie sie der Perser ausspricht, und nicht wie sie der Araber verstümmelt hat; arabische, wie sie im Munde des Arabers, und nicht wie sie in dem des Türken lauten; türkische nach der Aussprache des Türken, und nicht nach der des Griechen oder gar europäischer Reisenden auszusprechen und zu schreiben *).

Würde ein in Deutschland reisender Morgenländer die wahre Aussprache des Wortes Kirsche berichten, wenn er nach der in Oesterreich und Sachsen hierin gleich üblichen schlechten Aussprache des Volkes Kerschen aufgezeichnet hätte? Wenn der Europäer in Aegypten das Wort Wasser als Muje hört, wird er deßhalb Recht haben, zu behaupten, daß dieß die wahre Aussprache des Wortes Ma sey?

*) Folgende Beyspiele werden das Obige klarer ins Licht setzen. Einen Lusthain nennt der Perser Firdews, und nach demselben seinen größten epischen Dichter Firdewsi (und nicht Ferdusi, wie den Engländern häufig von Franzosen und Deutschen nachgeschrieben worden, ohne zu bedenken, daß der Engländer, wenn er gleich Fer schreibt, doch Fir ausspricht); der Grieche hat das Wort Firdews als Παράδεισος umlautet, und so ist Paradies wohl im Grunde ein und dasselbe Wort mit dem persischen Firdews, ohne daß deßhalb der Perser den Deutschen verstehen würde, wenn er ihm statt Firdews Paradies sagen wollte. Die Namen der persischen Familie Buje und des persischen Grammatikers Sibuje haben Araber nach einer beliebten arabischen Verkleinerungsformel in Bowaih und Sibowaih umlautet, was aber eine irrige arabische Aussprache ist, die der Zunge und dem Ohre des Persers eben so fremd, als das deutsche Wort Paradies; umgekehrt ändert der Perser sowohl als der Türke oft die wahre Aussprache arabischer Wörter, doch fast niemals wesentlich (weil das Arabische, als die Sprache des Korans, zugleich die gebildeter Perser und Türken ist, deren Sprachen sich aus der arabischen bereichert haben). Die gewöhnlichste Veränderung ist die Umlautung des Ausganges mit weiblichem T (at oder et) in a oder e, als: Antar oder Antare statt Antarat, Irwe statt Irwet u. s. w. Musulman heißt der Rechtgläubige auf Persisch, und es ist also eben so lächerlich, denselben Muselmann zu schreiben, als statt des arabischen Wortes Mesdschid, der Ursprung des deutschen Moschee, das spanische Mezquita gebrauchen zu wollen.

Nach Maßgabe dieser vorausgeschickten Regeln wollen wir die obige Frage Herrn Balbi's beantworten. Perser und Türken schreiben und sprechen Kublai, Kalmuk, Chirchis, Tungus, Tibet; siehe das letzte im Siebenm. Bd. I. S. 310, und eben da Charchis, Bd. II. S. 103, als der Name einer sinesischen Stadt; dennoch dürfte Kalmak und Tübet die ursprüngliche Aussprache seyn, weil jener Name vom türkischen Zeitwort Kalmak, bleiben, abgeleitet wird, und Tibet auch mit einem Waw geschrieben vorkömmt; weiters spricht für Tübet der nach demselben im Französischen benannte feine Flaum Duvet. Als die Hauptursachen der Irrthümer, welche sich in die bey barbarischen Völkern gemachten Wortsammlungen einschleichen, gibt Herr Balbi (mit belegenden Beyspielen) sehr richtig die folgenden sechs an: 1) Die Unkunde der Sprache, deren Wörterbuch man sammeln will, und manchmal Mangel an Fleiß und Kritik des Sammlers. 2) Die Unfähigkeit desselben, ungewöhnliche und schwere Laute richtig aufzufassen. 3) Der Eingebornen Trägheit, Unfähigkeit und böser Wille. 4) Die Unverträglichkeit europäischer Idiome mit den barbarischen, deren Wörter gesammelt werden sollen. 5) Die unvollkommenen Mittel der Aufzeichnung. 6) Die schlechte Wahl der Worte. Bey so vieler Verschiedenheit der Aussprachen von Reisenden und Sammlern hat der Verfasser sehr wohl gethan, verschiedene Glossarien in der Aussprache der Deutschen oder Engländer, welche dieselben gesammelt, mit jedesmaliger Bezeichnung des Volkes, dem der Sammler angehört, zu geben, ohne dieselben insgesammt in französische Aussprache übersetzen zu wollen, welches aus den vorausgesandten Gründen manche neue Irrthümer der Aussprache hätte veranlassen können.

Die auf den Discours préliminaire folgende Einleitung, welche den Rest des Bandes ausmacht, ist in acht Hauptstücke untergetheilt. Das erste sucht das, was unter Reich und Familie von Sprachen, unter Sprache und Mundart zu verstehen, näher zu bestimmen. Diesem Hauptstücke liegen die von Herrn Abel Remusat in seinen Untersuchungen über tatarische Sprachen aufgestellten Grundsätze und ein Schreiben des für Geographie, Ethnographie und Philologie zu frühe verstor-

---

Daß europäische Reisende von jeher Machumet und Mahomet statt Mohammed geschrieben, ist bekannt; aber nicht weniger irrig, als diese falsche Aussprache, ist die der Hegira oder Hedschira, welche Hidschret lauten, und nicht mit Flucht, sondern mit Auswanderung, übersetzt werden sollte. Das arabische Wort für Flucht ist Firar, und kein Moslim kann zugeben, daß der Prophet entfloh, sondern nur, daß er auswanderte.

benen **Malte-Brun** zu Grunde, sammt einem Aufsatze Herrn Silvestre Pinheiro-Ferreira's, ehemaligen Professors der Philosophie zu Coimbra, hernach Minister der auswärtigen Geschäfte und dermaligen Staatsministers des Königs von Portugall, über die Entwicklung der Sprache überhaupt. Herr Balbi geht von dem Gedanken aus, das gesammte Sprachgebiet nach dem Beyspiele der Zoologen, Botaniker und Mineralogen in Reiche und Familien zu klassificiren. Außer den von Malte-Brun ihm bemerkten Schwierigkeiten, eine solche Eintheilung mit vollkommener Wahrheit durch alle Sprachen durchzuführen, läßt sich selbst wider das von den Naturforschern beliebte Theilungsprinzip von Reichen, Familien, Gattungen, Arten, Geschlechtern und Individuen bemerken, daß es nicht vollkommen logisch richtig sey, indem Reiche nicht zunächst in Familien zerfallen, und Gattungen und Arten mit diesen nicht korrelative Begriffe sind. Eine solche von Herrn Balbi beabsichtigte Eintheilung des gesammten Sprachgebietes hat zwar bey der noch unvollkommenen Kenntniß des inneren Wesens und der wahren Abstammung so vieler bekannter, halbbekannter oder noch ganz unbekannter Sprachen, wie Malte-Brun ganz richtig bemerkt, seine großen Schwierigkeiten; aber bey dem Fortschreiten der Wissenschaft muß auch für die Sprachenkunde und Ethnographie der Zeitpunkt eintreten, wo es möglich seyn wird, dieselben eben sowohl, als die Geschlechter von Thieren, Pflanzen oder Steinen genau zu klassificiren. Als Grund eines solchen Theilungssystems ist die genealogische Ansicht gewiß die natürlichste, weil Völker und Sprachen in dieser Hinsicht mit wenigen Ausnahmen als identisch betrachtet werden können. Da kein Volk so viele Sorge auf das Studium der Genealogie verwendet hat, als die Araber, so dürfte nach ihrem Beyspiele (statt des Reichs) der Stamm als das Oberste angenommen, und wieder nach dem Beyspiele der Araber, welche denselben in sechs Theile untertheilen*), der Sprachstamm in Brüderschaften und Sippschaften, in Geschlechter und Familien, in Häuser und Individuen untergetheilt werden. Wollte man die von dem Baume auf die Verwandtschaft

*) Nach den arabischen Genealogen (Kamus, Konstantinopolitaner Ausgabe, I. Bd. S. 172) gibt es folgende sieben, von oben (dem Kopfe) hinunter (zu den Füßen) steigende Verwandtschaften. 1) Schaab, 2) Kabile, beyde Kopfverwandtschaften. 3) Amare, die Brustverwandtschaft. 4) Batn, die Bauchverwandtschaft. 5) Fachd, die Schenkelverwandtschaft. 6) Faßilet, die Knöchelverwandtschaft. Als die siebente Klasse wird das Ganze, nämlich der Stamm selbst Aschiret, gezählt.

übertragene Bedeutung des Stammes auf ihren ursprünglichen Sinn zurückführen, so würde sich ohne Einmischung von Geschlechtern und Familien der herrliche, die ganze Erde überschattende Sprachenbaum am natürlichsten in die Wurzel, den Stamm, in die Haupt- und Seitenäste, in Zweige und Nebenzweige und in die Blätter eintheilen lassen, welche schon Horaz in seiner berühmten Stelle vom Sprachgebrauche vor Augen gehabt:

Multa renascentur, quae jam cecidere, cadentque
Quae nunc sunt in honore, vocabula, si volet usus.

Bey der dermalen noch über die wahre Abstammung und Verwandtschaft der Sprachen schwebenden Ungewißheit würde es freylich sehr gewagt seyn, eine solche, sey es von den Graden der Verwandtschaft, sey es vom Baume hergenommene Siebeneintheilung ohne Anstoß durchführen zu wollen; aber selbst bey dem gegenwärtigen, nicht unerfreulichen Zustande der Sprachkunde können im großen Hareme des Sprachengebietes (weiblich ist die Sprache in allen uns bekannten) Mütter, Töchter und Schwestern nach unserem Bedünken sehr wohl unterschieden werden, und diese Dreytheilung scheint uns für dermalen eben so ausreichend, als wie die Sprache, die Mundart und Kauder (franz. patois, englisch brogue), ohne daß man Idiome und jargons als Synonyme zu weiterer haarspaltenden Bestimmung zu Hülfe zu rufen genöthiget ist. Herr Balbi hat die Sprachen in Familien und in Reiche geordnet. Nous avons donc borné le nom de *famille* à un groupe d'idiomes, qui ont une grande affinité entre eux, tels que ceux qui forment la famille sanskrite, la famille greco-latine, la famille germanique, la famille slave etc.; nous étendons celui de règne à un groupe de plusieurs familles dont les langues conservent encore une affinité manifeste entre elles, quoique moindre que celle qu'ont entre eux les idiomes appartenant à une même famille. Herr Balbi gibt hierauf ausführliche Rechenschaft über die Zusammenordnung oder Trennung mehrerer Sprachen, von denen es zweifelhaft, zu welchem Reiche oder zu welcher Familie dieselben gehören, und theilt bey dieser Gelegenheit zwölf Bemerkungen Herrn Agub's, Professors des Arabischen am Kollegium Ludwigs des Großen, über die geringe Verschiedenheit des Vulgar-Arabischen und Schrift-Arabischen mit. Hierauf summirt er die Zahl aller Sprachen, von denen der Atlas 860, und mehr als 5000 Mundarten aufführt. Herr Balbi ist der Meinung, daß, ohne die Mundarten zu zählen, die Summe aller gestorbenen oder lebenden Sprachen auf zweytausend angesetzt werden könne. Der

Beschluß dieses Hauptstückes macht die Bibliographie der zu dem vorliegenden Werke benützten philologischen in fünf Abtheilungen: 1) Polyglotten, Glossarien, Sammlungen von Alphabeten und Wörtern. 2) Sammlungen des Gebetes des Herrn. 3) Uebersetzungen des alten und neuen Testamentes. 4) Allgemeine Sprachlehren. 5) Abhandlungen über den Ursprung, die Bildung und Eintheilung der Sprachen, in Allem 120 Werke. Das zweyte Hauptstück handelt von den verschiedenen Mitteln, deren sich die Völker der Erde bedient haben und bedienen, ihre Gedanken durch die Schrift auszudrücken: 1) Darstellung durch Bilder. 2) Symbolische Charaktere (die hieroglyphische Schrift der Aegypter). 3) Die neue sinesische Schrift. 4) Die gemischte, wo bildliche Zeichen mit Lautzeichen abwechseln. 5) Die Sylbenschrift. 6) Die eigentlichen Alphabete; und 7) besondere Schriftarten, als: mit Karten, Ziffern, chymischen, astronomischen, pharmaceutischen Zeichen, Chronogrammen, Monogrammen, Rebus, tironischen Noten, geheimen, stenographischen, tachygraphischen und telegraphischen Zeichen. Die folgenden fünf Hauptstücke (das 3te, 4te, 5te, 6te und 7te) enthalten Beobachtungen über die Klassificirung der asiatischen, europäischen, afrikanischen, oceanischen und amerikanischen Sprachen, und das letzte (das 8te) eine Uebersicht der russischen Literatur und der Geschichte der slawischen Sprache. Diese vorzugsweise Behandlung russischer Literatur und slawischer Sprache findet ihre Rechtfertigung in der in Europa noch verhältnißmäßig geringen Bekanntschaft des Gegenstandes und in dem Umstande, daß Kaiser Alexander die Zueignung des Werkes angenommen, welches der Verfasser auch seinem Andenken dargebracht. Da der Raum dieser Anzeige uns den Inhalt aller Hauptstücke durchzugehen verwehrt, genüge es, hier bloß den des dritten, welches die Klassifikation der asiatischen Sprachen in sich begreift, zu durchgehen. Dieses Hauptstück handelt in sieben Abschnitten eben so viele Sprachenfamilien ab, nämlich: 1) die semitischen, 2) die kaukasischen, 3) die persischen, 4) die indischen, 5) die transgangetischen, 6) die tatarischen, 7) die sibirischen Sprachen. Den Mängeln des Adelungischen Mithridates in Hinsicht der asiatischen Sprachen ist hier durch Benützung von Klaproth's Asia polyglotta, von Abel Remusat's recherches sur les langues tartares, von Saint Martin's Bemerkungen über die semitischen und persischen Sprachen, von Leyden's Abhandlung über die indisch-sinesischen Sprachen, und von der, welche die baptistischen Missionäre über die indischen Sprachen herausgegeben haben, abgeholfen worden.

1) **Von den semitischen Sprachen.** Der Verfasser

behält diese von Eichhorn in Gang gebrachte Benennung bey, wiewohl unter den semitischen mehrere sind, welche nicht von den Nachkommen Sem's, sondern von denen Japhet's gesprochen werden. Diese Sprachen hießen ehemals in Europa vorzugsweise die orientalischen, und Herr Balbi verwirft diese Benennung aus dem Grunde, weil dieselben größtentheils nur vorder-asiatische, von den westlichen Völkern Asiens gesprochen wurden, und also eigentlich westliche (in Bezug auf Asien) genannt werden sollten. Dieser Einwurf scheint uns ungegründet, indem der Europäer die Benennung Orientalische denselben nicht in Bezug auf Asien, sondern in Bezug auf Europa beylegte. Syrien, Palästina und Aegypten waren der Orient, welchen Europa im Mittelalter durch die Kreuzzüge kennen gelernt, und die in diesen Ländern einheimischen, todten oder lebenden Sprachen wurden also vorzugsweise mit Recht die orientalischen genannt; so ist in der neuesten Zeit, wo doch die Kenntniß des äußersten Ostens (Sina's und Indiens) in Europa eben so geläufig, als die des westlichsten Asiens, diesem doch vorzugsweise der Name der Levante geblieben, wiewohl (in Bezug auf Sina und Indien) die Sonne in der Levante nicht aufgeht, sondern untergeht. Da der nächste Verkehr europäischen Handels die Küsten Kleinasiens, Syriens und Aegyptens berührt, werden diese unter dem gemeinsamen Namen der Levante verstanden, und man sagt daher mit eben so gutem Grunde levantinischer Handel, levantinischer Kaffeh und levantinische Seidenzeuge, als man vormals unter den orientalischen Sprachen bloß die todten, zur Erläuterung der Bibel dienenden verstanden hat. Die arabische, hebräische und chaldäische Sprache waren es, deren Studium Klemens V. auf der Kirchenversammlung von Vienne (im Jahre 1311) unter dem Namen der orientalischen zuerst in Anregung gebracht, und auf den Universitäten zu Paris, Oxford, Bologna und Salamanca doppelte Lehrstühle dafür gestiftet hatte. Da durch die gelehrten Bemühungen der Professoren dieser und anderer Universitäten nach einem halben Jahrtausend das Studium der todten biblischen Sprachen so gut als erschöpft, und an die Stelle der Kreuzzüge ins gelobte Land der ruhige Handelsverkehr mit der Levante getreten ist, nehmen den Namen orientalischer Sprachen vorzugsweise (wegen der nächsten Berührung und dem regsten Verkehre) drey andere Sprachen in Anspruch, nämlich: das Arabische, Persische und Türkische, welche als die gebildetsten und an Literatur reichsten, so weit arabische, persische und türkische Zunge reicht, im Oriente durchaus nicht anders, als Elsinei selese,

d. i. die drey Sprachen, κατ᾽ ἐξοχήν, genannt werden. Deßhalb heißen die zu Paris, Wien und Petersburg zum Unterricht in diesen drey Sprachen für die Kandidaten des Dolmetschamtes in der Levante gestifteten Schulen, Akademien oder Kollegien mit Recht vorzugsweise die orientalischen, und Herr Balbi hätte diese Benennung eben sowohl, als das hierüber in der Vorrede des zweyten Bandes der Fundgruben des Orients Gesagte berücksichtigen sollen. Wie im engsten Sinne der Name orientalischer Sprachen nur dem Arabischen, Persischen und Türkischen gebührt, so sollte der Name der semitischen im engsten Sinne bloß auf die drey Prophetensprachen, das Hebräische (und damit zunächst verwandte Phöniciische), das Syrische (und damit zunächst verwandte Chaldäische) und auf das Arabische (Schrift- und Vulgar-Sprache) ausschließlich beschränket werden, weil diese drey Schwestersprachen die einzigen bekannten der Welt sind, deren grammatikalische Bildung von der Wurzel heraus ein mächtiger Prophetengeist erfaßt, und die Formen derselben mit außerordentlicher staunenswerther Kraft zu Donnerkeilen begeisterter Rede gedreht hat. In dieser Hinsicht stehen dieselben einzig in dem weiten Gebiete der Weltsprachen da, und weder die heilige Sanskrit, noch die herrliche Hellenin, noch irgend eine der neueren, mit allem Reichthume der Philosophie und encyklopädischer Wissenschaft ausgestatteten Sprachen können sich mit denselben von dieser Seite streng geregelter Kraft und alle Sprachfasern durchgreifenden Organismus messen oder vergleichen. Diese drey verdienten also eine Abtheilung für sich, und das Pehlewi, welches eine altpersische, mit vielen semitischen Wörtern bereicherte Sprache ist, sollte nicht nur zwischen dem Syrischen und Arabischen nicht eingedrängt, sondern von der ganzen Familie semitischer Sprachen eben so, wie die Halb-Negerinnen (das Axumitische und Amharische) von der Ehre dieser Familienverwandtschaft gänzlich ausgeschlossen seyn. Auch die Untertheilung des Arabischen in die alte und neue Sprache können wir keineswegs gut heißen. Was Herr Balbi das Altarabische heißt, waren bloß die Mundarten Himjar (nicht Hamiar) und Koreisch. Das letzte ist aber gerade die reinste Mundart, in welcher der Koran geschrieben ist, und fällt also mit der Schriftsprache zusammen. Wollte Herr Balbi aber älterer arabischer Mundarten erwähnen, hätte er auch der Mundarten der Stämme Hudeil, Temim, Tai und der Nabatäer erwähnen sollen, deren im Kamus sowohl, als auch im Meninsky zu wiederholten Malen Erwähnung geschieht (s. diese Jahrb. XIII. Bd. S. 173), und eben so hätte das Vulgar-Arabische in die syrische, ägyptische,

berberische, maurische, nubische Mundart, in die von Madagaskar und Malta eingetheilt werden müssen.

In der Klassifikation der Familie der persischen Sprachen wird mit vollem Rechte das Send zum Grunde gelegt, mit der zwar nicht neuen, aber sehr berücksichtigungswerthen Bemerkung, daß die Sendsprache als die Mutter aller persischen Idiome, und vielleicht selbst als die des Sanskrit angesehen werden muß. Für diese Vermuthung spricht erstens die Identität der Send- und Sanskritwörter, und zweytens auch die Verschiedenheiten derselben, welche meistens nur euphonisch, so, daß das Send als die härtere, ältere, einfachere, das Sanskrit aber als die weichere, jüngere, mehr ausgebildete Sprache erscheint; zweytens: die historische Ueberlieferung selbst der Brahmanen, nach welcher ihre Stammväter und die älteste Kultur Indiens vom Norden eingewandert ist. Diese von Herrn Saint Martin als Resultat seiner vergleichenden Studien des Send und Sanskrit dem Verfasser an die Hand gegebene Bemerkung wird durch des dänischen Philologen, Herrn Rask's, neueste Untersuchungen *) über das Alter und die Echtheit des Send vollkommen bestätigt, und ist sowohl in historischer als philologischer Beziehung von der höchsten Wichtigkeit, indem dasselbe, und nicht die Sanskrit, als die Großmutter germanischer Sprachen zu betrachten ist; das Persische und das Sanskrit sind nach dieser von S. Martin und Rask beglaubigten, und vom Recensenten wie von Sir William Jones geglaubten Ansicht der Verbreitung ältester Kultur aus Baktrien (dem östlichen Medien), nach Indien und Persien, Schwestern, und die nächste Verwandte germanischer Sprachen, und insbesonders der deutschen, ist nicht die Sanskrit, sondern die persische. Unmittelbar aus dem Send hat sich das Parsi gebildet, welches in den östlichen Provinzen Persiens (zu Balch, Buchara, Bedachschan, Merw und Bamian) am reinsten gesprochen, den Namen Deri, d. i. die Hofsprache, erhielt, so wie in Italien die toskanische Mundart als die reinste und gebildetste lingua cortigiana (Bembo della volgar lingua, libro I.) genannt ward; in den westlichen Städten (Ißfahan, Rei, Hamadan, Nehawend und in Aserbeidschan) wurde das Pehlewi gesprochen, welches, wiewohl mit vielen semitischen Wörtern untermengt, dennoch, seinem Grund-Elemente und seiner Gram-

*) R. Rask über das Alter und die Echtheit der Zend-Sprache und des Zend-Avesta und Herstellung des Zend-Alphabetes, nebst einer Uebersicht des gesammten Sprachstamms; übersetzt von Friedr. Heinr. von der Hagen. Berlin, 1826.

matik nach, den persischen Sprachen zugezählt werden muß, und nicht den semitischen. Firdewsi, der älteste Heldensänger der Neuperser, nennt das Altpersische nie anders als Pehlewi:

Steh' auf am Morgen, blick auf und dicht',
Hör' wie die Nachtigall Pehlewi spricht.

Der Verfasser unterscheidet das Altpersische (Parsi) von dem Neupersischen (Farsi), wiewohl der ganze Unterschied nur in der größeren (nicht, wie man gewöhnlich glaubt, gänzlichen) Reinheit des ersten besteht. Als erloschener Mundarten des Parsi erwähnt Herr Balbi derer von Herat, Merw, Sawulistan, Sedschistan, Chusistan, Masenderan und Aserbeidschan. Die letzte ist eben so wenig erloschen, als die von Ißfahan, Kaswin, Kerman, Gilan, Taberistan, Chorasan, Dilem, Schirwan, von welchen allen in den persischen Wörterbüchern Beyspiele gegeben werden (siehe einige Belege davon im XIII. Bande dieser Jahrbücher, S. 275), und deren also eben sowohl, als der bucharischen Mundart, Erwähnung hätte geschehen sollen. Zwey Jahre früher, als Herr Klaproth in der Asia polyglotta die Sprache der Bucharen von Chiwa als persisch, und nicht als türkisch, aufführte, hat der Rec. in der Anzeige von Adelungs Uebersicht aller bekannten Sprachen (im Jahrgange 1821 dieser Jahrbücher) die Idiome von Chiwa, Samarkand und Chowaresm, welche Adelung nach dem Beyspiele seines Oheims unter dem türkischen Sprachstamme aufführte, als reinpersische ausgemustert, und wenn Herr Klaproth hievon keine Erwähnung gethan, so wäre doch die Anerkennung dieser Priorität von Herrn Balbi, welcher sonst durchaus mit der strengsten Gewissenhaftigkeit jedem das Seinige zu geben gewohnt ist, zu erwarten gewesen; ebenfalls hat der Recensent in diesen Jahrbüchern, IX. Bd. S. 38 und 39, mit Anführung der beweisenden Stellen aus Ferhengi Schuuri und dem Schahname gezeigt, daß der Ursitz der Ermanen, Irmanen, Germanen nirgends anders, als in Chowaresm, zu suchen sey, wo die Tadschik, d. i. die *Δαδίκαι* Herodot's (III. 91), d. i. die Urväter der Deutschen, noch heute reinpersisch sprechen. Welche die Sprache und welcher der eigentlichr Sitz der Dschermanen seyn, welche in Mirchond's Geschichte noch zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu wiederholten Malen erscheinen, ist noch nicht ausgemittelt, und bis dorthin wenigstens die Vermuthung nicht unwahrscheinlich, daß dieselben ebenfalls ein persischer, und eigentlich germanischer Stamm seyen. Eben so, wie die Kurden, Osseten, Puscht, Mischond's oder Afghanen und Belludschis,

deren Sprachen Herr Balbi mit vollem Rechte den persischen zuzählt. Endlich vermißt Recensent unter der Familie der persischen Sprachen noch die Erwähnung der Sprache des Desatir, denn wenn gleich englische Orientalisten in Indien, und Freyherr Silvestre de Sacy die von dem Unterzeichneten in einer weitläufigen Anzeige des Desatir (in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur, 1823, S. 83 bis 318) aufgestellte Meinung, daß das Desatir wirklich ein altpersischer Dialekt sey, nicht theilen, so zeigen doch die in jener Anzeige aufgeführten Listen verwandter griechischer, lateinischer, englischer, deutscher Wörter augenscheinlich, daß die Sprache des Desatir keine aus blinder Willkür zusammengesetzte, rein erfundene sey, und die Grundwerke europäischer Philologie die Wörterbücher Dschihangiri und Burhani katii führen Wörter und Formen der Desatirsprache durchaus als altpersische auf. In dieser Hinsicht hätte die Sprache des Desatir also in Herrn Balbi's Werk durchaus nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollen. Von der Klassifikation der tatarischen Sprachen bekennt Herr Balbi, daß ihm keine andere so viel zu schaffen gemacht habe. Er erkennt mit dem Herrn Abel Remusat die gänzliche Verschiedenheit des mongolischen oder eigentlichen tatarischen Sprachstammes von dem türkischen, und ordnet dennoch das Tungusische, Mongolische und Türkische unter der gemeinschaftlichen Benennung Groupe des langues tartares zusammen, während er dann die mongolischen als famille tatare aufführt. Dieser von Herrn Abel Remusat in Vorschlag gebrachte Unterschied zwischen tartare und tatare scheint uns durchaus unzuläßig, indem dieselbe auf nichts, als auf der falschen europäischen Aussprache des Mittelalters beruht; eben so gut könnte man Mahomet und Mohammed als zwey verschiedene Personen aufführen, oder die Mogolen in Mongolen und Mogolen untertheilen. Das Mongolische oder Tatarische und das Türkische verdiente eben sowohl eine Tafel für sich, als die kaukasischen und sibirischen Sprachen in der Darstellung der asiatischen. Herr Balbi hat sehr wohl gethan, auf Herrn Jaubert's Rath die zehn türkischen Schwesterschaften, welche er zusammengestellt hatte, in Mundarten zu verwandeln, und die Sprache der Jakuten und Tschuwaschen dürfte sicher besser den finnischen als türkischen Sprachen zugeordnet werden. Der Stamm des Türkischen theilt sich in zwey große Aeste, nämlich in die Sprache der östlichen und in die der westlichen Türken; der östliche umfaßt die Sprache der Uighuren und das tschaghatoische, der westliche begreift die Sprache der Seldschuken (welche in der osmanischen Mundart die höchste Bildung erreicht hat), die Sprache der Türken von

Kiptschak, die der Turkmanen u. s. w. Die Unterarten derselben sind zahlreich genug, um auf der von Herrn Balbi gewählten Stufenleiter die Erhebung von einer Familie zu einer Gruppe auf einer besonderen Tafel zu verdienen; auf diese drey Sprachen (das Arabische, Persische, Türkische), als die drey Würdeträgerinnen der höchsten Bildung unter den semitischen und japhetischen Sprachen, beschränken wir unsere Bemerkungen in dieser Anzeige, Bemerkungen, die in Vergleich des staunenswerthen Schatzes philologischer Gelehrsamkeit, welche der ethnographische Atlaß umfaßt, kaum wie ein Tropfen dem Meere zugeführt zu betrachten sind. Nicht nur Mangel an Raum, sondern auch Mangel an spruchfähiger Kenntniß verbietet uns, über andere Theile dieses tausendsäuligen Pallastes der Sprachenkunde, welchen Herrn Balbi's architektonisch-statistisches Talent so ruhmvoll und nützlich aufgeführt hat, unser Urtheil abzugeben, auch leiden diese Tafeln, deren jede Eingangs eine wohl abgefaßte und gedrängte Geschichte der in einer Gruppe zusammengedrängten Sprachen enthält, hier keinen Auszug; wir können nur das Skelett des Atlasses geben, und alle, denen Sprachenkunde und Ethnographie nicht gleichgültig sind, auf das Studium derselben verweisen. Der ethnographische Atlaß besteht aus 41 Tafeln, welche in 36 ethnographische (klassificirende) und 5 Polyglotte (vergleichende) untergetheilt sind. Von den 36 ersten sind sechs allgemeine, nämlich die erste die Uebersicht aller Sprachen des Erdballs nach den fünf Theilen desselben (asiatische, europäische, afrikanische, oceanische, amerikanische) und die folgenden fünf die allgemeinen Uebersichten der Sprachgruppen jedes Erdtheils, nämlich: asiatische Sprachen: 1) semitische, 2) kaukasische, 3) persische, 4) indische, 5) transgangetische, 6) tatarische, 7) sibirische. Europäische Sprachen: 1) Iberisch-celtische, 2) thracopelasgische oder griechisch-lateinische, 3) germanische, 4) slavische, 5) uralische oder finnische. Afrikanische Sprachen: 1) Sprachen der Nilgegend, 2) Sprachen des Landes um den Atlaß, 3) Sprachen des am Meere gelegenen Negerlandes Guinea und Senegambien, 4) Sprachen Süd-Afrika's, 5) Sprachen Sudan's oder des inneren Negerlandes. Oceanische Sprachen: 1) Malaische, 2) Sprachen der oceanischen Neger. Amerikanische Sprachen: 1) Süd-Amerikanische, 2) Peruvianische, 3) Guarani-brasilianische, 4) Oronoko-amazonische, 5) guatemalische, 6) mexikanische, 7) Central-nord-amerikanische, 8) mißuri-kolombische, 9) alleghanische und von den Seen, 10) nordwest-amerikanische, 11) Sprachen des äußersten amerikanischen Nordens. Diese dreyßig aufgezählten Gruppen bilden

den Inhalt der dreyßig besonderen Tafeln, wo sie nach ihren Familien und Mundarten aufgeführt sind. Schon die Zahl der amerikanischen Sprachgruppen (eilf), welche um eine mehr als die der europäischen (fünf) und der afrikanischen (fünf) zusammen, und nur um eine weniger als die Summe der asiatischen (sieben) und der europäischen (fünf) enthält, zeigt, daß die strotzende Fülle der Sprachen der neuen Welt den Verfasser bewogen, denselben in seinem Atlaß verhältnißmäßig eben so viel größeren Raum zuzugestehen, als Amerika in Verhältniß mit Europa einen größeren einnimmt; wenn den Philologen vom Fache das Meiste von dem, was die Tafeln der europäischen und asiatischen Sprachen enthalten, bekannt seyn mag, so dürfte für die Meisten derselben wohl auch das Meiste des Inhaltes der eilf amerikanischen Sprachtafeln (mehr als ein Drittel des ganzen Atlasses) auch wirklich eine ganz neue Welt seyn. Dieselbe Kraft üppiger Natur in ihrer ersten Frische, welche der europäische Wanderer in den Wäldern und Savannen Amerika's bestaunt, bricht demselben hier in dem ungeheuren Rankengewirr von einem halben Tausend amerikanischer Sprachen ins Gesicht. Diese wuchernde Fülle verbreitet ein Dunkel, in das sich selbst der Philolog nur mit Scheu wagt, welches aber bey fortschreitender näheren Kenntniß und bey der Lichtung dieses Waldes von Mundarten durch Ausreutung überzähliger oder Zusammenschmelzung identischer wohl um Vieles aufgehellt werden dürfte. Die Zahl der im Atlaß aufgeführten asiatischen Sprachen ist 153, die der europäischen 53, die der afrikanischen 114, die der oceanischen 117, die der amerikanischen 423, in Allem 860 Sprachen, die Mundarten ungerechnet. Die fünf Polyglottentafeln enthalten gegen siebenhundert wagerechte Linien, welche, in 28 senkrechte Säulen getheilt, eben so viele Wörter in beyläufig siebenhundert Sprachen und Mundarten enthalten. Diese 28 Wörter sind: Sonne, Mond, Tag, Erde, Wasser, Feuer, Vater, Mutter, Auge, Kopf, Nase, Mund, Zunge, Zahn, Hand, Fuß, eins, zwey, drey, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn. Für die Aussprache derselben, wo sie irrig, kann Herr Balbi unmöglich verantwortlich gemacht werden, da er dieselben auf die Treue seiner Quellen anführt, und noch überdieß voraus in einer besonderen Kolumne die Aussprache, ob nämlich das Wort in deutscher, französischer, englischer oder spanischer Aussprache gelesen wird, angibt. Da wir uns in den Bemerkungen zu den klassificirenden Sprachtafeln nur auf das Arabische, Persische und Türkische eingelassen haben, beschränken wir bey den vergleichenden Polyglottentafeln unsere Bemerkungen auch nur auf die Berichtigung der fehler-

haften Aussprache arabischer, persischer und türkischer Wörter. Arabisch: Die Sonne Schems nicht Schams, die Erde Erdh nicht Ardh, der Kopf Rees nicht Ras, die Nase Unf nicht Anf, Zahn Sinn nicht Senn (den großen Unterschied zwischen beyden s. Kamus Konstant. Ausg. B. III. S. 651), zwey esnan nicht ithnan, drey seles e nicht thalatha, vier erbaa nicht arbaa u. s. w. Persisch: zwey dû nicht du, neun nüh nicht nouh, das Osmanisch-Türkisch Sonne; hier ist nicht nur die Aussprache, sondern das ganze Wort verfehlt, denn die Sonne heißt auf türkisch Günesch und keineswegs Gjun (Gün), welches bloß den Tag bedeutet. Aber, non ego paucis offendar maculis quas non incuria fudit — quid ergo? als daß der ethnographische Atlaß als ein bestaunenswerthes Denkmal linguistisch-statistischen Talentes und ethnographischer umfassender Gelehrsamkeit als ein Epoche machendes und die Wissenschaft der Sprachkunde um ein Gutes förderndes Werk die ehrenvollste Anerkennung verdient. Jos. v. Hammer.

Art. II. Fortsetzung der Recension des Siebenmeeres.

IX. Feste.

Die persischen Feste (Dscheschen) können, wie die aller Völker, am füglichsten in bürgerliche und religiöse, und jede dieser beyden Klassen wieder in Freudenfeste und Trauerfeste abgetheilt werden. Die bürgerlichen sind in Persien keine anderen, als die der drey großen Abschnitte des Lebens, der Geburt, der Vermählung und des Begräbnisses; alle übrigen können den religiösen beygezählt, und da dieselben auf gewisse Tage bestimmt sind, mit dem Kalender unter Einem abgehandelt werden; denn wenn gleich viele derselben, die sich von der ältesten Zeit her bis auf den heutigen Tag erhalten haben, wie z. B. das Newruf (Frühlingsfest), und andere, heute bloße Erlustigungen des Hofes und des Volkes sind, so waren dieselben doch ursprünglich religiös, und selbst die Kalenderfeste, die Jahresabschnitte, die Tage des Monats waren durch die Genien, unter deren Schutz sie standen, geheiligt. Bey genauerer Untersuchung der ältesten Festkalender, welche uns durch geschichtliche Ueberlieferungen erhalten worden sind, von den römischen und griechischen hinauf zum ägyptischen und indischen, dürften sich alle allgemeinen Feste des Sonnen- und Mondlaufs, der Blüte und der Ernte, der Monats- und der Schalttage zuletzt einzig und allein auf den altpersischen Kalender, dessen Trümmer durch Jahrtausende zu uns herüber ge-

2*

rettet worden sind, zurückführen lassen. Der Recensent hat schon in dem dritten Bande dieser Jahrbücher bey Gelegenheit der Anzeige der ersten zwölf Bände der asiatic researches eine Zusammenstellung von acht Kalendern mit dem christlichen gegeben, und seitdem das Vergnügen gehabt, zu sehen, daß gründliche Forscher, wie z. B. Herr Dr. Ullmann in der vergleichenden Zusammenstellung des christlichen Fest-Cyclos mit vorchristlichen Festen im zweyten Anhange zu Creuzer's Symbolik und Mythologie der alten Völker (IV. Thl. S. 577—614) auf derselben Bahn mit glücklichem Erfolge fortgeschritten sind; als Nachtrag zu jener im dritten Bande der Jahrbücher gegebenen Zusammenstellung liefert Recensent das unten unter dem Abschnitte des Kalenders folgende Verzeichniß der persischen Genien der Tage (die Dekane der Aegypter), und spricht zugleich die früher noch nicht so zur Reife gediehene Meinung aus, daß aller bekannten alten Festkalender Ursprung sich auf den Urborn des persischen zurückführen läßt, von welchem der ägyptische sowohl, als der indische nur als abgeleitete Bäche zu betrachten sind. Die Reformation des altpersischen Kalenders unter Dschelaleddin Melekschah, dem großen Fürsten der persischen Seldschuken, änderte nur an der Zeitrechnung und an den Namen der Monate, Tage und Feste, ohne deßhalb die letzten verdrängen zu können. Dieselben haben sich fast alle, mehr oder weniger, in dem Islam schon zwölf Jahrhunderte lang bis auf den heutigen Tag erhalten, und in Vergleich mit der Zahl sowohl als der Volksthümlichkeit derselben kommen die Religionsfeste des Islams, deren kaum ein Halbdutzend, in gar keine Betrachtung. Wir beginnen hier mit den bürgerlichen: der Geburt, Beschneidung und Vermählung, gehen von denselben zu den religiösen des Islams, und von diesen zu den altpersischen über.

Die Geburts-, Beschneidungs- und Hochzeitsfeste tragen den gemeinschaftlichen Namen Sur oder Hochzeit, so daß es im Persischen eine Hochzeit der Geburt, der Beschneidung und der Vermählung gibt; die erste heißt Sadschsur oder Satschsur (III. 55), die zweyte Suri chatan, die dritte Suri nikah oder Perwase (I. 295), das letzte ist besonders das Freudenfeuer, um welches Braut und Bräutigam, mit einander verbunden, herumgeführt werden, so heißen auch die Gold- und Silberflittern, die man um das Haupt der Braut ausstreut. Tui heißen Hochzeitsfeste, weil die Braut bey den Türken selbst Tui heißt (I. 353), und Tuschi (eben da) ist schon oben als ein Fest der Kinderbescherung vorgekommen. Die Feste des Islams sind: der große und kleine Beiram, dieser das Opferfest am 10. Silhidsche, jener das Ende des Fastenmondes am

1. Schewal, die Geburt des Propheten (am 12. Rebiul-ewwel), das Fest Aaschura (am 10. Moharrem), von den Persern insbesonders als das Trauerfest des Martyrthums Huseins gefeyert. Kun (IV. 152) und Kiden (IV. 144) heißt der Ort, wo sich am Tage Aaschura die Trauernden zu vielen Tausenden versammeln; dann die heiligen Nächte, der Empfängniß des Propheten (5. Redscheb), der Himmelfahrt des Propheten (26. Redscheb), die Nacht der Diplome, in welcher die Engel, Verzeichner der bösen und guten Werke des Menschen, ihre Bücher vorlegen (15. Schaaban), die Nacht der Vorherbestimmung, in welcher dem Propheten zuerst der Koran geoffenbaret ward (25. Ramasan) Diese vier Nächte mit den dreyen der beyden Beirame und der Geburtsnacht heißen die sieben heiligen Nächte (Leilei mubareke). Die Perser feyern noch besonders am 23. Silhidsche Taßadduki engüschteri, d. i. das Geschenk des Ringes, welchen Ali einem Armen gab, am 17ten desselben Monates Idol-ghadir, d. i. das Fest des Teiches, an welchem Mohammed dem Ali das Chalifat übergab, und am 27. Safer das Trompetenfest oder das Weltende. Auf die Kriegs- und Friedensgeschichte des Propheten beziehen sich Idi mußalaha, d. i. das Fest des Friedens zwischen Mohammed und den Arabern, am 21. Silhidsche; Ghasatol Ohod, Jahrestag der Schlacht von Ohod am 16. Scheval, am 20. desselben Monats Schakkol-kamr, d. i. die Spaltung des Mondes, das bekannte Wunder Mohammeds. Das Ende des Schaabans, d. i. die Zeit unmittelbar vor Beginn des Fastenmondes, feyern die Perser, wie schon oben gesagt worden, ganz besonders durch Trinkgelage, um sich noch vor der Fasten gütlich zu thun. Der 15. Schaaban, auf welchen die Nacht der Diplome (Schebi berat) folgt, heißt den Persern Rusi tschek (Siebenm. III. 23) oder Tschek geradeweg (II. 12). Sengendas, d. i. Stein werfend, heißen die letzten Tage des Schaaban's, in welchen man sich der Trunkenheit und allem Muthwillen überläßt (III. 125), auch Kuluchendas (I. 120), das eine und das andere dieser beyden zusammengesetzten Wörter heißt auch Schießscharte. Da die Armenier einen so beträchtlichen Theil der persischen Bevölkerung ausmachen, so sind auch christliche Feste im persischen Kalender angemerkt, als: Denech, am 6. Jänner, die Taufe Jesu im Jordan (II. 163). Sikrani Martoma, d. i. die Erinnerung des h. Thomas, am 3. Temus, d. i. Julius (III. 241). Der Name Temus ist nichts, als das verstümmelte Adonis, dessen Trauerfest in diesem Monate begangen ward. Es scheint fast, daß hier eine Verwirrung zwischen Temus und Thomas vor sich gegangen, oder der Name des ersten auf

den zweyten übertragen worden sey. Die altpersischen Feste sind so enge mit dem Kalender verbunden, daß sie mit demselben unter Einem abgehandelt werden müssen.

X. Kalender.

Den persischen Kalender hat Hyde in seiner Geschichte der Religion der alten Perser ausführlich genug gegeben, und es handelt sich hier nur um Vervollständigung einzelner Angaben aus dem Siebenmeere, Ferheng und Burhan, und um eine klare Darstellung der Feste desselben. Zuerst glaubt Recensent bemerken zu müssen, daß, wiewohl das Jesdedschirdische Jahr fast um ein halbes Jahrtausend älter, als das Dschelalische, nur in dem Kalender des letzten die Benennungen der ältesten persischen Monate und Tage und ihrer Schutzgenien erhalten, während die Benennungen des Jesdedschirdischen augenscheinlich ganz neupersische Formeln sind, so daß es mehr als wahrscheinlich ist, daß dieselben nicht aus der Zeit Jesdedschird's, sondern aus einer späteren herrühren. Unter den zwölf Monatsnamen des Jesdedschirdischen Kalenders, welche Hyde (p. 195) aufführt, fehlt der siebente, welcher nach aller Wahrscheinlichkeit Sirkan seyn muß (Siebenmeer III. 76), welcher als ein Monatsname des königlichen, d. i. Jesdedschirdischen Jahres aufgeführt, wiewohl nicht gesagt wird, der wievielte. Der vierte heißt bey Hyde Rusefsai, d. i. tagvermehrend, im Siebenm. (III. 4) Rusi essai, d. i. nahrungvermehrend. Der eilfte Monat, welchen das Wörterbuch Dschihangir entweder nicht gibt, oder Hyde übersehen hat, heißt Ateschefrus, d. i. der Feueranfachende (I. 41). Zu den Namen der Monatstage, wie sie Hyde S. 196 aufführt, liefert das Siebenmeer die folgenden Abweichungen und Ergänzungen. Der fünfte, bey Hyde Rusch oder Ruscht, ohne Bedeutung des Wortes angegeben, heißt im Siebenm. (VI. 22) Ruschchor, d. i. der Süßigkeiten Essende oder Naschende. Der achte heißt bey Hyde falsch Padar, d. i. der feste, welches nicht der achte, sondern der zwanzigste ist (I. 253), der achte heißt Malbachsch, d. i. der Güter Schenkende (V. 101), hingegen steht der sechste, Ghamsedai, d. i. der Gramabwischende, im Siebenm. (IV. 43) durch einen Druckfehler falsch als der achte (Heschtüm statt Scheschüm). Durch einen ähnlichen Fehler hat Hyde den Namen des eilften Monats (Ateschefrus) mit dem des eilften Monatstages verwechselt, dieser heißt nicht Ateschefrus, sondern Resmgir, d. i. der Kampfergreifende (III. 13); so steht bey Hyde Dad-dih, d. i. der Gerechtigkeit Spendende, als der vierzehnte, und Geschn-ni-

schin (Mas insidens) als der vierte, nach dem Siebenmeere ist Dad-dis der vierte, aber auch Geschn-nischin (nicht Guschn), so daß wahrscheinlich Dad-dih nur durch einen Druckfehler der vierte geworden ist, und der vierzehnte heißen muß. Der zwanzigste und ein und zwanzigste fehlt bey Hyde, jener heißt, wie schon gesagt worden, Padar. Den zweyten nennt aber weder das Siebenmeer, noch die anderen Wörterbücher; dafür liefert das Siebenmeer den Namen Dadger, d. i. der Gerechte (II. 172), als den Namen eines Festtages des königlichen Jahres so, daß dieses vielleicht der Name des ein und zwanzigsten oder neun und zwanzigsten Monatstages ist. Außer den bekannten Benennungen der längsten Nacht, Schebijelda (III. 188), und der Hundstage, Bahura (I. 139), gibt das Siebenmeer den Namen des altpersischen Schaltjahres von dreyzehn Monaten, welches immer nach hundert und zwanzig Jahren für eine Zeit des Glückes und der Größe galt, es hieß Bihterek, d. i. das Bessere (I. 188). Senesamim heißt jedes fünfhundert vierzigste Jahr, oder vielleicht eine Zeit von fünfhundert vierzig Jahren (III. 146). Ueber das vom Sultan der Seldschuken Melekschah reformirte Jahr, welches das Dschelalische heißt, gibt das Siebenmeer (III. 181) die Auskunft, daß es ein Sonnenjahr von 365 Tagen sey; aber ganz absurd ist die mit aufgenommene Meinung, daß dasselbe vielleicht seinen Namen von Dschelaleddin Rumi, dem großen persischen Dichter, habe. Dasselbe ist, den Namen der Monate und Tage nach, welche Hyde gesammelt hat, das alte Dschemschidische Jahr. Ueber diese Namen ist Folgendes zu bemerken. Ardibehischt, der zweyte Monat, muß Erdibihischt ausgesprochen werden (I. 20), und der neunte Monat, welchen Hyde nach Ferheng Dschihangir Adur beschreibt, wird nach dem Siebenm. (I. 39) Afer gelesen. Kein Monatsname hat so vielfältige Formen, als der letzte. Derselbe heißt: Ispendarmes, Isfendermes, Isfendmed, Isfend, Sipendarmed. Eben so vielfältig, als die Formen des letzten Monatsnamens, sind die des ersten Monatstages, derselbe heißt: Ormus, Hormusd, Hurmusd, Hormusi, Hormost (VI. 97), das letzte wird in den Uebersetzungen des Desatir also irrig Hermest ausgesprochen. Der fünfte, welcher denselben Namen, wie der letzte Monat, hat, heißt auch abgekürzt Seped (III. 106) oder Sefed (eben da, 109). Der sechste heißt zwar Chordad (II. 90), aber auch Med (V. 87). Der siebente, Murdad (V. 87) aber auch Mihrmah, d. i. Sonnenmond (V. 174). Der eilfte, Chor, aber auch Chorend (II. 92), hier steht durch einen Druckfehler der zwölfte, statt

der eilfte, der zwölfte ist aber Mah. Der vierzehnte, Dschusch oder Gusch, heißt aber auch Sirsur (III. 122), d. i. die Knoblauchhochzeit, weil an diesem Tage die alten Perser Fleisch mit Knoblauch und Zwiebeln aßen, um die bösen Geister hintanzuhalten, und Knaben und Lehrlinge in die Schule schickten. Der fünf und zwanzigste heißt nicht Ird oder Ard, sondern Arad (I. 29) oder Ard (eben da). Der neun und zwanzigste heißt Marisfend, Marispend oder Marisfendan. Die fünf Schalttage heißen Pendschei düsdide, d. i. die gestohlenen Fünf, zu Ende des Jahres hinzugesetzt, um das Mondjahr mit dem Sonnenjahre auszugleichen (I. 299). Die fünf Schalttage waren eben so viele Feste, und hießen als solche Purdegan, Purdian oder Furdidschan (I. 284). Die Namen der Schalttage sowohl im Jesdedschirdischen als Dschelalischen Jahre gibt Hyde S. 190 und 197; der vierte Dschelalische Schalttag heißt bey Hyde Weheschat, im Siebenm. (VI. 73) Wachschat. Eben so viele Feste waren die Tage der sechs Schöpfungsperioden, Gahbarha oder Gahenbarha (V. 3) oder Geharbaha und Gehenbarha (V. 5) oder Gehbar (V. 17); das Siebenmeer gibt dieselben unter dem ersten Worte folgendermaßen an: 1) Midiuserm am funfzehnten Erdibihischt, Gott schuf in vierzig Tagen die Himmel. 2) Midiuseme, der eilfte des Monats Tir, Gott schuf in sechzig Tagen die Wasser. 3) Pitisehim, der 23ste des Monats Schehriwer, Gott schuf in 75 Tagen die Erde. 4) Ajatehrim, der 26ste des alten Monats Mihruf, Gott schuf in dreyßig Tagen die Pflanzen. 5) Midiarim, am sechzehnten des Monats Behmen, Gott schuf in achtzig Tagen 282 Arten von Thieren und Gevögel, nämlich 172 Arten Thiere und 110 Vögel. 6) Hemeschpet mehdim, am ersten der fünf Schalttag, Gott schuf in 75 Tagen den Adam. Die Summe der zusammengerechneten Schöpfungstage macht 360, so, daß die fünf Schalttage nicht in dieselben eingerechnet werden, sondern als die eigentlichen Ruhetage nach dem Schöpfungswerke zu betrachten sind. Im Ferh. II. B. 290 u. 291 sind die Schöpfungsperioden nach zweyerley Angaben, deren keine mit den Daten des Siebenmeers übereinstimmt, und auch mit einiger Verschiedenheit der Namen folgendermaßen aufgeführt: 1) Midiuresm am Tage Chodruf, soll heißen Chorruf, d. i. am eilften Erdibchischt, vierzig Tage; 2) Midiusem am eilften Tir, sechzig Tage (man sieht aus dem Datum dieser zwey Tage, daß dieselben das Ende, und nicht der Anfang der gegebenen Perioden sind; denn vom ersten Ferwerdin bis auf den eilften Erdib-

ihscht sind vierzig, von diesem bis auf den eilften Tir sechzig Tage). Der dritte, Gehenbar Bini schehschim, 75 Tage, am 26. Schehriwer. Der vierte, Basrem oder Baserem, dreyßig Tage, am 26. Mihr. Der fünfte Midiarim, achtzig Tage, d. i. am 16. Dei, nicht Erdibihischt, wie im Ferh. (B. 291, Z. 9) durch einen augenscheinlichen Druckfehler steht. Der sechste Pimespi midim, vom sechzehnten Dei bis auf den ersten Schalttag. Diese Angabe ist ganz gewiß die richtigere, weil die angegebene Zahl der Tage mit dem Monatsdatum genau übereintrifft, was bey den im Siebenmeer angegebenen Daten nicht der Fall ist. Eben so wenig ist es der Fall mit einer anderen Angabe der Gahenbar, welche Ferh. nach den Tafeln Ulugbeg's angibt; nach denselben wäre der erste Gahenbar auf den eilften des Monats Dei, der zweyte auf den eilften des Monats Isfendermad gefallen; der Anfang des dritten auf den 26. Erdibihischt; der Anfang des vierten auf den 26. Chordad; der Anfang des fünften auf den 16. Schehriwer; der Anfang des sechsten auf den ersten der Schalttage, welche aber hier Ende Aban's, d. i. Oktobers, und nicht Ende Isfendermad's, d. i. Februars, eingeschaltet werden. Im Grunde sind dieses ganz dieselben Epochen, nur nach dem alten Jahresanfange, welches ehemals mit dem Ader (November) und nicht mit dem Ferwerdin begann. Eine dritte Angabe im Ferh. nach den Tafeln des Astronomen Guschiar ist unrichtiger, weil aus der summirten Zahl der einzelnen Perioden nur 305 statt 365 Tage herauskommen, woran aber wieder bloß ein Druckfehler Schuld zu seyn scheint, denn sonst könnte der Artikel nicht mit den Worten schließen: »Ueber die Zahl der Tage, in welchen Gott die obgedachten Dinge erschuf, sind sie einstimmig, aber nur uneinig darüber in ihrem Irrthum, an welchem Tage jeder Gahanbar beginne.« Ungeachtet der großen Verschiedenheit der Tage, an welchen nach diesen verschiedenen Angaben die Gahenbar begonnen haben sollen, stimmen diese verschiedenen Angaben doch in drey wesentlichen Dingen überein; erstens: daß deren nicht mehr als sechs, zweytens: daß der Anfang derselben wenn gleich an verschiedenen Tagen, doch in denselben Monaten, nämlich Erdibihischt, Tir, Schehriar, Mihr, Dei und Isfendermad angesetzt wird; drittens endlich, daß jeder Gahanbar fünf Tage lang mit Festen gefeyert wurde. Hier haben wir den Ursprung der römischen Quinquatria, deren nach allem Anscheine auch im römischen Kalender sechs waren, weil in den uns durch Ovid genau bekannten sechs Monaten dieselben drey Mal vorkommen, deren Epoche mit der der Gahenbar oder persischen Quinquatria zusammenfallt. Das Ende des sechsten persischen Gahenbar waren

die fünf Schalttage, d. i. vom 16. bis 20. März, indem am 21sten, d. i. dem 1. Ferwerdin oder Newruf, das persische neue Jahr begann. In diesen fünf Tagen stehen im römischen Kalender am 19ten die Quinquatria Minervae, während deren Feyer zu Bajae Agrippina gemeuchelmordet ward. Die vierzig Tage des ersten Gahembar endeten am 29. April, an welchem zu Rom die ludi florales begannen, und fünf Tage lang bis auf den 3. May dauerten, wo im römischen Kalender floralium finis steht. Die sechzig Tage des zweyten Gahenbar enden am 28. Junius, in dessen Hälfte zu Rom die Quinquatria Jovis gefeyert wurden. Die 75 Tage des dritten Gahenbar enden am 11. September und am folgenden Tage, am 12., begann der vierte; am 12ten, 13ten, 14ten wurden aber zu Rom Spiele gehalten, und am 13ten wurde vom Diktator der Jahr bezeichnende Nagel eingeschlagen: Idibus Septembribus clavum pangat (Liv. VII. 3). Der fünfte Gehanbar begann nach dreyßig Tagen am 12. Oktober, und am 13. wurden zu Rom die Spiele Jupiters des Befreyers gefeyert, nach einer anderen Angabe drey Tage später, am 16. bis 18. Oktober, in jedem Falle wieder durch mehrere Tage. Die achtzig Tage des fünften Gahenbar endeten am 5. Jänner, und am 6ten begann der sechste Gehanbar, das große ägyptische Fest der Epiphanie des Osiris; zu Rom wurden Agonalia gefeyert. Auf diese Art haben sich die persischen Schöpfungsperioden in den römischen Quinquatriis fortgepflanzt.

Nach den sechs Jahresabschnitten der Gahenbar waren die zwölf Monatsfeste der Schutzgenien, Surusche, festliche Tage, von denen unter den einzelnen Schutzgenien sogleich umständlicher gehandelt werden soll. Außer denselben waren aber noch besondere persische Feste die folgenden zwölf: 1) Newruf, das neue Jahr, Frühlingsanfang, sieben Tage lang mit großen Festlichkeiten gefeyert, am 1. Ferwerdin. 2) Das Befreyungsfest von der Tyranney Sohak's durch Feridun im Monat Mihrmaf am 2.sten nach dem Adschaibul-machlukat Kaswini's, nach Hyde unter Einem mit Mihrgan. 3) Gülgubi, das erste Rosenfest (Siebenm. V. 50). 4) Das Narrenfest am 1. des Monats Afer, ein Eselsritt, wie vormals am Palmsonntage zu Hernals bey Wien. 5) Das Todtenfest während der fünf Schalttage, welche ursprünglich im Monat Aban, hernach aber Ende Isfendermad's, welcher dem Februar entspricht, eingeschaltet worden (im Februar wurden auch zu Rom die Feralia als Todtenfeste gefeyert). 6) Churremruf, nach Kaswini am ersten des Monats Dei (Dezember), ein persisches Gleichheitsfest, an welchem die Könige mit den Bauern gastirten; im Dezember wurden zu Rom die bekannten Saturnalia

gefeyert. 7) Am 13ten desselben Monats das Knoblauchfest, die Dämonen abzutreiben (Kaswini), zu Rom am 21sten Divae Angeronae, ebenfalls einer bösen Göttin mit verbundenem Munde, wie die Perser zu opfern gewohnt waren. 8) Am 15ten desselben Monats machte man Figuren aus Teig oder Thon, und setzte sie in die Hausthüren, worauf sie verbrannt wurden, eine Art Taterman. 9) Am 16ten desselben Monats die Epiphanie des Mithras, welcher in der Nacht als Mondeskalb mit goldenen Hörnern erschien. 10) Sede, das persische Lichtmeß, am zehnten des Monats Behmen (Siebenm. III. 170), nach Kaswini am zweyten. 11) Merdgiran, d. i. Männerfangen, zu Ende Sipendermed's, fünf Tage, binnen welcher die Weiber über die Männer herrschten (Siebenm. V. 119); und 12) Rukaai geschdüm, d. i. Skorpionen-Schrift zur Verfertigung von Talismanen wider Skorpione und andere schädliche Insekten, aus den Zeiten Feridun's her, ebenfalls binnen den letzten fünf Tagen des Jahres.

Die Schutzgenien der einzelnen Tage des altpersischen Monats.

1) Ormusd, nicht nur der Name des guten Geistes und des ersten der Emschaspende, welche um den Thron des Ewigen stehen, sondern auch der Name des Planeten Jupiters. Er begünstigt am ersten Monatstage den Beginn einer Reise, die Anlegung neuer Kleider, die Absendung von Briefen und Gesandten.

Die Nacht Ormusd's ist da, Dezembersterne blinken,
Nun hör' zu reden auf und fange an zu trinken [1]).
(Firdewsi.)

2) Behmen (nicht Bahman oder gar Bachmann), der zweyte der Emschaspende, Schutzgeist der vierfüßigen Thiere, und Beruhiger des aufgeregten Zornes, auch der Name des ersten aller Geschöpfe, nämlich der Urvernunft oder Weisheit (Sophia).

Am Tag Behmen o Freund, gewohnt das Herz zu rauben,
Setz' dich mit Liebenden in schöne Gartenlauben [2]).
(Minotschehri.)

---

1) شب اورمزد امد و ماه دکی
ز گفتن بر اساي و بردار مي
Ferhengi Schuuri I. Bl. 145.

2) بهمن روز اي صنم دلستان
بنشين با عاشق در بوستان
Ferhengi Schuuri I. Bl. 187.

3) Erdibihischt (nicht Ardibihischt [1]), der dritte der Emschaspende, der Schutzgeist der Berge:

O Mond, der Herzen raubt, heut' ist Erdibihischt,
Dem Paradiese gleich ist heut die Flur erfrischt [2]).
(Selman.)

4) Schehriwer, der vierte der Emschaspende, der Schutzgeist der Metalle und des Feuers, das dieselben schmilzt, auch im Monat Schehriwer, als der Geburtstag Darab's, des Sohnes Behmen's gefeyert:

Am Tage Schehriwer ward in des Morgens Horen,
Dem Könige Behmen der Sohn Darab geboren [3]).
(Firdewsi.)

5) Sipendarmed, der fünfte der Emschaspende, der Schutzgeist drr Bäume und der Erde, weßhalb es vorzüglich gut, an diesem Tage Bäume zu pflanzen, neue Kleider zuzuschneiden und anzulegen, und Freunde zu besuchen:

Es soll Sipendarmed dir seinen Schutz gewähren,
Und die Vernunft soll sich in Nahrung dir verkehren [4]).
(Firdewsi.)

6) Chordad, der sechste der Emschaspende, und Schutzgeist der Quellen, nach welchem auch ein großer Feuertempel genannt ward:

Am Tag Chordad ging er mit frohem Sinn hervor,
Ein gut Gestirn, das Glückliches bedeutet, vor [5]).
(Ferdewsi.)

---

[1]) Den besten Beweis für diese fehlerhafte Aussprache, welche durch Anquetil's Sendawesta, und durch Hyde gemein geworden, liefern die persischen Wörterbücher, in welchen dieses Wort nicht unter A, sondern unter E, d. i. dem hemsirten Elif, steht.

[2]) اردي بهشت روزست اي ماه دلستان
امروز چون بهشت برين است بوستان

[3]) بشهريور بهمن ز بامداد * جهاندار داراب ز مادرزاد
Burhani Katii S. 543. Ferh. Sch. II. B. 122.

[4]) سپندارمد پاسبان تو باد
خرد جان روشن روان تو باد
Ferh. Sch. II. B. 86. Burh. Kat. S. 478. Bey dem letzten heißt er Sifendarmef.

[5]) برون رفت شادان بخرداد روز
نه نيک اختر و فال گيتي فروز

7) Murdad (nicht Amerdad [1]), der siebente der Emschaspende, der Genius des Winters, der Früchte und Samen [2]). Firdewsi scheint denselben mit Behmen, dem Schutzgeiste der vierfüßigen Thiere, in dem folgenden Distichon verwechselt zu haben:

Es wolle dir, Chordad, ein frohes Land gewähren,
Zu deinem Stalle soll Murdad stets wiederkehren [3]).

In einer andern Stelle wird Murdad statt Chordad mit Haus und Hof verbunden:

Was immer dir nach Wunsch, das soll dir Gott bescheren,
Es soll dir stets Murdad ein fröhlich Land gewähren [4]).

Diese zwey Stellen beziehen sich bloß auf den Genius, auf den ihm geweihten siebenten Tag aber die folgende des Dichters Selman, aus seinem Mesud u Saad:

Der Tag Murdad die frohe Kundschaft bringt,
Daß sich die Welt nun wiederum verjüngt [5]).

8) Nachdem die sieben ersten Tage des Monats den sieben Emschaspenden geweiht worden, ist der achte dem Genius Dei [6]), d. i. dem Genius der Feyertage gewidmet, wo er uns als Gottestag (Dei) aber mit dem Zusatze des Genius des fol-

---

Dieser Vers findet sich im Glossarium des Schahname angeführt, im Ferh. Sch. I. Bl. 393 befinden sich bloß zwey Distichen von Seratuscht Behram und Emir Moasi, welche nicht auf den Tag, sondern auf den Emschaspend, und auf den Feuertempel Bezug haben; den neupersischen Namen des Tags habe ich weder im Ferh. Sch. noch im Burh. Kat. gefunden.

[1]) Im Glossarium des Schahname wird ausdrücklich gesagt: ضم میم also müßte im Siruse (Sendavesta von Kleuker II. S. 287) wenigstens Amurdad statt Amerdad gelesen werden.

[2]) Burh. Kat. S. 759, Ferh. Sch. II. S. 368, siehe auch Hyde S. 243.

[3]) ز خرداد باش از بر و بوم شاد
تن چارپایانت مرداد یاد

[4]) ز هر چه بکام تو ایزد دهاد
ز مرداد باش از بر و بوم شاد

[5]) روز مرداد مژده داد بدان
که جهان شد بطبع باز جوان

[6]) Ferh. Sch. I. B. 435.

genden Tages, welcher Aser heißt, bezeichnet, und heißt Dei be Aser (nicht Der Peh Ader, wie in Anquetil's Siruse). Er ist die Vigilia des Asertages, und gleichsam der erste Sonntag des Monats, in so weit man den Sonntag nicht als Wochentag, sondern als Feyertag betrachtet. Solcher Gottestage gibt es noch zwey im Monate (der 15. Deibemihr und der 23. Deibedin), also drey ordentliche Gottes- oder Feyertage.

9) Aser, der Genius des Feuers, und der demselben geweihten sieben Tempel [1]):

> Vernünftiger! am Feyertag begehr,
> Den Becher Weins, der feurig wie Aser [2]).

Der Dichter Chakani erwähnt sowohl des achten als neunten Monatstages, d. i. sowohl der Vigilie als des Festes, in dem folgenden Wunsche für die Dauer der Wohlfahrt seines Helden:

> So lang als gestern seyn wird stets vor heut',
> So lang Vigilie sich vor dem Feste freut [3]).

10) Aban, der besondere Schutzgeist der Eisenbergwerke, und der Fundgruben überhaupt, wie Schehriwer, der Genius der Metalle in ihrem rohen Zustande:

> Aban heißt der Monat, Aban heißt der Tag,
> Geeignet zu fröhlichem Trinkergelag [4]).
> (Selman in seinem Mesnd Saad.)

---

1) Ferhengi Schuuri zählt sie auf, I. B. 71: 1) اذرخرداد 2) آذر آين 3) آذر بهرام 4) آذر نوش 5) آذر مهر 6) آذر زردهشت 7) آذربرزين d. i. 1) Sonnenfeuer, 2) thierisches Feuer, 3) Marsfeuer, 4) Opferfeuer, 5) Pflanzenfeuer, 6) Blitzfeuer, 7) das Feuer Serduschts (S. Jahrb. der Literatur B. IX. S. 221).

2) اي ماه رسيد ماه اذر * بر خيز و بده مي چو اذر

Ferh. Sch. I. B. 71.

3) هميشه تا بودكي پيش اذر
هميشه تا بودي پيش امروز

Ferh. Sch. I. B. 71.

4) ابان ماهست و روز ابان * خرم كردن باب رز جان

Ferh. Sch. I. Bl. 79. Burh. Kat. S. 31. In keinem von beyden wird gesagt, daß dem Genius Aban das Wasser untergeben sey, wie Anquetil und Hyde durch die Ableitung Aban's von Ab

Den ersten dem Ormusd heiligen Monatstag abgerechnet, tragen die andern, bis hieher aufgeführten, Tage alle den Namen von Genien, nach denen zugleich Monate des Jahres genannt sind; die beyden folgenden Tage sind den Genien der Sonne und des Mondes heilig, nach welchen aber kein Monat genannt ist.

11) Chor, der Schutzgeist der Sonne, und insbesonders des nach derselben benannten Ostreichs, nämlich Chorasan's, des persischen Oesterreichs, nicht zu verwechseln mit Mihr (Mithras), welcher als Vermittler zwischen Geist und Stoff, zwischen Licht und Materie auf weit höherer Stufe steht[1]).

O Sonnenwangichter genieß' des Sonntags Wonne,
Denn an dem Himmel trinkt heut goldnen Wein die Sonne[2]).
(Selman im Mesud Saad.)

12) Mah, der Genius des Mondes, und zugleich der Name aller Monate überhaupt. Nach dem Ferhengi Schuuri ist in dem folgenden Distichon Firdewsi's Chor und Mah zuerst als Sonne und Mond, und hernach im zweyten Verse als der Genius des Sonntags und Montags zu übersetzen.

Dem Schah soll Sonn' und Mond stets unterthänig seyn,
In dem Pallaste soll stets Sonn- und Montag seyn[3]).
(Firdewsi.)

Kein anderer Tag hat im jesdedschirdischen Kalender so vielfältige Namen als dieser, er heißt Chormed[4]), Ja-

---

(Wasser) verführt glaubten. Der Genius der Wasser ist, wie wir gesehen, Chordad.

1) Aus Chor und Mihr ist das Wort Chormihr zusammengesetzt, gleichsam Sonnensonne, der Name des Schwertes Salomons. Burh. Kat. S. 543.

2) روز خورست اي بدو رخ همچو خور
يافت خور از چرخ فلك باده خور
Ferh. Sch. I. Bl. 395.

3) خور و ماه فرمانبر شاه باد
سرايت ز نور خور و ماه باد
Ferh. Sch. II. Bl. 358. Burh. Kat. S. 739.

4) Burh. Kat. hat dieses Wort nicht. Nach Ferh. Sch. I. Bl. 394 ist es der Name des zwölften, was um so wahrscheinlicher ein Druckfehler, als Chormed, der Sonnige, wohl auf den Tag der Sonne, d. i. auf den eilften, aber nicht auf den Tag des Mondes, d. i. auf den zwölften, paßt.

den [1]), Rafe [2]), und Kinekesch [3]), das ist der Groll-haltende.

13) Tir ist nicht nur der Schutzgeist dieses Tages, und der des gleichnamigen Monats, sondern auch des Planeten Merkur und aller Schützen, weil Tir ein Pfeil heißt. Derselbe Name ward dann auch auf Flüsse, wegen der Schnelligkeit ihres Laufes, übertragen, und so ward Tir der Name des Tigris und des Dniesters [4]). Unter dem Schutze Tirs stehen insbesondere die Maulthiere, und der Tag ist vorzüglich dem Gebete und Bitten günstig.

> O du mit Pfeilenblick am hohen Tag des Tir,
> Steh auf und reich das Glas voll Wein mit Wohllaut mir [5]).
> (Selman im Mesud Saad.)

Im neupersischen Kalender heißt derselbe Tighsen, d. i. der Degenführer oder Schwertschläger. Dieser Name sowohl, als die auf diesen Tag im Monat Tir verlegte Begebenheit des Pfeilschusses des Aresch (Ares, Mars), und die Bedeutung des Pfeiles, beurkunden die ursprüngliche Verwandtschaft Tir's mit Mars, wiewohl Tir heute der Name des Planeten Merkur ist. Wir haben also hier einen Sonntag, Montag und Dinstag (Tirstag) nicht als Wochentage, sondern als den 11. 12. 13. Monatstag [6]).

14) Gusch, der Genius des Ohrs, welches auf persisch Gusch heißt, und aller Geschäfte, zu deren Erfolg ein gutes Ohr vonnöthen [7]). Ohne den Wink des Ferhengi Schuuri würde

---

[1]) Ferh. Sch. II. Bl. 443.

[2]) Derselbe II. Bl. 14.

[3]) Derselbe II. Bl. 229 letzte Zeile.

[4]) A celeritate Tigris incipit vocari: ita appellant Medi sagittam. Plinius L. VI. c. 27. Der persische Genius Tir ist der Gott Tyr der alten Deutschen, und diese Verwandtschaft ergibt sich auch aus der des persischen Tir mit dem berühmten Bogenschützen Aresch (Ares, Mars).

[5])
اي نكاه تير بالا روز تير
خيز و جام باده ده در لحن زير

Ferh. Sch. I. Bl. 298. Burh. Kat. S. 259.

[6]) Im Siruse Anquetil du Perron's (bey Kleuker S. 288) fehlt der 13. ganz und gar, was ein so größerer Fehler, als das Tirfest eines der ältesten persischen Feste.

[7]) Die Idee, die Obhut der Geschäfte dem Schutzgeiste des Ohrs zu übertragen, steht augenscheinlich mit der altpersischen, vom Xenophon erwähnten, Vorstellungsart in Verbindung, vermög welcher die Polizeybeamten die Ohren des Königs heißen. Cyropaedia.

der folgende Vers Firdewsi's von einem Europäer schwerlich zu verstehen seyn.

> Wenn in dem Topf der Zeit der Tag des Gusch aufwallt,
> Sey stets vermehrt der Jugend und des Sinn's Gewalt [1]).
>
> Firdewsi.

Im Glossarium des Schahname wird noch der sechste Vers aus Selman's Mesud Saad angeführt:

> Am Tage Gusch o Freund, mit Moschusmaal,
> Ergreif der Lyra Ohr, zieh' es mit Wahl [2]).

Da im Ferhengi Schuuri zwey Namen für den vierten Monatstag angeführt werden, nämlich Dad-dih und Gusch-nischin, und keiner für den vierzehnten, so ist es wahrscheinlich, daß in einem der beyden ein Druckfehler unterlaufen, und einer derselben der j soedschirdisch Name des 14. Monatstages ist.

15) Deibemihr, dieß ist der zweyte Gottestag des Monats, dessen Namen als Vigilie des großen darauf folgenden Festtages, nämlich des sechzehnten oder Mithrastages bezeichnet ist. Der erste (siehe den 8. Monatstag) war Deibeaser, d. i. der Gottestag mit Feuer, und dieses ist Deibemihr, d. i. der Gottestag mit Sonne, oder eigentlich Mithras. Der Tag, als der halbe Abschnitt des Monats, war nicht minder feyerlich als der erste, oder Tag des Ormusd's. An diesem Tage Aepfel zu essen, zu Narcissen zu riechen, und Abends aus Lilien Rauch zu machen, ward besonders für ersprießlich gehalten, und verbürgte Ruhe und Segen; auch war der Tag besonders gut zum Almosen geben, und zu Audienzen bey Königen. Man machte Figuren aus Wachs, Thon oder Teig, die man öffentlich aufstellte, verehrte und dann verbrannte. An diesem Tage ward Feridun von seiner Amme, der Stierkuh, entwöhnt, und Soroaster begann seine Reise von Iran in die Fremde.

> Heut ist Deibemihr Liebe übe,
> Du vor allen Dingen Liebe übe [3]).
>
> (Selman im Mesud Saad.)

---

1) چو دیگ زمان آورد جوش گوش
خزانیده بادت جوانی هوش
Ferh. Sch. II. Bl. 319.

2) گوش روزی ای نگار مشکین خال
گوش بربط بگیر و نیک بمال

3) دی بمهرست مهربانی کن • کر همه چیز مهربانی کن
Ferh. Sch. II. B. 413. Burh. Kat. S. 386.

lich Behram, Ram und Bad (20. 21. 22.), gibt das folgende Distichon klar an:

So lang als Mihr und Surusch vor Resch,
So lang als Ram und Bad kömmt nach Behram [1]).
(Jafii.)

21) Ram, der Genius der Ruhe, folgt unmittelbar auf den Genius der Reise.

Heut ist der Tag von Ram, des Glückes wahre Rahm,
O Dilaram steh auf, und gib mir ein Glas Rahm [2]).
(Selman's Mesud Saad.)

22) Bad, d. i. der Genius des Windes. An diesem Tage ist vorzüglich gut zu reiten, neue Kleider anzumessen und anzuziehen, und Freunde zu besuchen.

Der Himmel schlägt all seinen Schmuck in Wind,
Im Herbstesmond am Tag genannt der Wind [3]).
(Seratuscht Behram.)

Das ist am 22. Oktober. Der Genius der Winde ist, sonderbar genug, auch der Genius der Ehen, und besonders wurde der 22. im Monate Behmen (Jänner) gefeyert, weil an diesem Tage unter der Regierung des Chosroes Nuschirwan, nach einer Windstille von sieben Jahren, sich zum ersten Male wieder der Wind erhob [4]).

23) Deibedin, der dritte Gottes- oder Feyertag, dessen Name mit dem des folgenden Tages als Vigilie verbunden ist. Man betete an diesem Tage um Abwendung der bösen Geister, um Gesundheit, Wohlstand und Kinder.

---

1) هیشه تا بود از پیش رش مهر و سروش
چنانچه از پس بهرام رام باشد و باد

Ferh. Sch. II. Bl. 178.

2) رام روزست و بخت و دولت رام
اي دلارام خيز و در ده جام

Dilaram heißt die Herzensruhe, und ist der Name einer berühmten persischen Schönheit; die Rahme und der Rahm (statt des Weins) bemühen sich bloß im Deutschen das persische Wortspiel auszudrücken.

3) فلک داد هراب اورا بباد * بهنگام ابانه و روز باد

Ferh. Sch. I. B. 155.

4) Burh. Kat. S. 121.

Er kam in dieses Haus wie Eden aufgefrischt,
Am Tage Resch, im Monat Erdibihischt [1].
(Ansari.)

Die drey Tage, Mihr, Surusch und Resch, sind eigentlich drey auf einander folgende Schutzengelfeste, indem Mithras der vermittelnde Herr der Schöpfung, Surusch der Bote des Himmels, und Resch der Begleiter des Mithras ist.

19) Ferwerdin ist der Genius des Paradieses, und der Bewahrer seiner Schätze, an dessen Stelle in der mohammedanischen Religionslehre der Engel Riswan, so wie an die Stelle von Surusch Gabriel, und an die Stelle von Taschter (der altpersische Genius des Regens und der Rosse) der Erzengel Michael [2]) getreten ist.

Es ist heut Ferwerdin, es ist heut Ferwerdin,
Gebt gänzlich euch der Lust und dem Vergnügen hin [3]).

Der Tag Ferwerdin ist der letzte der zwölf Tage, deren Namen mit denen der zwölf Monatsgenien übereinstimmt, und der nächste trägt den Namen

20) Behram, d. i. des Genius der Reisenden, denselben Namen trägt auch heute der Planet Mars.

Froh und freudig sehen deine Tage,
Wie am Behram's tag ein Festgelage [4]).
(Schems Fachri.)

Die Ordnung der drey dem Ferwerdin vorhergehenden Monatstage Mihr, Surusch und Resch, d. i. des 16. 17. und 18., und der drey auf den Ferwerdin folgenden, näm-

---

und o, so ist frisch auf Resch noch immer besser gereimt, als das persische resch auf chosch.

1) در آمد دران خانه چون بهشت
بروز رش از ماه اردی بهشت
Ferh. Sch. II. Bl. 7.

2) Ferh. Sch. I. Bl. 277.

3) فروردین است روز فروردین
طرب و عیش را کند تلقین

4) روزش بخرمی کذرد * همچو شاهان فرس را بهرام
wörtlich: sein Tag soll fröhlich vorübergehen, wie den Schahen Persiens der Behram. Ferh. Sch. II. Bl. 178. Burh. Kat. S. 175.

lich Behram, Ram und Bad (20. 21. 22.), gibt das folgende Distichon klar an:

So lang als Mihr und Surusch vor Resch,
So lang als Ram und Bad kömmt nach Behram [1]).
(Jafii.)

21) Ram, der Genius der Ruhe, folgt unmittelbar auf den Genius der Reise.

Heut ist der Tag von Ram, des Glückes wahre Rahm,
O Dilaram steh auf, und gib mir ein Glas Rahm [2]).
(Selman's Mesud Saad.)

22) Bad, d. i. der Genius des Windes. An diesem Tage ist vorzüglich gut zu reiten, neue Kleider anzumessen und anzuziehen, und Freunde zu besuchen.

Der Himmel schlägt all seinen Schmuck in Wind,
Im Herbstemond am Tag genannt der Wind [3]).
(Seratuscht Behram.)

Das ist am 22. Oktober. Der Genius der Winde ist, sonderbar genug, auch der Genius der Ehen, und besonders wurde der 22. im Monate Behmen (Jänner) gefeyert, weil an diesem Tage unter der Regierung des Chosroes Nuschirwan, nach einer Windstille von sieben Jahren, sich zum ersten Male wieder der Wind erhob [4]).

23) Deibedin, der dritte Gottes- oder Feyertag, dessen Name mit dem des folgenden Tages als Vigilie verbunden ist. Man betete an diesem Tage um Abwendung der bösen Geister, um Gesundheit, Wohlstand und Kinder.

---

1) همیشه تا بود از پیش رش مهر و سروش
چنانچه از پس بهرام رام باشد و باد
Ferh. Sch. II. Bl. 178.

2) رام روزست و بخت و دولت رام
اي دلارام خیز و در ده جام

Dilaram heißt die Herzensruhe, und ist der Name einer berühmten persischen Schönheit; die Rahme und der Rahm (statt des Weins) bemühen sich bloß im Deutschen das persische Wortspiel auszudrücken.

3) فلک داد هراب اورا بباد * بهنگام ابانه و روز باد
Ferh. Sch. I. B. 155.

4) Burh. Kat. S. 121.

Siehst du den Deibedin die Kron' erheben,
Soll Zeit und Erde was du wünschest geben [1]).
(Firdewsi.)

24) Din, der Genius des Glaubens oder der Religion; an diesem Tage war es gut heirathen, und die Kinder in die Schule schicken.

Du kannst vom Glauben sprechen am Tag Din,
Doch trinke Wein, gib dich der Freude hin [2]).

25) Arad oder Arud (im Siruse Arh, und, nach demselben, Geber der Wissenschaft wie Din). Der Tag ist gut, um neue Kleider anzumessen und anzulegen [3]).

Er ging zum Helden Siawechsch gerad
Im Monat Sipendar, am Tag Arad [4]).
(Firdewsi.)

26) Eschtad scheint nach dem Siruse der Genius des Ueberflusses zu seyn, außerdem daß derselbe, wie der vorhergehende, das Zuschneiden und Anlegen neuer Kleider begünstiget, ist er auch günstig dem Almosengeben und den Bitten um Nothdurft [5]).

Am Tag' Eschtad, im frischen Rosenland,
Nimm Wein, o Freund, aus treuer Freunde Hand [6]).
(Selman's Mesud Saad.)

---

[1]) چو پیدا شود افسر دی بدین
بکام تو بادا زمان و زمین
Ferh. II. Bl. 424.

[2]) دین روز ایا روی توان گفت دین
می خور و شادی کن و خرم نشین
Ferh. Sch. II. Bl.

[3]) Ferh. Sch. I. Bl. 68. Burh. Kat. S. 44.

[4]) همی رفت سوی سیاوخش کرد
بما سپندار در روز آرد

[5]) Ferh. Sch. I. Bl. 102. Burh. Kat. S. 86.

[6]) اشتاد روزم تازه گل بوستان
ای دوست می ستان زکف دوستان

Dir möge froh das Herz, die Seele rein,
Surusch, Eschtad und Resch dein Hüther seyn [1]).
(Seratuscht Behram.)

27) Asüman oder Süman, der Schutzgeist des Himmels, welcher auch im Siruse angerufen wird [2]).

Das ganze Jahr am Tag Eschtad und Asüman,
Sey du an Seel' und Leibe wohl und froh fortan [3]).

28) Seminad, der Schutzgeist der Erde, als welcher schon oben (am 5.) Sipendarmed vorgekommen; der Unterschied zwischen diesem und jenem besteht darin, daß Sipendarmed gleichsam der Führer der Erde, Seminad aber die Erde selbst ist, wie Chorschid die Sonne, und Mihr der Lenker der Sonne, wie Asüman der Himmel, und Ferwerdin der Hüter des Paradieses. Der Tag ist vorzüglich zum Pflanzen, Säen und zur Grundsteinlegung von Gebäuden geeignet [4]). Statt Seminad wird auch Semiad und Samiad gesprochen und geschrieben.

Am Tage Samiad erinnre dich an Wein,
Am Tage Samiad wird lieblicher er seyn [5]).
(Selman's Mesud Saad.)

Wenn Seminad der Tag im Mond' Isfend [6]) erscheint,
Ist ungeplagt das Volk, in Ketten liegt der Feind [7]).

---

1) روانت باد ویژه جان و دل شاد
نکهدارد سروش و رش و اشتاد

Das Wort Wife, welches ursprünglich rein bedeutet, ist augenscheinlich das deutsche weise.

2) Ferh. Sch. I. Bl. 83. Burh. Kat. S. 49 und 485.

3) همه ساله ز اشتاد و از اسمان
تن و جانت باشادي و کامران

4) Ferh. Sch. II. B. 30. Burh. Kat. S. 421. Nach dem letzten ist demselben auch insbesonders die Hut der Huris übertragen.

5) چون روز زامیاد بیاری ز مي تو یاد
زیرا که خوشتر آید مي روز زامیاد

6) Isfend, statt Ispendarmed oder Isfendarmed, der Februar.

7) بروز زمیناد مهر اسفند
نه بیند ستم خلق دشمن ببند

Ferh. Sch. II. Bl. 30.

29) Maraspendan oder Marasfendan [1]) (nach dem Siruse Mansrespan), der Genius des Wortes, oder auch Maraspend, günstig den Heirathen und den Gesellschaften [2]).

30) Eniran [3]), oder auch Ifan [4]) (im Siruse Kaniran), der Schutzgeist des erstgeschaffnen Lichtes, günstig für Kleider anmessen, anlegen, und Geld borgen [5]).

> Stets soll sich Eniran dir froh gestalten,
> Für deine Jünglinge, für deine Alten [6]).
>
> (Firdewsi.)

> Der Mond Sifendarmed war nun geendet,
> Am Tage den man nennet Eniran,
> An welchem Soroaster sich gewendet,
> Zur Gränze her, des Königreichs Iran [7]).
>
> (Seratuscht Behram.)

Dieß sind die dreyßig [8]) Schutzgeister des persischen Monats, und die Dekane desselben. Der bey Plutarch erhaltene Name der Dekane ist vom persischen Dehkan oder Dihkan abzuleiten. Von diesen dreyßig Schutzgenien sind die ersten sieben die Emschaspende, die sieben Fürsten der Geister, welche den Thron Ormusd's umstehen, und deren erster selbst Ormusd heißt, der Genius des Menschengeschlechtes, wie Behmen der der Thiere, Erdibihischt der Berge, Schehriwer der Metalle, Sipendarmed der Bäume, Chordad der Quellen, und Murdad der Saaten. Ihnen folgt Afer, der Genius

---

1) Ferh. Sch. II. Bl. 354.

2) Burh. Kat. S. 734.

3) Ferh. Sch. I. Bl. 124. Unter dem hemsirten Elif, und also nicht Aniran, welches Nichtiran bedeutet, indem das persische A wie das griechische privativ ist.

4) Ferh. Sch. I. Bl. 141.

5) Ferh. Sch. I. Bl. 124.

6)
خجسته هيشه انيران تو
بشادي جوانان و پيران تو

7) سفندارمد رفته تمام * بروزي كه خواني انيرانش ام؟
در ين روز زردشت پاكيزه دين
در آمد سوي حدّ ايران زمين

8) Im Siruse sind nur 29, weil der dreyzehnte, nämlich der Tag Tir fehlt. Daraus scheint es, daß, je nachdem der Monat 29 oder 30 Tage hatte, in dem letzten Falle der dreyzehnte der Schalttag war.

des Feuers, mit vorhergehender Vigilie des Gottestages Dei. Dann Aban, der Schutzgeist der Bergwerke, und die drey Genien der Gestirne, Sonne, Mond, Merkur (Chor, Mah, Tir), und der Genius des Ohrs oder der Geschäfte (Gusch). Der fünfzehnte ist abermal Dei (Idus), und zugleich Vigilie des Mithrasfestes, welchem die drey Schutzengel, Surusch, der Himmelsbote, Reschen, der Menschenbegleiter, und Ferwerdin, der Hüter des Paradieses folgen, dann die drey Genien der Reisen, der Ruhe und der Winde (Behram, Ram, Bad), der letzte zugleich der der Heirathen. Hierauf wird mit vorhergehender Vigilie eines Gottestages, Dei, das Fest der Religion oder himmlischen Erkenntniß, nämlich des Glaubens (Din) gefeyert, welchem Arad, der Schutzgeist der Wissenschaft, und Eschtad, der des Ueberflusses, nachtreten. Endlich folgen die Schutzgeister des Himmels, der Erde, des Wortes und des Lichtes (Asüman, Seminad, Maraspend und Eniran). Außer den drey Gottestagen (Dei) war in jedem Monate noch ein besonderes großes Monatsfest, der Tag nämlich, an welchem der Name des Genius des Tages mit dem des Genius des Monats übereintraf, und an welchem also gleichsam der Namenstag des Monats gefeyert ward. Wir werden nun diese zwölf Feste nach der Ordnung der Monate, in denen sie gefeyert wurden, überblicken.

An allen diesen zwölf Festen wurde das Zuschneiden und Anlegen neuer Kleider, und der Beginn von Geschäften für ersprießlich gehalten. Das erste derselben im ersten Monate des Jahres, welches vormals im Julius, später im März begann, fiel am 19. Monatstag, nämlich am Ferwerdin. Im Erdibihischt (April, ehemals August) war das Monatsfest am 3. Im Monate Chordad (May, ehemals September) am 6. Ausgezeichneter als die drey vorhergehenden war das Monatsfest des vierten Monats, nämlich der 13. Tir (Junius, ehemals Oktober), als der Jahrstag der alten Gränzbestimmung zwischen Iran und Turan, an welchem Aresch einen Pfeil von der Stadt Amul bis an die Ufer des Oxus schoß [1]). An diesem Tage bespritzte man sich gegenseitig mit Wasser [2]), ein noch heute in Indien üblicher, und von dort aus nach Brasilien eingewanderter Gebrauch. Eben so ausgezeichnet war der 17. Murdad (Julius, ehemals November), als das Fest der Lotosblume, welche man noch auf den Sculpturen von Persepolis,

---

[1]) Ferh. Sch. I. Bl. 298. Burh. Kat. S. 259.
[2]) Burh. Kat. S. 34. Ferh. Sch. I. 80.

in den Händen der Könige und ihrer ersten Hofbeamten steht. Dieser Tag ward für besonders günstig gehalten, um vom Schahe, Wesiren, oder anderen Großen, Gnaden zu erbitten [1]). Durch diese Verbindung der Lotosblume und der Bittengewährung erklärt sich das Symbol der Lotosblume in den Händen der zu dem König tretenden Diener, auf den Sculpturen von Persepolis, und die Lotosblume auf den Altären vor allen ägyptischen Gottheiten, und wird dadurch neu beleuchtet.

Im folgenden Monate Schehriwer (August, ehemals Dezember) war das Monatsfest am 4., als Geburtsfest Darab's, geschichtlich verherrlicht [2]). Das größte aller Monatsfeste war das des siebenten Monats, nämlich der 16. Mihr (September, ehemals Jänner), das große Mithrasfest, welches sechs Tage lang gefeyert ward; an diesem Tage hatte Gott die Welt erschaffen; an diesem Tage hatte der Schmied Kawe wider den Tyrannen Sohak den Befreyungssieg erfochten; an diesem Tage hatte Ardeschir Babek, der große persische König, den Thron bestiegen, und die Krone aufgesetzt, in welcher das Bild der Sonne funkelte. Außer dem Anmessen und Anziehen neuer Kleider ward an diesem Tage besonders der erste Unterricht der Knaben begonnen, und Könige setzten ihren Söhnen die Krone zuerst an diesem Tage auf. Die Mobede und Danischmende (Priester und Gelehrten) brachten an diesem Tage den Königen ein siebenfaches Gericht dar, welches aus siebenerley Früchten, nämlich aus Orangen, Aepfeln, Quitten, Granatäpfeln, Jubeben, weißen Trauben und Nabak bestand. Von diesen Früchten zu essen, sich mit Bansalbe und mit Rosenwasser zu waschen, galt als Verwahrungsmittel wider alle Krankheiten bis an das Ende des Jahrs [3]).

Das Monatsfest des achten Monats, Aban (Oktober, ehemals Februar), war abermals geschichtlich merkwürdig als Feyer des Sieges, welchen Sew, der Sohn Tahmasb's, über Efrasiab, den Herrn von Turan, erfochten hatte, und als Tag der Erlösung von großer Wassernoth, indem es nach acht regenlosen Jahren an diesem Tage wieder zum ersten Male geregnet [4]).

Am neunten des neunten Monats Aser (November, ehemals März) wurde das Fest der Feuertempel gefeyert, welche gefegt, gescheuert und ausgeschmückt wurden. An diesem Tage

---

1) Burh. Kat. S. 759. Ferh. Sch. II. Bl. 369.
2) Burh. Kat. S. 543. Ferh. Sch. II. Bl. 127.
3) Burh. Kat. S. 779. Ferh. Sch. II. Bl. 364. In Hyde steht statt Nabak Lotos, und dann wieder sieben Beeren der Myrte.
4) Burh. Kat. S. 31. Ferh. Sch. I. Bl. 79.

war vorzüglich gut Nägel abschneiden, Bartscheeren, und in die Feuertempel gehen [1]).

Der zehnte Monat hieß Dei (December, ehemals April), und wir haben schon gesehen, daß in jedem Monate drey Gottestage oder Dei gefeyert wurden, nämlich Dei Beaser, Dei Bemihr und Dei Bedin (der 8., 15. und 23.). Des Monats Namensfest wurde aber nur am ersten dieser drey Gottestage, nämlich am 8. gefeyert. Der Tag hieß Churremruf, d. i. der fröhliche Tag. An diesem Tage saßen die Könige in einem mit weißen Tapeten ausgeschlagenen Saale weiß gekleidet auf dem Throne, und gaben allen ihren Unterthanen nicht nur freundliches Gehör, sondern speisten sogar mit Bauern an derselben Tafel. Ich bin, sagte der König zu ihnen, wie einer von euch, die Fortdauer der Welt beruht auf Bauen und Säen, Wir und ihr müssen Brüder, und auf immer in Eintracht seyn [2]).

Im eilften Monate Behmen (Jänner, ehemals May) fiel das Namensfest des Monats am zweyten, und war das Fest der Pflanze Behmen (wie der 17. Murdad, das der Lotos). Man streute Blumen des Behmen aus, machte aus beyderley Arten, sowohl aus dem weißen als rothen, Zuckerwerk, und trank den ersten zerrieben in Milch, um das Gedächtniß zu stärken; an diesem Tage verfertigte man Salben, Spezereyen und Rauchwerk, maß und legte neue Kleider an, schnitt Nägel und Bart ab, und legte den Grund zu Bauten [3]).

Das zwölfte Monatsfest wurde am 5. Sipendarmed (Februar, ehemals Junius) gefeyert [4]), und war ein Reinigungsfest von allen Charfesters, oder unreinen Thieren, wider welche Feridun auch an diesem Tage zuerst die Talismane erfand.

Nach dem, was über die persischen Feste der Schöpfungsperioden, der Schalttage, der Schutzgenien, welche alle religiös und über einige wenige andere, welche politischer Einsetzung sind, vorausgegangen, ist es ein Leichtes, dieselben nach den einzelnen Monaten in ihrer Ordnung, mit einem Seitenblick auf die mit denselben zusammenfallenden Feste anderer Kalender aufzuführen. Dabey ist nicht zu vergessen, daß der erste Tag des persischen Jahres, nämlich der erste, Ferwerdin, die Frühlings Tag- und Nachtgleiche (der 21. März) ist, und daß folglich in der Gegeneinanderstellung der Monatsfeste (wiewohl der Ferwer-

---

1) Burh. Kat. S. 41. Ferh. Sch. I. Bl. 70.
2) Hyde S. 253, nach dem Mudschisat.
3) Burh. Kat. S. 176. Ferh. Sch. I. Bl. 187.
4) Burh. Kat. S. 478. Ferh. Sch. II. B. 86.

din zum Theil unser März ist), dem 2. Ferwerdin der 22. März, dem 3. der 23., dem 4. der 24. u. s. w. entspricht, bis ans Ende des Jahres.

I. Ferwerdin (der erste), März (der ein und zwanzigste).

Das persische Neujahrsfest wurde durch sechs Tage gefeyert, an welchen alle Stände und die Abgeordneten der Völker dem König der Könige Geschenke darbrachten. Dieser saß in aller Pracht auf dem Thron, die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne zu bewillkommen. Der erste Tag hieß Newrusi aame, d. i. der allgemeine Newrus, der sechste Newrusi chaßa, d. i. das besondere Neujahrsfest, von Dschemschid so benannt, weil er an diesem Tage nur seinen innersten Hofstaat empfing. Diese sechs ersten Tage des Jahres wurden als Dankfest der Schöpfung gefeyert, so daß dieselben gleichsam alle sechs Schöpfungsperioden, deren erste mit dem 1. Ferwerdin begann, in sich begriffen (Burh. S. 806). Man legte neue Kleider an, und aß Zuckerwerk (Neujahrsgalla, Bonbons). Eine Schüssel aus sieben Früchten wurde dem König dargebracht, und man aß (laut der Encyklopädie Taschköprisade's B. 79, unter der Kunde der Jahreszeiten) von sieben Dingen, deren Namen mit einem S begann, nämlich Zucker (Suker), Sesam (Semsem), Semmel (Semid), Quitten (Seferdschil), eine Art Gewürze (Sumak), Raute (Sesab), und eine Art Eidechse (Sikankur). Das dem Könige dargebrachte Siebengericht bestand nach demselben aus Gerste, Korn, Erbsen, Kicheth, Sesam, Reiß, einem Stück Zucker und zwey Goldstücken. Zu Athen wurde im halben Monate (Thargelion) ein ähnliches, von Porphyrius beschriebenes Fest gefeyert, bey welchem Früchte pyramidenartig aufgeschichtet wurden, und am sechsten des Monats (dem Tage des Newrusi chaßa) wurde Athen gereinigt, und zu Delos das Geburtsfest der Artemis, so wie am folgenden das des Phoibos gefeyert (Diogenes Laertius, bey Gelegenheit des auf diesen Tag fallenden Geburtstags des Sokrates B. II. c. 5 24). In denselben Tagen (vom 21. bis 26. März) wurde zu Rom das Trompetenfest, die Feyer des Atis und Hilaria gefeyert, welches laut Peterson's Bericht dem indischen Huli entspricht.

Der 10., als der Tag Abangah, war ein Loostag; wenn es regnete badeten die Männer, und betrachteten den Tag als ihnen gehörig; wenn es nicht regnete, eigneten sich die Weiber den Tag zu (Siebenm. I. 113, und Burh. S. 31). Mit diesem Waschen der Männer und Frauen scheinen die πλυντήρια im

Monate Thargelion zu Athen in Verbindung gestanden zu haben.

Der 19. war das oben erwähnte Schutzfest des Monatsgenius Ferwerdin, an welchem Tage zu Rom dem Kastor und Pollux als Schutzgenien Feste gefeyert wurden.

II. Erdibihischt (der erste), April (der zwanzigste).

Der 3., das Schutzfest des dem Tage gleichnamigen Monatsgenius, des Schutzgeistes der Berge und Fluren. Zu Rom wurden mit der Gründung der Stadt Tages vorher (21. April) die Palilia und Cerealia, in Aegypten das Schnitterfest gefeyert.

Am 11. das Ende der ersten Schöpfungsperiode, Gahenbar, durch fünf Tage gefeyert, während denen zu Rom die Spiele der Flora und Vesta gehalten wurden. Der 30. April, an welchem dieser Tag fällt, und die folgenden ersten Tage des May, entsprechen dem indischen Feste der Bahawani, und dem Narrenfeste: μωρων εορτη. Das letzte war nach Plutarch (Quaest. rom. 89) der Name der Quirinalia, welche am 3. April, und also inner des Zeitraumes des fünftägigen Gahenbarfestes gefeyert wurden. In diesen Zeitraum gehört auch das erste Rosenfest Gülgubi (Siebenm. V. 50, und Burh. S. 711), an welchem man sich voll Frohsinnes mit den ersten Rosen gegenseitig bewirft.

III. Chordad (der erste), May (der zwanzigste).

Der 6. (28. May), das Fest des dem Monate gleichnamigen Genius der Flüsse und Bäume, in Indien das des Genius des Morgensterns, als Alexander des Großen Geburtstag (am 6. Hekatombäon nach Plutarch Alex IV.), nicht minder geadelt als der 6. Thargelion, der Geburtstag des Sokrates.

IV. Tir (der erste), Junius (der neunzehnte).

Am 11. das Ende des zweyten Gehanbar's, der durch fünf Tage bis zum 15. dauerte, und in welchem aber noch andere große Feste fielen, nämlich: am 12, Jader, die Vigilie des Tirfestes, welches am 13. (2. Julius), als dem Feste des dem Tage gleichnamigen Monatsgenius gefeyert ward. An diesem Tage hatte Aresch durch die unglaubliche Weite seines Pfeilschusses die Gränzen von Iran erweitert (Siebenm. IV. 143, und I. 339). An diesem Tage bespritzte man sich gegenseitig mit Wasser (Abrisan oder Abrisogan I. 82), wie man sich noch heute sowohl in Indien (Asiatic researches VI. p. 299), als in Brasilien mit farbigen Wasserkugeln bewirft. Im Nachlukat Ka-

swini's heißt dieses Fest auch Niranruf und Sirgan, welches beydes nur ein Schreibfehler, statt Tirruf und Risegan, zu seyn scheint. Ist die Leseart Niranruf, d. i Feuertag, richtig, so scheint die Benennung von den Sonnenwende-Feuern hergenommen zu seyn, so daß der längste Tag zugleich durch ausgesprengtes Wasser und angezündete Feuer eingeweiht ward. In Indien heißt dasselbe Fest Tirumal, welches augenscheinlich aus dem persischen Tir, und nicht dieses aus jenem hergeleitet ist. Wiewohl dieser Gahenbar, und das in demselben begriffene Fest Tir, einige Tage später als die Sommersonnenwende fällt, so gilt dasselbe doch für die Feyer dieses großen Jahrabschnittes, und ist also das eigentliche persische Sommerfest, wie Newruf das Frühlingsfest der Perser.

V. Murdad (der erste), Julius (der neunzehnte).

Am 17. (4. August) das Fest des gleichnamigen Genius des Tags und Monats, auch Dschescheni nilufer, d. i. das Fest der Lotosblumen.

VI. Schehriwer (der erste), August (der achtzehnte).

Der 4., das Monatsfest, zugleich der Geburtstag Darab's, war der 21. August, an welchem zu Rom Vinalia und Rustica gefeyert wurden, und zwey Tage darauf (am 23.) die Vulcanalia, mit welchen der Genius Schehriwer, als der Beschützer der Fundgruben und Bergleute, in Verbindung steht. Chasan, am 8. Schehriwer, wo die Sonne in die Jungfrau trat (nach Einigen am 18.), ein Fest der Maghen (Siebenm. II. 125, und Burh. S. 325). Der 26. war der Beginn des 4. Gahenbar's, der 12. September, durch fünf Tage gefeyert; zu Rom fünftägige Spiele, und der Nagel im Kapitol eingeschlagen.

VII. Mihrmah (der erste), September (der siebenzehnte).

Am 16. des Monats Mihrgan oder Mihrdschan, das große Mithrasfest, welches, wie das Newruf, sechs Tage dauerte (vom 16. bis zum 21), und dessen erster und letzter Tag, wie beym Newruf, als das allgemeine und besondere Fest bezeichnet ward; jenes hieß Mihrgani aame, und dieses Mihrgani chaße. Die Festlichkeiten, deren schon oben erwähnt worden, waren fast dieselben, wie am Newruf, und das Siebengericht bestand aus Zucker, Orangen, Aepfeln, Granaten, Jubeben, weißen Trauben und Gewürzen (Siebenm. V. 125). Diese Feyer (vom 2. Oktober bis 7.) fällt ganz und gar mit der der

XII. Isfendermad (der erste), Februar (der neunzehnte).

Am 5. das Fest des gleichnamigen Schutzgenius des Monats. An diesem Tage (23. Februar) wurden die Talismane wider Scorpione und andere schädliche Thiere geschrieben. Dieser ominose Tag war der römische Schalttag (postridie Terminalia intercalares fuerunt. Liv. XLV. 44). Es wurden alle Charfesters, d. i. schädliche Thiere, getödtet. Im Send Avesta Jeschtsade LXX. In Feriduns Namen und Kraft wurden Talismane und Amulete wider Krankheiten und Zauberer geschrieben.

Die Schalttage wurden zur Zeit Jesdedschird's, als das Jahr nicht im März mit der Frühlings Tag- und Nachtgleiche, sondern mit dem Afer (16. November) begann, zu Ende des Aban (welcher damals der letzte Monat im Jahre war) eingeschaltet. Daß dieser Jahresanfang mit dem Monate Afer, statt mit dem Monate Ferwerdin, nicht die Ordnung des ältesten persischen, nämlich Dschemschidischen Jahres sey, auf welche Dschelaleddin Melekschah den Kalender wieder zurückführte, wird sogleich einleuchten. Das Jahr, welches mit Afer begann und Aban endete, ist freylich ein älteres als das Dschelalische, aber nicht das älteste (wie man nach Hyde glauben möchte); das älteste begann, wie das von Dschelaleddin reformirte, mit Ferwerdin, und endete mit Jspendarmed. Die Schalttage wurden immer am Ende des Jahres eingeschaltet, in jenem Jahre Ende Aban's, in diesem Ende Jspendarmed's. Der Namen derselben gibt eine für den hebräischen Festkalender sehr merkwürdige Aufklärung. Sie hießen Furdian, Purdegan oder arabisirt Furdedschan und Fursedschan (Siebenm. I. 284, IV. 69, Burh. S. 605 und Ferh. I. B. 268, und II. B. 217). Die Endsylbe an bezeichnet die vielfache Zahl, wie im Hebräischen das im, und das Stammwort ist Pur oder Fur, welches im Hebräischen Furim oder Purim lautet; dieses ist das hebräische Fest Purim, über dessen wahren Ursprung alle Schriftausleger und Chronographen von Aben Esra bis auf Eichhorn, Gesenius und Ideler im Dunkeln geblieben sind. Aben Esra sagt zwar ausdrücklich in seinem Kommentare, daß Fur oder Pur ein persisches Wort sey, und nach dieser Angabe suchte Gesenius (Handwörterbuch S. 915) den Ursprung in den persischen Wörtern Ber, Bare, Behr oder Behre, welche aber alle nichts damit gemein haben, und auch über den Ursprung des Festes selbst keinen genügenden Aufschluß geben. Diesen geben uns aber das Siebenmeer, Ferheng, Burhan und Dschihangiri, aus welchen der letzte geschöpft

unter Purdegan, Purdian, Furdegan, Furdian und auch Kaswini im persischen Kalender Ende Aban's, unter der arabisirten Benennung Fursedschan. Es waren die fünf persischen Schalttage, welche so hießen, und unter die größten Feste des Jahres gehörten. Das Fest Purdian oder Purian (das hebräische Purim) begriff aber nicht allein die fünf Schalttage, sondern auch die fünf vorhergehenden in sich, so daß das Fest zehn Tage dauerte, wie die obgenannten Quellen berichten, und auch Hyde (p. 248), Ende Aban's, ohne jedoch den Namen zu nennen. Das Fest war ein Todtenfest, an welchen man Speisen auf die Begräbnißplätze trug, damit sich daran die Geister der Helden und Ahnen erquicken möchten. Es war kein Trauerfest, sondern ein Freudenfest den Abgeschiedenen gegeben, gleichsam der Fasching der Todten, Ende Sipendarmed's (welcher dem Februar entspricht) gefeyert. Man halte nun mit diesen Angaben des altpersischen Kalenders aus den glaubwürdigsten persischen und arabischen Quellen, die Gebräuche des römischen und hebräischen Festkalenders Ende Februars und Anfang März zusammen. Die Römer feyerten unmittelbar vor ihrem Schalttage die **Feralia** oder **Parentalia** und die Charistien, welche mit den Todtenfesten in Verbindung standen (Kreuzer's Symbolik und Mythologie 1820 II. S, 622); nämlich Todtenopfer und Gastmahle, vielleicht ist sogar die Fauna oder Fatua, deren Fest einige Tage zuvor vom persischen Furdian abzuleiten, ohne Zweifel aber das hebräische Purim. Das persische Fest begann am 21. Ispendarmed, d. i. am 11. März, und das Purim fällt auf den 13., dieses wird acht Tage, jenes ward zehn Tage lang gefeyert, so daß der Unterschied der zwey Tage, um welche das jüdische später beginnt als das persische, sich leicht erklären läßt. Die Perser schickten Gerichte auf die Begräbnißplätze, wo dieselben, wenn sie nicht die Geister aßen, wohl von den Vögeln oder Armen verzehrt worden sind; die Juden schicken sich Schelach Manud, freywillige Gaben, oder laden sich einander zu Tische. »Uebrigens muß es bey diesem Feste so fröhlich zugehen, daß man auch nicht einmal für die Todten zu trauern gehalten ist« *). Man sieht, wie sich der Sinn des alten persischen Todtenfaschings durch Jahrtausende bis auf heute in dem Kalender und den Gebräuchen der Juden erhalten hat, wiewohl dieselben von dem wahren Ursprunge desselben nichts ahnen, sondern im Purim bloß das Befreyungsfest von der Tyranney Haman's zu begehen glauben. »Es waren Tage des Wohllebens und der

*) Die Kinder Israels, oder religiöse Gebräuche der Juden. Ein Beytrag zur Völkerkunde, von A. Unterrichter. Wien, 1820.

Freude, an dem sie einer dem andern Geschenke schicken, und den Armen mittheilen sollen (Esther IX. 22), daher sie diese Tage Purim nannten, nach dem Namen des Looses (des Todtenfestes der Schalttage IX. 25). Dieß sind die Tage Purim, welche nicht sollen übergangen werden unter den Juden, und ihr Gedächtniß nicht umkommen bey ihrem Samen (IX. 28).

Rec. glaubt durch die Auffindung des Festes Purim im Persischen Purian, der biblischen Exegese keinen minderen Dienst geleistet zu haben, als (im IX. Bande dieser Jahrbücher, S. 23 und 24) durch die geographische Bestimmung des vierten paradiesischen Flusses, des Pischon, welcher so lange irrig für den Phasis gehalten wurde, und kein anderer seyn kann, als der Sihon, indem sich der Name des Landes Chaoila, welches er durchfließt, noch in dem heutigen Chadschend erhalten hat, denn Dschend oder Kend (das englische Kent) heißt eben so viel als das heute noch im Persischen übliche Wila, d.i. Land, auch schreitet der Text in der Ordnung fort von Osten nach Westen, vom Pischon (Sihon) zum Dschihon (Oxus), vom Dschihon zum Chiddekel (Tigris), von diesem zum Frat (Euphrates). Das Ungereimte, daß die alte hydraulische Karte der vier größten Flüsse Hochasiens nicht mit dem kleinen Phasis in Kolchis im Westen beginnen, dann auf Einmal auf den Oxus im Osten abspringen, und dann wieder nach Westen zurückgehen könne, hätte doch längstens allen Schrifterklärern einleuchten sollen. Außerdem findet der Geographe das Land Chawila nirgends wirklich noch heute unter diesem Namen, als in Chadschend. Noch muß Rec. bemerken, daß Ahasverus des Buches Esther nach allen Quellen persischer Geschichte: Lubbul-tewarich (in Büschings Magazin XVII. S. 30), Behdschetul-tewarich, Dschamiul-tewarich, Lari und Fenaji kein anderer persischer König als Behmen, d. i. Artaxerxes Longimanus sey, dessen Mutter aus dem Stamme Saul's (Tauti bey Büsching soll Talut, d. i. Saul heißen), und dessen Gemahlin (Esther) eine Verwandte Rhoboam's, eines Sohnes Salomon's war. Das Behdschetul-tewarich (verfaßt i. J. 851, 1447) sagt, nach der alten Geschichte Kutul-erwah, ausdrücklich, daß Behmen Ardeschir schon einen Theil von Indien beherrscht, und einen Statthalter dahin geschickt habe *).

*) An seman memleketi Hindostan nisf Behmenra bud, aasi schüdend Behmen Achschenosch aalimra be Hindostan siristad we chilafeti an dü wilajet ba o musellem dascht; d. i. das Land Hindostan war damals Behmens, es empörte sich, und Behmen sandte den weisen Achschenosch nach Hindostan, und übergab ihm die Statthalterschaft dieser zwey Länder (ehe war

Das Schweigen der Griechen beweiset nichts wider diese Herrschaft in Indien, und folglich fällt Eichhorns Einwurf (Einleitung in das alte Testament, 1823, III Bd. S. 637), daß vor Darius I. den Griechen bekanntem persischen Eroberer in Indien, kein anderer persischer König Ahasweruſ gewesen seyn könne, hinweg. (Die Fortsetzung folgt)

Art. III. Geschichte der Hohenstauffen und ihrer Zeit, — durch Friedrich von Raumer.

(Fortsetzung.)

O Größ' und Hoheit, tausend falscher Augen
Haften auf dir! In Bänden voll Gerede
Rennt falsches Spähn, mit sich im Widerspruch,
Dein Handeln an! Des Witzes Fehlgeburt
Macht dich zum Vater ihrer müß'gen Träume,
Und zwängt dich ihren Grillen ein!

Mit diesen Kernworten Shakespeare's in seinem »Gleiches mit Gleichem« eröffnet Raumer die Vorrede des dritten Bandes. — Seine Klagen über die sich immerfort lawinenartig vergrößernde Einseitigkeit der Ansichten über Friedrichs II. wildbewegte Zeit sind nur allzugerecht. Wir werden inzwischen mit Freude wahrnehmen, daß der Verfasser durch dieses klippenvolle Meer meist mit sicherem Blick und fester Hand hindurchgesteuert habe.

Der neue Papst Innocenz III. hatte sich vor seiner Erhebung, den Streitigkeiten der Kardinäle fremd, nur mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Dem Irdischen völlig abgestorben, war dessen allseitige Nichtigkeit der Gegenstand seiner beredtesten Darstellungen. Daß er erst 37 Jahre zählte, wurde häufig getadelt. »Er war nicht groß, aber sein Gesicht höchst bedeutend, die Haltung voll Würde. Er war streng und fest gegen Widersetzliche, im Umgange aber milde, und selbst ein Freund anständigen Scherzes und ein heiterer Zuschauer bey Volksfesten. Zwischen Geiz und Verschwendung geschickt die Mitte haltend, sparte er bey manchen Zweigen der Ausgaben, um desto mehr für Almosen und für die von ihm sehr geschätzte Baukunst übrig zu behalten.

---

von Irak die Rede). Achschenosch ging, eroberte es, und kam nach Irak (Babylon) zurück. Hierauf sagt dieselbe Quelle, daß er gefangene Kinder Israels befreyt, und daß seine Gemahlin, welche sie vom Tode gerettet habe, eine Israelitin gewesen sey, Namens Jeser (Esther), macht aber dann den Cyrus zu ihrem Sohne. Esiran ki ef Beni Israil buden hemera áſad kerd we ora feni bud ber wei restkari bedid amed büküscht we ef Beni Israil feni nikah kerd nami an fen *Jeser* bud we ef an püseri amed *Kiresch* nam kerdend, das Dschamiul-tewarich sagt dasselbe auf türkisch.

Kirchliche Uebungen versäumte er nie, und man rühmte ihn als einen guten Chorsänger. Sein Gedächtniß war sehr stark In der Rechtswissenschaft hatte er ungemein große Kenntnisse, und sprach eben so gründlich und gewandt, als er schrieb. Aber alle diese Einzelnheiten finden erst dadurch ihren Mittelpunkt und ihre wahre Bedeutung, daß in ihm der Geist, die Besonnenheit und die Charakterkraft war, welche den gebornen Herrscher bezeichnet, und daß dieser Herrschergeist Bahn und Ziel auf die großartigste Weise vorgezeichnet fand durch seine Ansichten vom Papstthum, vermöge deren der Statthalter Gottes auf Erden aus aller irdischen Abhängigkeit herausgehoben, weit über das Treiben weltlicher Könige gesetzt, den Hülfsbedürftigen ein sicherer Anker, den Bösen ein Schrecken sey! Allein je höher Innocenz sich, seinen Beruf und seine Zwecke stellte, desto gefährlicher und verwerflicher ward andererseits jeder Irrthum und jeder Mißgriff, desto schneidender der Gegensatz zwischen der idealen Ansicht und der wirklichen Ausführung. Daß es nicht ganz an solchen Uebelständen fehlte, wird mancher Theil der folgenden Geschichte, insbesondere die der Albigenserkriege, zeigen. — Auch darf nicht vergessen werden, daß die Zeiten sehr günstig für die Ausführung der Plane des Papstes waren, obgleich gewiß nur wenige verstanden haben würden, sie so zu benützen und zu lenken.«

Für diejenigen, die durchaus nicht müde werden, den Anfang der Welt hinter den Anfang der Reformation zu setzen, glaubt Raumer hier noch beyfügen zu müssen, »wie unpassend es wäre, wenn der Geschichtschreiber obige Ansichten aus protestantischem Standpunkte umständlich widerlegen wollte!? In der Geschichte Friedrichs II. würden die Feinde des Papstthums die damaligen Gegengründe schon entwickelt finden.«

Innocenz wird Herr in Rom. Er forderte, was der Kirche sey, zurück von Markuald oder Markwart von Anweiler (Seneschall des Reiches, Herzog von Ravenna und Romandiola, Grafen von Molisi, einem kühnen und verschlagenen Manne, der als Günstling Heinrichs VI. nicht minder Geld wie Macht gewonnen hatte). Ein anderer schwäbischer Emporkömmling, Konrad Luzenhart, der Herzog von Spoleto geworden, ging aus bloßer Furcht nach Deutschland zurück. (Dieser Konrad Luzenhart und der Konrad von Meran bey Savioli sind wohl zwey Personen?) Beharrlicher aber widerstanden die Städte und der Erzbischof von Ravenna. Doch drang zuletzt Innocenz theilweise überall durch. — Konstanze, die ihren dreyjährigen Sohn Friedrich in Palermo hatte krönen lassen, leistete den Lehenseid,

und als sie ein halbes Jahr nach dieser Krönung 45 Jahre alt, starb (27. Nov. 1198), nannte sie den Papst als Vormund Friedrichs. — Als solcher trat nun auch Markwald, kraft eines unächten Testaments Heinrichs VI., dieses mehr Griechen als Schwaben, als Vormund hervor, wurde aber besiegt, eroberte noch einmal Sicilien und Palermo und den jungen König, als er an den Folgen eines Steinschnittes starb. — Deutsche und Eingeborne befehdeten einander wild. Die aus deutscher Haft entlassenen Gefangenen vermehrten die Erbitterung. Graf Walter von Brienne heiratete Albina, eine Tochter König Tankreds, und trachtete nach dem Reiche. Merkwürdige Siege und Niederlagen. Diephold von Nocera. Die Saracenen erhielten sogar in diesem Gewirre Muth, und brachen aus den Gebirgen auf die Christen hervor. Merkwürdiges Rundschreiben des Knaben Friedrich:

»Allen Königen der Welt und allen Fürsten des Erdkreises, der minderjährige, unschuldige König Siziliens, — nur Friedrich genannt, — Heil im Namen Gottes! Versammelt euch ihr Völker, nahet ihr Könige, eilt herbey ihr Fürsten und sehet, ob ein Schmerz dem meinen gleich sey? Der Vater starb mir, ehe ich ihn sah und kannte, die Mutter wurde dem Kinde entrissen, und wie ein geduldiges Lamm fiel ich in sklavische Abhängigkeit von Dienern aller Art, und aus allen Völkern, welche über Reich und Güter das Loos warfen, und mir, der ich von einer Hand in die andere gerieth, selbst das tägliche Brot darzureichen, für unbequem hielten. In mir wird des Volkes Freyheit verletzt, überall der Name der Kirche gemißbraucht; ich werde mehr beherrscht als ich herrsche, und bitte vielmehr als ich geben könnte. Und dennoch wirkt das Volk mit seiner Thorheit mehr zum Zwiespalt als zum Frieden. Euch selbst, o ihr Fürsten, kommt ihr zu Hülfe, wenn ihr mir beysteht, den Sohn des Kaisers befreyet, die gefallene Krone aufrichtet, und das zerstreute Volk wieder versammelt.«

Aber kein König und kein Fürst half, sondern nur der Papst, den Reichstag nach St. Germano berufend, den Landfrieden thunlichst wieder herstellend, wiewohl nicht gründlich, noch in die Dauer, und ohne seine Rechte als oberlehensherrlicher Vormund zu vergessen. — Geendigt waren hiemit die Leiden dieser schönen Länder keineswegs. In Deutschland ging es auch nicht viel besser.

Als des Barbarossa jüngster Sohn, Philipp, Herzog von Tuscien und Schwaben, in Viterbo die Nachricht vom Tode seines Bruders Heinrichs VI. erhielt, ward ihm die Mühe längerer

Erwägung, ob er den Weg nach Apulien fortsetzen, und den Neffen Friedrich zur Krönung nach Deutschland abholen-solle? durch empörerische Nachstellungen aller Art erspart, die ihm nur mit genauer Noth vergönnten, Deutschland zu erreichen, wo sich hie und da gleicher Frevelmuth aufbäumte, gegen ihn und gegen alles was Stauffisch war. — Friedrichs Wahl ward als erzwungen gescholten, und ein dreyjähriger Regent gar schlecht geschickt zum Regieren. Wider den Sohn des Barbarossa, Philipp, ward der Sohn des Löwen, Otto von Braunschweig, als Gegenkönig erhoben.

Innocenz ermahnte noch einmal zum Frieden, und zu einer neuen, einigen Wahl; aber das Schreiben machte wenig Eindruck, und der Papst war im Falle, mit einem bestimmten Ausspruch, Otto als König zu erkennen. In Deutschland wüthete der Krieg. Mächtiges und furchtbares Walten der Böhmen, die von Philipp zu Otto übertraten. Das Glück schnell wieder zu Philipp gewendet. Seine Lösung vom Bann, und seine fast allgemeine Anerkennung.— Zu Bamberg auf der Altenburg (dem Stammschlosse der Babenbergischen Herzoge von Oesterreich) wurde Philipp meuchlings ermordet, durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach. Es war der Hochzeittag seiner Brudersto chter Beatrix, der Erbin von Burgund, mit Otto dem Andechser, Herzog von Meran. Ein seltsames Dunkel ruht auf dieser That, zumal da Wittelsbach und Andechs den Stauffen ihre Erhöhung verdankten, da Philipp gerade in diesem Augenblick Andechs neuerdings durch Burgund groß gemacht hatte, und Herzog Ottos Brüder, Bischof Eckbert von Bamberg, und Markgraf Heinrich von Istrien, als Mitschuldige erscheinen. Der Gegenkönig Otto wurde selbst inmitten jener wilden Parteyung von keiner Stimme einer Theilnahme des Mordes bezeichnet. Als dem Mörder Otto die Hoffnung fehlgeschlagen, Kunigunden, eine Tochter des Kaisers, zu erhalten, durfte er von Philipp warme Empfehlung hoffen, um Gertruden, die Tochter Herzog Heinrichs in Schlesien, Großpolen und Krakau, zu erhalten Aber Philipp gab ihm Urias-Briefe mit. Ein Zufall öffnete sie, und veranlaßte des Pfalzgrafen unbändige Wuth. — Dieser Gertrud Mutter, die heilige Hedwig, war die älteste Schwester der drey Andechser, des Herzogs Otto, des Bischofs Ekbert, des Markgrafen Heinrich. Hatte vielleicht jener unglückselige, Ottos Hoffnungen vereitelnde Uriasbrief auch die Schwester und die Nichte jener beyden Andechser beschimpft? wurde Gertrud deswegen Nonne? Waren sie dadurch so gereizt, daß sie den blutigen Frevel wenigstens zuließen, und den Thäter zu schirmen wagten? Kaum gibt es eine andere Erklärung. Otto

von Meran wurde von Niemanden bezichtigt. — Schon 1209 schrieb der Papst an König Otto über jenes »detestandum et iniquum judicium, quod contra Babenbergensem Episcopum occasione necis illius nimis exstitit inordinate praesumtum« Der Papst sprach Eckberten allerdings los. Seine Wiedereinsetzung in das Bisthum geschah nicht erst 1215, in Folge eines Fußfalls, und einer Begnadigung Friedrichs II., sondern schon 1211 durch den Erzkanzler Sigfried von Mainz. Schon von 1213 und 1214 finden sich Briefe Eckberts für mehrere fränkische Klöster, Urtheile an öffentlicher Mallstätte, und Heirathsbewilligungen seiner Ministerialen, also volle und ruhige Ausübung der bischöflichen und landesherrlichen Gewalt. — Eben so seltsame Umstände treffen ein bey seinem Bruder, dem Markgrafen Heinrich von Istrien. Dritthalb Monate nach dem Dreykönigstage 1209, wo zu Augsburg feyerlich die Acht über ihn erging, weilte Heinrich, im Begriff einer Wallfahrt nach Rom (»quando Romam perrexi«), auf seinem Eigen, in den tyrolischen Bergen, und beschenkte das Kloster Wiltau mit einer Hube zu Ambraß, nicht wie ein Flüchtling, sondern wie ein Herr, umgeben von vielen Andechsischen Dienstmannen, von seinem Notar, dem Pfarrer Heinrich von Ampaß und seinem Vetter, Grafen Otto von Henneberg. Freylich fielen bald darauf nicht nur beyde Stammburgen, Andechs und Wittelsbach (aus dessen Trümmern Aicha gebaut wurde), durch den Baierherzog Ludwig. Auch eben jenes Andechsische Eigen bey Innsbruck und Ambraß gedieh an ihn als Vollstrecker der Acht. Von Rom floh Heinrich alsbald, wohin ihm sein Bruder Eckbert vorausgegangen war, nach Ungern, zu seiner Schwester Gertrud. Diese nahm bald darauf ein ähnliches Ende, wie König Philipp, weniger wegen der angeblichen Verführung der schönen Gemahlin des Bank-Bans, durch einen ihrer geflüchteten Brüder, sondern wohl vielmehr, weil sie »femineae cogitationi, *virilem* animum inferens, regni tractabat negotia,« weil sie »magistratus quoque reipublicae, *Ungaris neglectis, Alemanis* mandasset,« wegen sehr modernen Münz- und Finanzoperationen (wie ihr »lucrum camerae«), wegen der wirklich großartigen Idee, durch die deutschen Herrn, denen sie Siebenbürgen, durch die Templer und Johanniter, denen sie das Küstenland und die Karpathen vertraute, eine von den Launen der magyarschen Oligarchen unabhängige Gränzmiliz, und gewissermaßen ein stehendes Heer zu erschaffen. — Beynahe scheint es, als wäre Eckbert des Mordes an König Philipp nur darum bezichtigt worden, um eine andere Schuld dadurch zu rügen; denn schon vor jenem blutigen Unfall 1206 — 1207 melden die Chroniken, und die deutschen Konzilien,

Eckbert sey auf den Tagen zu Nürnberg und zu Augsburg gefährlichen Einverständnisses mit seinem Schwager, dem K. Andreas bezichtiget worden, und habe sich »responso in speciem dato, a damno vel periculo« dießmal noch frey gemacht. — Andreas gab den Brüdern auch ein schönes Stück Land in der Zips unter den Deutschen, am Fuße der höchsten Karpathenspitze. — Der Patriarch Fulcher oder Volker von Aquileja war kein Bruder des geächteten Eckbert, wie es S. 144 heißt. Der Andechser Berthold, früher Erzbischof von Kolocsa, wurde erst Patriarch, als dieser Volker 1218 am 23. Jäner starb. Er besaß diesen Stuhl durch 33 Jahre, erlebte das Erlöschen seines Hauses, dem eine sonderbare Laune des Schicksals viel Glück und viel Unglück mit den Wahlen gab, die häufig auf Andechser fielen, immer vom römischen Stuhle verworfen, und zuletzt doch immer bestätigt wurden. — S. 109 heißt es: Wer ist der Markgraf von Rumesberg, der unter den Fürsten steht, die 1199 für Philipp an den Papst schrieben? Rumesberg, Romsberg liegt in Schwaben, an der Günz, bey Obergünzburg und Kempten. Heinrich erhielt auf des Barbarossa italienischen Heerfahrten den Markgrafentitel. Er folgte den Biebereckern ins Lehen von Burgau. Er stiftete 1182 die Benediktinerabtey Yrsee, und wählte dort auch sein Grab. Eine Ottobeuerer Urkunde zeigt ihn mit seinem ganzen Hause: »Ego Hainricus Marchio de Ruomisperc et uxor mea Uodilchildis cum filiis nostris Godefrido, Heinrico, et Chuonrado atque filiabus Irmingarda et Adelheid.« Diese Irmengard brachte einen großen Theil des Romsbergischen Erbes an jenen unechten Welfenzweig von Eppan, der im wildesten tyrolischen Gebirg auf Ulten saß (in Ultimis, ja wohl!), Graf Egno war ihr Gemahl, Graf Ulrich von Ulten, Markgraf zu Romsberg, ihr Sohn, ein treuer Anhänger Friedrichs II., wie Albrecht von Tyrol. Irmengards zweyter Gemahl war Graf Heinrich von Würtemberg. — Ulrich von Ulten, filius filie Henrici Marchionis, nennt Romsberg mehrmals seinen Hauptsitz (capitaneus locus noster Rumesberg), S. 119 werden unter jenen, die 1201 für Philipp an den Papst schrieben, aufgezählt: die Herzoge von Sachsen, Oesterreich, Steyermark, Meran und Zähringen. Der Herzog von Oesterreich und Steyer war einer und derselbe seit der Vereinigung beyder Herzogthümer, Leopold der Glorreiche.

Otto, seines Nebenbuhlers ledig, meinte nun, da in Deutschland Alles einig war, auch Italien ohne viele Mühe zu bezwingen. Dort herrschte aber der Unfrieden und das Unrecht. Die mächtigsten Geschlechter gingen durch eigene Frevel unter, jede Stadt lag wider eine andere in grimmiger Fehde. Schauderhaft,

aber höchst interessant, sind die hier beygebrachten einzelnen Züge von Ceresio Monticuli, von den Salingueras, von der schönen und glühenden Speronella und ihren sechs Männern, und von den furchtbaren Ezelinen. — Ottos Zug über den Brenner in das Etschthal, in die Lombardischen Ebenen, im Sommer 1209. Otto zu Mailand und zu Rom, und schnelles Zerwürfniß mit dem Papste, der auf ihn den Bann legt, indem er Apulien erobert. Während dessen verliert er die Meinung und alles Zutrauen in Deutschland. — Die Fürsten berufen den jungen Friedrich aus Sizilien; der hörte weder den Rath seiner Getreuen, noch das Flehen seiner Gattin, sie und ihren neugebornen Sohn nicht inmitten so vieler Bedrängnisse zu verlassen, achtete nicht der Gefahren, die ihn von allen Seiten umgarnten, schiffte nach Genua, bot allen Nachstellungen von Mailand, und Ottos ganzem Anhange Trotz, erreichte glücklich Verona, mußte dann aber das Etschthal und die Straße neuerdings verlassen, und sich links in die höchsten hohenrhätischen Alpen werfen. Durchs Thal der Albula kam er nach Chur. Der Bischof von Chur und der Abt von St. Gallen grüßten ihn zuerst als ihren König, und führten ihn gegen das alte Konstanz. Ihnen entgegen flog die Kunde: auf die erste Nachricht von Friedrichs Nähe, habe Otto dem Thüringerkrieg ein Ende gemacht, und sey in Eilmärschen am anderen Ufer des Bodensees, in Ueberlingen, ja seine Köche und sein Lagermeister seyen schon in Konstanz, wo er des anderen Tages eintreffen wolle. — Nur Napoleons Landung von Elba auf Antibes, und sein lawinengleicher Marsch über Grenoble und Lyon auf Paris, zu dem unerhörten Schauspiel der hundert Tage, hat mit diesem Zuge Friedrichs Aehnlichkeit, wiewohl Friedrichs Gefahr und seine Seelengröße die des Weltherrschers unserer Tage weit übertraf. Obwohl nur sechzig Getreue mit ihm waren, dringt Friedrich dennoch in Konstanz ein. Die Bürgerschaft erklärte sich für ihn, schloß Otto die Thore, der sogleich sich selbst aufgab, und sich vor dem, »die Menschen bethörenden apulischen Zauberkinde« erst in seinem braunschweigischen Erblande sicher hielt. Friedrich dagegen, schwach und arm, auf dem Gipfel der Alpen, brauste von dort herunter wie ein Waldstrom, nahm sein altes Schwaben, gewann Baiern, eroberte das Elsaß, empfing in Mainz und Frankfurt die Huldigung der meisten Fürsten. Sein Gegner, Otto, verwickelte sich noch überdieß in einen Krieg, England zu Gefallen, mit Philipp August von Frankreich, und erlitt (27. Juli 1214) bey Bouvines eine völlige Niederlage, nach der er fast hülflos nach Köln kam. Der ein und zwanzigjährige Friedrich, Sieger über alle Hindernisse, dachte nun der be-

drängten Christen im Morgenlande, und nahm am Tage nach seiner Krönung zu Aachen das Kreuz.

Die Lage der Christen im Orient seit 1196. — Neuer Kreuzzug, mächtig ermuntert durch Innocenz III. (1198). Vertrag der Kreuzfahrer mit Venedig. Der vier und neunzigjährige Heldengreis Heinrich Dandolo an der Spitze des Zuges. — Jadera (Zara) eingenommen. Venedigs Absichten auf Dalmatien, und auf die ganze ungrische Seeküste. Die Uneinigkeit und die Gräuel in der byzantinischen Kaiserfamilie. Wie die Franken, statt wider die Ungläubigen zu ziehen, ein christliches Reich gegründet, das sogenannte Reich der Lateiner zu Konstantinopel, ist aus diesem Werke bereits einzeln abgedruckt worden, als auch in Hinsicht auf Darstellung eine der schönsten Episoden derselben. — Die kaum glaubliche Feigheit der Griechen. — Wenn die 400,000 Einwohner der Stadt und die Bewohner des ganzen Landes nur einen Augenblick lang ermuthigt, oder durch Vaterlandsliebe ergriffen wurden; wenn der Kaiser, statt zu hindern, nur einmal den bereitwilligen Kräften freyen Lauf ließ; so blieb für das, ohnehin durch Hunger hart gedrückte Häuflein der Fremden keine Rettung. In diesem wichtigen Augenblick entschied aber, — wie leider so oft — die Nichtigkeit des Einzelnen über das Schicksal des ganzen Reiches. Allen Uebermüthigen fehlt der wahre Muth, allen Leichtsinnigen die Standhaftigkeit, und alle Frevler werden über kurz oder lang von innerer, das Gemüth verwirrender Angst ergriffen; so auch der Kaiser. Anstatt zu thun was ihm oblag, und was er noch immer vermochte, entfloh er in der Nacht mit zusammengerafftem Gute, und die Franken, welche schweren Kämpfen entgegensahen, erstaunten, als die Botschaft eintraf: »der geblendete Isaak sey wieder auf den Thron gesetzt worden, und erwarte seinen Sohn und dessen großmüthigen Beschützer.« — Der harte Vertrag, von den Kreuzfahrern dem neuen Kaiser diktirt, Zahlung ungeheurer Summen und Unterwerfung dem römischen Stuhl. Der Kaiser muß seine Beschützer bitten, im Reich zu bleiben, um nicht durch seine eigene Unterthanen Thron und Leben zu verlieren. Murzuflos stürzt endlich Vater und Sohn. Seine Usurpation ist den Franken ein Anlaß, ihn zu stürzen, und in Konstantinopel eine eigene Herrschaft zu gründen. Der zweyfache Sturm und die Eroberung (9. und 12. April 1204). »Auch beym zweyten Sturme wollte es lange nicht glücken, das Belagerungszeug den Mauern zu nähern, viel weniger diese zu ersteigen. Endlich trieb ein günstiger Nordwind zuerst zwey, zu größerer Wirksamkeit an einander gebundene Schiffe (bedeutend genug die Pilgerin und das Paradies genannt) so glücklich gegen einen Thurm in der Gegend des Klosters der heiligen Euphemia, daß

das eine zur Rechten, und das andere zur Linken anlegte, und die Leiter der Pilgerin befestigt ward. Andreas von Urboise und ein Venetianer erstiegen zuerst den Thurm, muthig folgten viele andere, und in dem ungeheuren Lärm und der nach allen Seiten hin getheilten Aufmerksamkeit wurde die griechische Besatzung vertrieben, ehe man ihr zu Hülfe kam. Angefeuert durch diesen Erfolg, drangen mittlerweile auch die übrigen Schiffe herzu, vier andere Thürme wurden erobert, drey Thore gesprengt, und von allen Seiten eilten Ritter und Fußvolk nach dem Orte hin, wo der Kaiser sein Hauptlager aufgeschlagen hatte. Vergebens suchte dieser die Griechen zum Widerstande zu bewegen; vergebens erinnerte er sie, daß der Kampf für die Lateiner in der ihnen unbekannten, feindlich gesinnten Stadt doppelt gefährlich sey. Er sah sich in der allgemeinen Flucht mit fortgerissen, und so ohne Maß war nach dem kurzen Uebermuth der letzten Tage, das Schrecken der Einwohner, daß, nach griechischen Berichten, ein einzelner Ritter Tausende vor sich herjagte. Graf Balduin von Flandern übernachtete — eine günstige Vorbedeutung — in dem scharlachenen Zelte des Murzuflos, sein Bruder Heinrich rechts beym Pallaste von Blacherná, der Markgraf von Montferrat etwas weiter vorwärts gegen das Innere der Stadt.

Aber ungeachtet dieser Fortschritte waren die Franken nicht ohne Sorge, sondern meinten: das Volk könne (wenn es jede Straße, jedes Schloß, jede Kirche der ungeheuren Stadt vertheidigen wolle) wohl noch einen Monat lang widerstehen. Auch hörten sie, daß Murzuflos einen neuen, allgemeinen Angriff vorbereitete.

Um diesen abzuhalten, oder aus Unvorsichtigkeit und Uebermuth, oder auf den Befehl eines deutschen Grafen, entstand in der Nacht eine neue große Feuersbrunst, und bey der hiedurch erhöhten Furcht und Verwirrung verzweifelte auch Murzuflos, und entfloh heimlich durch das goldene Thor. Sobald dieß mit dem Anbruche des Tages bekannt wurde, zankten die Griechen unter einander, ob sie an Theodor Dukas, oder Theodor Laskaris ein Kaiserthum geben sollten, das nicht mehr vorhanden war, und handelten noch über Sold und Geschenke, als die neuversammelten Kreuzfahrer schon herzudrangen, alle aus einander sprengten, und sich nun nach vollkommenem Siege in der ganzen Stadt verbreiteten.«

»Im Pallaste Bukkaleone fand man die verwitweten Kaiserinnen, Schwestern der Könige von Frankreich und von Ungern, und behandelte sie mit Anstand; sonst aber wurde jeder nur ersinnliche Frevel geübt in der unglücklichen Stadt. Zwar suchten die Anführer auf Zucht und Ordnung hinzuwirken: aber ohne

Rücksicht auf ihre Weisungen, trat eine allgemeine Plünderung ein, mit all ihren Gräueln. Niketas, der Geschichtschreiber, einer der angesehensten Männer, floh mit seinem schwangeren Weibe, in geringer Tracht, zu Fuße, aus der Stadt, und hatte seine schönen Töchter durch Schmutz entstellt, um sie frevelhaften Nachstellungen zu entziehen. Aus ihrem kostbaren Pallaste war nichts gerettet, als was sie mit sich trugen! Wenn so für die Mächtigen kein Rath war, wie viel weniger für die Geringen; und die griechischen Geistlichen litten wiederum noch mehr, als die Weltlichen. Selbst für Kirchen zeigte Keiner Achtung. Man nahm alles, was Werth hatte, warf die Hostien aus den Kelchen, zerschlug die schönsten Kunstwerke und Altäre, um sie zu theilen, und zog Lastthiere in die Sophienkirche, welche auf dem glatten, marmornen Boden niederfielen, und ihn verunreinigten. Ein unverschämtes Weib bestieg sogar den Chorstuhl des Patriarchen, und drehete sich singend und tanzend darin umher.«

»So gesellte sich herber Spott zu dem übrigen Elende, und die Habgier, mit welcher die Franken alle heiligen Reliquien wegnahmen, ist nicht minder empörend, als die rohe Gleichgültigkeit, welche sie gegen Kunst und Wissenschaft zeigten. Die Häupter, welche einsahen, wie schnell jene räuberisch wilde Unordnung ihre eigenen Kräfte und Plane zerstöre, setzten endlich fest, daß alle gemachte Beute in drey bestimmte Kirchen niedergelegt, und, dem Vertrage gemäß, zwischen Franken und Venetianer gleich getheilt werde. Ein Fußgänger sollte halb so viel erhalten als ein Reiter, und ein Reiter halb so viel als ein Ritter. Sehr vieles wurde jedoch verheimlicht, obgleich man deßhalb mehrere, und sogar einen Adeligen aufhängte. Immer behielten die Franken noch auf ihr Theil die ungeheure Beute von 400,000 Mark Silber (damals die siebenjährige Einnahme des Königs von England); ferner 10,000 Reitpferde oder Lastthiere und andere werthe Gegenstände von der mannigfaltigsten Art. Nur von Werken der Kunst und Wissenschaft ist, wie gesagt, nirgends die Rede, und allein die Venetianer scheinen dafür einigen Sinn gehabt, und manches Vortreffliche, gleich den vier berühmten Pferden, ohne viele Worte und Anfragen in ihre Vaterstadt gesandt zu haben. Sonst wurden die meisten Kunstwerke aus Erz oder Metall ohne Bedenken eingeschmolzen, und das Unschätzbare in geringes Kupfergeld verwandelt. Durch die drey Feuersbrünste, welche seit der Ankunft der Franken Statt fanden, und (wie Villehardouin sich ausdrückt) mehr Häuser zerstörten, als drey der größten Städte Frankreichs enthielten, hat die Menschheit mehr Unersetzliches verloren, als wenn alle Städte ungebildeter Völker abbrennten. Das unsichere, wurzel- und bodenlos

hingepflanzte fränkische Kaiserthum konnte weder das Alte ersetzen, noch Neues erzeugen: aber der Zorn über die Thaten der Franken wird freylich gemildert, wenn man bedenkt, daß 400,000 Einwohner ihre aufs trefflichste befestigte Stadt von 20,000 Ankömmlingen erobern, und so behandeln ließen; wenn man hört, daß unter deu Griechen Nichtswürdige waren, welche sich sogar des Unglücks freueten, um durch Hökereyen und Angebereyen zu gewinnen!« — Die Wahl eines abendländischen Kaisers im Morgenlande, Balduin von Flandern. Des Papstes Brief an die Kreuzfahrer, nicht ohne Ahnung des großen Gewinnes für den römischen Stuhl aus ihrem Unternehmen, doch mit bitterem Tadel ihrer Frevel, »dem mehr daran gelegen gewesen sey, Konstantinopels irdische Schätze, als die himmlischen Jerusalems zu erobern, dieser Frevel, welche die Griechen von der Rückkehr zum römischen Stuhl abschreckten, die an den Lateinern nichts als Laster sähen, und sie dafür mit Recht, gleich unreinen Hunden, verabscheuten.«

Aufstand der schwer gedrückten Griechen. Ein Jahr nach der Eroberung Konstantinopels, Kaiser Balduin und Dandolo, und die berühmtesten Heeresfürsten der Franken, bey Adrianopel vom Wallachenkönige aufs Haupt geschlagen, der Kaiser selbst gefangen. — Den Franken bleiben nur Konstantinopel, Rodosto und Selybrea. Die drey neuen griechischen Reiche zu Nizäa, zu Trapezunt und in Epirus. Dieß fränkisch-griechische Kaiserthum kam weder jemals in ein rechtes Verhältniß zum Volke, noch nahm außer dem Papst irgend Jemand in ganz Europa recht ernsthaften Antheil daran, und außer Venedig, das allen Handel an sich zog, die Inseln behielt, und ungeheuren Reichthum erntete, gewannen weder die Christen des Morgen- noch des Abendlandes dabey. Die Hoffnungen, die man daraus auch für Syrien und Palästina schöpfte, blieben unerfüllt. Dennoch zeigte der »Kreuzzug der Kinder,« daß der Gedanke an das heilige Land allerdings immer noch stark genug sey, die Gemüther in Bewegung zu setzen.

Wie sehr und in welchem Sinne Innocenz III. auf seine Zeit eingewirkt, weiset uns Raumer zuerst in den Geschichten Deutschlands, Neapels, und in den Kreuzfahrten nach Konstantinopel; sohin auch in allen andern europäischen Reichen, am wenigsten vielleicht in den italienischen und römischen Verhältnissen selbst, desto entschiedener über die angesehensten und mächtigsten Prälaten. Innocenz bestätigte viele Reichsgrundgesetze, empfing die förmliche Unterwerfung mehrerer Fürsten, erhöhte die sich vor ihm erniedrigten, erniedrigte die sich vor ihm erhöhten. Die Ehescheidungen, nicht Alfonsens von Leon allein, auch

eines so gewaltigen Königs, wie Philipp August, nahmen einen für sie schmerzlichen und demüthigenden Ausgang. Nicht Ungern allein kam entschieden unter päpstliche Lehenshoheit, auch der Brittenkönig Johann ohne Land gab einen förmlichen Lehenseid und Lehenszins, und empfing eine Krone als ein päpstliches Geschenk aus den Händen des uns durch Shakespeare so meisterhaft gemalten Legaten Pandulfo. Zugleich ertrotzten seine Baronen den »großen Freyheitsbrief.« — Kurz und bündig sagt Raumer: »Richard Löwenherz starb im Jahre 1199 an den Folgen einer Wunde, und sein Bruder Johann bestieg den Thron, mit Zurücksetzung seines Neffen Arthur. Der neue König zeigte sich listig ohne Geschick, zornig ohne kräftige Haltung, eigennützig ohne große Zwecke, kriegslustig ohne echten Muth, grausam mehr aus Furcht als aus innerer ungeregelter Stärke. Er hatte sich schlecht benommen gegen seinen Vater, seinen Bruder und seinen Neffen; er war mit einem Worte ein elender Herrscher, dem seine Nachbarn und noch mehr der Papst ohne Mühe etwas abgewinnen konnten. Hiezu bot sich dem letzten eine schickliche Gelegenheit, durch die zwiespältige Wahl des Erzbischofs von Canterbury.«

Bewegungen gegen die folgerechte und siegreiche Weise, womit nicht nur Innocenz des III. große Persönlichkeit, sondern der unsterbliche Geist des Papstthumes in alle Ereignisse eingriff, — Einwendungen entweder gegen die Lehre im Verhältnisse der Philosophie zur Theologie, oder gegen die Kirchenverfassung im Verhältnisse der geistlichen zur weltlichen Macht, von den gegenwärtigen Formen der Kirche im Gegensatze der viel einfacheren der Vorzeit, dazwischen die lange Reihe der Mystiker.

Die Katharer oder die Reinen, ihre wirklichen Irrthümer und die Abgeschmacktheiten, die man ihnen nachsagte. Die weniger sonderbare und doch viel umfassendere Lehre der Waldenser, um Albi, Albigenser. Ihr Beschützer, Graf Raimund von Toulouse, und seine wüthenden Feinde, Graf Simon von Montfort, Anführer des Kreuzzuges wider Raimund, und der Bischof Fulko von Toulouse. Unerhörte Grausamkeiten. Im erstürmten Beziers siebentausend Menschen in der Magdalenen-Kirche verbrannt, zwanzigtausend ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes niedergemetzelt Viele Albigenser um die Märtyrerkrone in die Flammen springend, aber auch diejenigen verbrannt, welche ihre Ketzerey abschwören wollen! Der König Arragoniens, der seinem Schwager Raimund zu Hülfe kommen wollte, durch Simon von Montfort aufs Haupt geschlagen, der

König selbst gefangen, und auf die Aeußerung der Dominikaner, ein solcher Abtrünniger verdiene nicht zu leben, niedergehauen!

Die Kirchenversammlung in Rom (1215) und ihre wichtigen Beschlüsse. — Friedrichs II. Versprechen, die Kaiserkrone und beyde Sicilien zu trennen, und letzteres seinem Sohne Heinrich völlig abzutreten, auch zur Rettung des gelobten Landes den Kreuzzug anzutreten, von welchem sich das Größte hoffen ließ bey der Einigkeit solcher Männer, wie Innocenz III. und Friedrich II. — Aber schnell starb Innocenz, erst 55 Jahre alt. — Honorius III., sein Nachfolger, wollte lieber »mansuetudine quam rigore« herrschen. In diesem Sinne, wollte der neue Papst, sollten auch die weltlichen Fürsten ihre Unterthanen beherrschen, und die besten Verhältnisse zwischen der geistlichen und weltlichen Macht schienen vorhanden, wenn anders die letzte der irrigen Hoffnung entsagte: ein persönlich milder und in allem Erlaubten nachgiebiger Papst könne oder werde auch die Hauptstützen des Papstthumes sorglos untergraben lassen.

Honorius Hauptunternehmen, die Förderung des Kreuzzuges. Dennoch nicht einmal unter denjenigen, die um Hülfe baten, unter den Christen im Morgenlande, Beseitigung ihrer Privatfehden, um wie viel weniger unter denjenigen, die ihnen Beystand leisten sollten. — Der Kaiser Otto, Friedrichen noch immer nicht unterworfen, die Kräfte der Kreuzfahrer zwischen den Albigensischen Ketzern und den heidnischen Preußen und Liefländern getheilt, die nordischen Reiche zu fern, in Frankreich, in Spanien, in den brittischen Inseln innerer und äußerer Krieg, unter den italienischen Städten unversöhnliche Zwietracht. — Nach dem Tode Kaiser Heinrichs von Konstantinopel wollte eine Parten den Gemahl seiner Schwester, Grafen Peter von Auxerre, die andere den Gemahl ihrer Tochter, den Ungernkönig Andreas. Eine Verbindung des Reichs der Lateiner in Byzanz mit Ungern hätte dem ersteren wahrscheinlich Festigkeit und Dauer, den Kreuzfahrten neuen Antrieb und eine sichere Basis gegeben, und die Türken für immer von Europa abgehalten. Aber diese letzte große Hoffnung scheiterte an der alten Eifersucht Venedigs gegen Ungern.

Obgleich der gelehrte Verfasser es nicht zu glauben scheint, oder aus Vorliebe für seinen wahrhaft großen Lieblingscharakter (den er offenbar weit mehr, als den Barbarossa, begünstigt), es nicht zulassen will: Friedrichen war es auch nicht einen Augenblick Ernst mit der Trennung und mit der Unabhängigkeit des sicilischen vom deutschen Reiche. Dieses und der immer verschobene Kreuzzug (wobey die Entschuldigungen manchmal nicht viel

besser waren, als jene des Polenherzogs Konrad: er könne nicht nach Palästina ziehen, weil es ihm zur andern Natur geworden, weder Wein noch klares Wasser, sondern nur Bier und Meth zu trinken), diese beyden Steine des Anstoßes näherten wieder den Papst und die Lombarden.

Der obskure Tod des Gegenkaisers Otto von Braunschweig auf der Harzburg, 19. May 1218, im 43. Lebensjahre.

»Otto besaß weniger Ueberlegenheit des Geistes, als Beharrlichkeit des Willens; aber diese Beharrlichkeit war nicht zu einem wahrhaft großen Charakter hinangebildet, sondern erscheint bey dem Mißverhältnisse seiner Kräfte und Vorsätze bisweilen als Halsstarrigkeit. Auch muß man bedauern, daß der Wechsel seines Benehmens gegen den Papst die kirchlichen Verhältnisse nur noch mehr verwirrte, und daß seine Fehden wider die Hohenstauffen sehr dazu beytrugen, in Deutschland die friedliche Entwicklung einer gemäßigten Königsmacht neben ständischen Rechten zu vereiteln.«

»In dieser selbigen Zeit, wo mit Ottos Tode die Welfen niedersanken, wo mit dem kinderlosen Hintritt Bertholds V., Herzogs von Zähringen, den Stauffen ein alter Widersacher verschwand, hob Friedrich II. ein Kind aus der Taufe, auf dessen Haupt, nach dem furchtbaren Untergange aller Hohenstauffen, Deutschlands Krone gesetzt ward: Es war Rudolph von Habsburg.«

Im Kreuzzuge von 1217 waren ungewöhnlich viele süddeutsche Fürsten und Edle: Herzog Otto von Meran und sein Bruder, Bischof Ekbert von Bamberg, Graf Albrecht von Tyrol, der Erzbischof von Salzburg, Leopold der Glorreiche, Herzog von Oesterreich und Steyer, mit den Grafen von Bogen und Playen, dem Abte von Mölk, den Stubenbergen, Auersbergen und Kuenringern. — Friedrich setzt die Wahl seines Sohnes Heinrich durch. Sein Zug nach Italien, die vielfachen Frevel der Lombarden. Der Podesta von Mailand thut den Erzbischof in den Bann. Der Herzog von Oesterreich weigert Anfangs die Mitunterschrift der vom Papste vorgelegten Kapitulation. Die Kaiserkrönung. — Krieg zwischen Florenz und Pisa wegen eines Hundes. Friedrichs Gesetze über die Freyheiten der Geistlichen wegen menschenfreundlicher Behandlung der Pilger und Landleute, streng gegen die Katharer, Arnaldisten, Leonisten, Speronisten und andere Ketzer. Friedrich gegen Neapel. Der Papst behandelt ihn: »in pace et gaudio,« zugleich als »imperatorem et regem Siciliae.«

Sein Bestreben zur Gründung einer festen Macht im untern

Italien, der sichersten Stütze gegen den Papst, eines nothwendigen Anhaltspunktes zur allgemeinen Herrschaft über Italien, über die Halbinsel. Wie vorher die Königswahl seines Sohnes Heinrich, so will Friedrich jetzt die neue Ordnung der Dinge in seinem apulischen Reiche vollenden, bevor er sich in die fernen Gefahren des Kreuzzuges begäbe, zu welchem der Eifer beynahe in ganz Europa erkaltet war.

Rückkehr des Ungernkönigs Andreas aus Syrien in sein verwirrtes Reich. Das Kreuzheer in Aegypten. Damiette belagert und erobert, aber, um das Heer vor Hunger und Wasserflut zu retten, bald wieder zurückgegeben. — Des Papstes Unwille. Die Zusammenkunft in Ferentino. Neue Schwierigkeiten. Der Vertrag über die Zeit, in welcher, und über die Macht, mit welcher der Kaiser dem gelobten Lande zu Hülfe ziehen soll. Er gibt die eigene Einwilligung, daß der Bann über ihn gesprochen werde, weiche er von diesen Bedingungen.

Gänzlicher Verfall des lateinischen Kaiserthums in Konstantinopel. Der Reichsvikar Engelbert von Köln, die Zierde Deutschlands, von seinem wilden Neffen Friedrich von Isenburg grausam ermordet. — Friedrich, als Gemahl Jolanta's, König von Jerusalem. Bittere Vorwürfe des Papstes. Die Lombarden erneuern einen Bund, sperren dem Kaiser die Thore ihrer Städte und die Pässe der Alpen. Honorius zweydeutige Vermittlung, die dem Kaiser gar keine Genugthuung gewährt, und hierdurch seine Rechte in Zweifel zieht, und sein unvermutheter Tod.

Gregor IX. Sein strenger Ernst. Einschiffung des Kaisers und Rückkehr desselben binnen drey Tagen wegen eines Fiebers. Das ihm allein vertrauende Kreuzheer zerstiebt nach allen Seiten. Der Bannfluch über ihn in Folge des eben angeführten Vertrages von St. Germano. Friedrichs Rechtfertigung im geraden Widerspruche mit den Grundsätzen der herrschenden Kirche. Von dem an keine Rede mehr von einzelnen Anlässen des Zwiespalts, sondern nur von einzelnen Anlässen eines vorübergehenden Friedens: überall der Kampf für die Unabhängigkeit der Staaten von der geistlichen Gewalt, die Aufgabe, die der Kaiser weder geben konnte noch wollte.

Der Kaiser wollte den Kreuzzug, aber nur einen erfolgreichen, und hätte den Weg der Unterhandlungen mit den Mohammedanern, den unsicheren Würfeln des Krieges vorgezogen. Bey der unter dem Heere ausgebrochenen Seuche kann des Kaisers Krankheit eben auch keine besondere Verwunderung erregen. Daß der Papst sie geradezu Lüge schalt, gab dem Streit eine

sehr gehässige Wendung. Der Bann lag schon im Vertrage von St. Germano. Bey diesem hätte der Papst stehen bleiben sollen, aber er griff die Entschuldigungsgründe Friedrichs an, und nannte sie unwahr, eine Blöße, die der Kaiser nicht unbenützt ließ. Geleistet hat er übrigens in Geld und Mannschaft mehr, als er versprochen. Er gewinnt die Frangipanis, und wie Gregor am zweyten Ostertage den Bann wider ihn erneuert, das sicilische Reich für verwirkt, die Unterthanen der beschwornen Treue los und ledig erklärt, zwingt ihn das Volk zur Flucht nach Perugia. — Trotz dem, daß er eben seine Gemahlin Jolantha im Wochenbette verloren, schiffte Friedrich sich mit Heeresmacht ein und landet in Akkon.

Des Morgenlandes traurige Lage. Nichts desto weniger verfolgen Bannflüche, und bekriegen sich dort Geistliche und Geistliche, Laien und Priester, Templer und Johanniter, Venediger, Genueser und Pisaner. Friedrich, vorher gebannt, weil er den Kreuzzug nicht angetreten, jetzt nochmals gebannt, weil er ihn angetreten, und allen Christen verboten, ihm zu gehorchen, ja während der Kaiser im Morgenlande streitet, ein päpstliches Heer feindlich in Neapel.— Rühmlicher Friede zwischen dem Kaiser und dem Sultan Camel.— Jerusalem und die übrigen heiligen Orte den Christen überlassen. Freye Religionsübung auch für die Mohammedaner. Friedrichs feyerlicher Einzug in Jerusalem, dessen Krone er auf sein Haupt setzt. Der strengste Bann wider ihn erneuert. Nachstellungen der Templer wider den Kaiser. Der Patriarch verwirft den Frieden aus Nebenabsichten hinterlistigen Eides. Friedrichs Rückkehr in sein Erbreich, aus dem das päpstliche Heer schimpflich entflieht. Friede von St. Germano. — Der Verfasser geht nun zu Friedrichs Gesetzgebung und Verwaltung seines apulischen Reiches über: einem der quellengemäßesten, durchdachtesten und überhaupt schönsten Abschnitte des ganzen Werkes.

»Friedrichs Klugheit und Strenge hatten allerdings bisher über allen Ungehorsam und über allen Aufruhr gesiegt; allein die Ereignisse während seiner Abwesenheit in Asien bewiesen, wie geneigt die schnell sich erkennenden und gesellenden Friedensfeinde waren, jeden günstigen Augenblick zur Erneuerung ihrer Willkür zu benutzen, und wie schwer es dagegen den Wohlgesinnten fiel, in ihrer Zerstreuung wirksam gegen jene aufzutreten. Diesen Bessergesinnten war die Richtung und Gränze ihres Widerstandes nicht genau bezeichnet, es fehlte an einem untrüglichen Maßstabe ihres Urtheils, an einem festen Mittelpunkte ihrer Thätigkeit, an dem Zauberworte, ohne welches das Böse sich immer und

überall für das Gute ausgibt, die Unbefangenen betrügt, und die Kräftigen lähmt, es fehlten fest ausgesprochene, allgemein anerkannte Gesetze. Friedrichs durchdringender Blick erkannte das Uebel in seinem ganzen Umfange, und er beschloß, nicht an dem Einzelnen hier und da zu künsteln, oder Einzelnes oberflächlich zu heilen, sondern alle Mängel in der Wurzel zu ergreifen, und von Grund aus zu vertilgen. Er war der erste, welcher seit Jahrhunderten den großen Gedanken faßte, Gesetzgeber seines Volkes zu werden: aber irrige Abwege lagen ihm so nahe, als jedem anderen, der dasselbe versuchte, und die entgegentretenden Hindernisse erschienen hier fast größer als irgendwo.«

»Wie überhaupt des Kaisers Staatsmänner und Beamte mehr heraustreten, als seine Feldherren und als seine Kriegsobersten, so war auch die Seele dieser Gesetzgebung, des Kaisers Liebling, Peter de Vineis, von Capua, ein Bettelstudent der berühmten Bologneser Hochschule, von großen Gaben, von unermüdbarer Arbeitsamkeit und von gewinnenden äußeren Vorzügen. — Die neue Gesetzgebung (1221 — 1231) sollte Normännern wie Saracenen gelten, Griechen und Italienern, Lombarden und Franken, Christen und Juden, — Kirche und Staat ausgleichen, Adel und Klerus, Bürger und Bauer vereinigen und versöhnen. — Friedrichen fiel es keineswegs ein, alles neu zu machen. Er erklärte sich nur für den Hersteller der alten Ordnung. — Staatsrechtliche Verhältnisse des Reiches zum Papste. Geistliches Gut und kirchliche Gerichtsbarkeit. Longobardisches und fränkisch-normannisches Lehenwesen. Möglichste Abhängigkeit der Lehensleute von der Krone und möglichste Sammlung aller Justizzweige in der allgemeinen Staatsgewalt. Städte und Bürger. Landleute. Dienst- und Loskaufsverträge. Aufhebung und Milderung der Leibeigenschaft, gegen die sich der Klerus schon früher erklärt hatte. — Die Ortsbehörden und Reichsbehörden. Bürgerliche Rechtspflege und Gerichtsordnung. Abschaffung der Ordalien. Gottesgerichtskämpfe. Außerordentliche Milderung der Folter. Polizeyliche Satzungen. Handel und Gewerbe. Handelsverträge, namentlich mit Venedig. — Prohibitivgesetze und Ausfuhrverbote. Ueberaus blühender Handel, zumal nach dem Morgenlande. Die sieben großen Jahrmärkte. — Die große und reiche Judengemeinde zu Palermo. Die jüdischen Flüchtlinge aus Afrika dürfen sich nicht mit ihr vereinigen, auch nicht handeln, sondern müssen den Landbau treiben. Daß Juden auch in öffentlichen Aemtern gewesen, dürfte kaum einem Zweifel unterliegen. Treffliche Reglung des Münzwesens. Im großen Geldmangel, bey der Belagerung von Faenza, le-

derne Münzen nach Weise der Augustalen ausgeprägt, gegen künftige Einlösung ausgegeben. — Die Steuern, von denen Klerus und Adel keineswegs ausgenommen blieben; die Krongüter und ihre Verwaltung. — Die Wissenschaft, die Schule von Salerno. Die Studien von Montecassino. Vorherrschaft der griechischen Sprache, verbreitete Kenntniß des Arabischen, aus welchem viel ins Lateinische übersetzt wird. — Friedrichs Hochschule zu Neapel. — Die Kunst. Einwirkung der morgenländischen Griechen auf selbe. Liebe Friedrichs für sie, und hoher Genius des Pisaners Nikola als Bildhauer, Baumeister und Stempelschneider. — Kunstsammlungen Friedrichs in Kapua und Neapel, und Nachgrabungen. Hoher Aufschwung der Baukunst. — Die guten Sänger in Friedrichs Kapelle, in welcher die griechische Sangweise von der römischen allmälich ganz verdrängt wurde. — Dieser höchst ausgezeichnete Abschnitt schließt mit des großen normannisch-deutschen Kaisers Persönlichkeit, Religion, seinen Kenntnissen, seiner Lebensweise und seinen Ergötzungen.

»Friedrich war nicht groß, aber fest gebaut, blond, und in allen körperlichen Uebungen, in allen mechanischen Künsten sehr geschickt. An die schöne Stirne schloß sich die fast antik gebildete Nase auf feine Weise an, der Mund war wohl gestaltet, das rundliche Kinn keineswegs schwach abfallend, und das Auge drückte in der Regel die freundliche Heiterkeit, auf ernste Veranlassung aber auch Ernst und Strenge aus. — Merkwürdig ist überhaupt, um sogleich von dem Aeußeren auf das Innere überzugehen, die fast beyspiellose Verbindung des höchsten Ernstes, der größten Strenge und Folgerechtheit, mit der natürlichsten Heiterkeit, und einem zu Lust und Scherz aller Art fähigen, überall geistreichen Gemüthe. Wenn auch die bitteren Erfahrungen eines langen Lebens allmälich im Alter die erste Seite vielleicht mehr hervorgehoben haben, so verschwand doch nie der Glanz, welcher von der zweyten ausging; und wenn auch die zweyte bis an Gefahren und Abwege führte, so richtete doch die ernste Kraft ihn bald wiederum in die Höhe, und seine durch ein halbes Jahrhundert ununterbrochen rastlose Regierungsthätigkeit widerlegt am besten die Anschuldigung, als sey der Kaiser oft in Lüsten untergegangen. Selbst seine größten Feinde können ihm ihr Lob nicht versagen, sondern gestehen: er war ein kühner, tapferer, edelgesinnter Mann, von den größten natürlichen Anlagen, freygebig, aber doch nicht verschwenderisch, voller Kenntnisse. Er verstand griechisch, lateinisch, italienisch, deutsch, französisch und arabisch. Er gab nicht bloß die Gesetze, sondern ließ auch genau untersuchen, ob sie gehalten wurden, und strafte die untauglichen Beamten so streng, daß sie von Un-

bilden möglichst abgeschreckt wurden. Die Geringsten durften gegen ihn klagen, und jeder übernahm ohne Furcht deren Vertheidigung.«

»Von dem Vorwurfe der Irreligiosität, welcher dem Kaiser gemacht wurde, muß in der weiteren Geschichtserzählung mit mehrerem die Rede seyn. Hier genüge die Bemerkung, daß er allerdings kein Christ war in dem Sinne, wie es der Papst von ihm verlangte, daß aber ein Kaiser, der durch den Widerstand gereizt, durch Erfahrungen belehrt, durch Untersuchungen aufgeklärt, und dadurch, wir möchten sagen, Protestant geworden war, im höheren Sinne immer noch Christ blieb, und um des Verwerfens einzelner kirchlicher Formen willen, keineswegs dem Judenthume oder dem Mohammedanismus näher stand, oder gar in einen geistlos-gleichgültigen Unglauben hineingerieth. Vielmehr würden ihm Manche, nach späteren Ansichten, Vorwürfe wegen seines Aberglaubens machen können: weil er Todtenmessen für seine Vorfahren halten ließ, den Klöstern und Kirchen Schenkungen machte, und überhaupt unter dem Vorbehalte, daß man dem Kaiser gebe, was des Kaisers ist, die christliche Kirche für höchst wichtig und schlechthin unentbehrlich hielt. Sogar der Glaube an Wunder wird ihm, sonderbar genug, neben seinem Unglauben zugeschrieben. Als er nämlich das ungehorsame Katania strafen wollte, stand des Morgens Agathe, die Schutzheilige der Stadt, auf seinem Gebetbuche, und sagte ihm: »Beleidige mein Vaterland nicht, denn ich räche die Unbilden;« worauf Friedrich von seinem Vorhaben abstand. Diese Erzählung ist indeß erfunden, und es liegen andere Gründe zur Hand, warum der Kaiser seine eigene Stadt nicht zerstörte; dagegen hat es keinen Zweifel, daß er nach damaliger Sitte Sterndeuter hielt und auch befragte. Ihren Ausspruch fürchtend, daß er unter Blumen sterben werde, habe er Florenz nicht betreten, und wie es wohl zu gehen pflegt, scheint Spott über solche Weissagungen und eine dunkle, Vorsicht erzeugende Besorgniß zugleich obgewaltet zu haben. Im Jahre 1227 gab ihm sein Sterndeuter, wahrscheinlich auf Veranlassung spöttischer Zweifel, in Vicenza einen versiegelten Zettel, worin stand, zu welchem Thore er hinausgehen werde. Friedrich ließ, damit dieser Ausspruch zu Schanden werde, ein Loch in die Mauer brechen, und ging hindurch; aber siehe, im Zettel hieß es: der Kaiser wird durch ein neues Thor hinausgehen. Ob schon ein anderes Thor das neue hieß, ob der Kaiser Kenntniß, Zufall oder Betrug darin sah? ist schwer zu entscheiden. Ueberhaupt erhielt an Friedrichs Hofe der Sterndeuter nie die große Bedeutung, und verleitete nie zu

so finsteren Schritten, wie etwa bey Ezelin von Romano. Vielmehr trieb der Kaiser seinen Sterndeuter, Michael Skotus, zu mehrseitigen echten Erforschungen der Natur und zum Uebersetzen der Thiergeschichte des Aristoteles. Doch nicht Skotus, sondern Friedrich selbst war der Meister in diesem Fache. Wir besitzen von ihm ein Werk über die Kunst, mit Vögeln zu jagen, welches nicht etwa bloß dadurch eine oberflächliche Merkwürdigkeit erhält, daß es ein Kaiser schrieb, und eben so wenig ein Jagdbuch ist, wie es viele Ritter damals hätten schreiben können, wenn sie überhaupt der Feder mächtig gewesen wären. Jenes Werk enthält vielmehr neben einer in der That sehr scharfsinnigen Anweisung zum Behandeln der Jagdvögel und zur edelsten aller Jagdarten, zur Falkenjagd, in seinem wichtigern Theile so erstaunlich genaue und gründliche Forschungen über die Natur der Vögel, daß Sachverständige selbst in unseren Tagen behaupten, der Kaiser verdiene deßhalb den größten Männern in diesem Fache beygesellt zu werden. Er handelt von der Vögel Lebensweise, Nahrung, Nesterbau, Zeugung, Jungenpflege, von ihren Krankheiten und den Heilmitteln derselben, von Federn, Flug, allen äußeren und inneren Theilen ꝛc. Gleiche Aufmerksamkeit verdient ein anderes, bisher vernachläßigtes Werk über die Natur und über die Behandlung der Pferde.«

»Auch war Friedrich der erste, welcher, seine freundschaftlichen Verhältnisse zu morgenländischen Herrschern benutzend, fremde Thiere behufs naturgeschichtlicher Zwecke kommen ließ, und in eigenen Häusern und Gärten unterhielt. Er besaß Kamehle, Leoparden, Tiger, Löwen, Giraffen u. dgl. Dieß mochte, der befriedigten Neugier halber, wohl Allen gefallen, aber über einige andere naturgeschichtliche Versuche blieben Vorwürfe nicht aus. Er ließ zwey Hunde tüchtig füttern, und dann den einen laufen, den andern schlafen, um zu sehen, welcher am schnellsten und besten verdauet habe; seine Gegner aber berichten, die Sache verdrehend, der Versuch sey an Menschen gemacht, und ihnen der Bauch aufgeschnitten worden! Ferner sagt man dem Kaiser nach, er habe einige Kinder erziehen, aber nie in ihrer Gegenwart sprechen lassen, um zu erfahren, ob und welche Sprache sie von selbst reden würden? Sie mußten sterben, sagt der Erzähler, da man sie nicht mit Liedern einschläferte, und eine solche unmenschliche Stille unerträglich ist. — Nikola, ein Sicilianer, war so gern im Wasser, daß ihm seine darüber zornige Mutter anwünschte, er möge nur dort Vergnügen finden, und auf dem Lande nicht mehr ausdauern können. Auch geschah dieß in immer steigendem Maße, er erhielt den Beynamen Fisch, und Kaiser Friedrich hörte von sei-

nen Erzählungen über die Meerestiefen. Um die Wahrheit derselben zu prüfen, und noch mehr zu erfahren, warf Friedrich vom Leuchtthurme in Messina einen silbernen Becher hinab, und Nikola brachte ihn glücklich aus dem Meeresgrunde zurück. Aber Felsenspitzen, Korallenriffe, Strudel und Meerungeheuer hatten ihn so erschreckt, daß er keinen zweyten Versuch wagen wollte, bis der Reiz einer doppelten Belohnung die Furcht überwog. Allein er wurde nicht wieder gesehen, und der dieß erzählende Bettelmönch' fügt zornig hinzu, solcher Neugierigkeiten, Abergläubigkeiten, Wißbegierigkeiten, Verkehrtheiten und Mißbrauchlichkeiten habe der Kaiser noch mehr gehabt.«

»Mit seiner Liebe zur Naturgeschichte hing seine Neigung zur Jagd genau zusammen, ja diese wurde dadurch auf gewisse Weise veredelt. Er hatte schöne Thiergärten bey Gravina, Melfi, Melazzo u. a. O., ausgemauerte Fischteiche in Sicilien, und zog in dem schönen Lande umher, wie Geschäfte, Jahreszeit oder Lust es verlangten. Frühjahrs ergötzte der Vogelfang in Foggia, im Sommer gings höher hinauf in die Berge zu anderer Jagd. Ueberall begleiteten ihn, nicht ohne bedeutende Kosten, seine zahlreichen Jäger und Falken und auch gezähmte Leoparden, welche, wie es scheint, hinter dem Reiter auf dem Pferde saßen, und nach einem gegebenen Zeichen zum Fange hinabsprangen. Aus der Ferne erkundigte sich der Kaiser mit großer Theilnahme nach dem Befinden zurückgelassener Falken, deren jeder einen Namen hatte, und frägt, ob neue geboren oder eingeübt sind; er befiehlt, daß Füchse und Wölfe, welche alle kleineren Thiere in den Thiergärten von Melazzo fingen, getödtet, und von Sachverständigen Wolfspulver ersetzt werden solle« u. s. w.

»Trotz dieser Vorliebe für die Jagd war sie keineswegs die einzige, oder auch nur die erste Erholung an seinem Hofe, vielmehr stellt sich dieser in einem viel mannigfacheren und geistreicheren Glanze dar. Indeß wurde zuvörderst auch das Leibliche nicht vergessen. Der Kaiser bestellte sich z. B. zweyhundert gute Schinken, verbietet seine Weinberge zu verpachten, damit er den besten Wein selbst bekomme, verschreibt bedeutende Vorräthe griechischen Weines, verlangt die besten Fische von Resina, um Gallerten und andere leckere Gerichte davon machen zu lassen; ja der Magister der Philosophie, Theodor, mußte für ihn sogar Syrupe und Veilchenzucker verfertigen. Doch wird bezeugt, daß der Kaiser für seine Person mäßig lebte.«

»Zu so gutem Essen und Trinken gehörten schöne Palläste und reichgeschmückte Wohnungen. Diese fanden sich nicht allein in den größeren Städten, Palermo, Neapel, Messina u. a. O.,

sondern der Kaiser legte auch, wie wir schon bemerkten, in den schönsten Gegenden seines Reiches mehrere neue an, so z. B. in Apricerna, Garagnone, Monteserito, Aquila, Andria, Kastello di Monte, Foggia u. s. w. Hier vergaß er die Sorgen der Regierung, hier steigerte er die Erholungen zu einer geistreichen Mannigfaltigkeit, und verklärte jede Ergötzung an seinem Hofe, bis sie in ihrer Einzelnheit schön, und im Zusammenhange mit dem Ganzen bedeutend wurde. Die Söhne der Edeln freuten sich, als Knappen und Pagen in diese Vorschule des reinsten Ritterwesens zu kommen, und dadurch, daß das Deutsche hier auf eigenthümliche Weise mit dem Morgenländischen in Berührung kam, erhielt das Ganze eine noch romantischere Haltung. So schenkte der Sultan von Aegypten dem Kaiser ein Zelt von wunderbarer Arbeit: denn Sonne und Mond gingen darin, durch künstliche Vorrichtungen bewegt, auf und unter, und zeigten in richtigen Zwischenräumen die Stunden des Tages und der Nacht. Man schätzte den Werth dieses Kunstwerkes auf zwanzigtausend Mark, und bewahrte es sorgfältig in Venusium bey anderen königlichen Schätzen. Die dasselbe überbringenden Gesandten aßen mit vielen Bischöfen und edlen Deutschen an des Kaisers Hofe; und wenn dieser auch nicht, wie von König Roger berichtet wird, seinen Hofstaat größtentheils nach saracenischer Weise einrichtete, so war doch mancherley daselbst, welches in Neapel zu finden, saracenische Abgeordnete in Verwunderung setzen konnte Die Thiere ihres Landes streiften in den Thiergärten umher; einzeln ab- und zugehende Diener mochten sie für Verschnittene halten; eine Schaar Mohren zog prächtig gekleidet vorüber, und blies auf silbernen Trompeten, Posaunen und anderen Instrumenten mit großer Fertigkeit; junge Männer (deren der Kaiser stets mehrere in den morgenländischen Sprachen, Behufs seines öffentlichen Briefwechsels und zu wissenschaftlichen Zwecken unterrichten ließ) konnten mit den Morgenländern in ihrer Muttersprache reden, ja der Kaiser selbst blieb nicht hinter ihnen zurück. Saracenische Tänzer und Tänzerinnen zeigten ihre Geschicklichkeit, und zum Beweise, daß neben dem Scherz hier auch das Ernsteste Platz finde, konnten die Söhne des weisen Averroes auftreten, und die an Friedrichs Hofe gefundene günstige Aufnahme rühmen — Freylich mochte deren Weltweisheit nicht so allgemeinen Beyfall erwerben, als das Spiel, welches Richard von Kornwall in Neapel bewunderte, und dessen Erlernung so schwer, als die vollendete Ausführung anmuthig erschien. In einem glatt getäfelten Zimmer standen zwey sehr schöne saracenische Mädchen auf vier Kugeln; man besorgte, sie möchten bey der leisesten Bewegung hinabgleiten.

Unerwartet aber fingen sie an, sich zu bewegen, und bald nach dieser bald nach jener Richtung zu wenden. Kühner erhoben sie hierauf die Hände, schlugen zu fröhlichem Gesange die Handpauken, flohen sich jetzo, suchten sich dann wieder, und verschlangen die Arme in vielfachen Stellungen. In diesem Augenblicke sah man aber zwey Kugeln fortrollen, und fürchtete, die Meisterinnen hätten doch zu viel gewagt; aber nein, es war täuschender Vorsatz: denn auf der einen Kugel anmuthig sich wendend und nachschwebend, erreichten sie leicht die zweyte wieder, und begannen, zu allgemeiner Verwunderung, aufs Neue den Tanz.«

»Taschenspieler, Springer, Spaßmacher, Sänger und lustige Leute ähnlichen Schlages fanden an Friedrichs Hofe eine willkommene Aufnahme, und er duldete bey seiner heiteren Laune ihren nicht immer ganz feinen Scherz ohne Zorn; aber er wußte sehr wohl, daß über diese natürlichen Erscheinungen einer gesunden aber rohen Natur hinaus etwas ganz anderes, höheres liege, wohin ihn Einsicht, Gefühl und Gemüth auf gleiche Weise trieben. — In Palermo versammelten sich um ihn Gelehrte, Künstler, Dichter, und unter seinem Vorsitze wurden ihre Werke dargestellt, vorgelesen und geprüft, und der Sieger mit Kränzen belohnt. Hier versammelten sich die herrlichsten Frauen seines weiten Reiches, hier war der höchste Gerichtshof über alles Schöne und der Mittelpunkt alles Geistreichen. Von hier aus entwickelte sich, großentheils durch Friedrichs Einwirkung, die schöne Sprache Italiens; und wenn auch nicht ein einzelner damals durch erstaunliches Uebergewicht seiner Anlagen alle andern überflügelte, so zeigt sich doch, fast noch bewundernswerther, eine allgemeine Durchdringung von dichterischen Anregungen, und ein mit äußerer Thätigkeit höchst eigenthümlich verwachsenes dichterisches Daseyn. Der Kaiser, seine Söhne, König Johann von Jerusalem, ja alle, die in diesen Zauberkreis kamen, ließen, von Begeisterung ergriffen, Lieder ertönen. Mehrere künstlich verschlungene Weisen und Versmaße, welche von großer Herrschaft über die Sprache zeugen, erfand Friedrich selbst; und sein Großrichter, Peter von Vinea, entwarf nicht nur das älteste Gesetzbuch der neueren Zeit, sondern dichtete auch das älteste Sonett, welches wir in italienischer Sprache kennen, und welches, selbst dem Inhalte nach, unzählige von späteren überwiegt.«

»Blicken wir jetzo zurück auf die Reihe von Gegenständen, welche vor unseren Augen vorübergegangen sind: eine geachtete, jedoch in aller Wirksamkeit gegen die bürgerliche Ordnung gehemmte Geistlichkeit, ein reicher, hochgesinnter Adel, blü-

hende Städte, in ihren ursprünglichen Rechten geschützte Landleute, wohlgeordnete und streng zu ihrer Pflicht angehaltene Behörden, eine zu inniger allgemeiner Theilnahme erziehende Verfassung, das Kriegswesen hinreichend zum Schutze ohne unmäßige Kosten, Handel und Gewerbe im Fortschreiten, Mißbräuche des Münzwesens beseitigt, Steuern zwar anwachsend, aber doch nach möglichst billiger Vertheilung, eine aufmerksame Verwaltung der Krongüter: wir können, trotz einzelner Mängel, den äußeren Einrichtungen im Staate eine höchst seltene Vollkommenheit nicht absprechen, und müssen den Kaiser als den thätigsten Herrscher seiner Zeit, als Gesetzgeber und Gesetzanwender bewundern. — Noch seltener als dies Seltene ist aber die gleichzeitige Beförderung der Kunst und Wissenschaft um ihrer selbst willen. — Daß endlich der Kaiser auch als erster Naturforscher, als gekrönter Dichter, als begeisterter Verehrer der Frauen allen vorangeht, alle gleichsam verwandelt und in die höchsten Reigen des Lebens hineinzieht; daß der volle Ernst und der heiterste Scherz, dessen menschliche Gemüther nur fähig sind, sich hier ungestört in unendlicher Mannigfaltigkeit bewegten: — das möchten wir einzig und beyspiellos in der Geschichte nennen! Ohne jene ernste Grundlage (wir müssen es wiederholen) hätte sich die heitere Seite in ein leichtsinniges flaches Treiben aufgelöst, ohne diese geistigere Verklärung wäre jener Ernst in mühselige Knechtsarbeit hinabgesunken; jetzt aber hielt man alle Mängel für vertilgt, alle Aufgaben des Lebens für gelöst, nichts war zu tadeln, nichts zu wünschen übrig, und wer hätte nicht gern die Hoffnung getheilt: diese Erscheinung, diese höchste Blüte und Frucht jener Zeit müsse, wie alles Vortreffliche, auch die Bürgschaft ihrer Dauer in sich tragen!«

Wir behalten uns einige allgemeine Bemerkungen über die Vorzüge und Eigenthümlichkeiten Raumers in der Charakteristik, diesem so wichtigen Bestandtheile der Geschichtschreibung, diesem Urstoff und dieser köstlichen Würze aller Historie, an das Ende dieser Anzeige vor, und stellen diesem herrlichen, in allen Zügen quellengemäß ausgeführten Ebenbilde Friedrichs ein anderes entgegen, aus Hormayr's Geschichte Wiens, einer Stadt, die dem großen Kaiser die Reichsfreyheit, vermehrte Handelsfreyheit, eine Hochschule und weise Satzungen, selbst ein höchst merkwürdiges Judengesetz schuldig ist. Dies Bild ist viel weniger ausführlich, überhaupt mit jenen Meisterzügen nicht zu vergleichen: aber hinsichtlich seines inneren Gemüthes ist es nöthig, Friedrichen auch in seinen Verhältnissen gegen den römischen König Heinrich, gegen den letzten Babenberger, Friedrich den Streitbaren, gegen

Deutsche und Italiener, gegen deutsche und lombardische Städte genau zu betrachten, auf daß das Urtheil über ihn sich möglichst allseitig und völlig parteylos gestalte.

»Unter die größten Männer aller Zeiten (sagt Hormayr's Geschichte Wiens) gehören unbestreitbar die beyden Hohenstauffischen Friedriche. Der Barbarossa machte Wien zur Herzogsstadt. Er feyerte zu Wien die Hochzeit einer an Ungerns König vermählten Babenbergerin. Zu Wien schied er auf ewig von der deutschen Erde an der Spitze seines unermeßlichen Kreuzheeres Der zweyte Friedrich erhob Wien zweymal zur freyen Reichsstadt, gab ihm eine Hochschule und eine goldene Bulle voll herrlicher Vorrechte. — Diese beyden Heldenkaiser kämpften denselben Kampf mit Rom und den lombardischen Städten, aber ihr Thun und ihr Wesen war unendlich verschieden. Des zweyten Friedrichs erste Erfahrungen mußten ihn gegen die innigsten und heiligsten Gefühle abstumpfen. Seiner beynahe vierzigjährigen Mutter Konstanzia hätte man gerne abgestritten, den schönen Knaben selber geboren zu haben! Lauter, als die Herzen seiner nächsten, durchs Blut oder durch Wohlthaten oder durch Lehenseid Angehörigen, sprach sein blondes Haar für seine schwäbische Abkunft. Mit zwey Jahren ließ ihn der Vater in Italien und Deutschland als Nachfolger erkennen, mit drey Jahren schon verwaiset, empfing er erst die Taufe, und gegen vier Prätendenten, gegen eine Anzahl kleiner Tyrannen erhielt dies wehrlose Kind bey der Krone beyder Sicilien derselbe Papst, dem Johann ohne Land Britannien, Don Pedro Arragonien, Balduin Konstantinopel, der schwache Andreas Ungern zu Füßen legte, Innocenz III., und es war Innocenz IV., der Friedrichen in fruchtlosem Widerstande aufrieb, sein eigenes Haus und seine Freunde und vertrautesten Diener wider ihn bewaffnete, und den tödtlichen Fluch wider ihn sprach«

»Die Schule des Unglücks ist das sicherste Treibhaus der Kräfte und die unfehlbarste Probe des inneren Werths. Greift sie aber in ihrem nur allzureichen Rüsthaus nach dem Giftpfeil des Verraths, nach Entwürdigung, nach dem Mißbrauch der edelsten Kräfte, da erbittert sie und verstockt.«

»Wie Friedrichs Gestalt, Blick und Wesen weit mehr von der Mutter an sich trug, von der erfinderischen Schlauheit, von der jetzt schmeichlerisch einschläfernden, jetzt herrisch überwältigenden Beredsamkeit jenes Robert Guiscard und der Ruggiere, so war auch sein Waiblinger Herzensmuth, tief in italienische Feinheit getaucht. — Im Barbarossa war der germanische Held nicht zu verkennen, in Friedrich II. kaum zu erkennen. — Wer ihn sah, war auf seiner Huth. Den-

noch durfte seine ungemeine persönliche Ueberlegenheit und seine scharfe Menschenkenntniß stets gewiß seyn, den Gegnern diese ihre Huth in Unbehutsamkeit zu verwandeln. — Menschen von beschränktem Verstande, von heißem, voreiligem Blute, machten aus der Noth eine Tugend, in dem unaufhörlichen Bemühen, den Erfolg, als einen höchst trügerischen Prüfstein für Lebensklugheit, Thateifer und Beharrlichkeit, in Verruf zu bringen. Die auf Sand gebaut, möchten ihn wenigstens andern gern in die Augen streuen! — Wohl haben oft scharfsinnige Entwürfe und kühne Thaten am Eigensinne des Zufalls gescheitert; aber bey weitem in den meisten Fällen des Mißlingens waren Zeit oder Ort oder Personen schlecht erwogen, und zwischen dem Endzweck und zwischen den Mitteln und Umständen kein ganz rechtes Verhältniß — Eben so Friedrich. Er war nicht in seiner Zeit, er war über sie, er war ihr voran, — daher so manches kaum erklärbare Ereigniß! Wären Zahl und Gewicht der überwundenen Schwierigkeiten ausschließende Richtschnur der Zurechnung, so würde Friedrichen bey weitem keiner seiner Zeitgenossen, und kaum einer seiner Vorgänger vorzuziehen seyn.

Seinen Widersachern setzte er Heldenmuth, Geist und Witz entgegen. Aber das Geheimniß seiner Stärke war noch ein anderes. In der Zeit des Glaubens und der Liebe war er ohne innere Wahrhaftigkeit, ohne Glauben und ohne Liebe, und solchergestalt in Eis gestählt, freylich unverwundbarer, als die meisten andern, und bey solcher Kraft und bey solcher Geschmeidigkeit um so furchtbarer. — Er konnte es sich wohl nie deutlich machen, daß, was zum Zwecke führt, je unerlaubt seyn könne?! — Er hatte wider Rom die Macht des Sieges, dieses gegen ihn die Allgewalt der Ideen. Vergebens that er alles, um diese geistige Macht, theils durch Härte zu erdrücken, theils zu entwürdigen und lächerlich zu machen. — Er verdammte geistliche Personen geflissentlich zu schmählichem Tode, oder zu erniedrigender Züchtigung. Er schonte nicht der Unverletzlichkeit der Gotteshäuser. Es war Leopolds des Glorreichen letzte Bitte, Monte Cassino, des Erzvaters Benedikt ältestes Haus wieder herzustellen. — Geweihte Gefäße schmolz er in Küchengeräth um, in dem Irrwahne, den ehrwürdigen Schleyer zu zerreißen, die Macht der Gewohnheit zu zerstäuben. Ruchlos wollte er handeln, um sich jener geistigen Uebermacht zu erwehren. — Die Araber in Sicilien gaben ihm den Aristoteles, er ihnen Wohnplätze im arabischen Festlande. Die Juden gaben ihm Geld, er ihnen Duldung Bey jenen wohnte er, diese benützte er.«

»Unerschütterlich waren seine Entschlüsse, und das Ausharren

dabey von unbezwinglicher Zähheit. Als Krieger war er eben so kühn als erfinderisch, List und Nachdruck, die beyden Schlußsteine seines Thuns. Schrecklicheres, als des großen Theodosius Jähzorn an Thessalonika, verübte sein schrecklicher Ezzelin in Verona, aber der Donner eines Ambrosius und seines Fluches hätte Friedrich gespottet! — Die schrecklichsten Grausamkeiten an welfischen Baronen oder Städten waren Plan und Berechnung, nie Wildheit und Aufwallung — Ergebung und Entsagung, süße Schwachheit, allzugutmüthiges Vertrauen hatte er sich wohl selten vorzuwerfen. — Das glühende Spanien hatte ihm Konstantia, das farbenprächtige Morgenland Jolanthen von Jerusalem, England Isabellens ernste Schönheit, Italien die Mutter so feuriger Helden, wie Manfred und Enzio, gespendet, und er liebte die Frauen, aber als Zierden seines Lebens. Er liebte hervorragende Männer, als die brauchbarsten Werkzeuge. Das Geben und Nehmen der Herzen ist aber von scharfer Wechselseitigkeit. — Ueber einen Treubruch, wie seines vertrautesten Ministers, Peter de Vineis, konnte er vor Zorn ob der Ueberlistung weinen; über den Verlust eines Mannes, wie Taddeo di Sessa, außer sich seyn — und dennoch hatte er keinen Freund, und war nicht geliebt, selbst im eigenen Hause nicht, wiewohl er Schönheit und Anmuth gar süß zu gebrauchen verstand, wiewohl er eifrig bemüht war, Macht und Glanz und Schätze auf Söhne und Enkel zu bringen.«

»Weniger ein Schöpfer, wie der große Karl, vielmehr ein Widerstandsheld, stets mit seinen großen Planen, stets mit den bitter gehaßten Gegnern beschäftigt, war er an und für sich recht einfach, wie der Burgherr von Stauffen. Aber der weite Kreis seiner Kenntnisse unterwarf ihn auch vielen Reizen, vielen Bedürfnissen. Das bittere Leid und der herbe Widerspruch, selten ganz zu können, was er gewollt, und manchmal nicht zu wollen, was er doch gekonnt, näherten ihn den Genüssen des Lebens, als dem menschlichsten Ersatz. — Wohl lag es auch in dem so hohen und so hoch gestellten Manne, vorsetzlich in jeden Wechsel von Freude und Entsetzen einzutauchen, sich darin zu unveränderlichem Gleichmuth zu härten, und das Senkbley seiner persönlichen Größe auszuwerfen, unter die Hindernisse und unter die Herzen.«

»An Gelehrsamkeit, an Geschmack war ihm keiner seiner Vorgänger oder Nachfolger gleich — Der Barbarossa, ja selbst der rauhe Vater Heinrich, hatten die schwäbische Harfe geliebt und zu ihr gesungen. Friedrich aber redete sieben, und dichtete in drey Sprachen, in der altrömischen, im deutschen Minne- und Meistergesang, und er gehört zu den ältesten Blüten toska-

nischer Dichtkunst. — Was er wälsch und im Latein geschrieben, ist uns eben so verloren, wie das Wichtigste von Sallust und Livius. Von seiner, seiner Söhne und seiner Freunde Leyer klangen Krieg und Liebe, Wald und Flur, und die himmlischen Gestirne, denen er mit all dem Aberglauben angehörte, wie jeder, der einmal die Würfel der großen Geschäfte berührt, der von der Klippe der eigenen Freyheit und Kraft hinuntergeschwindelt hat in die Tiefen der Geschicke. — Für die Natur hatte dieser Kaiser einen großartigen Sinn. Er schrieb ein Buch über die Vögel und über ihre Pflege, er machte viele Thiere und Pflanzen des Morgenlandes in Italien einheimisch, verschenkte Leoparden nach England, führte Löwen und Tieger in seinem Triumphzuge, Kamehle trugen das Gepäck, und sein Hauptbanner wehte von reichgeschmücktem Thurm auf dem Rücken eines Elephanten.«

»Das Abenteuerliche und die Pracht fesseln Krieger und Volk, darum schimmerten sie am Hofe des einfachen, klaren und kalten Mannes. Seiner Vermählung mit der brittischen Isabella wohnte ein zahlreicher Adel bey, vier Könige, eilf Herzoge, dreyßig Markgrafen und Grafen, über vierzig Kirchenfürsten. Von Antwerpen bis Köln diente ihr eine zahlreiche Ritterschaft zur Ehrenwache. — Eben jenes Köln, nach welchem Wien als eine der ersten deutschen Städte galt, schickte der Kaiserbraut zehntausend reich gekleidete, waffenkundige Bürger entgegen, Tonkünstler mit auserlesener Musik sie begleitend, Wägen wie Schiffe gebaut, mit Flaggen und Wimpeln auf dem Trockenen rudernd, die Pferde mit Purpurdecken verdeckt, Geistliche auf ihren Wägen Orgeln und Flöten spielend, Chöre von Mädchen, die auserlesensten Lieder singend, und dazu silberne Pauken schlagend.«

Zu Land und zur See war Friedrich bis an sein Ende gewaltig. — Einmal (1241) hatte er fünf Heere zu gleicher Zeit im Felde: eines im gelobten Lande, in Neapel das andere, das dritte um Genua, das vierte zwischen Ankona und Rom unter Enzio, dem Sohn seiner Liebe, während sich das fünfte unter dem römischen König Konrad wider die Mongolen in Deutschland zusammenzog.

Es ist wahr, daß die beyden Päpste, Gregor IX., der mehr als achtzigjährig den Stuhl bestieg und beynahe hundertjährig ihn verließ, und Innocenz IV., Fiesko von Lavagna, vor allem die kaiserliche Macht in Italien stürzen wollten, und Friedrichen, den sie mit dem Fluche der Kirche belegten, und seiner Kronen und der Gemeinschaft der Gläubigen unwerth erklärten, zu harter Nothwehr zwangen, durch Verwerfung aller

Vergleichs- und Versöhnungsvorschläge, daß sie sich wechselseitig rücksichtslos angegriffen, in ihren Manifesten sich den Ungethümen der Apokalypse verglichen, und dadurch vor dem Volke ihr beyderseitiges Ansehen untergraben haben. — Aber beyde Theile entwickelten in diesem Widerstreite eine solche Größe der Gesinnungen, der Kraft und der Standhaftigkeit, daß wechselweise Bewunderung und Wehmuth das Gemüth des Hörers ergreift, wie der flüchtige Papst die Oberhand über den siegreichen Kaiser gewann, und der Thron der Hohenstauffen, über die Deutschen, Lombarden und Normannen herrschend, einstürzte; aber erst mit dieses Kaisers Tode; — wie, während er im heiligen Lande war, die Schlüsselsoldaten in sein Erbreich fielen, wie sein eigener Sohn Heinrich (der Babenbergerin Margarethe Gemahl) in Deutschland wider ihn Aufruhr spann, wie Mailand den Bund neu vereinte, wie es eine neue heilige Schaar der Fortis, der Guajardis um sein stolzes Carrocium versammelte, die Belagerung Brescias in hartnäckiger Grausamkeit an Sagunt erinnert, wie bey Corte nuova zu Lande, durch Enzio im Meerbusen Livorno's Siege von seltener Vollständigkeit erstritten, dem widerspenstigen Parma ein Vittoria entgegengesetzt wird (wie Alessandria dem gibellinischen Pavia), wie endlich des kranken Kaisers Heer bey Vittoria aufs Haupt geschlagen, sein Enzio von Bologna gefangen wird, der Kaiser dennoch unerschüttert bleibt, Neapels Aufstand unterdrückt, die Gegenkönige in Deutschland, Heinrich von Thüringen und Wilhelm von Holland gering achtet, Parma, Bologna und Mailand aufs Neue ängstigt, Arles und Avignon gewinnt, durch die Römer den Papst von Lyon nach Rom zurückfordert, und in diesem Augenblicke nicht seinen Feinden, sondern im 56. Lebensjahre zu Fiorentino einem bösartigen Fieber unterliegt.«

Das sechste Hauptstück des siebenten Buches und dritten Bandes schildert Friedrichs glanzreichen Hof, seine weisen Gesetze und Einrichtungen, die jeden löblichen Zweck erreicht, die die kühnsten Wünsche befriedigt zu haben schienen, jedoch nicht Aller: »denn es gab einen Standpunkt, von welchem aus sich jene Ordnung und Mannigfaltigkeit, jener prachtvolle Glanz, jene heitere Hoheit in eine bloße Täuschung, ja in ein schreckliches Uebel verwandelte.« Was muß daraus entstehen (so sprach man von Seite der Kirche), wenn jeder Staat eine allgemeine Gesetzgebung über Alles aufstellt? Ist das wirklich die höchste Erscheinung in der Christenheit, wenn sich die Reiche in lauter abgeschlossene Inseln verwandeln, und statt freundlicher Verbindungen und Uebergänge nur selbstsüchtige Einsamkeit oder feindliche Berührung eintritt? Diesen nothwendig ewigen

Krieg bloß weltlicher Staaten kann allein die christliche Kirche beenden, welche als ein Band höheren Ursprungs alle umschlingt, und die auf dem niederen Standpunkte hervorbrechenden Spaltungen durch ihre siegreiche Kraft ausgleicht und verschwinden läßt. Jeder Staat, welcher diese himmlische, allumfassende Gesetzgebung seiner örtlichen und zeitlichen unterordnet, ist aus dem christlichen Verbande herausgetreten, und hat sich, so gern man es auch verdecken möchte, in einen heidnischen verwandelt. Des Kaisers Lossagung von der Kirche spricht sich in unzähligen Bestimmungen auf unzweifelhafte Weise aus; und wenn alle Herrscher seinem Beyspiele folgten, so würde der höchste aller Gedanken, die größte aller Erscheinungen, die Christenheit, erst in haltungslose Bruchstücke zerfallen, dann verschwinden. Von der Duldung anderer Religionen findet man leicht den Uebergang zu einer gänzlichen Gleichstellung derselben, und wer erst alle gleich gut findet, wird durch den Zustand der Gleichgültigkeit hindurch bald alle für gleich schlecht halten. — Für die irdischen Zwecke, wir wollen es nicht läugnen, hat der Kaiser vortrefflich gesorgt; aber von dem, was darüber hinausliegt, ist auch nicht eine Spur anzutreffen. Geld und Gut, Lust und Wollust, leibliche Genüsse und geistige Reizmittel füllen den Kreis alles Denkens und Wirkens. Man rühmt die Beförderung der Kunst und Wissenschaft; aber diese Kunst ist nur heidnisch, und diese Wissenschaft möchte gern über ihre Herrin, über die Theologie, hinauswachsen. Man rühmt die glanzreiche Hoheit des dichterischen Lebens: als wenn die wahre Dichtung darin bestände, eine mattwerdende Sinnlichkeit mit süßlich widerwärtigen Worten aufzureizen, oder das Wechseln der Beyschläferinnen vielseitigen Gemüthes- und Liebesreichthum bewiese, als wenn Ehebruch und Hurerey, selbst mit saracenischen Mädchen, eine Verherrlichung der Frauen wäre, oder solch ein heidnischer Amor, solch thierisches Entbrennen, irgend etwas gemein hätte mit christlicher Liebe und Treue! — Darin liegt der höchste Sieg des Teufels, daß er über jenes bloß Irdische den trügerischen Schein der Allgenugsamkeit zu verbreiten weiß; denn so lange das Gefühl des Mangelhaften nicht im Innern wieder lebendig wird, ist aus diesen Kreisen keine Erlösung möglich.«

Gregor IX. tritt dieser kaiserlichen Gesetzgebung durch die seinige entgegen, durch die von Raimund von Pennaforte gesammelten und 1204 bekannt gemachten Dekretalen. Doch der Verfasser zeigt uns einen noch schärferen Gegensatz alles dessen, was im vorigen Hauptstück unsere Bewunderung oder unsere Theilnahme fesselte. — Man möchte es für unmöglich halten,

daß so schlechthin Verschiedenes in derselben Zeit mit gleich großer Kraft hervorwuchs, wenn nicht die Geschichte öfter bewiese: daß der menschliche Geist, während rastlosen Verfolgens einer Richtung, plötzlich die vollkommen entgegengesetzte gewahr wird, und sie zur Vermeidung nachtheiliger Einseitigkeit mit gleicher Vorliebe ergreift. Wir reden von den großen Orden der Bettelmönche, von den Franziskanern oder Minoriten, und von den Dominikanern oder Predigermönchen.«

»Wenn zwey Wanderer sich an einer Stelle trennen, und der eine gegen Morgen der andere gegen Abend unermüdlich fortgeht, so scheinen sie sich mit jedem Schritte immer weiter und weiter von einander zu entfernen. Und dennoch, wir wissen es ja mit mathematischer Gewißheit, werden jene Wanderer sich zuletzt erstaunt begegnen, erkennen und verkünden: die Erde sey nicht eine langweilige, formlose Fläche, sondern eine in sich geschlossene Kugel; jede Bewegung auf derselben beziehe sich auf einen innerlichen, ungesehenen, ja oft ungeahneten Mittelpunkt.«

Der heil. Franz und seine Ordensregel, Bernardone von Assisi, — und seine Ordensregel, — der heil. Dominikus Guzmann von Calaroga in Spanien. Seine Reisen. Die Verfassung seines Ordens. Die Klarissinnen, die Tertiarier oder Bußbrüder, — die Beguinen, Begharden, die Karmeliter, — die Augustiner Einsiedler, die Humiliaten.

»Die schnelle und große Ausbreitung der Bettelorden, schon 1219 auf der Hauptversammlung zu Assisi fünftausend Brüder. — Ihre Missionen ins tiefste Asien, zu den Mongolen, nach Damaskus, nach Marokko. — Der zweyte Großmeister der Minoritrn, Elias von Cordona, der den Orden durch Gelehrsamkeit stützen und durch die Kunst verherrlichen will. — Der h. Antonius von Padua aus Lissabon. Die HH. Bonaventura und Thomas, Raimund von Pennaforte, Albert der Große, Roger Bacon, Vincenz von Beauvais. Bettelmönche als Friedensstifter und glückliche Schiedsrichter in den lombardischen Fehden. Ihre Losreißung von den Bischöfen. Die Ketzergerichte zuletzt ausschließend bey den Dominikanern. »Jeder sah in den Bettelmönchen, wo nicht ein Mittel der eigenen Heiligung, doch ein Mittel, das ihn bedrängende Unrecht Anderer streng und mit Erfolg zu rügen. Insbesondere erkannten die Päpste schnell und mit großem Scharfsinne, von welchem Werth ein solches, ihnen unmittelbar untergeordnetes, wir möchten sagen immer schlagfertiges Heer sey, und die Erzählung, daß Innocenz III. im Traume gesehen, wie Franz und Dominikus den Lateran auf ihren Schultern trugen, hat zwar als Thatsache wenig Glaub-

würdigkeit, aber eine wahrhaft geschichtliche Bedeutung.« — Wilhelm von Amour im Namen der Pariser Hochschule wider die Bettelmönche, Bonaventura für sich, Streitigkeiten unter ihnen, Verfügungen der Päpste, die aber auch erfahren, daß eine Körperschaft, die nach Entsagung alles Irdischen nichts Aeußeres zu verlieren hat, ihre innersten Ueberzeugungen (diesen einzigen, über alles geachteten Besitz) um keinen Preis aufgibt.

Die endlosen Fehden in der Lombardie, — die Lombarden sperren die Alpen, Friedrich zu Ravenna und zu Aquileja.

Das Morgenland. — Bedrängniß des Papstes durch den Uebermuth der Römer. — Neue Verwicklungen zwischen Gregor und dem Kaiser. — Widerspruch des kaiserlichen Gesetzbuches mit dem Kirchenrechte — Friedrich und die Lombarden. Er nimmt den Papst als Schiedsrichter an, ist aber mit dessen Schiedsspruch höchst unzufrieden, da er bloß die Acht und alle Strafen gegen die widersetzlichen Lombarden widerrief, und sie verpflichtete, fünfhundert Ritter auf zwey Jahre zur Unterstützung des heiligen Landes zu halten. — Friedrich, der (was der Verfasser zwar nicht zugeben will) wegen der Trennung des deutschen und des sicilischen Reichs nie aufrichtig gehandelt hatte, glaubte auch jetzt abwarten zu müssen, was seine Verbindungen mit Oberitalien, besonders mit Ezelin von Romano, oder die durch den Bruder Johann von Vicenza erregten Bewegungen hervorbringen dürften? — Ezelin, gleichen Alters mit Friedrich, hatte vorzüglichen Verstand, Muth, unermüdliche Thätigkeit, und einen, seiner Familie eigenthümlichen, kühnen, stolzen Sinn. Weil aber sein Leben in furchtbare Zeiten fiel, und anfängliche Zweifel über einige Theile der Kirchenlehre allmählich zum Verkennen und Läugnen aller sittlichen und religiösen Grundsätze führten; so wurden jene Anlagen und Kräfte, wodurch er sich hätte zu einem bewundernswerthen Helden ausbilden können, in spätern Jahren nur zu entsetzlichen Freveln verwandt und vergeudet. Von der frühesten Jugend an zeichnete er sich aus in den Fehden seines Hauses mit den Este, den Bonifacio und anderen feindlich gesinnten Familien. Als sich Salinguera, der Gemahl seiner Schwester Sophie, einst bey ihm beklagte, daß Azzo von Este ihm sein Schloß Fratta entrissen, und dabey grausam Männer, Weiber und Kinder erschlagen habe, antwortete ihm Ezelin: »Seitdem ich von Fratta's Fall gehört habe, ist mein Gemüth voll Unruhe, und nichts macht mir Freude. — Schmerzes-Uebermaß im Unglück ist aber das Zeichen eines kleinlichen Gemüths. — Noch vor das Jahr zu Ende geht, wollen wir die Feinde mit so scharfen Sporen stechen, daß sie selber hineinspringen sollen in den Abgrund des Verderbens. Nach

zwey Dingen muß man in der Welt vor Allem streben, immer den Freunden Wort zu halten, und ein Leben voll Ehre zu führen « — Ezelin der Mönch schrieb den wilden Söhnen aus seiner Zelle, sich versöhnlich und freundschaftlich zu zeigen der Stadt Padua, der sie jetzt noch nicht gewachsen seyen! Sie würden einst noch die Trevisanermark beherrschen, so habe es ihre, des Sternenlaufes kundige Mutter Adelheid geweissagt.«

Im gleichen Augenblick allgemeinen Unfriedens trat, wie ein vom Himmel gesandter Versöhner, der Predigermönch Johann von Schio auf. Sein Ruf stieg zuerst in Bologna. »Er bewirkte hier unzählige Versöhnungen, die Freylassung vieler Gefangenen, die Aenderung vieler Gesetze. Er wurde unumschränktes Oberhaupt von Vicenza. Endlich aber wurde er mit seinem Anhange besiegt und gefangen, obgleich bald wieder losgelassen. — Aus seinen geistlichen Kreisen heraustretend, zeigte Johannes von Vicenza große Anmaßung und mannigfaches Ungeschick. Die Franziskaner und Benediktiner verspotteten ihn und seine Wundergabe, und ein Mann, dem das Unglaubliche gelungen schien, endigte unbedeutend, ja lächerlich.

Gregors neuer Streit mit den Römern. — Die Lombarden nahmen endlich die Vermittlung des Papstes an, aber nicht aufrichtig — und plötzlich erscholl die Kunde, K. Heinrich habe sich in Deutschland gegen seinen Vater empört, und mit den Lombarden einen engen Bund geschlossen. — Schon dachten gar viele, der Ausgang Friedrichs II. werde jenem seines Ur-Urgroßvaters, Heinrichs IV., gleichen.

Gegen die bisherige Meinung, wird hier urkundlich dargethan, daß Gregor IX. diese Empörung keineswegs unterstützt habe, wie Paschalis II. jene Heinrichs V. — Friedrich in Deutschland. — Der schwache Heinrich, von allen seinen Anhängern verlassen, und genöthigt, des Vaters Milde anzuflehen. — Man wollte neue, gefährliche Anschläge entdeckt haben. — In Folge derselben verhaftet und von mehreren deutschen Fürsten nach Italien geleitet, wo ihn das feste Schloß St. Felice in Apulien aufnahm (1235). Fünf Jahre darauf findet sich noch eine urkundliche Spur, daß der Kaiser ihm zu anständiger Kleidung Geld angewiesen. Weder Nachgiebigkeit noch Reue zeigend, wurde er nach Neokastro in Kalabrien, und endlich nach Martorano gebracht, wo er (12. Februar 1242) starb. Daß ihn Friedrich 1238 aus der Haft entlassen und zu Gnaden aufgenommen, scheint eben so grundlos, wie daß er ihn zu gleichem Zwecke zu sich berufen, und Heinrich, noch Uebles argwöhnend, sein Pferd aus Verzweiflung über eine Brücke oder über einen Felsen gezwungen, woran er sich todt gefallen; — eben

so falsch, daß Heinrich und seine beyden Knaben von der Babenbergischen Margarethe durch Gift aus dem Wege geräumt, und auch diese tugendhafte Prinzessin höchst unwürdig behandelt worden sey.

Ueber Heinrichs Tod erließ der Kaiser ein merkwürdiges Umlaufschreiben, worin er seine Trauer über Heinrichs Tod mit jener Davids über den ungerathenen und dennoch geliebten Absalon, und Cäsars über seinen Schwiegersohn Pompejus vergleicht. — Das beste war, daß Friedrich, nach diesen traurigen Erfahrungen an seinem ältesten Sohne, verdoppelte Aufmerksamkeit wendete auf die Erziehung des zweyten Konrad. — Warnend schrieb er ihm die hohen Worte: »Strebe nach Weisheit, und spiele nicht den König, während du noch als Schüler lernen solltest. Scheue zweyzüngige Diener, fliehe die Schmeichler, gib dem Verleumder niemals Gehör. Ehre die Geistlichen um ihres Stifters willen, erfreue dich an der Strenge des Kriegsdienstes und der Krieger, sey herablassend und zugänglich für Jedermann, gerecht in der Milde und mild in der Gerechtigkeit, damit weder das Recht, noch die Wahrheit, noch der Friede verletzt werden. — Die Könige werden geboren und sterben wie andere Menschen. Sind sie ihnen nun nicht überlegen an Tugend und Weisheit, so werden sie regiert, anstatt zu regieren, und ihre Einfalt und Untugend gereicht nicht bloß ihnen zum Unglücke, sondern zieht die Völker mit ins Verderben. Daher sagt die Schrift mit Recht: wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist! Du sollst dereinst mehr Völker beherrschen, als irgend ein Mensch auf Erden; deßhalb liegt dir unerläßlich ob, rastlos dahin zu streben, daß du durch Ueberlegenheit des Geistes und der Tugend, und nicht bloß der Geburt und dem Namen nach ein König seyst.«

Friedrichs dritte Vermählung mit der englischen Isabella, Tochter Johanns ohne Land, Schwester Heinrichs III. und des nachmaligen deutschen Königs Richard von Kornwall, ein Wunder der Schönheit und Sitte. Der herrliche Einzug in Köln, der prachtvolle Reichstag zu Mainz, ein würdiges Gegenstück dessen, den vor einem halben Jahrhundert der Barbarossa daselbst hielt, — die Königswahl des jungen Konrad.

Welfische Angelegenheiten. Theilung des Erben Heinrichs des Löwen. — Die Gesetze von Ravenna und Udine, gegen die eigenmächtigen Genossenschaften, Zünfte und eidlichen Verbindungen in den deutschen (wie in den italienischen) Städten der Pfalbürgerschaften, des Schutzes der Geächteten, ungebührlicher Zölle und Münzrechte. — Der berühmte Mainzer Landfrieden, dessen Satzungen aber vielfach mißfallen. Die Geg-

ner desselben sagten: »die altdeutsche Freyheit, leider schon durch manchen Rost erschüttert, werde dadurch ganz untergraben. Statt eines gleich berechtigten Volkes treten nun natürliche Abstufungen hervor, statt der Landesgemeinde entstehen Herrntage, und der König der Deutschen hat sich in ein bloßes Oberhaupt von Fürsten und Lehensträgern verwandelt, und nicht einmal zu eigenem Gewinn?« — Vielmehr sind seine Rechte jetzt geringer, als ehemals, und müssen durch die wachsende Unabhängigkeit der Fürsten von Tag zu Tag abnehmen, bis sich das herrlichste aller Reiche in unbedeutende Inseln kleiner Beherrscher auflösen wird. Die dem Kaiser wegen Erhöhung der geistlichen Rechte bereits oben gemachten Vorwürfe kehren hier im verstärktem Maße wieder, und ein überaus gewichtiger tritt neu hinzu. Er hat nämlich, alles Sinnes für Freyheit und für die, der Zeit angemessene Entwickelung ermangelnd, das Aufblühen der Städte und des Bürgerstandes gehindert, und anstatt mit seiner ganzen Macht, schon des eigenen Vortheils wegen, auf ihre, die echten Menschenrechte allein vertheidigende, Seite zu treten, jene Tyranney der kleinen, gegen ihn immerdar und nothwendig undankbaren Fürsten und Prälaten unterstützt.« — Zur Widerlegung, oder doch zur Berichtigung dieser Ansicht läßt sich indeß Folgendes anführen:

»Eine Vergleichung der Einrichtungen, welche Friedrich für Neapel so folgerecht und umfassend traf, mit denen, welche er in Deutschland gründete oder beförderte, zeigt ihre fast durchgängige Verschiedenheit. Anstatt nun aber hieraus Vorwürfe gegen die eine oder die andere Richtung herzuleiten, oder die nothwendige Verkehrtheit der einen wie der andern Gesetzgebung zu behaupten, offenbart sich unsern Blicken darin gerade die Weisheit des Kaisers. Diese hielt ihn von jener übertriebenen Verehrung des Gleichartigen ab, welche schon so manchen berühmten Mann zu Mißgriffen verführte. Sie hielt ihn ab, das Vortreffliche nur in einer, zuletzt immer ganz willkürlichen Form zu erblicken, und sich mit einem künstlichen Machen dessen abzuquälen, was sich nur aus unzähligen Gründen und Veranlassungen frey entwickeln kann, und an jedem Orte anders entwickeln muß. Hätte er Neapel germanisiren, hätte er Deutschland so wie jenes Reich behandeln wollen, welche Verkehrtheit wäre dieß gewesen! — Hievon — werden aber seine Gegner einwenden — ist gar nicht die Rede, sondern davon: daß er eben das echt Deutsche verkannt, und anstatt für dessen Erhaltung, Erneuung und Entwickelung mitzuwirken, nur die eigentlich undeutschen Keime und Bestandtheile hervorgehoben

und begünstigt hat. — Diese Behauptung ist zuvörderst in so weit unrichtig, als sie den Kaiser allein für alles das verantwortlich macht, was man in den öffentlichen Verhältnissen Deutschlands tadelt; während es nicht schwer fallen würde, auch einmal den Beweis zu führen: daß allein die Kirche oder allein die Stände daran schuld sind. Mithin dürfte, der Wahrheit nach, die etwaige Schuld keinem der Angeklagten ganz aufzulegen, sondern höchstens unter sie zu vertheilen seyn.«

»So wenig aber der Kaiser alles allein gethan hat, was einige ihm vorwerfen, so wenig hätte er allein alles das thun können, was sie von ihm verlangen. »Er soll die königliche Macht durch Erwerbung größeren Grundeigenthums erhöhen;« — aber wem konnte er denn etwas nehmen? und wird nicht der keineswegs ganz ungerechte Versuch, sich in Braunschweig festzusetzen, von allen (im Widerspruche mit sich selbst) als ein Eingriff in fremdes Eigenthum dargestellt? — »Er soll die Macht der Fürsten beschränken:« — aber war es denn irgend möglich, die seit Jahrhunderten abgekommene Ansicht durchzusetzen, daß sie bloße Reichsbeamte wären? — »Er soll die allgemeine Reichsfreyheit herstellen:« — als wenn sich ein, durch alle Theile des Staates hindurch ziehendes, in alle verflochtenes, mit allen verwachsenes System, plötzlich, ohne tödtliche Verletzung, herausreißen und zur Seite werfen ließe! Doch wenn es der Kaiser auch gekonnt hätte, er sollte es nicht können.«

»Die Gleichheit in der altdeutschen Freyheit war nie ganz unbedingt: wir finden von Anfang an schon Adel und Knechte, jene auf gewisse Weise über, diese unläugbar unter den freyen Männern. Aber selbst die allerdings einst weit bestimmtere Gleichheit der letzten in den Landesgemeinden, welche dem einfachsten Zustande durchaus angemessen erschien, konnte bey allmälicher Entwickelung schlechterdings nicht fortdauern.«

»Es hatten sich aus dieser einst ununterscheidbar ähnlichen Masse, die verschiedensten Glieder, Organe, Eigenthümlichkeiten entwickelt, und eine Rückführung auf jene erste Form würde einen gewaltsamen Tod alles desjenigen in sich geschlossen haben, was damals am lebendigsten und gesundesten war. — So wie nun der Adel in mancherley Abstufungen kräftig über einander emporwuchs, so ihm gegenüber die Geistlichkeit; und in dieser Stellung lag eben eine Bürgschaft, daß weder das zeitlich Deutsche, noch das zeitlich Kirchliche, Herr über Alles, und über jede Entwickelung werden könne. Wo freye Bauern den natürlichen Verhältnissen gemäß bleiben konnten, wie in Niedersachsen, blieben sie wenigstens zum großen Theile; und selbst der gedrückteste Hörige war in diesen getadelten Zeiten doch ganz et-

was anderes, als der Sklave bey den gerühmten Völkern des Alterthums: er hatte Eigenthum, eine wahre Ehe und eine Kirche, welche zu Gott und zur Zufriedenheit führte, und gegen herrische Eingriffe besser schützte, als polizeyliche Verfügungen!! Doch wollen wir keineswegs läugnen, daß man für diese niedrigste Menschenklasse, im dreyzehnten, wie in allen früheren Jahrhunderten, zu wenig that, und eine Verletzung ihrer Rechte viel zu wenig rügte, obgleich diese Rechte in den eben aufgeführten Gesetzen keineswegs ganz übersehen sind. Unbillig scheint es indeß auf jeden Fall, zu verlangen: Friedrich habe im Jahre 1235 durch einen Reichsschluß alle die Uebel vertilgen sollen, welche bereits seit Jahrhunderten bestanden, und noch Jahrhunderte lang, mehr oder weniger, fortdauerten.«

Wichtiger ist der Einwand: die natürliche, nothwendige und heilsame Entwickelung der Bürgerschaften sey durch des Kaisers verkehrte Gesetze aufgehalten worden. Zuvörderst waren diese gar nicht neu, sondern im Wesentlichen dieselben, welche bereits Friedrich I. durchzusetzen suchte. Würde man nun diese beyden herrlichen Männer nicht entschuldigen müssen, wenn sie nach den in Italien gemachten Erfahrungen eine übertriebene Abneigung gegen alle Städte gehabt hätten? Und doch ging ihr Bemühen nur darauf hinaus, daß man in Deutschland nicht wie in der Lombardie verfahre. Fast jede Stadt hat sich hier zuerst von dem Einflusse ihres Lehensherrn oder Bischofs frey gemacht, und nächstdem auch den Einfluß des Königs und Kaisers ganz zu vertilgen gesucht; jede war, nach altgriechischer Weise, ein unabhängiger, nur durch willkürlich geschlossene, und selten gehaltene Verträge mit andern Städten in Verbindung tretender Staat. Eine solche, unter dem Scheine erhöhter Selbstständigkeit eintretende Vereinzelung mißbilligte der Kaiser; er glaubte nicht, daß jede, auch die kleinste Stadt reichsunmittelbar seyn könne und solle; er trat, und mit Recht, dem einseitigen, allen Rechts- und Besitzstand verletzenden Umsichgreifen einer Partey entgegen; hingegen fiel es ihm nicht ein, die auf Vertrag und freye Uebereinkunft gegründeten Rechte willkürlich zu vernichten, oder neue Verträge über Stadtrechte und Freyheiten zu verbieten, vielmehr zeigt die Geschichte, daß jene unverletzt in Kraft blieben, und diese sich auf eine höchst erfreuliche, niemanden beeinträchtigende Weise täglich mehrten. Insbesondere finden wir, daß Friedrich II. (so wenig verkannte oder haßte er die echte Entwickelung des Bürgerthums) vielen Orten Stadtrechte gab, oder die Rechte der Städte erhöhte; wir finden, daß diese den hohenstauffischen Kaisern und Königen in Deutschland, selbst in den Zeiten des hinsinkenden Glanzes derselben, unwandelbar treu

blieben; mithin über ihr Verhältniß zu demselben ganz anders dachten, als manche spätere Erläuterer jener Gesetze. Wären Adel und Geistlichkeit von den Städten bezwungen, und die Bauern in Städter verwandelt worden, wie dieß in Italien geschah, wir hätten, statt des unendlich reichen deutschen Lebens, eine Bürger-Demokratie erhalten, die nicht besser ist, als eine polnische Adels-Demokratie, und nothwendig zur Tyranney, wie diese zur Anarchie führt. Oder wer will eine Adelsherrschaft ohne Städte, eine geistliche Herrschaft ohne freyen Adel; ein, zuerst alles andere, dann sich zerreibendes und zerrüttetes Bürgerthum, oder einen mächtigen König mit bloßen Dienern, statt mit freyen Reichsständen? So hat Natur, Verstand und göttliche Fügung, Deutschland hier, wie öfter, von dem Unheile befreyt, womit mancher Wohlmeinende es irrig zu erlösen wähnte.«

Nachdem der Kaiser auf die erzählte Weise seines Sohnes Empörung gebrochen, alte, schwere Schwierigkeiten der ersten Häuser verglichen, und heilsame Gesetze für die Zukunft gegeben hatte, ließ er zuvörderst am 22. August 1235 in Mainz einen feyerlichen Gottesdienst halten, dann gab er unter freyem Himmel ein großes Fest. An diesem Freudentage trug er die neubefestigte Krone, unter ehrwürdigen Prälaten, mächtigen Fürsten, muthigen Rittern und zahllosem Volke der Erste und Herrlichste. Freylich ist die Macht und Herrlichkeit späterer Könige (z. B. Ludwigs XIV.) für vollkommener gehalten, und höher gestellt worden; aber wer kann im Ernst ihre willkürlich aus dem Staube erhobenen und in den Staub getretenen Umgebungen mit der glanzreichen Hoheit jener Zeiten vergleichen?«

»Ueber Freye zu herrschen, ist schon weit mehr, als Knechten zu befehlen; aber unter freyen Fürsten anerkannt der erste Fürst, der Lenker und Erhalter des Ganzen zu seyn, und diesem Oberhaupte gegenüber, als Bischof, als Fürst, als Graf, als Ritter, als Bürger, in eigenthümlichen Kreisen frey und unverletzt dazustehen: das mußte eine Hoheit der Gesinnung und eine Thatkraft herbeyführen, wovon man sich bey ganz veränderten Verhältnissen kaum einen Begriff machen kann. Und zur gänzlichen Auflösung jenes Wunderbaues, zu der langweiligen Jämmerlichkeit mancher neueren Staatseinöden, hat nichts so verderblich beygetragen, als jene, auf der Oberfläche so glänzende, bey tieferer Betrachtung so unnatürliche Lehre, welche, nach unbedingter Gleichstellunng des Verschiedenartigsten, nothwendig zuletzt alle Rechte der Höchsten, wie der Geringsten, mißachten und vertilgen mußte. — Allerdings hatte jene Zeit auch ihre Schat-

tenseite, allerdings zeigten sich auch damals schon mancherley und bedeutende Mängel: sie gingen jedoch nicht sowohl aus irrigen, allgemeinen Grundsätzen hervor, als aus einzelnen, bestimmten Veranlassungen und Umständen, welche eher ein Unglück, als ein Unrecht zu nennen waren, und zum Theil sogar für ein Glück galten. So bedurfte dieser reichste und mannigfachste Organismus, den je ein Staat gehabt und gezeigt hat, durchaus eines geistreichen, stets aufmerksamen und wirksamen, stets gegenwärtigen Königs, und jene ersten Eigenschaften hatte Friedrich II. im höchsten Grade; aber sein Verhaltniß zur Kirche und zu Italien stellten Deutschland natürlich sehr in den Hintergrund; wodurch sich die deutschen Fürsten, obgleich bey minder erheblichen Veranlassungen, allmälich gewöhnten, auch ihrerseits den König in den Hintergrund zu stellen, und als Nebensache zu betrachten. Von dieser leidigen Verirrung kann jedoch erst später gesprochen werden; jetzt bemerken wir, den Faden der Erzählung wieder aufnehmend: daß jener Mainzer Landfriede von 1235 das erste Gesetz ist, welches in deutscher Sprache öffentlich bekannt gemacht wurde; eine Erscheinung, welche allerdings durch die gesammte Entwickelung des Volks und die hohe Bildung der Sprache herbeygeführt war, aber gewiß in dem Kaiser, welcher so viel für die italienische Sprache that, aus gleichen Gründen den lebhaftesten Beförderer fand. Entgegengesetzte Ueberzeugungen hätten, wie wohl anderwärts, diesen Schritt noch lange verzögern können; weßhalb manche, welche streng gegen den Inhalt des Gesetzes sprachen, durch die höchst folgenreiche und wichtige Form versöhnt werden könnten.«

Wir haben diese Stelle ganz angeführt, weil sie unseres Ermessens das Wichtigste ist, was über Friedrichs Herrschaft in Deutschland jemals gesagt worden ist.— Das Begräbniß der heiligen Elisabeth, die Ausgleichung mit Böhmen wegen der Heirathsansprüche Königs Wenzeslaw von seiner Gemahlin Kunigunde, des ermordeten Philipps Tochter. — Der Graf von Provence, obgleich schon über 50 Jahre, doch noch nicht zum Ritter geschlagen, weil ein alter Aberglaube den Gliedern seines Hauses bald nach der Annahme der Ritterwürde ihren Tod prophezeyte. Der Graf empfängt den Ritterschlag dennoch zu Hagenau aus des Kaisers Hand, als von der Krone alles Ritterthums. Wie hätte Friedrich auf diesem Giebel seines Glücks ahnen können, nicht länger als 33 Jahre werde es dauern, daß sein Enkel, der letzte Stauffe, durch den Gemahl der jüngsten Tochter eben dieses so hoch begünstigten Grafen von Provence auf dem Blutgerüst stürbe!

Die beyden Friedriche, der Stauffe und der Babenberger.

Die Darstellung ihrer schweren Irrung gehört nicht zu den ausgezeichnetsten Theilen des Raumer'schen Werkes. Der Verfasser hat den Charakter des 26jährigen Herzogs offenbar nur einseitig aufgefaßt. Eben so, aber nur in der Lichtseite, die Absichten und die Handlungsweise des Kaisers. — Leopold der Glorreiche (Sohn des Tugendhaften, der an Richard Löwenherz Rache geübt, und Enkel des ersten Herzogs, des Jasomirgott) trug zum Kaiser eine wahre Liebe des stammverwandten Blutes, und des, fremde Größe zu schätzen und zu lieben, fähigen und berufenen Geistes. Wie Stauffen und Babenberger einer gemeinsamen Stammesmutter angehörten, so dachte Leopold das erlauchte Blut neuerdings zu mischen, und vermählte seine älteste Tochter von der komnenischen Theodora, Margarethen, an Friedrichs Erstgebornen, König Heinrich, dessen Frevel, dessen Unglück, Kerkerschmach und Tod wir eben vernahmen. — Wie die Ahnfrau Agnes, Babenberger und Stauffen zu Glück und Glanz mit einander verbunden, so Margarethe zu tiefem Fall und Schmerz. — »Wie die Geschichte Agnesens die Geschichte ihres Jahrhunderts, der schweren Prüfung und des glorreichen Sieges der Ihrigen ist, so ist die Geschichte Margarethens und ihres Unglücks auch die Geschichte Oesterreichs, während ihrer ersten Ehe mit König Heinrich, wie während der zweyten mit dem Böhmenkönig Przemysl Ottokar, der endlich Rudolphen von Habsburg, Land, Sieg und Leben ließ. — Margarethe ward am 1. November 1225 zu Nürnberg vermählt, am 28. März 1228 zu Aachen gekrönt. — Ihr wäre besser gewesen, eine arme Hirtin zu seyn, auf rauher, einsamer Alpe. — Heinrich that ihr nur Leides, dennoch trug sie liebend sein Leid bis in den Tod. Zum Glück erlebte Leopold nimmer seines Schwiegersohnes Empörung und Fall. — Er starb (28. July 1230) zu St. Germano, als er eben das große Werk der Vermittlung zwischen Kaiser und Papst eifrig vollenden geholfen.«

»Nach Leopolds Tode (sagt Raumer) »verschwuren sich die nach völliger Unabhängigkeit strebenden Lehens- und Dienstmänner gegen seinen Sohn Friedrich. Sie beraubten ihn der väterlichen Schätze, und verwüsteten das Land nicht minder, als die gleichzeitig einfallenden Böhmen. Allein sie fanden an dem neuen Herzoge, welcher mit Recht den Namen des Streitbaren erhielt, einen Gegner, kräftiger, als sie erwartet hatten, und wurden schon im Jahre 1231 von ihm gezwungen, einen harten Frieden anzunehmen, und für dessen Festhaltung Geißeln zu stellen. Aber jener ungerechte Angriff und dieser unerwartet glückliche Ausgang trugen gewiß dazu bey, dem Charakter und den Ansichten Friedrichs eine einseitige, gewaltsame Richtung zu ge-

ben, welche ihn zu schweren Fehlern verführte, und in harte Unfälle verwickelte. Er war ein Mann von der höchsten Thätigkeit und größten Unerschrockenheit, von unbeschränkter Kriegslust, und von rücksichtsloser Freygebigkeit gegen seine Krieger; welche Eigenschaften ihn nicht bloß seinen Nachbarn, sondern auch seinen Unterthanen furchtbar machten. Fast nirgends wußte er Liebe zu erwerben, und die Gerechtigkeit, welche er übte, verlor oft ihre ehrenwerthe Natur, weil sie an Grausamkeit gränzte.«

Es wird nun fortan erzählt, wie Friedrich gesucht, den Adel auf jede Weise niederzudrücken, wie er an einem Tage alle Klosterkassen in seinen Landen erbrechen ließ, alle Unterthanen durch übermäßige und willkürliche Steuern aufregte, auch die Städte bedrückte, und durch die Gewaltthat an der schönen Pottendorferin Brunhilde auch die Anhänglichkeit der Wiener in Haß verwandelte; seinen Schwager, den thüringischen Heinrich, in der Hochzeitnacht mit bloßem Schwert vor seinem Bette zwang, auf Aussteuer und Heirathgut zu verzichten; wie er seine eigene Mutter Theodora mit Haft und körperlicher Mißhandlung bedroht, daß sie bey seinen Feinden Hülfe gesucht! — Des Kaisers so ziemlich Bonapartisches Manifest gegen Friedrich fügt noch hinzu: er sey auf geschehene Aufforderung, weder in Ravenna, noch in Aequileja, noch in Mainz, noch in Augsburg erschienen, — »admodum pueriliter, cum insuperabili stultitia et arrogantia,« sind die Ausdrücke, in denen der Kaiser von ihm spricht. Es ist auf diese Beschuldigung von Aeltern und Neuern schon öfters, letztlich noch in Hormayr's Geschichte Wiens, geantwortet worden. Die malerische Scene mit dem thüringischen Schwager, jene mit der schönen Brunhild und die Klosterplünderung, sind anerkannte Fabeln. Die Erzählung gehört meist späteren Tagen an, vermischt verschiedene Zeiten und verschiedene Orte, und leidet an innern Widersprüchen, wie an Anachronismen. — Des Herzogs Mutter Theodora mag allerdings, nach Weiberart, jeder durchgreifenden Maßregel widersprochen, und jede Gefahr durch Weichen und Aufgeben zu beschwichtigen angerathen haben, daher auch wohl eine Spannung zwischen Mutter und Sohn entstanden seyn. Dennoch zeigt Friedrichs Thun und seine Urkunden von vieler Rücksicht, ja von Zartheit gegen diese hohe Frau, die, als sie auf ihrem Kahlenbergerschloß die Kunde von Friedrichs Sieg und Tod vernahm, nicht mehr sprach, nicht mehr aß, und gleich einem kalten, augenlosen Marmorbild den Tod erwartete, der ihr am achten Tage nach der Schlacht das Herz brach. — Daß Friedrich die Reichstage außerhalb Oesterreich nicht besuchte, gründete sich auf den Wortlaut der Fridericianischen goldenen Bulle von 1156: »dux etiam austriae non tene-

tur aliquam curiam accedere, nisi ultro et de sua fecerit voluntate,« und daß er vom Kaiser eine Beyhülfe in Gelde verlangt, wider die beständigen Anfälle der Könige Böhmens und Ungerns, findet dieselbe Rechtfertigung in derselben berühmten und allbekannten Staatsurkunde. Daß der Kaiser (nachdem es in den Welfischen Angelegenheiten keineswegs nach Wunsch gegangen, nachdem seines Sohnes Empörung ihm wohl für ein furchtbares Warnungszeichen gelten konnte) den Plan erfaßt, in Oesterreich und Steyer eine Hausmacht zu begründen, oder wenigstens beyde Herzogthümer zu trennen, und auch noch jedes einzelne, durch vielfache Immunitäts-Privilegien, Erhebung zu Reichsstädten ꝛc. möglichst zu verdünnen und an sich zu ziehen, und so lange als möglich in des Reiches Handen zu behalten, unterliegt wohl kaum einem Zweifel, und findet die auffallendste Bestätigung in der leidenschaftlichen Gehässigkeit, die jedes Wort und jeder Schritt wider den Herzog bezeichnen. — Der am 27. Juny 1236 zu Augsburg mit dem Böhmenkönig Wenzeslaw, dem Baierherzog Otto, dem Markgrafen Otto von Brandenburg, und dem Paßauer Bischofe Reginer gefertigte Bundesbrief ist an und für sich eine Art von Theilungs-Vertrag, und wurde es um so entschiedener durch den Beytritt Ulrichs von Kärnten. — Ein so hervorragender Mann wie Friedrich, und von so heißem Blute, konnte sehr ungleichen Urtheilen unmöglich entgehen. Geist und Kraft hat er wohl bewiesen, als er mit neunzehn Jahren alle seine Feinde schlug, und die treulosen Kuenringer, die ihr Amt mißbraucht und seinen Schatz bestohlen, zur Erde beugte. Wie hätte Friedrich der Anklage seiner Sitten entgehen sollen, der die wenigsten Helden entgingen? Er, der letzte seines Heldenstammes, der kühne, lebensfrohe, heftige Fürst, drey Mal vermählt und allemal unglücklich und kinderlos. Die schnell nachgefolgte Versöhnung mit dem Kaiser, der alsdann das Ostland zum Königreich erheben wollte, Friedrichs Nichte, Gertrud, zur vierten Gemahlin begehrte, und bey dem eine Zeitlang Niemand höher stand, als eben dieser Fürst, dem er, mit einer sonst in seinen Staatsschriften sehr seltenen Anstandsverletzung, halb verrückte Hoffart und bübisches Wesen vorgeworfen, charakterisirt jenes Manifest als bloße Gelegenheits- und Parteyschrift. — Den Klöstern und Hospitälern war der Herzog ein freygebiger Wohlthäter. Das Bürgerleben liebte er, wie sein Vater. »Das war ein rechter Herr, und ich sein rechter Dienstmann, der nie genug um ihn klagen kann! Ist es möglich, daß von so kleiner Wunde ein so großer Fürst den Tod haben kann,« seufzt Ulrich von Lichtenstein, der Ritter und Sänger; und der Dominikaner Pernold, Margarethens Kaplan, sagt: »Mit Friedrichs Tode

schlug Oesterreich die Stunde namenlosen Unheils, das endlich auch den Lästerern die Augen aufriß, daß auch sie Friedrichen als wahrhaft einzig erkannten und beweinten, und eine Welt bewegen würden, wenn sie es nur vermöchten, ihn wieder zurückzurufen aus dem Grabe. Mit ihm starb die öffentliche Wohlfahrt. Niemand vermag es mehr gegen übermächtige Willkür zu schirmen, seit dieser Friedrich nicht mehr das unerbittliche Richtschwert handhabt!«

Neidische Nachbaren und Insassen, der Böhmenkönig, der Baierherzog, die Kirchenfürsten von Bamberg und Paßau wurden zu Vollziehern der Acht erlesen. Das Manifest scheute selbst so große Lügen nicht, wie das angebliche Einverständniß des Herzogs mit dem Alten vom Berge, dem Assassinenfürsten, um sich des Kaisers meuchelmörderisch zu entledigen. Friedrich sey allgemein als Tyrann verhaßt — und so viel er auch für die Seinen gethan, sie verschmähten selbst manche köstliche Gabe, die ihnen Friedrichs reiches Gemüth darbot, und Alles gedachte mit Wehmuth seines milden Vaters. Welcher aber aus den beyden erbitterten Widersachern der edlere gewesen, der Kaiser oder der Herzog? dieß zu entscheiden dürfte der große Erforscher der Herzen und Nieren allein vermögen.

Die vermeintlichen Erlöser aber von Friedrichs sogenannter Tyranney, der Böhme, der Baier, der Kärntner, bekehrten die Unzufriedenen gar bald. Friedrich, des Kaisers Unversöhnlichkeit, der Nachbarn Ländergier, der Städte Kaufmannsstolz, den Uebermuth des Adels wohl kennend, hatte keine Lust gegen den Strom zu schwimmen, gab das flache Land preis, und erkor in der Nähe Wiens gute Waffenplätze, Schlüssel ins Gebirge, Neustadt, Mödling, Starhemberg. — Wien hatte seine Thore geöffnet. Der Burggraf von Nürnberg war Hauptmann des Reichs in der reichen Herzogsstadt — Auf einmal aber erschien der Herzog vor Linz, entsetzte es und verbreitete unter seinen Feinden solchen panischen Schrecken, daß der Kaiser selbst, der sich durchs tyrolische Gebirg bereits wieder Italien genähert hatte, plötzlich umkehrte, die Weihnachten zu Grätz feyerte, mehrere steyrische Burgen brach, und feyerlich in Wien einzog, wo sein Sohn Konrad gleich darauf als König begrüßt, und es unumwunden ausgesprochen wurde: »Oesterreich sey durch Gottes Beystand nunmehr an den Kaiser gediehen!«

Es ist keine Lockung der Gunst, noch irgend eine Lockung der Verführung, die der Kaiser nicht geübt hätte in den Babenbergischen Landen. — Kein Kloster, groß oder klein, das nicht von ihm einen unmittelbaren Schirmbrief aufzuweisen hätte, — ja viele derselben besitzen unregelmäßige Konzepte der kaiserlichen

Kanzley, die, um abwendig zu machen und um zu gewinnen, eilig und unvollendet hinausgegeben wurden. — Des großen Barbarossa Versöhnung mit Alexander III. 1177 auf dem Rialto zu Venedig, von welcher auch beynahe jede geistliche Gemeinde der gesammten Christenheit ein Andenken aufzuweisen hat, mag allein gleich kommen jener Flut von Gnadenbezeigungen, die der Kaiser von dem eroberten Wien ausströmen ließ, in der zwiefachen Freude, den jungen Konrad als König erkannt, und wie durch Schwaben westwärts, so nun durch Oesterreich und Steyer östlich, dazwischen das eingeklammerte Baiern, Deutschlands gesammten Süden, und die Eingänge nach Italien alle in seiner Macht zu sehen.

Drey Monate blieb Friedrich zu Wien, bis in den Beginn des April. Der geächtete Herzog hielt sich eingeschlossen in seinen wenigen Burgen, vorzüglich in der Neustadt, die seitdem »die allezeit getreue« heißt, und diesen schönen Namen den Babenbergern wie den Habsburgern in allen Stürmen und Nöthen bewahrt hat. Nach der Wiederherstellung seines Glückes gab Friedrich der Neustadt zwey, aus Hormayrs Werken bekannte, für die Geschichte des deutschen Munizipalwesens überaus merkwürdige Freyheitsbriefe (1239 und 1244): »pro fide et constantia, quam circa nos habuerunt, jugiter in omnibus nostris prosperitatis et adversitatis casibus, quum imperium et fere totus mundus valida manu nos invaserit.« — Es war eine schöne Wiederholung dieser musterhaften Treue, daß jener arge Feind Friedrichs II., der große Ungerkönig Mathias Korvin, der Neustadt, als sie seinen Lockungen so wenig als seinen Drohungen und seiner Waffengewalt, sondern erst, als Wien schon gefallen, der äußersten Noth wich, wie einst Herzog Leupolt vor Solothurn den tapfern Bürgern sein Banner schenkte, und sein Bildniß, als hätte nicht Er sie, sondern ihre tapfere Treue ihn überwunden! — Doch wir kehren zum Thun und Walten des Kaisers in Wien zurück.

Diese Stadt, in den Kreuzfahrten so wichtig, Stapelplatz und Niederlage, wie für den Donauhandel und Wechseltausch mit Byzanz, wie für die slavischen Völker gegen Norden, an der March, Moldau, Elbe und Oder, sollte hinfür keine Landstadt des Aechters, noch seine Residenz mehr seyn, sondern eine unmittelbar freye Reichsstadt. Er gab ihr eine goldene Bulle (April 1237), herrliche Freyheiten und eine Hochschule. Die Juden schloß er von allen städtischen Aemtern aus, gab aber nachträglich, während der Belagerung Brescias im folgenden Jahre (1238) eine, für die Sittengeschichte jener Tage höchst wichtige Ordnung für die Juden zu Wien, Knechte seiner kaiserlichen Kam-

mer. Jene goldene Bulle überbietet beynahe noch das kaiserliche Manifest wider den Herzog: »wie Er, der edlen Weise seiner Altvordern völlig entartet, seinen Eigenwillen für das einzige Gesetz, und seiner Willkür Alles für erlaubt geachtet, die Reichen beunruhigt, die Armen bedrückt, Witwen und Waisen preis gegeben, nach dem Eigenthum Aller gedürstet, und den edelsten Männern nach dem Leben gestrebt habe! — Ein, dem Kriege für Wien durchaus ähnliches Konzept der kaiserlichen Kanzley, wurde auch für die Neustadt bereit gehalten, aber so vergeblich, als Napoleon an der Barriere von Moskau auf eine Deputation, wartete der Kaiser zu Wien drey Monate darauf, daß Friedrich aus der Neustadt herbeykommen, und ihm im Kreise der zahlreich versammelten Fürsten den Triumph einer feyerlichen Unterwerfung gewähren würde. Aber Friedrich lag in seiner Neustadt, wie im tiefsten Winterschlafe. Die Angelegenheiten Italiens mahnten immer dringender. So brach denn der Kaiser von Wien auf ins Reich. Sein Zorn sprach sich in dem merkwürdigen Freybriefe aus, den er zu Enns dem steyrischen Herzogslande gab: »weil die Steyermärker dem Kaiser so treulich beygestanden, und den ihm von ihrem ehemaligen Herzog angethanen Schimpf so nachdrücklich gerächt haben (?!), soll die Steyermark nie wieder an einen Fürsten von Oesterreich kommen, auch keinem andern (es sey denn auf Bitten der Einwohner) verliehen werden, sondern unmittelbar in des Kaisers Hand bleiben. Jeder wird nach des Landes Satzungen und Herkommen gerichtet. Aller Zwang von Seite des Fürsten bey Verheirathung der Töchter hört auf. Stirbt Jemand ohne Testament, so erbt der nächste Verwandte, und die Lehen gehen auch auf die Töchter über. An die Stelle des Beweises durch Kampf, tritt überall der Beweis durch Zeugen. Leibeigene dürfen nicht wider den Willen ihrer Herren in die Städte aufgenommen werden. Ohne Zustimmung der Städte findet keine neue Steuer und keine Umprägung der Münze Statt. Jeder darf auf seinem Grund und Boden eine Kirche erbauen.«

Zu Efferding gab er einem steyrischen Ministerialen, Wülfing von Stubenberg, Freyheit gegen die Observanz des Landes, und hätte wohl gerne beym Adel, wie bey den reichsten und einflußreichsten Städten, das Band der Landsäßigkeit gelöst, und Allen Reichsfreyheit geschenkt, so ziemlich im Widerspruche mit den Vorwürfen, die man ihm wegen der Folgen des Mainzer Landfriedens gemacht.

Kaum war der Kaiser wieder in Schwaben, als Friedrich aus der Neustadt hervorbrach, seine Feinde einzeln schlug, die kaiserlichen Statthalter vertrieb, und sich Alles wieder unterwarf. Nur in der Steyermark war noch einiger Widerstand, und Wien

so falsch, daß Heinrich und seine beyden Knaben von der Babenbergischen Margarethe durch Gift aus dem Wege geräumt, und auch diese tugendhafte Prinzessin höchst unwürdig behandelt worden sey.

Ueber Heinrichs Tod erließ der Kaiser ein merkwürdiges Umlaufschreiben, worin er seine Trauer über Heinrichs Tod mit jener Davids über den ungerathenen und dennoch geliebten Absalon, und Cäsars über seinen Schwiegersohn Pompejus vergleicht. — Das beste war, daß Friedrich, nach diesen traurigen Erfahrungen an seinem ältesten Sohne, verdoppelte Aufmerksamkeit wendete auf die Erziehung des zweyten Konrad. — Warnend schrieb er ihm die hohen Worte: »Strebe nach Weisheit, und spiele nicht den König, während du noch als Schüler lernen solltest. Scheue zweyzüngige Diener, fliehe die Schmeichler, gib dem Verleumder niemals Gehör. Ehre die Geistlichen um ihres Stifters willen, erfreue dich an der Strenge des Kriegsdienstes und der Krieger, sey herablassend und zugänglich für Jedermann, gerecht in der Milde und mild in der Gerechtigkeit, damit weder das Recht, noch die Wahrheit, noch der Friede verletzt werden. — Die Könige werden geboren und sterben wie andere Menschen. Sind sie ihnen nun nicht überlegen an Tugend und Weisheit, so werden sie regiert, anstatt zu regieren, und ihre Einfalt und Untugend gereicht nicht bloß ihnen zum Unglücke, sondern zieht die Völker mit ins Verderben. Daher sagt die Schrift mit Recht: wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist! Du sollst dereinst mehr Völker beherrschen, als irgend ein Mensch auf Erden; deßhalb liegt dir unerläßlich ob, rastlos dahin zu streben, daß du durch Ueberlegenheit des Geistes und der Tugend, und nicht bloß der Geburt und dem Namen nach ein König seyst.«

Friedrichs dritte Vermählung mit der englischen Isabella, Tochter Johanns ohne Land, Schwester Heinrichs III. und des nachmaligen deutschen Königs Richard von Kornwall, ein Wunder der Schönheit und Sitte. Der herrliche Einzug in Köln, der prachtvolle Reichstag zu Mainz, ein würdiges Gegenstück dessen, den vor einem halben Jahrhundert der Barbarossa daselbst hielt, — die Königswahl des jungen Konrad.

Welfische Angelegenheiten. Theilung des Erben Heinrichs des Löwen. — Die Gesetze von Ravenna und Udine, gegen die eigenmächtigen Genossenschaften, Zünfte und eidlichen Verbindungen in den deutschen (wie in den italienischen) Städten der Pfalbürgerschaften, des Schutzes der Geächteten, ungebührlicher Zölle und Münzrechte. — Der berühmte Mainzer Landfrieden, dessen Satzungen aber vielfach mißfallen. Die Geg-

ner desselben sagten: »die altdeutsche Freyheit, leider schon durch manchen Rost erschüttert, werde dadurch ganz untergraben. Statt eines gleich berechtigten Volkes treten nun natürliche Abstufungen hervor, statt der Landesgemeinde entstehen Herrntage, und der König der Deutschen hat sich in ein bloßes Oberhaupt von Fürsten und Lehensträgern verwandelt, und nicht einmal zu eigenem Gewinn?« — Vielmehr sind seine Rechte jetzt geringer, als ehemals, und müssen durch die wachsende Unabhängigkeit der Fürsten von Tag zu Tag abnehmen, bis sich das herrlichste aller Reiche in unbedeutende Inseln kleiner Beherrscher auflösen wird. Die dem Kaiser wegen Erhöhung der geistlichen Rechte bereits oben gemachten Vorwürfe kehren hier im verstärktem Maße wieder, und ein überaus gewichtiger tritt neu hinzu. Er hat nämlich, alles Sinnes für Freyheit und für die, der Zeit angemessene Entwickelung ermangelnd, das Aufblühen der Städte und des Bürgerstandes gehindert, und anstatt mit seiner ganzen Macht, schon des eigenen Vortheils wegen, auf ihre, die echten Menschenrechte allein vertheidigende, Seite zu treten, jene Tyranney der kleinen, gegen ihn immerdar und nothwendig undankbaren Fürsten und Prälaten unterstützt.« — Zur Widerlegung, oder doch zur Berichtigung dieser Ansicht läßt sich indeß Folgendes anführen:

»Eine Vergleichung der Einrichtungen, welche Friedrich für Neapel so folgerecht und umfassend traf, mit denen, welche er in Deutschland gründete oder beförderte, zeigt ihre fast durchgängige Verschiedenheit. Anstatt nun aber hieraus Vorwürfe gegen die eine oder die andere Richtung herzuleiten, oder die nothwendige Verkehrtheit der einen wie der andern Gesetzgebung zu behaupten, offenbart sich unsern Blicken darin gerade die Weisheit des Kaisers. Diese hielt ihn von jener übertriebenen Verehrung des Gleichartigen ab, welche schon so manchen berühmten Mann zu Mißgriffen verführte. Sie hielt ihn ab, das Vortreffliche nur in einer, zuletzt immer ganz willkürlichen Form zu erblicken, und sich mit einem künstlichen Machen dessen abzuquälen, was sich nur aus unzähligen Gründen und Veranlassungen frey entwickeln kann, und an jedem Orte anders entwickeln muß. Hätte er Neapel germanisiren, hätte er Deutschland so wie jenes Reich behandeln wollen, welche Verkehrtheit wäre dieß gewesen! — Hievon — werden aber seine Gegner einwenden — ist gar nicht die Rede, sondern davon: daß er eben das echt Deutsche verkannt, und anstatt für dessen Erhaltung, Erneuung und Entwickelung mitzuwirken, nur die eigentlich undeutschen Keime und Bestandtheile hervorgehoben

und begünstigt hat. — Diese Behauptung ist zuvörderst in so weit unrichtig, als sie den Kaiser allein für alles das verantwortlich macht, was man in den öffentlichen Verhältnissen Deutschlands tadelt; während es nicht schwer fallen würde, auch einmal den Beweis zu führen: daß allein die Kirche oder allein die Stände daran schuld sind. Mithin dürfte, der Wahrheit nach, die etwaige Schuld keinem der Angeklagten ganz aufzulegen, sondern höchstens unter sie zu vertheilen seyn.«

»So wenig aber der Kaiser alles allein gethan hat, was einige ihm vorwerfen, so wenig hätte er allein alles das thun können, was sie von ihm verlangen. »Er soll die königliche Macht durch Erwerbung größeren Grundeigenthums erhöhen;« — aber wem konnte er denn etwas nehmen? und wird nicht der keineswegs ganz ungerechte Versuch, sich in Braunschweig festzusetzen, von allen (im Widerspruche mit sich selbst) als ein Eingriff in fremdes Eigenthum dargestellt? — »Er soll die Macht der Fürsten beschränken:« — aber war es denn irgend möglich, die seit Jahrhunderten abgekommene Ansicht durchzusetzen, daß sie bloße Reichsbeamte wären? — »Er soll die allgemeine Reichsfreyheit herstellen:« — als wenn sich ein, durch alle Theile des Staates hindurch ziehendes, in alle verflochtenes, mit allen verwachsenes System, plötzlich, ohne tödtliche Verletzung, herausreißen und zur Seite werfen ließe! Doch wenn es der Kaiser auch gekonnt hätte, er sollte es nicht können.«

»Die Gleichheit in der altdeutschen Freyheit war nie ganz unbedingt: wir finden von Anfang an schon Adel und Knechte, jene auf gewisse Weise über, diese unläugbar unter den freyen Männern. Aber selbst die allerdings einst weit bestimmtere Gleichheit der letzten in den Landesgemeinden, welche dem einfachsten Zustande durchaus angemessen erschien, konnte bey allmälicher Entwickelung schlechterdings nicht fortdauern.«

»Es hatten sich aus dieser einst ununterscheidbar ähnlichen Masse, die verschiedensten Glieder, Organe, Eigenthümlichkeiten entwickelt, und eine Rückführung auf jene erste Form würde einen gewaltsamen Tod alles desjenigen in sich geschlossen haben, was damals am lebendigsten und gesundesten war. — So wie nun der Adel in mancherley Abstufungen kräftig über einander emporwuchs, so ihm gegenüber die Geistlichkeit; und in dieser Stellung lag eben eine Bürgschaft, daß weder das zeitlich Deutsche, noch das zeitlich Kirchliche, Herr über Alles, und über jede Entwickelung werden könne. Wo freye Bauern den natürlichen Verhältnissen gemäß bleiben konnten, wie in Niedersachsen, blieben sie wenigstens zum großen Theile; und selbst der gedrückteste Hörige war in diesen getadelten Zeiten doch ganz et-

was anderes, als der Sklave bey den gerühmten Völkern des Alterthums: er hatte Eigenthum, eine wahre Ehe und eine Kirche, welche zu Gott und zur Zufriedenheit führte, und gegen herrische Eingriffe besser schützte, als polizeyliche Verfügungen!! Doch wollen wir keineswegs läugnen, daß man für diese niedrigste Menschenklasse, im dreyzehnten, wie in allen früheren Jahrhunderten, zu wenig that, und eine Verletzung ihrer Rechte viel zu wenig rügte, obgleich diese Rechte in den eben aufgeführten Gesetzen keineswegs ganz übersehen sind. Unbillig scheint es indeß auf jeden Fall, zu verlangen: Friedrich habe im Jahre 1235 durch einen Reichsschluß alle die Uebel vertilgen sollen, welche bereits seit Jahrhunderten bestanden, und noch Jahrhunderte lang, mehr oder weniger, fortdauerten.«

Wichtiger ist der Einwand: die natürliche, nothwendige und heilsame Entwickelung der Bürgerschaften sey durch des Kaisers verkehrte Gesetze aufgehalten worden. Zuvörderst waren diese gar nicht neu, sondern im Wesentlichen dieselben, welche bereits Friedrich I. durchzusetzen suchte. Würde man nun diese beyden herrlichen Männer nicht entschuldigen müssen, wenn sie nach den in Italien gemachten Erfahrungen eine übertriebene Abneigung gegen alle Städte gehabt hätten? Und doch ging ihr Bemühen nur darauf hinaus, daß man in Deutschland nicht wie in der Lombardie verfahre. Fast jede Stadt hat sich hier zuerst von dem Einflusse ihres Lehensherrn oder Bischofs frey gemacht, und nächstdem auch den Einfluß des Königs und Kaisers ganz zu vertilgen gesucht; jede war, nach altgriechischer Weise, ein unabhängiger, nur durch willkürlich geschlossene, und selten gehaltene Verträge mit andern Städten in Verbindung tretender Staat. Eine solche, unter dem Scheine erhöhter Selbstständigkeit eintretende Vereinzelung mißbilligte der Kaiser; er glaubte nicht, daß jede, auch die kleinste Stadt reichsunmittelbar seyn könne und solle; er trat, und mit Recht, dem einseitigen, allen Rechts- und Besitzstand verletzenden Umsichgreifen einer Partey entgegen; hingegen fiel es ihm nicht ein, die auf Vertrag und freye Uebereinkunft gegründeten Rechte willkürlich zu vernichten, oder neue Verträge über Stadtrechte und Freyheiten zu verbieten, vielmehr zeigt die Geschichte, daß jene unverletzt in Kraft blieben, und diese sich auf eine höchst erfreuliche, niemanden beeinträchtigende Weise täglich mehrten. Insbesondere finden wir, daß Friedrich II. (so wenig verkannte oder haßte er die echte Entwickelung des Bürgerthums) vielen Orten Stadtrechte gab, oder die Rechte der Städte erhöhte; wir finden, daß diese den hohenstauffischen Kaisern und Königen in Deutschland, selbst in den Zeiten des hinsinkenden Glanzes derselben, unwandelbar treu

blieben; mithin über ihr Verhältniß zu demselben ganz anders dachten, als manche spätere Erläuterer jener Gesetze. Wären Adel und Geistlichkeit von den Städten bezwungen, und die Bauern in Städter verwandelt worden, wie dieß in Italien geschah, wir hätten, statt des unendlich reichen deutschen Lebens, eine Bürger-Demokratie erhalten, die nicht besser ist, als eine polnische Adels-Demokratie, und nothwendig zur Tyranney, wie diese zur Anarchie führt. Oder wer will eine Adelsherrschaft ohne Städte, eine geistliche Herrschaft ohne freyen Adel; ein, zuerst alles andere, dann sich zerreibendes und zerrüttetes Bürgerthum, oder einen mächtigen König mit bloßen Dienern, statt mit freyen Reichsständen? So hat Natur, Verstand und göttliche Fügung, Deutschland hier, wie öfter, von dem Unheile befreyt, womit mancher Wohlmeinende es irrig zu erlösen wähnte.«

Nachdem der Kaiser auf die erzählte Weise seines Sohnes Empörung gebrochen, alte, schwere Schwierigkeiten der ersten Häuser verglichen, und heilsame Gesetze für die Zukunft gegeben hatte, ließ er zuvörderst am 22. August 1235 in Mainz einen feyerlichen Gottesdienst halten, dann gab er unter freyem Himmel ein großes Fest. An diesem Freudentage trug er die neubefestigte Krone, unter ehrwürdigen Prälaten, mächtigen Fürsten, muthigen Rittern und zahllosem Volke der Erste und Herrlichste. Freylich ist die Macht und Herrlichkeit späterer Könige (z. B. Ludwigs XIV.) für vollkommener gehalten, und höher gestellt worden; aber wer kann im Ernst ihre willkürlich aus dem Staube erhobenen und in den Staub getretenen Umgebungen mit der glanzreichen Hoheit jener Zeiten vergleichen?«

»Ueber Freye zu herrschen, ist schon weit mehr, als Knechten zu befehlen; aber unter freyen Fürsten anerkannt der erste Fürst, der Lenker und Erhalter des Ganzen zu seyn, und diesem Oberhaupte gegenüber, als Bischof, als Fürst, als Graf, als Ritter, als Bürger, in eigenthümlichen Kreisen frey und unverletzt dazustehen: das mußte eine Hoheit der Gesinnung und eine Thatkraft herbeyführen, wovon man sich bey ganz veränderten Verhältnissen kaum einen Begriff machen kann. Und zur gänzlichen Auflösung jenes Wunderbaues, zu der langweiligen Jämmerlichkeit mancher neueren Staatseinöden, hat nichts so verderblich beygetragen, als jene, auf der Oberfläche so glänzende, bey tieferer Betrachtung so unnatürliche Lehre, welche, nach unbedingter Gleichstellung des Verschiedenartigsten, nothwendig zuletzt alle Rechte der Höchsten, wie der Geringsten, mißachten und vertilgen mußte.— Allerdings hatte jene Zeit auch ihre Schat-

tenseite, allerdings zeigten sich auch damals schon mancherley und bedeutende Mängel: sie gingen jedoch nicht sowohl aus irrigen, allgemeinen Grundsätzen hervor, als aus einzelnen, bestimmten Veranlassungen und Umständen, welche eher ein Unglück, als ein Unrecht zu nennen waren, und zum Theil sogar für ein Glück galten. So bedurfte dieser reichste und mannigfachste Organismus, den je ein Staat gehabt und gezeigt hat, durchaus eines geistreichen, stets aufmerksamen und wirksamen, stets gegenwärtigen Königs, und jene ersten Eigenschaften hatte Friedrich II. im höchsten Grade; aber sein Verhältniß zur Kirche und zu Italien stellten Deutschland natürlich sehr in den Hintergrund; wodurch sich die deutschen Fürsten, obgleich bey minder erheblichen Veranlassungen, allmälich gewöhnten, auch ihrerseits den König in den Hintergrund zu stellen, und als Nebensache zu betrachten. Von dieser leidigen Verirrung kann jedoch erst später gesprochen werden; jetzt bemerken wir, den Faden der Erzählung wieder aufnehmend: daß jener Mainzer Landfriede von 1235 das erste Gesetz ist, welches in deutscher Sprache öffentlich bekannt gemacht wurde; eine Erscheinung, welche allerdings durch die gesammte Entwickelung des Volks und die hohe Bildung der Sprache herbeygeführt war, aber gewiß in dem Kaiser, welcher so viel für die italienische Sprache that, aus gleichen Gründen den lebhaftesten Beförderer fand. Entgegengesetzte Ueberzeugungen hätten, wie wohl anderwärts, diesen Schritt noch lange verzögern können; weßhalb manche, welche streng gegen den Inhalt des Gesetzes sprachen, durch die höchst folgenreiche und wichtige Form versöhnt werden könnten.«

Wir haben diese Stelle ganz angeführt, weil sie unseres Ermessens das Wichtigste ist, was über Friedrichs Herrschaft in Deutschland jemals gesagt worden ist.— Das Begräbniß der heiligen Elisabeth, die Ausgleichung mit Böhmen wegen der Heirathsansprüche Königs Wenzeslaw von seiner Gemahlin Kunigunde, des ermordeten Philipps Tochter. — Der Graf von Provence, obgleich schon über 50 Jahre, doch noch nicht zum Ritter geschlagen, weil ein alter Aberglaube den Gliedern seines Hauses bald nach der Annahme der Ritterwürde ihren Tod prophezeyte. Der Graf empfängt den Ritterschlag dennoch zu Hagenau aus des Kaisers Hand, als von der Krone alles Ritterthums. Wie hätte Friedrich auf diesem Giebel seines Glücks ahnen können, nicht länger als 33 Jahre werde es dauern, daß sein Enkel, der letzte Stauffe, durch den Gemahl der jüngsten Tochter eben dieses so hoch begünstigten Grafen von Provence auf dem Blutgerüst stürbe!

Die beyden Friedriche, der Stauffe und der Babenberger.

beschrieben werden p. 77 das berühmte Grabmal Kaiser Friedrichs IV., von einem gewissen Niklas Lerch, Steinmetzen aus Straßburg, welcher an diesem Werke, das dreyhundert Figuren und vierzig Wappenschilde enthält, und die Zierde nicht bloß des Stephansdomes, sondern Wiens, Oesterreichs, ja ganz Deutschlands ist, beynahe 46 Jahre, von 1470 bis 1513, gearbeitet hatte. P. 84. Der Chorfuß an der nördlichen Wand mit dem hocherhobenen Brustbilde des berühmten Baumeisters Anton Pilgram, einem der herrlichsten Denkmale der Kunst des Mittelalters; p. 89 der Grabstein des Geschichtschreibers und gekrönten Dichters Cuspinianus; p. 90 das Grabmal Rudolphs, des Stifters. — P. 94 — 96 spricht der Herr Verfasser einige gediegene Bemerkungen über das Verhältniß der Kathedrale zu St. Stephan zu anderen berühmten Domen Deutschlands zu jener Zeit. P. 96 — 102, die Kirche zu Maria Stiegen. P. 102 — 115, die Pfarrkirche zu St. Michael. Die Minoriten oder die italienische Kirche, von dem Böhmenkönig Ottokar im Jahre 1276 neu gegründet, und erbauet durch Meister Scheinpfeil oder Schimpfenpfeil aus Stockholm. In diesem Gotteshause bestand ehemals das Grabmal Blanka's, Gemahlin des Böhmenkönigs Rudolph, höchst wahrscheinlich das älteste, und eines der vorzüglichsten Denkmale der plastischen Kunst vom Jahre 1305. Die Hofburgkapelle nach ihrer heutigen Gestalt, 1449 durch Kaiser Friedrich IV. auf dem Grunde der älteren Rudolphinischen hergestellt. Das St. Ruprechts-Kirchlein, der Sage nach um das Jahr 700 gegründet. Die Augustinerkirche, zwischen 1336 und 1339 erbaut. Die Rathhauskapelle, jene der deutschen Ritter und die Pfarrkirche am Hofe. Das Steinbild über dem Eingange des Mariazeller Hofes, welches die heilige Jungfrau mit dem Kinde unter einem gothischen Thronhimmel sitzend vorstellt. P. 115 wird noch in einem Anhange geprüft die bisherige Annahme eines Georg Hauser, als des ersten Baumeisters des großen Thurmes, mit einem Blicke auf die noch vorhandenen Risse des Thurmes, und die Steinmetztafeln bey St. Stephan.

Im zweyten Hefte des zweyten Jahrgangs führt der gelehrte Herausgeber nun selbst wieder das Wort, in einer schönen Einleitung voll hoher Gefühle mit Kraft ausgesprochen, und mit der Versicherung, daß, da dies Werk das Gelübde der möglichsten Vollständigkeit auf sich genommen, seine Leser zur durchaus genügenden praktischen Orientirung in Wien, in seinen Denkmalen, in seinen Denkwürdigkeiten nicht nöthig haben sollen, noch zu irgend welchen anderen, denselben Gegenstand ganz oder

theilweise betreffenden Büchern ihre Zuflucht zu nehmen. P. 7—17. Der Stephansfreythof und die Kapellen. Das Geschichtliche hinsichtlich der älteren Gestalt der nächsten Umgebungen des Stephansdomes wird erschöpft, und im Vorübergehen ein ernstes Wort gesprochen über den Vandalism der früheren Zeit, welcher auch an diesem heiligen Dome Denkmäler ohne Zahl, Römersteine und Gräbermonumente — gleich anderen Steinen, zum Baue, zur Pflasterung verwendet hatte. Als Graf Ernest Trautson 1686—1688 die Gräber bey St. Stephan verzeichnen ließ, so waren deren in und um die Kirche, an den Kapellen und auf dem Freythofe noch gegen fünfthalbhundert; — jetzt ist kaum ein Zehntheil mehr davon vorhanden. — P. 17—40. Das Patronat der Kirche und die Gräber der Fürsten. In alter Zeit war der Diöcesan von Passau auch Patron von St. Stephan. Seit Rudolph dem Stifter waren die Fürsten des Landes ununterbrochen die Patronen, der Wiener Stadtrath aber zur Uebung dieses Rechtes von ihnen delegirt. — Die Grabmäler Rudolphs des Stifters und Kaiser Friedrichs IV. werden umständlich beschrieben. P. 40—65. Die Gräber im Inneren und Aeußeren der Kirche, worunter die Grabmäler des Johann Cuspinianus, † 1529, des großen Prinzen Eugen von Savoyen-Carignan-Soissons, † 1736, des Paulus von Sorbait, Leibarzt der Kaiserin Eleonore, und Anführer der bewaffneten Universitätsglieder bey der türkischen Belagerung, † 1691; des edlen und unglücklichen Bürgermeisters von Wien, Konrad Vorlauf, mit Kunz Rampesdorfer und Hans Rock 1408 enthauptet; des kaiserlichen Rathes und Hofbibliothekars, Sebastian Tengnagel, † 1636; des Protucius Celtes, gekrönten Dichters und Lehrers an der Wiener Hochschule, † 1508 — die merkwürdigsten sind. P. 65—71. Die Reliquien und Schatzkammer. Bey Gelegenheit eines sehr schönen, hier aufbewahrten Siegels Erzherzogs Rudolphs des Stifters behauptet der Herr Verfasser, daß das irrige Wappen des Landes unter der Enns, die fünf Lerchen, sich offenbar herschreiben von den auf einem Wappenschilde in diesem Siegel ganz unverkennbar erscheinenden fünf Adlern, welche die fünf Herzogthümer, Oesterreich, Steyermark, Kärnten, Schwaben und Elsaß, als große Fahnenlehen, vorstellen, und den einen und untheilbaren Komplex des Pfalz-Erzherzogthums Oesterreich bilden sollten. P. 71—73. Die Sakristeyen und die Orgeln. P. 73—110. Die übrigen Denkwürdigkeiten des Stephansdomes, womit zur vorher schon besprochenen Beschreibung im ersten Hefte einige sehr willkommene, theils rein geschichtliche, theils topo-

graphische Bemerkungen nachgetragen werden. Die Hauptstämme des Dachstuhls am St. Stephansdome belaufen sich auf 2889. Die alte Fürstenglocke ward unter Rudolph von Habsburg gegossen, mit der Aufschrift: Aes hoc campana nunquam denuntio vana, bellum vel festum, flammam vel fúnus honestum, nomine me fudit Conradus ab urbe Monaco. A.D. 1279. — Die herrliche Wunderaussicht vom Stephansthurme wird kurz mit den gefühlvollsten Erinnerungen beschrieben. Die Verbrennung des Archivs der Gottsleichnamsbruderschaft bey St. Stephan bedauert der Herr Verfasser p. 108 als einen unersetzlichen Verlust für die ältere Sittengeschichte — wohl kaum mit hinlänglichem Grunde; denn auch wir haben mehrfache Gelegenheit gehabt, die Stiftungs- und Beförderungsbriefe solcher Fronleichnamsbrüderschaften in bedeutender Anzahl zu durchlesen, und darin für Sittengeschichte nie was Erhebliches und auffallend Neues gefunden. P. 111 — 140. Die Pfarrer, die Gründung und die Geschichte der Probstey und die Pröbste bey St. Stephan, die wichtigeren Zeitbegebenheiten, insbesondere in Oesterreich und in Wien, an welchen die Vorzüglicheren dieser Männer Antheil gehabt hatten, werden kurz berührt. P. 140 — 171. Wiens Bischöfe und Erzbischöfe, und unter diesen die ausgezeichnetsten Kirchenfürsten, Friedrich Nausea, † 1551; Anton Brus von Müglitz, † 1563; Kaspar Neubeck, † 1594; Melchior Klesel, † 1630; Anton Wolfrath, † 1639; Ferdinand Freyherr von Rummel, † 1716; Christoph Anton Graf von Miggazy, † 1803; Sigmund Graf von Hohenwart, † 1820, ein Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit, von eisenfester Beharrlichkeit in seinen Grundsätzen, Gott mehr fürchtend als die Menschen, und mit den Besten seines Zeitalters in enger Verbindung, mit Fontana, Lanzi, Fabroni, Zucchini in Italien, Herder in Weimar, Münter in Kopenhagen, Becker in Dresden, Fischer und Spittler in Göttingen, Schäfer in Nürnberg ꝛc. ꝛc. Diesem Hefte beygebogen sind noch Nachrichten über die Wiederherstellung des Stephansthurmes nach dem Bombardement vom Jahre 1809; über die trigonometrische Messung der Abweichung des Thurmes von der senkrechten Lage; das schöne Gedicht von Johann Schön an den erhabenen Stephansdom; die Verzeichnisse der Weihbischöfe, der Dompröbste, der Domdechante, der Domkustoden, der Chur- und Chormeister, und des dermaligen Metropolitankapitels zu St. Stephan.

Erster Band, drittes Heft. Wiens Kirchen, Klöster und geistliche Körperschaften, — zuvörderst die erloschenen und auf-

gehobenen. P. 5—8. Es bleibt immer nur alte Sage, daß die Templer je selbst in Wien gehauset haben. P. 8—19. Die Hospitaliter des heiligen Geistes und Antons zu Wien waren Geistliche und Laien zur Pflege der Kranken und Pilger durch Gelübde verbunden. Ueber den Geist der Zeiten bey der Entstehung dieses Ordens macht der Herr Verfasser sehr treffende Bemerkungen. P. 19—36. Als man auch in den österreichischen Ländern zur Bekämpfung des Zeitgeistes, vorzüglich wider die hussitischen und protestantischen Umtriebe, neuere Orden, den Ritterorden vom Drachen schon vor dem Jahre 1397, die Gesellschaft oder den Orden mit dem Adler 1433, die Orden der Stole und Kandel, des Greifen oder der Mäßigkeit, und der halb geistlichen und halb weltlichen Ritterorden zu Ehren des heiligen Blutzeugen Georg einführte, drängen die kalte Aufnahme unter den Zeitgenossen, das nur sehr langsame Emporkommen und das schnelle Erlöschen aller dieser Gesellschaften dem geehrten Herrn Verfasser von selbst die Bemerkung auf, daß die sorgfältigste Bewahrung der Formen vergeblich sey, wo der Geist entwichen ist. Ein Ritterorden mit den drey Gelübden paßte vielleicht nicht in die Zeit. Ohne Gelübde wollte man ihn nicht, obgleich vielleicht nur jenes des Gehorsams nöthig gewesen wäre, das aller Kriegsordnung Grund und Schlußstein ist. Durchdringen konnte man nicht, ausbeugen und modifiziren wollte man nicht; somit blieb vom schönen und wohlgemeinten Bau nur das Gerüste stehen, die leeren hohen Namen und Abzeichen. Gewiß sehr merkwürdig ist der wortdeutliche Vorschlag des Meisters der Georgenritter an Kaiser Karl V.: »Ich hab auch gehört, wie ein Orden in Hispania sey, der auch mit geistlichen »Guetern erhebt und aufgericht, und dennen so darinen seyn, »Weiber zu haben, und wieder aus dem Orden zu kommen erlaubt ist. Zweifelt mir nit, wo Ew. kay. May. den Orden auch »dermassen mit geistlichen Güetern begabet und Eeweiber darein »zu haben zugab, wurde viel ansehnlich Herrn und Leut darein »bringen, um den Orden also in Aufnehmung bringen. Mag »nun Ew. kay. May. in ir hohen Vernunft vermessen, daß khain »so löblich Werk noch von khainem Kayser noch Fürsten aufgericht ist.«

P. 36—42. Das St. Magdalena Kloster vor dem Schottenthor. P. 42—48. St. Nikola vor dem Stubenthore und St. Nikola in der Singerstraße. P. 48—60. Die Himmelspförtnerinnen. P. 60—90. St. Klara nächst dem Kärntnerthore; St. Jakob auf der Hilben; die Brenzerinnen; die Siebenbücherinnen; das Königskloster nächst der Burg; die Büßerinnen bey St. Hieronymus; die Weißspanier

und die Schwarzspanier; die Theatiner, Philippinerianer und Hieronymitaner; die Karmeliter auf der Laimgrube, Paulaner auf der Wieden und Kapuziner bey St. Ulrich. P. 90 — 102. Die Minoriten am Landhause und in der Alsergasse, das in der älteren Zeit bey weitem wichtigste und einflußreichste Kloster in Wien, bekannt durch gelehrte Männer, wie unter Herzog Friedrich dem Schönen P. Ghibotto, Lector notabilis, und später P. Martin von Krems durch ganz Deutschland Lector solempnissimus genannt; — und besucht wegen einem, an allerley Kunstwerken sehr reichen, wahrhaft sehenswerthen Museum, und wegen den merkwürdigsten Grabstätten des zahlreichsten vaterländischen Adels. P. 102 — 127. Die oberen und die unteren Jesuiten und das Noviziathaus bey St. Anna, die Augustiner auf der Landstraße; das Chorherrenstift St. Dorothea, in dessen Kirche ehemals prangte das schöne Grabmal des Grafen Niklas Salm, als heldenkühnen Vertheidigers von Wien wider den großen Suleymann. Da sich dieses Mausoleum dermalen zu Raitz in Mähren befindet, so wiederholt der Verfasser den Wunsch, dieses Denkmal möge wieder nach Wien in den Stephansdom zurückkehren, von dessen mächtigem Thurm Salm so oft, wie 154 Jahre nach ihm Rüdiger Starhemberg, der furchtbaren Gefahr ins Auge geschaut hat.

Zweyter Band, erstes Heft. P. 1 — 11. Das Barnabitenkollegium zu St. Michael, dessen Kirche die Grabstätten des berühmten vaterländischen Adels enthält. P. 12 — 22. Das Hofkloster der reformirten Augustiner-Barfüßer. Die Lorettokapelle dieses Hofklosters bewahrt die Herzen der durchlauchtigsten Verstorbenen des Kaiserhauses in silbernen Töpfen, und in der Kirche selbst befinden sich die Erbbegräbnisse vieler Familien hohen Adels. Wer immer Sinn und Herz hat für vaterländische Wissenschaft und Kunst, dem kann das hier befindliche Grab des Mannes nicht gleichgültig seyn, welcher der Schöpfer unserer Genealogie und Heraldik, und unter Kaiser Karl VI. der eigentliche Wiedererwecker einer wahrhaft nationalen Geschichte und des zuvörderst nöthigen Quellenstudiums geworden ist, Johann Wilhelms Grafen von Wurmbrand, Staats- und Konferenzministers und Reichshofrathspräsidenten; der geboren zu Grätz am 18. Februar 1670, Zeitgenosse, ein wichtiges Werkzeug in den größten Weltbegebenheiten und eine rechte Säule in den bittersten Bedrängnissen des Hauses Oesterreich war, † 27. Dezember 1750. — Wie die große Theresia ihre Diener und Freunde geehrt, das bezeugen in diesem Tempel drey ausgezeichnete Grabmäler, jene der beyden Marschälle Daun, und des edlen

Gerard Freyherrn van Swieten, † 18. Juny 1772, dessen Leben, als Theresiens Leibarzt, Hofbibliothekspräfekt, Präses der obersten Censursbehörde, Wiederhersteller der Wissenschaften in Oesterreich, für Oesterreich wichtiger war, als das manches Feldherrn und Ministers. Was aber diese Kirche jedem Freunde der Kunst, was sie den Bürgern dieser alten guten Stadt überaus theuer macht, ist das Grabmal einer in den Jahrbüchern Wiens unvergeßlichen Fürstin, der Wohlthäterin der südwestlichen Vorstädte Wiens, der Tochter Theresias, Erzherzogin Christina, des größten Werkes von Canovas Meisterhand, welches p. 19 und 20 sehr sprechend und in edlem Tone beschrieben wird. Bey dieser Veranlassung erzählt der Verfasser vom Kaiser Napoleon Folgendes: »Am »5. Oktober 1809 des Abends kam Napoleon, von Rapp »und Duroc begleitet, in die Augustinerkirche, und ließ sich »die verschiedenen Grabmale mit Fackeln beleuchten. Er war »düster und nachdenkend.— Canovas Monument der Erzher»zogin Christine erklärte er gegen den Pfarrer Franzoni »für die Arbeit des Meisters, die ihm am meisten zusage, nur »wünschte er ihm einen anderen Platz, an dem, dem Hochaltare »gerade entgegengesetzten Ende der Kirche. Swietens Büste »nahm er in die Hand, und sprach ein Wort der Verwunderung »über das Verschwinden dieses Grabmales. Dann betrachtete »er die Kollinerschlacht auf Dauns Grabmal, fand einige »Aehnlichkeit mit dem Gange der Austerlitzer Schlacht, sprach »von der Wichtigkeit jenes Sieges Dauns, und endigte mit »einer wegwerfenden Handbewegung in wälscher Sprache: »»Da »»liegt er nun! — Es ist doch Alles eitel, und vergeht wie Rauch.««

P. 22 — 46. Die Dominikaner, die Franziskaner, die Kapuziner. Hier befindet sich die Kaisergruft, die ältere und die neue für das Habsburg-Lothringische Fürstenhaus. Die große Theresia, diese Frau, eben so voll dichterischen Aufschwunges und zärtlichen Gemüthes, als einer tiefen und hohen Weisheit und unbeugsamen Standhaftigkeit, pflegte bey Tag und bey Nacht diese Gruft ihrer Ahnen häufig zu besuchen. Am 2. November 1780 besuchte die erhabene Frau die Gruft zum letzten Male, betrachtete lange ihr und ihres Gemahl Mausoleum mit ganz ungewöhnlicher Rührung In ihren letzten Jahren wurde auch hier, wie in ihren Gemächern der Burg und Schönbrunns, eine Maschine verfertiget, an der sie sich selbst hinab und wieder hinaufziehen konnte. Im Hinaufziehen nun blieb die Maschine drey Mal stecken, worüber sie sehr bedeutend sagte: die Gruft will mich nicht mehr herauslassen! — Am 29. November ging sie darauf zu ihren Vätern. — Das Verzeichniß der erlauchten Per-

sonen, welche bis jetzt in dieser erweiterten Kaisergruft ruhen, wird p. 32 — 39 mit ihren Geburts- und Sterbetagen und Jahren gegeben, so wie p. 44 — 46 das Ceremoniel bey der Beysetzung einer Leiche aus der allerhöchsten Herrscherfamilie beschrieben.

P. 46 — 67. Die Serviten in der Roßau und die Karmeliten in der Leopoldstadt. Die Väter der frommen Schulen. Die barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt und auf der Landstraße. Die Redemptoristen bey Mariastiegen. Die Geschichte der Kirche unser lieben Frau auf der Stätten, wo sich die Erbgruft der berühmten Lichtensteine befindet, ist mit vorzüglich erschöpfender Genauigkeit behandelt. — P. 76 — 94. Die Mechitaristen. Die Salesianerinnen, Ursulinerinnen zur weiblichen Erziehung überhaupt, insbesondere zur höheren Bildung der Töchter des österreichischen, vorzüglich aber des böhmischen und ungrischen Adels eingeführt; die Elisabethinerinnen. St. Ruprecht, St. Peter und die St. Salvatorkirche im Rathhause sind wieder mit besonderem Interesse umständlicher bearbeitet. Die Pfarrkirche am Hofe; die griechischen Kirchen; die protestantischen Bethäuser, die jüdischen Synagogen, die Hauskapellen. In der Kirche St. Peters befindet sich das Grabmal des berühmten Wolfgang Lazius, † 19. July 1565, über welchen, als Ferdinands I. Rath, Leibarzt, Historiograph, Hofbibliotheks-Präfekt, Direktor des Münzkabinetts, Entdecker der Reimchronik Ottokars von Hornek und des Liedes der Niebelungen, vorzüglichen Geschichtschreiber Oesterreichs und Wiens, — der Verfasser p. 85 — 88 ein sehr gerechtes und begründetes Urtheil ausspricht. P. 94 — 122. Die Kreuzherren mit dem rothen Sterne bey St. Karl auf der Wieden, jenem herrlichen, von dem großen Meister Johann Fischer von Erlach erbauten Dome, wo sich das Denkmal des edlen Dichters Heinrich von Collin (geboren den 26. Dezember 1771, † 28. July 1811) befindet. Die deutschen Herren, deren Landkommenthure in genauer Reihefolge angeführt werden. St. Johann und das Pilgrimhaus. Das savoyisch-weltlich-adelige Damenstift. — P. 122 — 192. Die Schotten. Nach einem Blicke auf das alles durchdringende Missionswesen der altschottischen Mönche wird die Stiftung des Schottenklosters mit allem Besitzthume, Gerechtsamen und Freyheiten dargelegt, und die fortlaufende Geschichte dieses für die Kaiserstadt zu jeder Zeit wichtigen Klosters an die Folgereihe der Stiftsäbte gebunden. Dieses von dem babenbergischen Landesfürsten gestiftete, reich begabte Kloster erkannte in der älteren Zeit kein anderes geistliches Oberhaupt, als den Schottenabt zu

Regensburg und den Papst; und kein weltliches, als den König von Schottland. Thomas II. war der letzte Abt aus dem ursprünglichen Stamme der Schotten, auf welchen der im Vaterlande berühmte erste deutsche Abt, Meister Niklas von Respitz, aus dem Kloster Melk folgte, † 1428. Unter seinen Nachfolgern waren mehrere ausgezeichnete Aebte. Martin, ein Mann, der durch seine ausgebreitete Gelehrsamkeit im In- und Auslande eine große Meinung von sich erweckte, 1446 — 1456. Johann VI. aus Kremnitz, ein dem ritterlichen und kenntnißreichen Kaiser Maximilian besonders werther Mann; ein großer Freund und Kenner der Tonkunst, Wiederhersteller der verfallenen Musikschule, eines Gymnasiums und eines Konviktes für adelige Knaben in seinem Stifte, † 1518. — Benedikt Chelidonius Musophilus, K. Maximilians I. Historiograph, gekrönter Dichter und vertrauter Freund, und von ihm vielfach in Gesandtschaften und anderen Staatsgeschäften gebraucht, ein Busenfreund und Korrespondent jener zwey unsterblichen Nürnberger, Albrecht Dürer, und des Kriegs- und Staatsmannes, Kunstfreundes und Geschichtschreibers, Wilibald Pirkheimer. Er war die Zierde der Donaugesellschaft (Sodalitas danubiana), jener einzigen, aber in den Tagen der Reformation wieder eingegangenen Akademie der Wissenschaften Wiens, mit seinen Vorgängern und Nachfolgern in seiner Historiographenwürde, Manlius, Stabius, Suntheim und Cuspinian. Abt Benedikts Gedichte wurden von Albrecht Dürer mit schönen Kupferstichen und Umrissen geziert. Viele davon sind Gelegenheitsgedichte, und darum von vorzüglichem geschichtlichen Werth, insbesondere sein allegorisches Singspiel: »Der Kampf der Tugend mit den Lüsten,« welches mit Holzschnitten und Musiknoten, und mit den Namen der edelsten Schottner Schüler in Druck gelegt, und dem jungen Grafen Niklas Salm zugeeignet wurde, 1518 — 1527. — Ganz unbezweifelt liegt in der folgenden Bemerkung des Verfassers viel Wahrheit, wenn der Vernachläßigung der geistigen gelehrten Bildung unter dem Klerus überhaupt das mächtige Umsichgreifen der Reformation theilweise zugeschrieben wird: »Doch zeugt es von dem vorzüglich durch die Jesuiten unterhalte»nen Geiste der Studien, daß die vom Jesuiten Scherer auf »den 1583 verstorbenen Schottner Abten, Johann VII. ge»haltene Leichenrede sehr scharf tadelt, wie man in den Klöstern, »wo vormals die emsigsten Gelehrten und die herrlichsten »Bücherschätze zu Hause gewesen, gerade jetzt am wenigsten stu»diere.« Und: »was noch von den piechern übrig, das fressen »die meus und schaben, staub und pulver, weil dann solche Vor-

»steher mehr lieben die Finsterniß der unwissenheit, denn das »Licht der wissenheit, ist leicht die rechnung zu machen, daß sie »in jenem Leben nicht gar stark scheinen und glanzen, sondern »finster genug aussehen, ja von einer Finsterniß in die andere »mögen geworffen werden.« — »In den Tagen der Ruhe mochte »dieß allenfalls hingehen (?), aber die innere Wurmstichigkeit »zeigte sich zum Entsetzen (?!) beym ersten feindlichen Windstoß, »der wider das schlechtverwahrte Gebäude heranbrauste. Darum »griff die Reformation so furchtbar schnell unter allen Ständen, »Altern und Geschlechtern um sich. Das Haus des Herrn war »ohne Hüter. Die elenden Miethlinge, welche glaubten, die »Welt sey um ihrentwillen da, und weil sie zu Allem geboren »oder geweiht seyen, brauchten sie nimmer es zu verdienen, gli»chen in nichts dem guten Hirten, der sein Leben gibt für seine »Schafe.« — P. 192 — 201 sind die Pfarren der Stadt und in den Vorstädten mit den Verzeichnissen, welche Gegenden und Gassen jeder einzelnen zugetheilt sind, verzeichnet.

Zweyter Band. Zweytes und drittes Heft. P. 1 — 88. Die k. k. Hofburg. Chronologische Beschreibung des Aussehens der Burg von den ältesten Zeiten mit allen vorgefallenen Veränderungen bis auf ihre heutige Gestalt. Die Burgkapelle, Burgpfarre und Reihe der Burgpfarrer. Die neuesten prachtvollen Anlagen, der Kaisergarten, der Volksgarten, das neue Burgthor, der Paradeplatz. Das 410 Wiener Fuß in der Fronte lange Gewächshaus oder der Wintergarten, der Hauptschmuck des Kaisergartens. Der Volksgarten, Theseustempel und Canova's Meisterwerk, die Gruppe des Theseus, der den Centaur erschlägt, das neue Burgthor werden p. 41 — 56 ausführlich beschrieben. Bey der Geschichte des k. k. geheimen Staats-, Hof- und Hausarchives, von dessen Gründung an bis auf die Gegenwart, verweilet der Verfasser mit fühlbarer Vorliebe und mit besonderer Umständlichkeit p. 57 — 75. Dieses Archiv ist auch bey der reichen Mannigfaltigkeit seiner Bestandtheile gewiß eines der bedeutendsten, und seit 1808 hinsichtlich der wissenschaftlichen Bearbeitung vielleicht das erste in Europa. Die Verdienste aller jener erhabenen Staatsmänner, welche an der Gründung und Vervollkommnung dieses überaus herrlichen Dokumentenschatzes Antheil hatten, würdiget der geehrte Verfasser in sprechenden Gefühlen edler Gerechtigkeit, — und er hätte wohl auch die eigenen Verdienste um dieses schöne Heiligthum der Historie umständlicher aussprechen dürfen. Folgende treffliche Bemerkung des Verfassers glauben wir wird jeden vaterländischen Geschichtsfreund erfreuen: »Nothwendig mußte »einer solchen Einrichtung die lächerlichste Geheimnißkrämerey

»zur Seite gehen. Nur wer sein Fach ruhig und klar überschaut »und beherrscht, weiß, wo der Publizität ihr nothwendiger »Markstein gesetzt ist. Der Unwissende hingegen zittert jeden »Augenblick, sich durch das gehaltloseste Stück Papier zu kom»promittiren. Allerdings bewahren manche Archive manches be»deutende Geheimniß, obgleich in der Regel dasjenige aufgehört »hat, wichtig und folgenreich zu seyn, was, aus den Kreisen »der Gegenwart verschwindend, in jene der Vergangenheit, in »die Archive, hinübertritt. Die Archive bewahren manche Anek»doten, die von politischen oder religiösen Gegnern hastig auf»gegriffen, mit leidenschaftlicher Gehässigkeit ausgemalt werden »könnten; aber sie bewahren auch ein noch weit größeres, reiches »Arsenal von leider! bis jetzt noch allzuwenig gebrauchten Waffen! »daß wir auf der großen Tagsatzung der Geschichte viel zu »schwach oder gar nicht gesprochen haben, oder ganz »ausgeblieben sind, trägt die Schuld, daß wir allzuoft präklu»dirt, daß die Stimme unserer politischen und religiösen Wider»sacher allein gehört wurde, daß viele grundfalsche Behauptun»gen, vorzüglich aus den Tagen Karls V., Ferdinands II. »und Leopolds I., unwidersprochen und unwiderlegt so tief »wurzelten, daß der erste, der (wenn auch mit urkundlichen Be»weisen) dagegen auftrat, unvermeidlich für einen Gelegenheits»schriftsteller, Hofpublizisten und Schmeichler gelten mußte!« — P. 75 — 88. Die k. k. Schatzkammer und das herrliche Denkmal Kaiser Josephs II. auf dem ehemaligen Bibliotheks-, nun Josephsplatze.

Zweyter Jahrgang, dritter Band. Erstes Heft. P. 1 — 36. Der Hof und alles, was zum Hofe und zum Hofstaate gehört. Die vier obersten Hofämter und ihre Geschichte seit dem Beginne unter den Babenbergern bis auf unsere Zeit. Verzeichniß der k. k. Obersthofmeister vom Jahre 1648, der Oberstkämmerer vom Jahre 1652, der Obersthofmarschälle vom Jahre 1653, der Oberststallmeister vom Jahre 1653 bis 1826 — und aller Branchen, welche zu ihren Stäben gehören. Bey Erwähnung der kaiserlichen Gewehrkammer wird bemerkt, daß daselbst auch aufbewahrt und gezeigt werden die Geweihe jenes Hirschen, der im July 1784, als Kaiser Joseph II. vom Augarten nach der Brigittenau zu einer großen Jagd gekommen, und aller Augen nach vorne gerichtet waren, auf einmal von rückwärts durch die Mais brach, durch einen Zufall gerade vor dem Monarchen niederfiel, im raschen Wiederaufstehen den Kaiser zwischen die Geweihe faßte, aber mit geringer Beschädigung wegschleuderte, und erst nachher erlegt wurde. Des Kaisers zerrissener Jagdrock befindet sich dabey, mit einem Thatbestande des seltsamen Vorfalls.

— Die sämmtlichen Orden werden mit angemessener Ausführlichkeit behandelt.

P. 37. Die Stadt. Verschiedene Namen Wiens; dessen und des Stephansthurmes Lage genau astronomisch bezeichnet. P. 38 und 39. Das Klima und die Witterungsbeobachtungen auf der Wiener Sternwarte vom Jahre 1818—1824. Das große Oval der Stadt sammt den Vorstädten mißt von der St. Marxer bis an die Nußdorfer Linie 3250 Klafter Länge; vom Ende der Jägerzeil bis an die Gumpendorfer oder Hundsthurmer Linie 2650 Klafter Breite; die ganze Grundfläche innerhalb der Linie 8,612000 Quadratklafter. P. 42. Der im Jahre 1825 erhobene Bevölkerungsstand der inneren Stadt sowohl, als der 35 Vorstädte beträgt 276604 Seelen, und in approximativer runder Summe, die Fremden und der Konskription Entgangenen sammt dem Militär dazu gerechnet, 299604 Seelen. P. 44. Die Wien zunächst umgebenden Wässer. Die Brücken über den Donauarm und die Wien. P. 48. Die Linien. P. 49. Die Thore im Inneren der Stadt. P. 56. Die alten Thürme und die sämmtlichen Außenwerke Wiens. P. 68. Die Straßen und öffentlichen Plätze, sammt den darauf befindlichen öffentlichen Monumenten, mit genauer Angabe, wie sie chronologisch in den Urkunden erscheinen. P. 72. Die vier Hauptviertel der Stadt, und die vielen Höfe, meistens Hochstiften und Abteyen gehörig; aber auch Hallen fremder Kaufmannschaften ꝛc. P. 82. Der Stock am Eisenplatz, und die darüber herrschende Volkssage. P. 85. Die merkwürdigsten Gebäude und Palläste in der Stadt, mit umständlicher Berücksichtigung des Rathhauses, und der darin befindlichen Aemter. Beygebogen werden diesem Hefte eilf Stück Urkunden, worunter die erste von 1147, als die älteste, in welcher der Stadtname Wien am frühesten vorkömmt, sehr merkwürdig ist.

Des III. Bandes zweytes Heft beginnt die Darstellung der Vorstädte Wiens. P. 1. Die dermaligen 35, die innere Stadt selbst mehr als um vier Mal überbietenden Vorstädte sind nach und nach und zufällig aus vielen der Hauptstadt nahe liegenden Dörfern, einzelnen Gehöfden, Meierthümern, Gewerbshütten und sogenannten Lucken entstanden. P. 3. Jurisdiktionsnorm für alle Bewohner innerhalb der Linien; die Polizeybezirke und die Ortsherrschaften in der Stadt und in allen Vorstädten — ehemals und jetzt. P. 7. Wechselseitiges Verhältniß der Grundobrigkeiten, oder Dominien zu ihren Grundholden, oder Grundunterthanen in der Stadt und in den Vorstädten. P. 9. Verfahren in bürgerlichen Rechtssachen. Die Grundgerichte und das Kommunal-Vermögen der Vorstädte. P. 14. Die Grund-

herrlichkeit der Stadt, ihr Burgfrieden und der Grunddienst innerhalb derselben. P. 35. Der untere Werd mit seinen dreyzehn vorzüglichsten Theilen; die unzähligen Veränderungen daselbst durch die Ueberschwemmungen der Donau, und Nachweisungen des Ganges der alten Donau, oder jenes Donauarmes, welcher ehemals die Stadt unmittelbar berührte. P. 37. Urkundliche Darstellung der sammtlichen Grundherrlichkeiten auf dem Werd. Klosterneuburgs Wasserrechte und Urfare am Werd. P. 44. Die Hauptursachen, warum sich der untere Werd in Anbau und Bevölkerung seit K. Albrecht II. so schnell und so mächtig erhoben hat, findet der Verfasser ganz richtig in dem hier zwischen Nord und Süd, zwischen Konstantinopel und dem slavischen und germanischen Westen lebhaft wogenden Handel, in den Anstalten des väterlichen, glorreichen Leopold, und des Böhmenkönigs Ottokar, endlich auch in den Preußenzügen. Dazu kömmt aber auch noch die frühe schon sich zeigende besondere Vorliebe der Wiener für die Gärtnerey, welche in den schönen Auen dieser Gegenden mit ihren mächtigen Bäumen, mannigfaltigen Gebüschen und Wasserpartien hinlänglichen Spielraum fand, welcher alles gab, was das Auge erfreute, jedem Sinne schmeichelnd, der Gärtnerey die Wasserfahrt, den Fischfang und die Jagd verbindend, aus Meierhöfen eine wohlbesetzte Tafel besorgend, und das Nützliche dem Angenehmen zugesellend.

Geschichte der ältesten Brücke über die Donau, von der Stadt in den unteren Werd, seit dem Jahre 1439, und der Ansiedelungen daselbst vom Jahr 1377 bis auf den heutigen Tag. Durch historische Daten wird die Wichtigkeit des Werds für Zufuhr und Vertheidigung der Stadt überzeugend dargestellt, und sehr viele von den grausen Unordnungen der älteren Zeit berührte Thatsachen müssen in dem Gemüthe eines jeden empfänglichen Lesers die innigsten Gefühle des Dankes gegen die Vorsehung anregen, damals nicht gelebt zu haben; sondern jetzt, in erleuchteten Zeiten gerechter Gesetze, frommer und gewissenhafter Regenten sich des Daseyns zu erfreuen. P. 77—87. Große Veränderung im untern Werd, durch die Ansiedelung der Juden, unter K. Ferdinand II., bis zu ihrer gänzlichen Wiedervertreibung im Jahr 1669, unter K. Leopold I. Auf der Stelle der ehemaligen Judensynagoge wurde hierauf am 18. August 1670 der Grundstein zu einer katholischen Kirche gelegt, und damit eine 68 Kronen schwere goldene Denkmünze eingesenkt, mit der Inschrift auf der Rückseite: »Nach der Vertreibung der treulosen Juden, hat der erhabene Kaiser Leopold von Oesterreich die auf dieser Stätte gestandene Synagoge gestürzt, die Rauberhöhle zu einem

[illegible] P. 63 — 64. [illegible] P. 65. [illegible] in der Leopoldstadt. Als 17[illegible] die Donau [illegible] einem halben Jahrhunderte, fest eingefroren war, gaben die Fischer, einem ungeheuren Zusammenströmen des Volks, das seltsame Schauspiel einer Schlittenfahrt mit einem großen, auf Kufen gesetzten, von zwey reichgeschmückten Zügen der [illegible] Hohenauerreite gezogenen Kellhammerschiffe aus der Roßau durch die Stadt in die Leopoldstadt. Die Schiffleute und die Reiter übten denselben Ruf und dasselbe Geschrey bey jeder Wendung, bey jedem Anhalten, wie beym Hufschlag. Auf einem großen Feuerherd wurde, wie bey einer weiten Wasserfahrt, gekocht, und auf den großen Plätzen, zu nicht geringem Jubel der Neugierigen, das Windfeyern nachgeahmt. P. 105. Der Bau der ersten Kasernen in Wien, und zwar der ersten Reiterkaserne in der Leopoldstadt im Jahr 1721 — 1723. P. 106. Die fürchterlichen Ueberschwemmungen und Eisstöße 1744 und 1768, wo die große Theresia und der unvergeßliche K. Joseph II. die seltensten, rührendsten Beyspiele der persönlichsten Aufopferung mit offener Gefahr des eigenen theuren Lebens gegeben haben. P. 107 — 113. Das neue Wasserbauamt, die Regulirung der Donauschiffahrt von Paßau bis Belgrad, durch die Navigationsdirektion, und die Erbauung der schönen Brücke über den Donauarm, von der Stadt in die Leopoldstadt. Die Eröffnung des Praters und des Augartens zur öffentlichen Belustigung. P. 114 — 118. Ausgezeichneter Sinn der Bürger in der Leopoldstadt für alle gemeinnützigen Anstalten, besonders zur Begründung der ersten Sparkasse in Oesterreich, am 4. Okt 1819. Die Vorstadt Jägerzeil.

P. CCIV bis CCCXXV. Verzeichniß der Hausbesitzer in der Leopoldstadt, Jägerzeil, bey den Weißgärbern, am Erdberg, auf der Landstraße, Wieden, Schaumburgerhof, Hungelbrunn,

Lorenzergrund, Matzlainsdorf, Nickolsdorf, Margarethen. P. CCCXXVII bis CCCLXXXIX. Ferdinands I. Ordnung des städtischen Wesens zu Wien. 12 März 1526.

Zweyter Jahrgang. Vierter Band. P 1—15. Die Landstraße, die alte Donau, die Schöffstraße oder Schoffzegel, die Weißgärber, der Erdberg und St. Nikola vor dem Stubenthor, Gegenden in der ältesten zeltischen und römischen Vindobona, und mit dem gegenüber gelegenen Donaulande, auch in der mittleren Zeit, bey Gründung des Hauses Oesterreich auf das Land Oesterreich, vor 531 Jahren, und in den letzten Jahren wegen der Erhaltung dieses erlauchten Landes durch die blutigsten Kämpfe auf dem Marchfelde—überaus wichtig: voll klassischer Antiken und Denkmale der größten Erinnerungen, welche der Verfasser auch in einer durch die freudigsten Gefühle erhöhten Sprache berührt. Nach kurzer Widerlegung, daß, urkundlichen Angaben zu Folge, schon 1172 der deutsche Orden am Erdberge begütert gewesen seyn solle, wird die Gefangennehmung des Königs Richard Löwenherz am 21. Dezember 1192 erzählt, und ein, hier doch wohl kaum am rechten Orte stehendes, zurechtweisendes Wort über Walter Scott gesprochen, der in seinen Kreuzfahrern den heil. Leopold, den Tugendhaften, als den gemeinsten und rohesten Trunkenbold — schildert. Uebrigens ist alles auf jene Umgegenden nur immer in geschichtlicher Hinsicht Bezug habende, so wie die älteste Topographie bis in das umständlichste Detail mit bewunderungswürdiger Emsigkeit und Bestimmtheit zusammengestellt. Wir glauben auf Folgendes besonders aufmerksam machen zu dürfen. Die Ansiedler an der alten Donau und die zu Erdberg sollen das Recht, daß, wenn ein Geächteter kommt, und sie um die Ueberfahrt fleht, sie ihn um seinen Pfenning über das Wasser führen mögen; ein Gleiches aber auch demjenigen gewähren, der ihn verfolgt.— Die Gegenden außerhalb des Stubenthors sind jetzt durch eine vom Wasserbaudirektor Ritter von Kudriawsky entworfene und ausgeführte, am 4. Oktober 1825 eröffnete Brücke, die Sophienbrücke, nach jener des Grafen Magnis zu Straßnitz, die erste Kettenbrücke in Oesterreich, über den Donauarm, mit dem jenseitigen Prater in Verbindung gebracht worden. Diese Brücke ist vom Stütz- oder Aufhängepunkt zu Aufhängepunkt 240 Wiener Fuß lang. Die vier Tragketten, zwey unter einander an den beyden Seiten der Brücke, bestehen aus 16 Stangen zu zwey Quadratzoll, die somit zusammen 32 Quadratzoll Eisen im Querschnitte halten, senken sich von den Stützpunkten bis in die Mitte um 18 Fuß herab, und die horizontale, im Lichten der Geländer 12 Fuß breite Brückenbahn, ist mittelst 19 vertikaler, zusammen

62 Quadratzoll Eisen im Querschnitt haltende Tragstangen, die von der Mitte der Brücke, gegen die Ufer, verhältnißmäßig länger und länger werden, befestigt. An den Stützpunkten laufen die Ketten durch gußeiserne Kästen, und verwandeln sich da in die Spannketten, die in das Grundmauerwerk in der Art befestigt sind, daß der Zutritt zu jedem Bestandtheile dieser Vorrichtung jeden Augenblick Statt haben kann. Eine Fürsorge, die auch an allen übrigen Theilen dergestalt erzielet ist, daß ohne den geringsten Schaden jeder einzelne Theil herausgenommen, und der schadhafte leicht durch einen neuen ersetzt werden kann. — Auf der Gänsweide vor dem Stubenthor war ehedem der Ort des Scheiterhaufens, für die wegen Mordbrennerey, Ketzerey, Hexerey und andern bösen Zauberkünsten und Vergehen wider die Natur zum Feuertode Verurtheilten. In der großen Judenverfolgung unter Albrecht V. wurden hier auch die Juden zu mehreren Hunderten verbrannt — Jedoch seit den Tagen Ferdinands I. findet sich kein Beyspiel mehr, daß in Wien ein Ketzer, Zauberer, oder eine Hexe lebendig verbrannt worden wäre, obgleich dieser Wahnsinn in andern deutschen Ländern bis tief ins achtzehnte Jahrhundert fortgedauert hat. Vielmehr lesen wir scharfe Warnungen K. Leopolds I. an die Landgerichte, in solchen Fällen ja nicht ohne Vorwissen oder Mitwirkung der Regierung vorzugehen, oder sich, wie öfter geschehen, willkürlich erfundener, verschärfter Foltergrade zu bedienen. Ueberhaupt erregen die Entscheidungen der n. ö. Regierung, des Fiskus, des Klosterraths aus jenen Tagen ein angenehmes Erstaunen durch ihre hellen Ansichten, durch ihre unerschrockene Sprache, durch ihre Menschenfreundlichkeit und durch ihre strenge Gerechtigkeit. Fast in allen unseren Provinzen finden wir unter den Kanzlern und auf der gelehrten Bank Männer, die den Parlamenten Frankreichs und Großbritanniens Ehre gemacht haben würden.

Aus dem ehemaligen Johannesspital vor dem Stubenthore ward das jetzt bestehende große Invalidenhaus. Der große Saal in demselben bewahrt eine Reihe Büsten der berühmtesten Heerführer Oesterreichs vom Direktor Klieber, und die beyden großen Schlachtgemälde der welthistorischen Kämpfe bey Aspern und Leipzig vom Peter Kraft, welche beyden Schaustücke, ungeachtet sie mit allen den Schwierigkeiten konventioneller Aufgaben zu ringen hatten, unbestreitbar hohes technisches Verdienst haben, und der vielen sprechend ähnlichen Portraits wegen einen bleibenden geschichtlichen Werth behaupten werden. P. 44 — 50 werden das herrliche Palais und die Gärtenanlagen am Belvedere, und der Kanal etwas weitläufiger besprochen

P. 51 — 80. Die Wieden mit ihrem mächtigsten Gebäude,

dem starhembergischen Freyhause, das sechs Höfe, mehr als 39 Stiegen, über 300 Wohnungen und 1200 Einwohner zählt. Der Schaumburgerhof. Der Hungerbrunn oder Hungelbrunn. Der Lorenzergrund, Matzleinsdorf, Nikolsdorf, Margarethen, Reinprechtsdorf. — Nach unserer Ansicht erklärt sich der Name »Wieden, Widen« von selbst aus dem Wappen dieser Vorstadt, welche darauf einen Weiden-, Wieden-, Widenbaum führet. Auffallend ist uns daher die Bemerkung des Verfassers p. 63: »Zuletzt ist Wieden nichts mehr und nichts weniger, als der etwas veränderte Name der Stadt, die bekanntlich bey allen Slaven Widen heißt?« P. 78 wird die Benennung Spinnerin am Kreuze genügend erklärt, und ihr Ursprung, wie Krispinus Pölliter 1547 die Erlaubniß erhalten, außer dem Dörflein Bernardsthal, statt der alten hölzernen Kreuzsäule, eine gemauerte oder Steinsäule zur Ehre St. Krispins und Krispinianus aufzurichten, urkundlich nachgewiesen.

P. 81 — 101. Der Hundsthurm. Gumpendorf. Der Magdalenengrund. Die Windmühle. Die Leimgrube mit ihren wenig erbaulichen, aber in den Sitten und Begriffen der älteren Zeiten vor dem Widnerthore, gleich außer dem äußeren Burggarten, gestandenen Frauenhäusern; dergleichen ehemals auch im tiefen Graben, vor dem Werder- und Schottenthore, im Fischerdörfchen und nächst dem Judenfreythof gewesen. — An der Wien. Schöpf oder Mariahülf. Der Spittlberg.

P. 102 — 116. Zaismannsbrunn oder St. Ulrich, obern und unteren Guts. Das Neudeckerlehen. St. Ulrich. Neubau. Neustift. Schottenfeld, auf welchem die zum Benediktinerstifte zu den Schotten gehörigen Vorstadtgründe allein bey 1036 Häuser und 41158 Einwohner betragen, und wovon das sogenannte Schottenfeld im Jahr 1780 wirklich noch Feld gewesen war. — Der Erbauer der vortrefflichen Orgel in der schönen Kirche im Schottenfeld heißt Chrismann, nicht Christemann, der ein Priester aus Görz gewesen, und auch die vortrefflichen Orgelwerke in Stadt Steyer, im Stifte zu St. Florian, und das gelungenste aus allen, die Orgel im Stifte Admont erbauet hat. — Das alte Lerchenfeld. Die Josephstadt. Der strozzische Grund. P. 117 — 141. Der Alsergrund. Die Alserbreite. Eselhardsried oder Breitenfeld. Der Michelbaurische Grund. Der Sporkenbühel oder Himmelpfortgrund. St. Johann in Siechenals, oder der Tury. P. 141 — 164. Das Lichtenthal oder der Althangrund. Der obere Werd. Die Fischervorstadt und Roßau. — Die Geschicke aller dieser Vorstädte und Gegenden mit ihren merkwürdigsten Gebäuden, sind so genau und erschöpfend ge-

schichtlich nachgewiesen, daß wir vergeblich um irgend eine übersehene Notiz uns umgesehen haben.

Des vierten Bandes zweytes und drittes Heft umfassen vollständige Register über die beyden Jahrgänge, die Geschichte Wiens, dessen Denkwürdigkeiten und das Urkundenbuch. Eine eben so nothwendige, als allen Wünschen der Leser vollends entsprechende Zugabe, wodurch dies wichtige Werk erst volle Brauchbarkeit und Uebersicht, und den überzeugendsten Konspektus von der Reichhaltigkeit dieses Buches erhalten hat. Ein Direktorium über die in der Geschichte und in den Denkwürdigkeiten Wiens vorkommenden Urkunden. — Ueberblick der Straßen, Gassen und Plätze Wiens, sowohl der inneren Stadt, als der 35 Vorstädte, so wie ein Häuserverzeichniß der letzteren. — Bestätigung der Privilegien Wiens durch Kaiser Franz II. vom 12. Oktober 1792.

Der diplomatische Schatz, welchen dieses Werk den Geschichtsforschern darbietet, besteht aus mehr denn dreyhundert, größtentheils noch ungedruckten Urkunden, wovon sechs Stück dem eilften Jahrhundert, 16 Stück dem zwölften, 88 Stück dem dreyzehnten, 77 Stück dem vierzehnten, 76 Stück dem funfzehnten, 26 Stück dem sechzehnten Jahrhundert u. s. w. angehören. In Hinsicht auf vaterländische Geographie und Topographie, auf das ganze Lehenwesen, auf Provinzial- und Privatrecht, auf Stadtverfassung nach allen ihren Theilen, auf Handel und Donauschifffahrt, auf Münz- und Maßwesen, auf Sitten und Gewohnheiten, auf Kultur und Luxus ꝛc. enthalten diese neuentdeckten, und allen Forschern hier zugänglich gemachten Quellen zahlreiche Winke und lichtvolle Belehrung; und diese köstliche Zugabe zu diesem Werke muß auch jedem anderen um so wichtiger erscheinen, als das Durchsuchen vieler, weit von einander entlegener Archive, auch noch in der Gegenwart, so unglaublich es Manchem scheinen mag, mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist. In einer Zeit, wo durch so viele außerordentliche Ereignisse alles urkundliche Recht erschüttert wurde, und vom Grunde aus gehoben zu werden fürchten mußte, hat es ja sehr natürlich kommen müssen, daß man alle alten Dokumente und Rechtsbriefe, als das einzige noch tröstende Unterpfand für eine friedlichere Zeit, und für einen einmal doch wieder gesicherten Rechtszustand, mit der ängstigsten Verschwiegenheit tief verborgen zu halten begann. Zu diesen Gefühlen gesellten sich aber auch noch die, selbst durch die großen Fortschritte gründlicheren Wissens noch nicht verwischten Vorurtheile gegen Herausgabe solcher Urkunden durch den Druck; nichts zu sagen von der bequemen [illegible]ägheit mancher unpatriotischen Urkundenbewahrer, welche die

reichhaltigsten diplomatischen Schätze seit Jahrzehenden schon im Besitze hatten, dieselben aber zur Stunde noch nicht kennen, auch keine Lust und Freude zeigen mögen, thätigen, wissenschaftlichen Kennern und Forschern den Zugang zu solchen Fundgruben für vaterländische Geschichte darzubieten oder zu erleichtern; im Gegentheile aber so viele Schätze des emsigsten Sammlerfleißes unserer Vorvordern lieber den Würmern und Motten zur Speise überlassen. Vor einigen Jahren erst wiederholte sich an dem für die Geschichte Innerösterreichs so überaus wichtigen und reichhaltigen Herrschaftsarchive zu Wolfsburg in Kärnten ein gleiches, beklagenswerthes Ereigniß. Ein warmer Verehrer der vaterländischen Historie, ein gleich kenntnißreicher und emsiger Forscher mußte, durch den Zufall herbeygeführt, mit eigenen Augen sehen, wie der Thorwärter des Schlosses die Beete des ihm zum Genusse zugetheilten Gärtchens mit halbvermoderten, urkundlichen Papieren in Masse düngte; dabey die niederschlagende Aufklärung gab, daß er schon seit einigen Jahren solches Papiermateriale zur Düngung benütze, mit der lebhaften, drolligen Versicherung, daß seither in seinem Gärtchen alles »halt so viel gut wachse!« — Bey solchen Ereignissen weiß man nicht, ob man unserem Verfasser über den Gewinn so vieler neuen Urkunden mehr Glück wünschen, oder den wissenschaftlichen Sinn und Patriotismus so vieler edler Männer, welche ihn in seinen unermüdeten Nachforschungen so großmüthig unterstützt, und so vorurtheilsfrey ihre urkundlichen Schätze zum beliebigsten Gebrauche überlassen haben, anpreisen soll?

Was diesem schönen Werke auch noch einen besondern Glanz gibt, sind die, jedem Hefte der beyden Jahrgänge beygegebenen, prachtvollen Kupferstiche, Portraite, Ansichten, Plane und Umrisse von den geschicktesten Meistern und von lange schon berühmten Künstlern, wie Fendi, Afmann, Jaresch, Berkowetz, Höfl, Stöber, Ponheimer, Wilder, Hyrtel, Eisner, Krepp u. s. w. und aus Trentsenskys lithographischem Atelier. — Diese durchaus gelungenen Bilder stellen folgende Gegenstände dar. Erster Jahrgang, I. Bd. 1. Hft. das Brustbild des K. Markus Aurelius; in der Vignette Abbildungen von römischen Legionsziegeln, sammt der inschriftlichen Meilensäule des K. Licinius, aus der Umgegend von Vindobona. Am Ende wird beygebogen Mark Aurels Donauübergang, und die Wunderschlacht mit den Quaden: Basreliefs seiner Siegessäule. 2. Heft: Odoaker vor St. Severin — eine nicht sehr gelungene Arbeit. Norikum und Oberpannonien, Ausschnitt aus der peutingerischen Tafel. Tafeln mit hebräischen und anderen unbekannten Charakteren beschrieben,

gleichfalls auf österreichischer Erde gefunden. Das römische Fort ad Muros an der Url, in der Nähe der Gegend Maur. — 3. Heft: K. Karl im vollständigen kaiserlichen Prunkornate. Die Schwerter der Fabianischen Kohorte des Munizipiums Vindobona. Der Gelübdestein zu Haimburg. II. Bd. 1. Heft: Der Babenberger Titel auf Oesterreich. Als Vignette der zu Karnunt aufgefundene Römerstein, auf den Mithrasdienst und dessen Mysterien sich beziehend. 2. Heft: Herzog Heinrich Jasomirgott, nach einem sehr alten Gemälde. 3. Heft: Leopold der Glorreiche, Vater des Vaterlandes, in einem Schiffchen mit seinen Töchtern, der Königin Margarethe und Konstantia von Meissen, mit dem Sohne Friedrich dem Streitbaren, und mit Heinrich dem Hund von Kuenring, seinem mächtigen Marschalle, — eine sehr passende und gelungene Allegorie auf Leopolds segenreiche Herrschaft und großartiges Familienleben, auf seinen hausväterlichen hohen Fürstensinn. III. Bd. 1. und 2. Heft: Mathias Hunyady und K. Rudolph I., nach sehr alten Gemälden, sammt einer Vignette. 3. Heft: Graf Niklas Salm, Vertheidiger Wiens 1529. — Der große Sultan Suleymann, Wiens Belagerer, — nach Originalgemälden. IV. Bd. 1. und 2. Heft: Der Belagerer Wiens im Jahre 1683, der Großvezier Kara Mustapha, und der Vertheidiger, der Feldzeugmeister Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg. 3. Heft: Maria Theresia. V. Bd. 1. Heft: Kaiser Joseph II. sammt einer Vignette. Zweyter Jahrgang I. Bd. 1. und 2. Heft: Der Stephansdom von zwey verschiedenen Seiten — und in der Vignette das Brustbild des Anton Pilgram, Vollenders des großen Stephansthurmes, und eines der vorzüglichsten Werkkünstlers an jenem Riesenbaue, nach dem von ihm selbst gemeiselten, an der wunderschönen Kanzel, und am kleinen Seitenorgelchor befindlichen Originalbilde. Das Innere der uralten Kirche bey Mariastiegen. Das Aeußere dieses Gotteshauses, vorzüglich der durchbrochene Thurm. Vortrefflich gelungene Abrisse der von Canova in kararischem Marmor ausgeführten Gruppe des Theseus, der den Centaur erschlägt, und des Grabmals der Erzherzogin Christina — lithographirt bey Trentsensky. 3. Heft: Die Statue des Weltheilandes auf der Gallerie des Grabmals K. Friedrich IV. im Passionsthore zu St. Stephan. Das Bildniß des Papstes und Kirchenlehrers Gregorius des Großen, an der Kanzel zu St. Stephan. Die Büste des Annius Verus, und eine ägyptische Pastophore aus dem Bischofhofe, mit vielen Hieroplyphen. II. Bd. 2. Heft: Eine Vignette. — Das Mariazeller Steinbild ober dem Thore des, in der Jo-

hannesgasse gelegenen, Hauses der ehemaligen Benediktinerabtey Kleinmariazell. Ab= und Grundrisse des Curtyschen Kaffeehauses, eines auf drey Stufen stehenden, halbkreisförmigen, gedeckten Portikus, auf 22 jonischen Säulen im Volksgarten, und des kaiserlichen Bauwerks, des neuen Burgthores, mit den Propyläen von Athen und dem Brandenburger Thore zu Berlin. Abrisse und Ansichten der k. k. Hofburg von den Jahren 1458, 1683 und 1825, mit ihren nächsten Umgebungen — sammt kurzen Erklärungen. III. Bd. 1. Heft: Ansicht der Karlskirche in der Vignette. Der Abschied Christi von seiner Mutter, der Grabstein des Rittmeisters Georg Siegenfelder von 1517 — an der Außenseite des Chores in dem Stephansdome. Plan von Wien mit seinen Vorstädten und Umgebungen, auf Befehl der Kaiserin Theresia 1770 von dem Hofmathematiker Joseph Nagel entworfen. 2. und 3. Heft: Dr. Wolfgang Lazius, Leibarzt K. Ferdinands I., und Wiens erster Historiograph. Der berühmte Tafelaufsatz, oder das Salzfaß Benvenuto Cellinis aus der Ambrasser Sammlung. Ansicht von Wien von der Spinnerin am Kreuze. Der Donaustrom bey Wien von Klosterneuburg bis zur Lobau. Im IV. Bd. 1. bis 3. Heft sind Eugen von Savoyen, die neue Kettenbrücke über den Donauarm in den Prater, van Swieten und K. Karl VI. — vortreffliche Bilder. Dem 3. Hefte des II. Bandes im ersten Jahrgange ist beygegeben, ein Grundriß der neuen Hauptstadt im neuen Erzherzogthume Oesterreich, Faviana, oder Wien, unter ihrem Wiederhersteller Heinrich Jasomirgott, und in den ersten Tagen seines Sohnes, Leopold des Tugendhaften. Das 2. Heft des IV. Bds. zeigt einen Abriß von Wien im Jahre 1547 von Augustin Hirsvogel, sammt dem Portraite K. Ferdinand I. Den Plan der heutigen inneren Stadt Wien, in ihrer neuesten Gestalt, sammt dem Glacis und der Esplanade bis an die angränzenden Vorstädte im Jahr 1826, enthält das 3. Heft im zweyten Jahrgange, und bietet damit einen überaus belehrenden Vergleich mit den älteren Grundrissen dar.

Das ist nun Wien mit seinen 35 Vorstädten, mit seinen vielen herrlichen Denkwürdigkeiten, mit seinen wechselvollen Geschicken von der Urzeit bis auf den heutigen Tag! Das ist die erhabene deutsche Kaiserstadt, nach des geistvollen Verfassers eigener Bezeichnung: Die Welt in einer Nuß! Wie nun dem würdigen Historiographen unseres kaiserlichen Hauses die Biographie dieser hohen Königin unter den Städten, eine so wichtige und schwierige Aufgabe, in der Ausführung gelungen sey, können die verehrten Leser aus unserer im XXXV. Bd. p. 88—128, und

im XXXVI. Bd. p. 78 — 109 gegebenen, ausführlichen Anzeige und Beurtheilung von selbst ermessen. Wir brauchen nicht mehr, etwas zu wiederholen. Die üppige Fülle der bearbeiteten Gegenstände liegt, wie die Kaiserstadt selbst, von den Höhen am Krispinuskreuze überschauet, in gethürmten und gedehnten Massen vor Augen. Alles ist berührt; das Meiste ist gänzlich, und in der Geschichte der Vorstädte selbst einzelne Gründe und Gebände bis in das kleinste Detail erschöpft, und eher viel zu weitläufig, als zu gedrängt behandelt. Ueberall, wo immer die Geschicke dieser Kaiserstadt Gelegenheit darboten, sind die Verdienste der Männer Oesterreichs, berühmt in Geschäften des Friedens, oder durch Thaten des Krieges, gerecht und unparteyisch gewürdiget. Die pragmatischen Winke sind richtig, belehrend, zahlreich, und die schönen historischen Parallelen meistens treffend, scharfsinnig und oft sehr ergreifend, so daß der tiefe Eindruck selbst da nicht geschwächt wird, wo manche Bemerkung zu sehr den schillernden Farbenton vergänglicher Zeitmeinung trägt. Stehen zwar der gegebene Text und die Masse der urkundlichen Originalbelege, so wie jene der Register, der Häuser- und Gassenverzeichnisse im gleichen Verhältnisse: so können wir doch im lebhaftesten Gefühle der gedehnten Breite dieses Werkes den billigen Wunsch nicht unterdrücken, es möge dem würdigen Verfasser gefallen, zum bequemeren Gebrauche überhaupt, vorzüglich aber der Bewohner der Kaiserstadt selbst, einen das Allerwesentlichste nach genau ausgeschiedenen Gegenständen umfassenden Auszug zu bearbeiten. — Wenige Hauptstädte nur dürften sich einer gleich ausgebreiteten, und gleich herrlich ausgestatteten Geschichte rühmen können! Wie der patriotische alte Römer an die Unvergänglichkeit seiner erhabenen Roma fest glaubte: so wünschen wir in gleichen Gefühlen die ewige Dauer der herrlichen Vindobona.

Art. V. Geschichte der Pythagorischen Philosophie — von Dr. Heinrich Ritter, außerordentlichem Professor an der Universität zu Berlin. — Hamburg, bey Fr. Perthes, 1826. — 8. 233 S. Vorrede VIII S.

Der Name des Pythagoras glänzt in der dunkeln Nacht des Alterthums wie ein Stern erster Größe; von allen großen Namen der vorchristlichen Zeit wird seine Weisheit und Wissenschaft gepriesen; viele, die auf den Ruhm der Einsicht und Kenntnisse Anspruch machten, hielten es für ehrenvoll, zu seinen Schülern gezählt zu werden; aber wenn wir jetzt hingehen wollen, seine Person, sein Leben, seine Weisheit, seine Schule zu su-

chen, so treten uns überall Trümmer entgegen — wie die der großen Tempel und Palläste, welche im Sande der Wüste zerstreut, verstümmelt, von Schutt und Erde halb bedeckt, umherliegen. Er selbst steht wie ein Torso da, woran nur noch die menschliche Gestalt zu erkennen ist, und einige dunkle Spuren, die auf eine religiöse Richtung seiner Stellung hindeuten. Dieses sind die Resultate der Nachforschungen eines Mannes, der mit philosophischem Talente ausgerüstet, und mit scharfsinnigen Blicken umhergewandert ist durch alle Monumente einer längst verflossenen Zeit, um über den alten Weisen und seine Weisheit genaue Kunde einzuziehen. Wenn wir nun, in der Nacht der Vorzeit Licht suchend, einige blasse Streifen eines zweifelhaften Scheins antreffen, sollen wir denn wehmüthig uns wegwenden, oder sollen wir nicht frohlockend uns glücklich preisen, daß uns die Sonne der ewigen Wahrheit am Himmel aufgegangen ist?

Wenden wir uns zuerst zu den Lebensumständen des Pythagoras und der Pythagoräer (S. 1—50), so betreten wir sogleich das Gebiet der schwankenden Wahrscheinlichkeit, der Muthmaßungen, der Ungewißheit, und wo wir glauben, eine sichere Stelle gefunden zu haben, auf die wir fußen können, ist es trügliches Gerölle, das sich unter den Füßen uns wegschiebt, und weiter zu gehen treibt. Daß des Pythagoras Vater Mnesarchos gewesen, ist wahrscheinlich; dieser soll ein Steinschneider oder Kaufmann gewesen seyn. Wahrscheinlich war Samos sein Vaterland; es ist aber unmöglich, sein Geburtsjahr mit Sicherheit anzugeben. Er soll mit Polykrates, dem Tyrannen, auf Samos gelebt haben; denn einmal heißt es, Pythagoras habe von ihm ein Empfehlungsschreiben an den ägyptischen König Amasis erhalten, dann aber wird auch der Grund seiner Auswanderung aus Samos darin gesucht, daß er die Tyranney des Polykrates geflohen habe. Diese beyden Angaben stimmen so wenig überein, daß sie vielmehr einander widersprechen. Alle Nachrichten über die Verbindung des Pythagoras mit dem Polykrates scheinen unserem Verfasser keinen rein geschichtlichen Werth zu haben, weil sie theils von spätern oder ungenauen Schriftstellern herrühren, theils Vermuthungen sind, aus allgemeinen Verhältnissen geschöpft. Polybius erzählt, man habe in Groß-Griechenland die Versammlungsörter der Pythagoräer niedergebrannt; ob aber Pythagoras selbst in diese Unruhen verflochten gewesen, oder ob sie in spätere Zeiten gefallen, wissen wir nicht. Gesetzt auch, die erste Verfolgung der Pythagoräer sey zu der Zeit des Stifters eingetreten, und dieser habe darin seinen Tod gefunden; so ist dafür die Geschichte der griechischen Staaten in Italien so

lückenhaft und dunkel, daß auch dieß uns zu keiner genauen Zeitbestimmung führt. Nach allem wird das Geburtsjahr des Pythagoras muthmaßlich in das zweyte Jahr der 49. Olympiade gesetzt. — Wollen wir ferner sein Leben kennen lernen, so treten uns neue Ungewißheiten entgegen. Wir finden eine Menge Erzählungen von seinen Lehren, seinen Reisen, seinen Erfindungen, seinen Schülern, seiner Wirksamkeit auf einzelne Menschen und ganze Staaten, die an sich nicht unglaublich sind; aber wofern sie alle wahr waren, seine Thatigkeit ins Ungeheure ausdehnen würden.

Bey jedem Philosophen, der an die Spitze einer neuen Entwickelung in der Wissenschaft gestellt worden ist, hat man sehr emsig nach seinen Lehrern geforscht, oder wenigstens nach dem, was ihn auf die Spuren seiner Lehre führen konnte. Hierzu ist man zweifelsohne durch das richtige Gefühl oder die Ueberzeugung veranlaßt worden, daß jede Wissenschaft in einer traditionellen Entwickelung begriffen ist, und in solcher gefunden wird. Aber keinen ältern Philosophen hat man mit einer solchen Fülle von Lehrern ausgestattet, wie den Pythagoras; indeß eben diese Fülle zeigt, daß man von hin- und herschwankenden Vermuthungen geleitet worden. Man nennt den Kreophilos und Hermodamas, unbekannte Männer, den weisen Bias, Thales, Anaximandros den Physiker, und endlich, nach der am meisten verbreiteten Ueberlieferung, Pherekydes den Mythographen. Aber nirgends treffen wir historische Zuverläßigkeit. »Daß das Denken der ersten griechischen Philosophen gewiß ein sehr einsames gewesen,« (S. 14) ist indeß eine Meinung, die wir nicht ganz theilen können, da aus der ganzen Geschichte der Philosophie hervorzugehen scheint, daß auch die griechischen Weisen an der großen Regsamkeit ihrer Nation Theil genommen, und durch Reisen, Schriften und Mittheilungen mancherley Art in vielfältigem Verkehr gestanden haben. Wir erinnern nur an die Reisen des Thales, Bias, Pythagoras, Platon, Solon, und beynahe aller Männer, die einen großen philosophischen Namen tragen; von Sokrates, der dem Reisen abhold war, heißt es bey Platon, er habe die Rollen der alten Weisen — τῶν πάλαι σοφῶν — mit unglaublichem Genusse durchblättert. Aber wahr ist es, daß, wofern Pythagoras aus der Schule des Thales oder Anaximandros hervorgegangen, wir ihn doch nach allen Ueberlieferungen für den Stifter einer neuen Schule halten müßten; denn von den jonischen Kosmogonien und Erzeugungen der Welt aus einem der vier Elemente, finden wir bey den Pythagoräern kaum eine Spur. Die Gründe aber, kraft deren Pythagoras ein Schüler des Phe-

rekydes gewesen, sind auch nicht sehr haltbar; denn die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ist eine sehr alte, und ohne Zweifel traditionelle, und keineswegs dem Pherekydes eigenthümliche Lehre. Diese positive Lehre ist früher und natürlicher als die ihr entgegenstehende negative. Nebstdem soll Pherekydes gelehrt haben, das Beste sey zuerst, die Pythagoräer aber, das Schönste und Beste sey nicht im Anfange gewesen; Pherekydes setzte die Zeit als etwas Ursprüngliches, die Pythagoräer betrachten sie als etwas Entstandenes, überhaupt sind die Lehren des Pherekydes in ein tiefes Dunkel gehüllt; und Aristoteles schweigt gänzlich über das Verhältniß dieser beyden Männer zu einander.

Pythagoras soll große Reisen gemacht haben in Phönikien, Aegypten, Babylon, bey den persischen Magiern, ja sogar in Indien gewesen seyn, von Wißbegierde geführt, um die geheimen Lehren der Priester jener Gegenden kennen zu lernen; aber alle Autoritäten, worauf diese Erzählungen sich stützen, sind zum größten Theile sehr schwach. Nur die Reise des Pythagoras nach Aegypten ist nicht unwahrscheinlich; Griechenland, und besonders Samos, stand damals im Verkehr mit Aegypten; und daß Aegypten eine Fundgrube der Weisheit sey, war eine bey den Griechen allgemein verbreitete Meinung, die wißbegierige Männer wohl dahin ziehen mochte. Welche Kenntnisse er aber von dort mitgebracht, kann schwerlich mehr ausgemittelt werden. Man hat eine Verwandtschaft finden wollen zwischen dem ägyptischen Kultus und den Pythagorischen Orgien; aber über beyde ruhet eine tiefe und bisher nicht gelichtete Dunkelheit. Die Gründe indeß, warum der Verfasser es unwahrscheinlich findet, daß der Pythagorische Geheimdienst aus Aegypten stamme, scheinen uns nicht ganz überzeugend; denn wie groß die Sonderung zwischen orientalischem und griechischem Wesen damals gewesen, ist wohl schwer jetzt zu bestimmen, und neuere Untersuchungen haben ja gezeigt, daß die meisten Mythen und Religionsbegriffe der Griechen orientalischen Ursprungs sind, die sie auf ihre Weise umgestaltet haben. Daß aber die Zeit damals noch nicht eingetreten wäre, in welcher die Griechen, die eigene Einseitigkeit gewahr werdend, eine Sehnsucht empfanden, den orientalischen Anschauungslehren sich zu nähern, ist ein Grund, der wenigstens auf Pythagoras keine Anwendung findet; daß aber ein solcher fremder Gottesdienst zu jener Zeit unter den Griechen keinen Glauben oder Beyfall sollte gefunden haben, würde nur dann gelten, wenn zuvor erwiesen wäre, daß die Religionsbegriffe der Aegypter oder Orientalen, bey denen Pythagoras vielleicht doch gewesen, denen der Griechen so ganz fremd-

artig und neu gewesen, und das Zeugniß des Herodot von der Verwandtschaft der orphischen, ägyptischen und pythagorischen Orgien dürfte doch nicht ganz zu verwerfen seyn. Daß der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele den Pythagoras auf die Idee von der Seelenwanderung, als die sinnlichste Weise, sich die Fortdauer der Seele zu denken, sollte geführt haben, ist nicht wahrscheinlich, weil der Phantasie denn doch sonst noch ein weites Feld bleibt, sich diese Fortdauer zu denken, wie wir aus den Einbildungen so vieler der rohesten und sinnlichsten Völker sehen. Da aber die Idee von der Metempsychose im ganzen Orient und in Aegypten allgemein verbreitet war, so ist nichts begreiflicher, als daß Pythagoras auch diese Idee, als eine Ausbeute seiner wissenschaftlichen Reisen, von dort mitgebracht habe. Daß andere Gebräuche der Pythagoräer, wie das Enthalten vom Essen der Bohnen und Fische, mit den ägyptischen übereinstimmen, gibt der Verfasser zu, nur hegt er historische Zweifel an der Richtigkeit der Angaben.

Nach Vollendung seiner Reisen soll Pythagoras seine Wirksamkeit als Lehrer mythischer und philosophischer Sätze in Griechenland und in seinem Vaterlande Samos begonnen haben. Daß aber Pythagoras einen geheimen Gottesdienst verbreitet habe, und mit einem priesterlichen Charakter aufgetreten sey, darauf deuten mehrere seiner Einrichtungen, als das Enthalten von gewissen Fleischspeisen, seine Vorschriften über die Bestattung der Todten, das Stillschweigen der Einzuweihenden, und der Pythagoräer ganze, auf das Wunderbare hinweisende Vorstellungsart. Von dem Aufenthalte des Pythagoras in andern Theilen Griechenlands, als in Samos, wird manches, und nicht ohne Wahrscheinlichkeit, erzählt; aber überall haben diese Erzählungen einige Beymischungen des Wunderbaren. Was ihn endlich bewogen habe, Samos zu verlassen, entweder die wenige Empfänglichkeit für seine Lehren, die er dort fand, oder die Tyranney des Polykrates, oder sonst ein anderer Grund, wissen wir nicht; aber wir finden nun den im jonischen Griechenlande gebornen und erzogenen Pythagoras in der achäischen Kolonie Kroton in Italien, wo er unstreitig einen seinen Fähigkeiten angemessenen Wirkungskreis fand. Wenn wir nun die Art dieser seiner Wirksamkeit näher wollen erkundigen, so finden wir uns wieder von bloßen Muthmaßungen und Zweifeln, wie von Wolken umhüllet. An seinem politischen Einflusse auf Kroton und andere italienische Staaten zu zweifeln, berechtiget uns Platon, welcher zugebend, daß Pythagoras auf eigenthümliche Weise das Privatleben eingerichtet habe, ihn ausdrücklich von denen unterscheidet, die auf das öffentliche Le-

ben einen unmittelbaren Einfluß ausübten. Die beyden Gesetzgeber Zaleukos und Charondas lebten vor Pythagoras. Daß aus seiner Schule ausgezeichnete Staatsmänner und Heerführer hervorgegangen, und daß diese mehrfachen politischen Einfluß gehabt, ist nicht zu läugnen. Das Hauptbestreben des Pythagoras scheint darauf hinausgegangen zu seyn, eine Schule zu stiften, durch welche er nicht bloß seine philosophische Lehre, wenn man ihm eine solche zuschreiben darf, sondern auch seine religiösen, sittlichen und politischen Ansichten verbreiten könnte, und die zu diesen Zwecken durch eine eigenthümliche Lebensart verbunden wäre. Daß zu der Pythagorischen Schule auch Frauen zugelassen worden, sagt eine weit verbreitete Ueberlieferung, welches um so mehr bestätigt, daß sein Institut einer religiösen Art gewesen. Daß unter seinen Schülern mehrere Abtheilungen und Grade Statt gefunden, nach welchen diese der Lehre theilhaftig worden, können wir wohl zugeben, ohne jedoch im Stande zu seyn, die nähern Bestimmungen auszumitteln. Am meisten verbürgt ist wohl die Eintheilung derselben in Exoteriker und Esoteriker, denn es war unstreitig bey ihnen Grundsatz, daß nicht Allen alles zu verkünden sey. Die Eintheilung seiner Schüler in Mathematiker, Physiker, Politiker hat darum keinen Grund, da, wie bekannt, Pythagoras den Grund aller Wissenschaft auf eine, bisher noch nicht enträthselte Weise, in mathematischen Zahlverhältnissen finden wollte. Daß viele Geheimnisse der Pythagoräer politischer Art gewesen, bestätigen sowohl die verschiedenen Nachrichten davon, als auch die besondern Schicksale und Verfolgungen des Bundes; dann die Aufmerksamkeit, die Pythagoras den kretischen und spartanischen Gesetzen soll gewidmet haben. Unwahrscheinlich jedoch ist es, daß die Politik Mittelpunkt der Geheimlehre der Pythagoräer gewesen, den wir vielmehr in ihren Orgien oder geheimen Gottesdienste suchen müssen. Das geheimnißvolle Dunkel, das über die Person des Pythagoras verbreitet ist, seine Abstammung von Apollon oder Hermes, seine goldene Hüfte, seine Erinnerung an die frühern Zustände, in welchen er als Mensch sollte gelebt haben, sein Hinabsteigen in den Hades, und was sonst Wunderbares von ihm erzählt wird, deutet darauf hin, daß man ihn für einen Mann von übermenschlicher Kraft und Einsicht gehalten, dem ein genaueres und vertrauteres Verhältniß zu den Göttern zugeschrieben worden. Zu diesem kommt noch das *αυτος εφα*, worauf die Jünger des Pythagoras so gewissenhaft hielten, welches mehr einen dogmatischen Ausspruch andeutet, als eine rationelle Methode. Nach allem endlich, was von Pythagoras, seinen Lehren und seinem Institute erzählt wird,

können wir nicht anders als der Ueberzeugung des Verfassers beypflichten: daß die Mysterien der Pythagoräer auf irgend einer religiösen Anschauung über das Verhältniß des Menschlichen zum Göttlichen beruht haben; denn eine solche, mit einer gegebenen Ueberlieferung verbunden, liegt einer jeden Gottesverehrung zu Grunde, und ohne sie kann gar keine lebendige Fortbildung des religiösen Elements im Menschen gedacht werden. Den mystischen Gebräuchen und Mythen können sich wohl die Lehren von der Unsterblichkeit der Seele und der Seelenwanderung, vom Herabsteigen des Pythagoras in den Hades, angeschlossen haben. Die Musik, Gymnastik, Tanzkunst und Arzneykunde hatten, wahrscheinlich auch nach der Analogie anderer Gottesverehrungen, eine heilige Bedeutung; Arithmetik und Geometrie wurden zu einer heiligen Symbolik gebraucht, die astronomisch-musikalische Lehre von der Harmonie der Sphären, den Ohren des Pythagoras vernehmbar, für eine heilige Lehre gehalten, und mag vielleicht mit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele zusammengehangen haben. — Wie weit die Wirksamkeit des Pythagoras über Kroton hinaus sich erstreckt habe, davon haben wir nur unbestimmte und wenig beglaubigte Nachrichten; waren aber die Bewegungen gegen den Pythagorischen Bund so weit ausgedehnt, wie berichtet wird, so muß sie in vielen Staaten Italiens Wurzel gefaßt haben. In einer dieser Verfolgungen soll Pythagoras selbst den Tod gefunden haben. Die Italiener bewiesen ihm nach seinem Tode Ehrenbezeigungen, und dem Cicero wurde noch zu Metapont der Ort gezeigt, wo Pythagoras gestorben seyn sollte. Daß er schriftliche Denkmale seiner Lehren hinterlassen, kann durch keine glaubwürdige Angabe bewiesen werden, und Mehrere versichern mit größerer Wahrscheinlichkeit, daß Pythagoras keine Schriften hinterlassen habe.

Ist schon das Leben des Stifters so dunkel, so ist es noch mehr die Fortpflanzung und Ausbreitung seiner Schule. Die Angaben über die Reihenfolge seiner Schüler sind widersprechend und zum Theil ungereimt, indem Männer darunter vorkommen, die älter sind als Pythagoras. Ueberhaupt wurden Mathematiker, Musiker, Astronomen zu den Pythagoräern gezählt, aus keinem andern Grunde, als weil sie in ihren Lehren Einiges mit diesen gemein haben mochten. — Durch die Vertreibung der Pythagoräer aus Kroton mögen sie den Mittelpunkt ihrer Wirksamkeit verloren, und in einzelne italienische Staaten sich zerstreuet, und dann im Stillen an der Verbreitung ihrer Lehren und politischen Grundsätze gearbeitet haben. Endlich aber verschwinden die Pythagoräer ganz aus Italien, dagegen wir

zur Zeit des Sokrates mehrere Pythagoräer in Griechenland finden, zuerst in Theben und nachher in Athen, wo die letzten Pythagoräer zu den Zeiten des Aristoteles lebten. Nur den Archytas allein finden wir um diese Zeit noch in Italien, welcher unter den letzten Pythagoräern den größten Ruhm erworben hat. Er war zu Tarent geboren, und glänzte als Staatsmann, Feldherr, Mechaniker, Mathematiker und Musiker, und nach einer weit verbreiteten Sage soll selbst Platon sein Schüler gewesen seyn. Von seinen Schriften mögen Theophrastos und Aristoteles in ihren Schriften einige Fragmente aufbewahrt haben.

Was endlich die Schriften und Fragmente betrifft, die man von den Pythagoräern herleitet, so ist im Allgemeinen davon zu bemerken, daß solche entweder mit Unrecht bekannten Pythagoräern, deren Zeit mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmt werden kann, oder vielleicht mit Recht uns ganz unbekannten Männern, deren die meisten nicht zu den ältern Pythagoräern gehörten, zugeschrieben werden. Eine Schrift im dorischen Dialekt, über die Weltseele und die Natur, Namens Timäos, müssen wir ähnlichkeitshalber für einen Auszug aus diesem Werke des Platon halten. Die Schrift des Okellos über die Natur des Alls ist in attischer Mundart geschrieben, und enthält keine Lehren, die das eigenthümliche Gepräge Pythagorischer Ansichten tragen, vielmehr aber Lehren, die dem Geiste derselben entgegengesetzt sind. Daß aber so viele unechte Fragmente den Pythagoräern beygelegt worden, rührt wohl von der Wendung her, welche die griechische Philosophie später nahm, als die Makedonier im Orient herrschend wurden. Denn von nun an entstand ein Synkretismus und Bestreben, das mystische Dunkel orientalischer Lehren mit griechischen Philosophemen zu vermischen; unter diesen aber boten der unbestimmten und schwankenden Denkweise keine andern so viel Stoff dar, als die Pythagorische und Platonische Lehre, die der Sage nach aus dem Orient stammt, und aus diesem manche Familienähnlichkeit trägt. Die erste Spur von der Hinneigung zur Pythagorischen Zahlenlehre finden wir bey dem Juden Philon, die, um die Zeit Jesu Christi, bey dem bekannten Apollonios aus Tyana noch stärker hervortrat, der sich selbst einen Pythagoräer soll genannt haben, die Pythagorische Lebensweise nachahmte, und auch über den Pythagoras schrieb. Seitdem scheint die Verehrung der Pythagorischen Philosophie nicht wieder erloschen zu seyn, bis auf den Untergang aller griechischen Philosophie. Die meisten Pythagoräer dieser Zeit aber verbanden die Liebe zur Pythagorischen Weisheit mit der Liebe zur Platonischen Philosophie, aus welcher Vermischung

eine neue Ansicht hervorging, die verschieden war von denen jener Alten. Dahin gehört unter andern, daß die Zahlentheorie der Pythagoräer als eine bildliche Lehre betrachtet wurde, welche mit Hülfe sinnlicher Zeichen uns zur Erkenntniß des Uebersinnlichen erheben sollte; seltsam genug, zu diesem Behufe sich abstrakter Zahlformeln zu bedienen, während die ganze lebendige und lebensvolle Natur weit trefflichere Schwingen zu diesem Fluge darbietet.

* * *

Bisher lernten wir Pythagoras in seinem Leben, Reisen und Schule kennen, und klein fürwahr und gar gering war die Ausbeute des Gewissen und ganz Zuverläßigen, das uns nach vielem und mühsamem Suchen zu Theil ward. Wir kommen jetzt zu den philosophischen Lehren der Pythagoräer (S. 80 — 233); aber wo wir uns der Quelle des Lichts, der Wahrheit, der Ueberzeugung zu nahen hoffen, stoßen wir auf räthselhafte Formeln, die vielseitig gedolmetscht werden, überall mehr eine Ahnung tiefer, geheimnißvoller, wunderbarer Wahrheiten, als die klare Aufdeckung derselben, als wären es die dunkeln Verse einer Pythia oder Aenigmen der fabelhaften Sphinx. — Wir verlassen unbefriedigt die elementarischen Kosmogonien der jonischen Schule, und werden auf die Zahlen verwiesen; diese stehen nun da als Genien der Weltbildung dargereicht. Die Zahl also ist die ἀρχὴ oder die ὐσία der Dinge; ob unter beyden Ausdrücken dasselbe verstanden wird, wissen wir nicht; jedoch soll auch ἀρχὴ das Urwesen oder die erste Substanz bedeuten. Daß eine Zahl Urwesen der Dinge und die ewige Substanz seyn soll, scheint uns wunderbar und unglaublich; wir wenden uns daher von der ἀρχὴ hinweg und zum ἀριθμὸς hin, vielleicht daß wir hier den gesuchten Aufschluß finden. — Aristoteles soll uns die Hand reichen, bey ihm finden wir sicher die ungeschminkteste Darstellung der Pythagorischen Lehre. Aber statt uns aufzuklären, vermehrt er noch die Verwirrung; denn an einer Stelle sagt er: die Zahl ist Prinzip der Dinge als Materie, und als Zustände, und als Beschaffenheiten; an einer andern aber: die Pythagoräer hielten die Zahlen für die Dinge selbst; und an einer dritten: die Pythagoräer lehrten: die Dinge seyen durch die Nachahmung der Zahlen So sagt er abermals: das Eine an sich sey nach der Lehre der Pythagoräer das Wesen, das sie auch Prinzip und Element der Dinge nannten; und dann heißt es: sie hätten zwey Prinzipe angenommen, das Begrenzte, das Unendliche und das Eine, und damit nicht daraus drey hervorkommen, so können wir unter dem Einen und dem Begrenzten dasselbe denken, oder vielleicht ist auch das Unendliche und das Eine dasselbe.

Daß eine schöpferische Weisheit alles in der Natur nach Zahl, Maß und Gewicht geordnet habe (Sap. XI. 21), mag den Pythagoräern nicht entgangen seyn; daher mögen sie wohl gesucht haben, gewisse gesetzlich wiederkehrende Zahlenverhältnisse in der Erscheinung der Dinge nachzuweisen, und haben sie auch da, wo sie sich nicht fanden, vorausgesetzt. So nahmen sie an, daß es zehn Weltkörper gebe, die in harmonischen Abständen von einander geordnet, sich nach harmonischen Verhältnissen um den Mittelpunkt der Welt bewegten; so auch zehn Urbegriffe, sieben Vokale, sieben Saiten oder Harmonien, sieben Pleiaden u. s. w. So schön und wahr die allgemeine Idee ist von den geordneten Verhältnissen der Welt, so willkürlich und unzuverläßig erscheinen dagegen diese nähern Bestimmungen derselben; und da, wie scheint, alle denkbaren Zahlverhältnisse in der Welt realisirt sind, so möchte es nicht so gar schwer seyn, jede Zahl aus ihrer Wiederkehr in der Erscheinung mehr oder weniger heilig zu sprechen. Daß sie Gerechtigkeit, Seele, Geist, die Begriffe des Menschen, des Pferdes und anderer Dinge, ja selbst die Bedeutung der Götter, auf gewisse Zahlen oder Eigenschaften der Zahlen zurückführten, mag wohl mehr sinnbildlich, und der systematischen Konsequenz wegen geschehen seyn. In jedem Falle können wir fragen, aus welchem Grunde die Erscheinungen der Dinge einem solchen Zahlenverhältnisse folgten? — Unterschieden hat man indeß die esoterische Lehre des Pythagoras, welche die Zahl für den Begründer und Erzeuger aller Dinge soll gehalten haben, und die exoterische, der Wahrheit näher stehende: die Zahl sey nur das beurtheilende Werkzeug Gottes, nach dem Er die Welt gestaltete, und das erste Vorbild der Weltbildung. Indeß mag man auch hier den Pythagoras in seiner dunkeln Ferne leicht unrichtig beurtheilt haben.

Es gibt noch eine andere Frage, die unsern Verfasser sehr beschäftiget: ob nämlich die Pythagoräer Atomistiker einer besondern Art waren oder nicht; denn da doch alle Zahlen am Ende aus Einheiten bestehen, so frägt sich, wie wir denn diese zu denken haben Zu der ersten Ansicht von ihnen scheint sich Aristoteles zu neigen, welcher zwischen der Lehre der Pythagoräer und Platoniker den Unterschied macht, daß jene die Zahlen als nicht trennbar, Platon sie aber als trennbar gesetzt habe, Platons Zahlen aber sind die Ideen; daß diese trennbar seyen, heißt: sie haben ein Seyn für sich, gesondert von dem Seyn der wahrnehmbaren Dinge; demnach wäre die Meinung der Pythagoräer, die Zahlen könnten von den wahrnehmbaren Dingen nicht getrennt werden, und an einer andern Stelle vergleicht er die Einheiten oder Zahlen mit dem Kleinsten, oder mit den Ato-

men oder Homöomerien alter Philosophen. Unser Verfasser neigt sich aber zu der Vorstellungsweise des Boethius: »daß die Einheit, welche die Stelle des Punktes vertritt, das Prinzip des Zwischenraums (intervalli; διάστημα beym Aristides) und der Länge, sie selbst aber umfaßt weder Zwischenraum noch Länge, so wie der Punkt zwar Prinzip der Linie ist und des Zwischenraums, selbst aber weder Zwischenraum noch Linie. Denn auch ein Punkt zum Punkte gesetzt, macht keinen Zwischenraum, als wenn man nichts mit nichts verbände. Aus diesem Prinzip also, d. h. aus der ersten Einheit, erwächst alle Länge, welche vom Prinzip der Zahl Zwey sich über alle Zahlen entfaltet, weil der erste Zwischenraum die Linie ist; zwey Intervalle aber sind die Länge und die Breite, d. h. die Linie und die Fläche. Drey Zwischenräume also sind die Länge, die Breite und die Dicke, d. h. die Linie, die Fläche und der Körper. Daraus gehen sechs Arten der Bewegung hervor; denn jeder Zwischenraum enthält zwey Arten der Bewegung u. s. w. Wenn jemand hierdurch zu einem klaren Begriff von der Pythagorischen Zahlenlehre gelangt, so gönnen wir es ihm von Herzen, gestehend, daß wir hiebey an das apostolische; Evanuerunt in cogitationibus suis, erinnert werden. Indeß wollen wir die Verdeutlichung des Verfassers noch beyfügen: »Das Prinzip des nach drey Dimensionen ausgedehnten Körpers ist die Fläche, denn der Körper besteht aus in verschiedenen Intervallen zusammengesetzten Flächen; aber die Fläche ist nicht selbst der Körper, denn sie ist nur nach zwey Dimensionen ausgedehnt; das Prinzip der nach zwey Maßen ausgedehnten Fläche ist die Linie, denn die Fläche besteht aus in verschiedenen Intervallen zusammengesetzten Linien; aber die Linie ist nicht selbst die Fläche, denn sie ist nur nach einer Dimension ausgedehnt; das Prinzip endlich der nach einer Dimension ausgedehnten Linie ist der Punkt, denn die Linie besteht aus Punkten, die in einem bestimmten Intervall zu einander gesetzt sind; aber der Punkt ist nicht selbst die Linie, denn er ist nicht ausgedehnt nach einer Dimension, oder er hat kein Intervall, er ist eine wahre Einheit; und wenn wir mehrere Punkte oder Einheiten in verschiedenen Intervallen zusammensetzen, so erhalten wir erst einen Körper.« Wie nun die Punkte als die prinzipalen Einheiten zu den Intervallen gelangen, wird nicht gesagt; beynahe möchte es scheinen, als wenn die Materie nichts sey; denn der einheitliche Punkt ist noch keine ausgedehnte Materie, aber das Intervall auch nicht, und dennoch wird die Materie aus Punkten und Intervallen konstruirt. Uns wird hiebey zu Muthe, wie dem pythagorischen Himmel, von dem gesagt wird, daß er ... Leere einathme; denn Aristoteles sagt: die Meinung der

Pythagoräer sey, es gebe ein Leeres, und dasselbe trete in den Himmel aus dem unendlichen Hauch, als wenn der Himmel auch das Leere einathmete, welches die Naturen trennt, und dieß finde zuerst bey den Zahlen Statt, denn das Leere trenne ihre Natur. Darin also unterscheidet sich die Pythagorische Lehre von dem Atomismus, daß jene nicht eine ursprüngliche Trennung der Einheiten annimmt, sondern eine durch das Einathmen des Himmels erst gewordene; auch scheinen die Pythagoräer sich der unendlichen Leerheit hinsichtlich der Bewegung anders bedient zu haben, als die Atomistiker. Ein anderer Unterschied besteht darin, daß diese behaupten: das Volle oder die Atome würden durch das Leere begrenzt, während die Pythagoräer sagten, das Leere werde durch das Volle begrenzt. Dieß möge zur Beantwortung so wichtiger Fragen hinreichend seyn.

Eine andere eben so wichtige Untersuchung ist die: ob die Pythagoräer überhaupt entgegengesetzte Prinzipien angenommen, oder vielmehr nur von einem Prinzipe ausgegangen seyen? Da nun eine Vielheit in der Welt nicht zu läugnen ist, so sahen sich die Alten in ihren kosmischen Betrachtungen genöthigt, irgend wie auch eine Vielheit in das oberste Prinzip aufzunehmen. Wenn nun die Pythagoräer auf der einen Seite zwey Prinzipien der Dinge angaben, auf der andern aber nur eins, so frägt sich, ob das eine Prinzip über den zweyen als abgeleiteten gestanden, oder ob es selbst das Eine von den Zweyen sey? Für beyde Annahmen finden wir Zeugnisse aus dem Alterthume, welche zu dem Resultate führen, daß die Pythagorische Lehre von einem obersten Prinzip ausging, dieß jedoch nicht streng von den beyden im Gegensatz stehenden unterschied, sondern das eine Glied des Gegensatzes als das oberste Prinzip betrachtete, welches zugleich sich selbst und das ihm entgegenstehende Glied in sich enthielte. Darum nannten sie das Eins das Grade-Ungrade, und nahmen dem gemäß drey Arten der Zahl an, das Eins, die grade und die ungrade Zahl; welches alles ist, was wir in dieser Hinsicht bedürfen.

Der Verfasser bestätigt diese Erklärung noch durch Untersuchung über die Tafel der zehn entgegengesetzten Kategorien, wobey bemerkt wird, daß das Leere doch nur ein Negatives ist, und die völlige Verneinung des Zeit- und Raum-Erfüllenden; diese Leere aber dringt keinesweges in die Einheit, sondern die Einheit zieht oder athmet es selbst ein, und macht es so zu einem Faktor der Größe. Solcher Größen nun, deren einer Faktor das Leere ist, gibt es freylich mehrere in der Welt. Uebrigens standen die Prinzipien als entgegengesetzte bey den Pythagoräern in gleichem Ansehen; die Gränze war ihnen vollkommener als das Unbe-

gränzte, das Ungerade vollkommener als das Gerade, das Eins besser als die Menge, das Männliche mehr als das Weibliche, das Licht und das Gute vorzüglicher, als die Finsterniß und das Böse, und so durch alle Gegensätze hindurch. Wie in den meisten Dogmen einer rein menschlichen Weisheit, finden wir hier das Wahre mit dem Unwahren vermischt; so scheint aus dem der Grenze ertheilten Vorzuge vor dem Unbegrenzten hervorzugehen, daß ihnen die Idee von der wahren Unendlichkeit und Unbegrenztheit gemangelt habe, und daß sie bey dem Unbegrenzten das vage, unbestimmte, chaotische Streben sich dachten, das gegen jede Grenze anstrebt, welchem die Ordnung und Harmonie in den endlichen Verhältnissen allerdings vorzuziehen ist. Bey den weiteren Untersuchungen über die wohl schwerlich ganz ins Reine zu bringende Idee der Pythagoräer von der Entstehung und Natur der Gegensätze macht der Verfasser die treffende Bemerkung: daß keine Art der Philosophie eigentlich aus der Widerlegung entgegenstehender Irrthümer entstanden sey, sondern eine positive Idee ihr immer zuerst zum Grunde gelegen habe, und ihre Polemik zeigt immer eine solche Periode der Entwicklung an, in welcher sie mit entgegenstehenden Ansichten in Berührung gerieth.

An der Spitze der Gegensätze steht allemal der des Unbegrenzten und Begrenzenden, und scheint mit der Zahlentheorie auf folgende Weise zu verbinden zu seyn. Das Begrenzende oder die Grenze war ihnen die Einheit, oder geometrisch gefaßt der Punkt, welcher einer Vielheit fähig ist, indem er das Unbegrenzte oder das Intervall in sich aufnehmen kann, woraus dann erst eine räumliche und in das Unendliche theilbare Größe entsteht. Sie scheinen die Wirklichkeit der Vielheit vorausgesetzt zu haben, da sie von dem Begriff der Zahl ausgingen, und Zahl nicht ohne Vielheit zu denken ist. Daraus ergibt sich denn der Gegensatz zwischen dem, was die Einheit in ihr bildet (denn ohne Einheit ist keine Vielheit) und zwischen dem, was die Vielheit macht, oder was die Trennung der Einheiten bedingt; jenes ist die Grenze oder das Begrenzende, dieses dagegen das Unbegrenzte, aus beyden entsteht erst die Zahl. Uebrig war ihnen nur noch die Frage, wie die Verbindung unter den Gegensätzen zu denken sey. Die Entgegengesetzten scheinen sich der Verbindung zu entziehen, wenn also die Einheit die Entgegengesetzten verbinden soll, so muß sie von der Art seyn, daß sie fähig ist, den Widerstreit aufzuheben. Daher nannten die Pythagoräer die Einheit der Welt die Harmonie. Ein Bruchstück des Philolaos drückt darüber so sich aus: »Da die Gründe der Dinge weder ähnlich noch gleichartig waren, war es auch unmöglich,

daß sie geordnet wurden, wenn nicht Harmonie dazu getreten wäre, auf welche Weise es auch geschehen mochte. Aehnliche und gleichartige Dinge würden der Harmonie nicht bedürfen, unähnliche Dinge aber, die weder gleichartig noch gleichmäßig sind, müßten nothwendig durch Harmonie zusammengefaßt werden, wenn sie in Ordnung sollten enthalten seyn.« So schön indeß und wahr diese Ideen sind, geben sie uns doch mehr Postulate, als eine eigentliche Genesis der Weltordnung. Der Uebergang von der Harmonie der Welt zur musikalischen Harmonie lag ihnen nun sehr nahe, — und bey ihrer symbolischen Manier ist es begreiflich, wie sie in letzterer ein Bild fanden, für die nähere Bestimmung der Harmonie des Weltalls; und das Verhältniß der Töne in der Oktave galt ihnen als Regel zur Bestimmung aller harmonischen Verhältnisse in der Welt. Und wenn auch, vielleicht durch zu wörtliches Verständniß der symbolischen Bezeichnungsart, gesagt wird, Pythagoras habe den tönenden Gang der Sphären vernommen, so war ihnen ohne Zweifel Harmonie der allgemeine Begriff für jedes gesetzmäßige Verhältniß, und schwerlich wollten sie bey der Anwendung des Begriffs auf andere ethische und physische Verhältnisse die Harmonie von dem Ohre gemessen wissen, sondern nach Regeln der Vernunft durch die Zahl.

Wenn nun die Pythagoräer auch von Gott sprechen, als einem einigen Wesen, welches die ganze Welt regiert, so haben sie doch gewiß diesen Begriff anders gefaßt, als wir; denn bey ihnen ist Gott oder der Grund aller Dinge die Einheit, welche als das Gradungrade gedacht werden soll. Sie setzten demnach in ihrer Einheit den Grund des Ungeraden oder des Unvollkommenen, dieser Grund aber muß doch auf irgend eine Weise selbst als unvollkommen gedacht werden. Da sie ferner annahmen, daß aus dem Unvollkommenen das Vollkommene sich entwickle, so mußten sie einen Keim der Entwicklung annehmen, welcher in der Ausbildung der Entwicklung selbst mit fortschreitet. So deuten denn alle Parallelstellen darauf hin, daß die Pythagoräer unter Gott eine ungenannte Weltseele verstanden, welchen Begriff kaum irgend eine vorchristliche Philosophie, die des Lichts der Offenbarung entbehrte, überstiegen hat. Daß die Pythagorischen Philosophen kaum über den Boden der Natur und erscheinenden Welt sich erhoben, geht aus vielen Stellen hervor. Die Welt, sagten sie, sey nicht der Zeit, sondern nur menschlicher Denkweise nach geworden; sie sey unvergänglich, da nichts Mächtigeres außer ihr oder in ihr gefunden werden könnte, welches im Stande wäre, sie zu zerstören; die Bewegung sey ewig, so wie die Welt. So bezieht sich die Vorstellung, unter

welcher sie sich das Werden der Welt dachten, nach allen Ueberlieferungen auf den Begriff des Lebens, und das Unendliche um den Himmel herum scheinen sie als die Atmosphäre des Himmels gedacht zu haben, wobey ihnen das thätige Verhältniß der Grenze zum Unbegrenzten unter dem sinnlichen Bilde des Athmens erschien: die Welt oder der Uranos athmet die Atmosphäre oder das Leere, d. h. das Unbegrenzte, ein und aus. Daraus ergibt sich, daß sie die Grenze sich als das Thätige dachten, das Unbegrenzte dagegen als das Leidende; denn die Grenze athmet die unbegrenzte Atmosphäre ein und athmet sie aus. Auf ihre Vorstellung von Raum bezieht sich die Vorstellung, daß die Welt die Gestalt einer Kugel habe, eine Vorstellungsart, die bey den Alten sehr verbreitet war, die aber auch der Pythagorischen Denkweise sehr nahe lag; denn da sie überall in der Welt nach harmonischen Verhältnissen suchten, so mußten ihnen diese auch wohl in der Betrachtung der ganzen Welt hervortreten. Sie sollen ihre mathematische Anschauungsweise folgendergestalt auf die Bestandtheile der Welt angewandt haben, daß ihnen der Punkt die Einheit, die Linie Zweyheit, die Fläche Dreyheit, der geometrische Körper Vierheit, der physische Körper aber mit seinen sinnlichen Beschaffenheiten Fünfheit gewesen. Wie dürftig und unfruchtbar diese Vorstellungsart in den Resultaten ihrer Anwendung auf die unendliche Mannigfaltigkeit der Natur ausfallen mußte, braucht kaum bemerkt zu werden; daß ihre Begriffe von den Elementen auf geometrische Figuren ausgingen, lag in ihrem Systeme, und wird durch die Ueberlieferungen der Alten bestätigt. Die fünf Sinne sollen sie auf die fünf Elemente zurückgebracht haben; denn auf ein Element mehr oder weniger kommt es hiebey so genau nicht an. Unter diesen hatte das Feuer den Vorzug, als dasjenige, welches die Weltbildung beginnt, die Mitte und äußerste Grenze der Welt umfaßt, und der ganzen Weltentwicklung vorsteht. Wenn wir dazu die große Bedeutung des Gegensatzes zwischen Licht und Finsterniß als dem Vollkommenen und Unvollkommenen nehmen, so scheint daraus hervorzugehen, daß die Parsenlehre nicht ohne Einfluß auf die Philosophie des Pythagoras gewesen, welches durch seine Reisen leicht zu erklären ist; denn wie weit er gegen Osten gekommen, ist doch nun einmal nicht mehr mit Sicherheit zu bestimmen, und ungeachtet der strengen Kritik des Verfassers scheinen uns die Ueberlieferungen dennoch nicht von aller Glaubwürdigkeit entblößt. Uebrigens zeigen die Pythagorischen Vorstellungen von der Rolle, die das Feuer in der Welt spielt, und von den kosmischen Verhältnissen von einer großen Kindheit der Naturkunde, von der wir jedoch die große und schöne Idee von

den harmonischen Stellungen der Weltkörper, die durch ihre regelmäßigen Schwingungen die Harmonie der Sphären bewirkten, ausnehmen müssen. Die dichterische Ansicht von der großen Weltharmonika liegt der poetischen Auffassungsgabe der Urwelt sehr nahe. Daß aber die große Welt-Symphonie, im Orchester des Universums aufgeführt, von uns überhört wurde, weil uns schon von der Geburt an das Hören dieser Harmonie beywohnte, und wir jeden Ton nur gegen die entgegengesetzte Stille unterscheiden könnten, ist in sofern eine treffliche Idee, weil sie auf die Nichtwahrnehmung der Bewegung unserer Erde ihre Anwendung findet. Daß, wie der Kreis die vollkommenste Figur, auch die Kreisbewegung die vollkommenste Bewegung sey, wurde von den Griechen ziemlich allgemein angenommen.

Die Psychologie der Pythagoräer ist ebenfalls mit vielen Dunkelheiten verwebt, und was daran verloren gegangen, scheint, nach den Ueberbleibseln zu urtheilen, für die richtige Einsicht in die verschiedenen Vermögen der Seele, und das Verhältniß derselben zum Körper, nicht sehr zu bedauern zu seyn; denn daß die Seele eine sich selbst bewegende Zahl sey, daß sie einen Anfang, eine Mitte und ein Ende in bestimmter Umgrenzung habe, daß sie von der Sonne, die uns das Centralfeuer wie eine Spiegelfläche reflektirt, ausgehen, und die Seelen wie Sonnenstäubchen in der Welt umherflattern, daß sie sich vom Gehirn bis zum Herzen erstrecke, sind Vorstellungen, mit denen uns wenig gedient ist. Daß sie das Seelenleben in das vernünftige und unvernünftige, und noch bestimmter es in νῦς, θυμός und ἐπιθυμία eingetheilt, wovon ersteres das vernünftige, Zorn und Lust aber der Gegensatz des unvernünftigen Lebens sey, ist noch das beste darunter.

Nicht weniger Schwierigkeiten hat die Lehre dieser Schule von der Seelenwanderung, und die Ueberlieferungen davon stimmen nicht überein *); daß der Zustand der Seele nach dem Tode ein solcher sey, der Strafe und Vergeltung des früheren Lebens mit sich führe, ist eine Vorstellung, die dem ganzen Alterthume, so weit wir es kennen, gemein war. Daß aber die ganze Lehre der Pythagoräer eine ethische Bedeutung hatte, die schon daraus

*) Unter den Neuern hat Herr Grävell in seinem Buche: Der Mensch, die Idee von der Seelenwanderung wieder aufgenommen. Was wir Materie nennen, hält dieser tiefsinnige Mann für ein Konglomerat junger Seelen im ersten Stadium ihrer Bildung. Wie lange und durch wie viele Retorten so ein armseliges Atom manchmal wandern muß, bis daraus nur irgend ein Vieh wird, kann man sich denken. Von dieser Stufe an bis zum Menschen mag die Reise nach den Umständen kürzer oder länger seyn. Wer z. B. einmal das Glück hat, ein Rhinoceros zu seyn, kann nicht mehr weit haben.

hervorgeht, daß sie das Eine und das Begrenzende auf den Begriff des Guten, das Unbegrenzte dagegen auf den Begriff des Bösen zurückführten, darin müssen wir wohl dem Verfasser beystimmen. Ein wissenschaftliches System der Ethik dieser Schule ist indeß nicht mehr vorhanden. Sie war ohne Zweifel, wie der Verfasser bemerkt, mehr Ascetik, und die ganze religiöse Einrichtung des Pythagorischen Lebens deutet darauf hin, daß der Stifter mehr dahin gearbeitet, die Sittlichkeit zum Leben und zur That zu gestalten, als in irgend einem Systeme niederzulegen. Von den einzelnen Sittenlehren, deren mehrere überliefert worden, sind einige, die unsern höchsten Beyfall erheischen, z. B.: »Der Zweck des Lebens sey die Aehnlichkeit mit Gott, oder folge Gott;« die Gottähnlichkeit ist Wahrheit;« aber von dieser Höhe werden wir plötzlich wieder gestürzt, wenn es anderswo heißt: Der Zweck des Pythagorischen Lebens sey die reinste Liebe und Vereinigung mit dem All, wo uns dann der Gott Pan mit seiner hohlen Larvengestalt in den Weg tritt.

Erwägen wir schließlich die gründliche Gelehrsamkeit, den philosophischen Scharfblick, die unverdrossene Beharrlichkeit, womit die Widersprüche der Ueberlieferung zur Einheit und Harmonie bearbeitet worden, die Unabhängigkeit von allem, aus irgend einem modernen Systeme aufgefaßten Vorurtheil, welche der Verfasser in dieser Arbeit dargethan, so können wir nicht anders, als unsern Wunsch aussprechen, daß er uns bald die Geschichte der Philosophie geben wolle, zu der uns in der Vorrede Hoffnung gemacht wird, und wozu sowohl diese Arbeit, als seine frühere über die jonische Philosophie als Vorarbeiten und Vorläufer zu betrachten sind; denn nicht zu läugnen ist es, daß den neueren, sonst verdienstvollen Geschichten dieser Wissenschaft die Einseitigkeit und Beschränktheit der Kantischen Kritiker oder sonst eines Zeitsystems mehr oder weniger anklebt. Betrachten wir aber andererseits, wie, nach allem Aufwande von Kraft und Fleiß, gering und beynahe verschwindend der Ertrag ist für die wahre Einsicht, so können wir nicht umhin, uns glücklich zu schätzen, daß ergiebigere Fundgruben der Weisheit, als die der Pythagorischen Schule, uns zu Theil geworden.

Art. VI. Rudolph von Habsburg. Ein Heldengedicht in zwölf Gesängen, von Johann Ladislaw Pyrker. Neue, vollendete Ausgabe. Wien, in Kommission bey Karl Ferdinand Beck. 1827. gr. 8. 359 S.

Wenn den Werth eines Werks nicht allein die Art und Weise seiner Beschaffenheit überhaupt bestimmt, sondern wenn dabey zugleich auf die Schwierigkeit der Hervorbringung Rücksicht genommen werden muß, so gilt dieß wohl auch von den

Werken jener Künste insbesondere, welche wir die schönen nennen. Eben diese Schwierigkeit, oder besser, diese Masse von Schwierigkeiten, war es wohl ohne Zweifel, welche bisher die der Bequemlichkeit gerne fröhnenden Deutschen zurückgehalten hat, sich an das eigentliche Epos zu wagen. An den Wenigen, welche es vor Klopstock versuchten, ist nur der Wille zu beloben, und nach ihm scheint auch dieser erkaltet zu seyn. Um so viel mehr verdient der Verfasser des vorliegenden Werkes Dank und Anerkennung dafür, daß er im Bewußtseyn seiner Kraft Hindernisse nicht scheute, an welchen eine lange, und für die Kunst thatenreiche Zeit schüchtern vorüberging. Werke solcher Art haben nicht nur in Rücksicht ihres Kunstwerthes an und für sich betrachtet große Bedeutung, sie erhalten eine größere noch dadurch, daß sie Zeugen der höheren Kunststufe sind, auf welcher die Nation steht, aus der sie hervorgingen, welche gleichsam in einem ihrer bedeutendsten Künstler verklärt erscheint, indeß dieser wieder durch sie auf jene Kunsthöhe getragen wurde. Die Kleinlichkeit der Leistungen verdirbt zugleich den Geist der Zeit, wie die Größe derselben ihn adelt und erhebt; denken wir nur auf die herrliche Periode der großen griechischen Tragiker, auf die lichtvolle Periode des vierzehnten Ludwigs zurück, und stellen wir sie jener gegenüber, in welcher der große mächtige Geist der griechischen und der französischen Kunst in der Idylle, dem Epigramme, dem Vaudeville und in tausend kleinen, unbedeutenden und ohnmächtigen Witz-, Scherz-, Wort- und Empfindungsspielen verdünnt und zersetzt wurde. — Bey dem Umfange und der Bedeutenheit des vorliegenden Werkes ist es unumgänglich nothwendig, den inneren Organismus desselben zu zeigen, und daraus die kritische Würdigung desselben abzuleiten, sie zugleich durch jenes Vorgeschäft begründend, worauf wir schließlich die oft aufgeworfene Frage wieder in Anregung bringen müssen, ob es überhaupt möglich sey, in neuerer Zeit ein Epos im Sinne und Geiste der Alten zu schreiben.

Der Verfasser theilt sein Gedicht in zwölf Gesänge, und beginnt den ersten Gesang (V. 1—602) mit den, den Inhalt des Epos im Allgemeinen bestimmenden Versen:

Tön', o Heldenlied, erneut, an dem Strome der Zeiten
Hin, und verkünde der Welt: wie Deutschlands waltender Kaiser,
Rudolph, Ottgar's Macht, des Böhmenkönigs, besiegend,
Herrlichen Frieden errang, und die Länder verheerende Zwietracht
Endete, da er im Jubelruf vom blutigen Schlachtfeld
Kehrend, und Oestreichs Thron erhöhend zu Wien in der Hofburg
Auf Jahrhunderte fort, unzähligen Völkern zum Segen
Ward in seinem Geschlecht! — o, künd' es! entflammete Töne
Heiliger Liebe des Vaterlands, und der trefflichen Herrscher,
Wird, dem Hörer zur Lust, die untad'lige Harfe dir einen.

womit er sicher und kräftig uns auf den Standpunkt stellt, das Ganze des großen Gebäudes übersehen und würdigen zu können, und zugleich durch die verkündete Größe und das Interesse der Handlung die Theilnahme der Leser überhaupt, die der Menschen aber insbesondere in Anspruch nimmt. — Nach diesem Eingange führt der Dichter Drahomira, als die eigentliche Empörerin der Fehde und des blutigen Kampfes vor, die, als Heidin dem Christen Wratislaw vermählt, den Haß gegen die Christen in der Brust trug, sie mit Feuer und Schwert verfolgte, ja sogar ihren Sohn Boleslaw zum Morde gegen seinen, dem christlichen Glauben treu ergebenen Bruder Wenzel anfeuerte, und überdieß der Zauberey beschuldigt wurde. Der Dichter läßt sie ihr Haupt wuthfunkelnden Blickes verwundert im Schlunde erheben, der sie einst zu Prag auf dem Wissehrad grausend verschlang, und die bedeutungsvollen Worte Satan zurufen:

»Ha! wie kommt es, daß heut der betäubende Rauch und die Flamme,
Die ich genährt in dem Schlund, der mir zum schrecklichen Grab ward,
Qualmend herab sich wälzt, und keiner der Sterblichen seither
Opfernd vor ihm, die Schar der Unseligen mehrt in dem Pfuhl da?
Meister, ist dir's genehm, daß ich eile hinauf nach des Erdballs
Fluren, und forsche, wie solches geschehn? Bald stürzen zur Luft dir
Jammernd herab, durch mich entsandt, die erlesensten Seelen.« —

worauf sie, nach erhaltener Zustimmung des Höllenfürsten, in brausender Hast Böhmens Gefilden zufliegt. Wir sehen durch dies Ereigniß, welches uns lebhaft vorübergeführt wird, den Samen des Schrecklichen vor uns ausgestreut, und Furcht und Entsetzen bemächtigt sich unserer Brust, wenn wir daran denken, daß er bald vor unseren Augen zur reifen Frucht sich entfalten werde, und dieß scheint es eben zu seyn, was der Dichter beabsichtiget hat. — An den Strand der Moldau gekommen, naht sich mit Drahomiren ein vom gelobten Lande heimkehrender Pilger der Hauptstadt. Staunen ergreift ihn über ihr herrliches Gedeihen, und ein Greis setzt ihn in Kenntniß, daß sie solches König Ottgar verdanke, der, obschon unzählige Siege feyernd, dennoch sein Schwert um des Friedens willen gern ruhen lasse, und es auch jetzt nur gezwungen gegen des streitbaren Rudolphs Macht entblöße, zum Friedensbruche von seiner zweyten, bösgesinnten Gattin Kunigunde gedrängt, die ihm, durch Herrschsucht verwildert, all das Schlimme vergelte, welches er seiner ersten Gattin Margarethe zugefügt. Zugleich erzählt der Greis, wie Ottgar den Schlund, welcher Drahomiren verschlungen, und aus welchem finsterer Rauch quoll, habe bergen lassen, Jenen zur Rettung, die, vom Satan bethört, der Zauberin dort nächtliche Opfer brachten, um entweder das Ge-

schick künftiger Tage zu erfahren, oder sich eines zu unendlichem Jammer führenden trüglichen Glückes zu erfreuen. Entrüstet darüber, durch Ottgar ihre Macht vernichtet zu sehen, beschließt die Zauberin, nicht eher zu ruhen, bis es ihr gelungen, daß Kunigunde den Gatten gegen den Feind gereizt haben, er besiegt im Kampfe fallen, und nach des Königs Tode Thron und Herrschaft in der Königin Händen seyn würden, worauf sie sich sogleich nach Dürnkrut zu Ottgar's Heer begibt, um das Zelt des Böhmenkönigs zu erspähen.

Nach einer meisterhaften Beschreibung ihrer Wolkenreise finden wir sie am gesuchten Ziele. Der Dichter benützt die Gelegenheit, uns damit ins Lager der Böhmen zu führen, und es auf eine anschauliche Weise vor unserem Auge zu entfalten. Wir erfahren die für Ottgar günstigen und mißgünstigen Stimmungen seiner Kriegshauptleute und Verbündeten, wobey auch Milota's gedacht wird, der nur, um den Durst der Rache zu kühlen, in der Nähe des Königs verweilt, welcher seine Tochter Klotilde verführte, und die Gefallene der Schmach preis gab.— Rings umher wird Alles von den Banden des Schlafs gefesselt, nur Ottgar ist noch wach in seinem Gezelte, wo er mit Lobkowitz, dem Führer der Reisigen, sich bespricht. Vergebens räth ihm dieser den Frieden an, vergebens führt er ihm ins Gedächtniß, daß er mit Siegel, Schrift und Eidschwur Oesterreich, Kärnten und Krain als Lehen von dem Kaiser entsagt habe, daß er nur fruchtlos, nur im Treubruch auf Sieg hoffen könne, da die Vorsicht strenge den Bruch des geschwornen Eides an den Sterblichen räche. Der König, obschon erschüttert, erklärt ihm, daß jeder Rückweg unmöglich, und er durch Kunigunden gezwungen worden sey, Leib und Seele im grausen Waffenspiele zu wagen. Mit diesen Gesinnungen empfängt der König den Kriegsrath, in dessen Versammlung plötzlich und unvermuthet Kunigunde tritt. Drahomira schwebt mit grimmigem Blick über ihr zur Thür herein. Sie trieb die Königin in der Nacht von Drösing her, daß sie durch schmähende Worte den Gatten reize, und in der entscheidenden Stunde des Kriegsraths noch heftiger zum Kampfe entzünde. Schon wankt Ottgar, als die Königin noch heftiger in ihn dringt, und zuletzt erklärt, sie würde, wenn ihr Gemahl auf Frieden mit dem Kaiser sänne, ihr eigenes Kind zuvor ermorden, bevor es ein schmählicher Bund dem verhaßten Feinde vereine. Ottgar entbietet darauf die Gesandten des Kaisers, Meinhard Grafen von Tyrol und Lichtenstein zu sich. Sie verkünden ihm Rudolphs Antrag, daß er ihn als Kaiser erkenne, Böhmen und Mähren zu Lehen trage, und auf die Ost- und steyrische Mark,

Kärnten und Krain entsage, wogegen er ihm den Frieden anbietet, und Lichtenstein fügt auch die Absichten des Kaisers auf ein engeres Verhältniß zwischen ihm und dem Böhmenkönig bey, durch die gegenseitige Verbindung ihrer Kinder. — Wallstein, Ottgars Liebling, stürzt bey diesen Worten aus dem Gezelte, Drahomira, in Lust darüber aufjauchzend, folgt dem fliehenden Jüngling, ihm die liebende Brust für Hedwig, Ottgars Tochter, noch mehr zu entflammen, und mit ihm den verhaßten Beherrscher zu verderben. Mit schnöden Worten ohne bestimmte Erklärung entläßt der König die kaiserlichen Gesandten, die sich eilends nach Wien begeben; er aber erklärt dem Kriegsrathe, sein Entschluß sey gefaßt, Alles habe sich morgen zum Aufbruch und zum Ueberfalle zu rüsten, Rache sey der Würgenden Schlachtruf. — Der Kriegsrath entfernt sich, Ottgar sinkt aufs Lager, und entschlummert leise. Die Schuld seiner früheren Tage und das Schicksal seiner künftigen geht in Traumbildern seinem Geiste vorüber, bis zum Throne des Ewigen dringen seine Blicke, und schauernd vor Ehrfurcht liest er dort seinen Rathschluß:

Ottgar, der nun bald mit reuigem Herzen um Gnade
Fleh'n wird, büße die Schuld vergangener Jahre: dem Feinde
Fall' er besiegt in dem Kampf, und verliere das Reich und das Leben;
Aber sein Gegner werd' ein Vater des Herrschergeschlechtes,
Das, in die fernste Zukunft hinab, unzähliger Völker
Glück zu fördern erwählt, im Segen der Erde genannt sey.

Damit endet der erste Gesang, in welchem wir besonders die feste und sichere Grundlegung zum großen Gebäude des ganzen Gedichtes erkennen und auszeichnen müssen, welches später mit allen seinen Reichthümern zur klaren Uebersicht vor unseren Blicken entfaltet liegt. Die leitende Idee ist ausgesprochen, ein Theil der Hauptcharaktere mit ihren Eigenheiten angegeben und begründet, und wir selbst sind darauf hingeleitet in der Reihe der vorübergehenden, anscheinlich zufälligen Ereignisse die höhere Nothwendigkeit zu erfahren und zu verehren.

Der zweyte Gesang (V. 1 — 625) bringt uns gleich bey seinem Beginnen einen früher nur in entfernteren Andeutungen uns vorgeführten Charakter, den des Kaisers, im lebendigen Handeln vor Augen. Er erscheint an der Spitze seiner Krieger, »ein Fürst — ein Kaiser vom Ansehn,« doch so milde und so liebevoll dabey, daß wer nur ein Mal von den Habsburgern gehört oder gelesen, ihren Ahnherrn in jenem Bilde nicht verkennen kann. Nach einem Zuge durch freundliche, vom Dichter mit seltenem Zauber anschaulich gemachte Gegenden Oesterreichs, ruht er zur Rast am heißen Mittage in Hainthal aus,

die tapfern Krieger lagern sich im Kreise herum, und der Kaiser ruft den einen und den andern zum ergetzlichen Schwank auf. Nach genossener Ruhe brechen die Krieger auf, und die Andacht treibt den Kaiser, die Kapelle auf der Alphöhe zu besteigen. Der neunzigjährige Klausner verkündet dem frommen Fürsten das Loos seiner künftigen Tage, und führt ihm in belebten, meisterhaft gezeichneten Bildern die großen Abkömmlinge seines Geschlechts, Albrecht I., Friedrich den Schönen, Maximilian I., Karl V., Maria Theresia, Joseph II., Leopold II. und Franz I. vorüber, Erscheinungen, welche nicht nur allein durch die strenge charakteristische Sonderung, sondern auch dadurch im Gedichte bedeutend erscheinen, weil die Art und Weise, wie und wodurch sie eingeführt werden, dazu dient, uns eine neue und charakteristische Eigenschaft des großen Fürsten, welche ihn unserer Verehrung und Theilnahme näher bringt, und die so ganz und so innig zu seinem Wesen gehört, anschaulich zu machen, — die Gottesfurcht. Wir bemerken dort, wie das, was man beym ersten Anblicke für episodisch halten könnte, ganz und gar aus dem vom Dichter gefühlten Bedürfnisse hervorging, und wesentlich zum Ganzen gehört, und daß es gerade um so vorzüglicher sey, weil es feiner und unbemerkbar geschieht. Demüthig läßt der Fürst die Waffen, Degen, Helm, Harnisch und Sporen auf den Altar legen, und ihn von seinen Kriegern umgeben, und ertheilt seinem Lebensretter Müller den Ritterschlag. Dieß gehört mit den folgenden Stellen, welche die Aussicht vom Rande des Alpenbergs und ihre Wirkung auf die Krieger beschreiben, in Rücksicht der Darstellung zu den vorzüglichsten Theilen des Gedichts.

Albrecht, Rudolphs Sohn, kommt dem Kaiser entgegen, ihm aus rheinischem Gaue seine Schaaren entgegenführend:

> Mit freudigem Stolze
> Wies er zuerst fünfhundert aus Zürch, die im Kampfe der Markgraf
> Hochberg lenkt; dann jene von Kyburg, Salm und Luzern her,
> Drey Mal so viel an der Zahl, die Nürnbergs tapferer Burggraf
> Friedrich, erkiesend, im Felde beherrscht, und wies ihm zuletzt noch
> Jene, den Ersten gleich an der Zahl, die er selber in Schwabens
> Heiteren Gauen jüngst warb, und im Schlachtengefild an den Feind führt;
> Alle mit Helm und Schild bewehrt, und der Lanze bewaffnet.

Der Kaiser empfängt sie mit Würde, doch voll von überwallender Freundlichkeit und Güte, und führt sie nach einer kurzen Heerschau gegen Wien zu.

Darnach verändert sich die Scene. Zögernden Schrittes, in sinniger Schwermuth hinwandelnd, erblicken wir im Grauen des Abends, im Weidenhain, nahe den Mauern Drösings, Hedwig

Ottgars Tochter. Thränen fließen über ihre Wangen, die Verkünder tief verborgenen Grams; sie stützt den Arm an den Stamm des schattenden Baumes, und nachdem sie lange verstummend empor zu den Sternen gestarrt, haucht sie den Schmerz ihrer Brust in Worten aus. Wallstein ist es, es sind die Qualen einer liebenden Sehnsucht nach ihm, die sie so tief und so schmerzvoll ergriffen. Sie denkt bebend der Stunde, in der er es gewagt, sich zu ihren Füßen zu werfen, und ihre Hand an seine glühenden Lippen zu pressen. Da tritt unvermuthet ein Ritter, im schimmernden Waffenschmuck tönend, ihr in den Weg. Obschon von Eginhards Geschlechte geboren, ein Rittersmann, der Fahne des Königs von Böhmen folgend, erscheint er als ein Anwalt seines Gegners, von Hartmann, Rudolphs Sohn, gesendet, weil er jenem Leben und Freyheit verdankt, und sich dafür verpflichtete, Botschaft an Hedwig her und zurück zu bringen. Er stellt ihr mit glühenden Farben die Schrecken des Kriegs und die Wonnen des Friedens dar, und indem er ihr in Hartmanns, ihres früheren Verlobten Namen, wiederholt dessen Hand und Herz anträgt, erinnert er sie zugleich, daß durch seine Vereinigung mit ihr die sicherste Hoffnung auf das Glück des Friedens gegeben sey. — Hedwig von der Kunde erschüttert, sinnt für sich hin, und beginnt zuletzt nach dauerndem Schweigen:

— — Ich steh entledigt der frühen Verlobung.
Ach! und sollt' in dem Kampf auch mein Erzeuger dem seinen
Unterliegen, und ich, die Tochter des mächtigen Ottgar,
Dem Europas Völker umher sich beugen in Ehrfurcht,
Stürzen hinab in den Staub der schmachbelasteten Armuth,
Dennoch würd' ich nicht Rudolphs Sohn zum Gatten mir kiesen.
Und, weil doch nur entscheidet das Wort, das eine, so machtvoll!
Künd' ihm: ich hätte gewählt ... nur dem Einen bewahrt' ich die Liebe;

damit wendet sie die furchtbeflügelten Schritte nach der Stadt heim, und der Ritter entfernt sich, mit der trauererregenden Kunde beschwert.

Nachdem mit diesem Gesange durch die Entwicklung der im Gedichte handelnden Hauptcharaktere der Uebergang gegeben, und das Interesse immer lebendiger angeregt worden ist, gelangen wir allmälich tiefer in den eigentlichen Mittelpunkt der Handlung; nur vor der Hand durch eine scheinbare Abschweifung. Im dritten Gesange nämlich ruft der Dichter, vom Irdischen sich wieder entfernend, Erscheinungen aus der Geisterwelt in's Leben. Unter ihnen ist auch Marbod, früher König der Markmannen. Zwölf Jahrhunderte lang saß er in düsterer Schwermuth versunken, im Schooße des Erdballs; nun aber steigt er

empor, und forscht umher auf den Bergen Oesterreichs, das er einst sein nannte. Wie sein Auge die Deutschen gewahrt, schwebt er zu ihnen in sausender Eile, und ergriffen von des stattlich ragenden Herrschers Nähe, beschließt er Ottgars Heeresmacht zu erforschen, Rudolph helfend zur Seite zu stehen, ihm das Herz zu ruhmverherrlichten Thaten zu erregen, und die Listen auflauernder Feinde zu enthüllen. Beym Zelte Ottgars tritt ihm Drahomira entgegen, die im Wahne, er nahe sich ihr als Gefährte, ihm lächelnd die Hand bietet. Fruchtlos verschwendet die Zauberin an ihm die Macht der Rede, mit der sie ihn auffordert, ihr beyzustehen. Einen Blick der Verachtung auf Drahomira werfend, begibt er sich in den Raum des Zeltes, aber bald eilt er wieder entrüstet von dannen, da er erfuhr, wie Ottgar dem Herrscher der Deutschen Vernichtung sann, wie Verrath in den Mauern der Hauptstadt gegen ihn dräuend sich hob, und »Rache« die Losung des Heeres war.

Wir treffen bald ihn vor Wiens Zinnen wieder, wo er Zeuge des Verrathes ist, den der Bürgermeister Rüdiger Waldram an Rudolph sinnt, indem er in der Bürgerversammlung beschließt, den Böhmen die Stadt zu öffnen, und sie ihrem Könige zum Unterpfande der Treue zu übergeben. Da sinnt der treue Geist darauf, es dem kaiserlichen Feldherrn Hugo von Tauffers, dessen Arme die Veste vertraut war, im warnenden Traumbilde zu verkünden. Die Kraft und die Lebendigkeit der Erscheinung verfehlt die beabsichtigte Wirkung nicht, besorgt erhebt sich der Feldherr; aber kaum hat er sich in die Rüstung gehüllt, als Drommetengetön und Glockenschall das Nahen des Kaisers ankünden, der an der Spitze seiner Krieger erscheint. Herrliche Scenen entfalten sich nun vor unsern Augen, und der große Kaiser wird als liebender Gatte und Vater mit den eindringendsten Zügen unserm Herzen nahe gebracht. Nach dem rührenden Abschiede, den der Fürst von seiner Gattin genommen, kommt ihm vor dem Stubenthore Tauffers entgegen, der ihm seinen Traum kündet. Der fromme Kaiser, erkennend daß darin eine höhere Macht sich offenbare, verstärkt die Mannschaft in der Veste, sendet Tauffers gegen Theben zum Ungernkönige Ladislaus, Rudolphs Bundesgenossen, mit der Bitte, zum Kampfe bereit zu stehen, bis um Mitternacht vom Kahlenberge die Lohe sich hebt, und dann mit den Reitern zur Entscheidung zu eilen; Hugos Sohn, Hartmann, ernennt er indeß zum Festungsgebieter, er selbst aber eilt in das Lager am Tabor zurück. Die nun folgende Aufzählung der Völker, S. 71 — 75, gehört zu dem Anschaulichsten, was die redende Kunst im Epos aufzuweisen hat. Alles tritt hier,

mit so plastischer Umgränzung vor unsere Augen, daß wir uns in die Mitte der Krieger versetzt glauben. Eben dasselbe gilt auch von der Erscheinung Tauffers im Lager, welche Gelegenheit der Dichter benützt, uns des Habsburgers Abkunft, Muth und Heldenkraft erfahren zu lassen, indem sie der Feldherr dem Ungerkönig auf dessen Verlangen erzählt. Laut aufjubelnd preisen die Kumanier des Ritters Heldenmuth, und leeren bis zum Boden den irdenen Weinkrug auf seine Gesundheit. Des Kaisers Erbieten annehmend, führt Ladislaus Tauffers zur Heerschau, deren Beschreibung an Vollendung dem Vorigen gleichkommt. Als Hugo die Völker gesehen, läßt Matthäus von Trentschin die Kumanier in die March sprengen, indem er ihnen voransetzt. Hugo folgt ihm nach kurzem Besinnen; das Schwert in die Luft schwingend, fliegt er der Hauptstadt zu. — So verstand es der Geist des Dichters, in diesem Gesange das anscheinlich Episodische innig und fest mit der Wesenheit des Ganzen zu verschmelzen, und das was auf den ersten Blick als zufällig erscheint, zum Nothwendigen zu erheben.

Den vierten Gesang (V. 1 — 606) eröffnet eine gelungene Beschreibung des Morgens. Wir erblicken den Kaiser, dem nächtlichen Lager entflohen, im Zelteingang sitzend. »Laß,« fleht er mit zum Himmel gehobenem Blicke, indem er des Feindes denkt,

»Laß den Frieden, o Herr! aufdämmern vor seinem Gemüthe,
Und erleuchten sein Herz von der Liebe heiligem Gluthstrahl:
Daß er erkenne die eigene Schuld, entsage der Rache,
Und als Herrscher versöhnt, heimkehre den Seinen zum Segen.«

Mittlerweile kommen die Abgesandten Meinhard und Lichtenstein aus dem böhmischen Lager zurück, die Hoffnungen des Kaisers auf das Glück des Friedens vernichtend. Ihnen gesellt sich der von Ungerns Marken rückkehrende Hugo bey, die fröhliche Botschaft kündend: bedeckt seyen weit hinaus die Straßen von schimmerndem Waffengeschmeide, die flatternden Fähnlein bezeichneten böhmische Kämpfer; aber ernste Krieger harreten im Hinterhalt des Kampfes, die Ungern stünden vor Marcheck, in dem Geröhre längs dem Weidenbache verborgen. — Mit freudiger Theilnahme vernimmt der Kaiser die Kunde, er ladet Tauffers zur Ruhe, Meinhard und Lichtenstein aber zu einem Turnier ein, welches er am Tabor feyert, und sendet den erstern im festlichen Schmucke mit hundert erlesenen Reitern bis an den Rand des Lagers, dem Herrscher von Böhmen entgegen, ihn nach Würde und des Turnspiels Sitte geziemend zu begrüßen. Nun begibt sich vor unserm geistigen Auge das Turnier, schöner und herrlicher vielleicht, als es sich damals vor dem körperlichen

der Zuschauer begab. Mit einer seltnen Genauigkeit ist das Kleinste beschrieben und dargestellt, und doch ist Alles nur um des Größeren willen da; Otto von Meißau, Feldoberster im Heere Rudolphs, der kühne Kapellen, Trautmannsdorf, im Gefolge acht eigener und sechs angeeigneter Söhne, die Lichten- und Dietrichsteine (Oesterreichs Edelsteine), die Schwarzen- und Stahremberge (Oesterreichs Demantberge), der hundertjährige Kurt von Haselau, vom Seldenhof, Pfannberg, Hardeg, Hohenberg und Wildon begleitet, kommen vor die Schranken, nach ihnen im Ehrengeleit die böhmischen Ritter Lobkowitz, Czernin, Zierotin, Milota, Wallstein, und der riesengestaltete reußische Kampfheld Herbot von Füllenstein. — Alles wendet nach den Fremdlingen den Blick voll Sehnsucht, Ottgarn als Freund dort zu schauen, aber — umsonst. Da reitet Meinhard vor die Prachtlug, wo der Kaiser sitzt, und entbietet diesem einen Gruß des Böhmenkönigs, mit der Nachricht, ihm selbst wehre ein böses Geschicke, Zeuge des Turnspiels zu seyn; allein er sende Rudolphen dafür die tapfersten Ritter böhmischer Lande. — Der Kampf beginnt. Das Herz des großen Kaisers vergißt selbst im Lärm und Schimmer der kampflustigen Menge seiner Theuern nicht, er vermißt mit liebender Sehnsucht die Gattin und die Tochter, selbst der Kunringe gedenkt er, und der Helden, die auf trugverhülltem Pfade sich in die feindlichen Reihen stellten, und mit grimmiger Faust im Schooße der eigenen Mutter zu wühlen bereit sind. Dieser Zug ist unmittelbar der Natur abgelauscht, durch welche alle, tiefer und erhabener Gefühle fähige Seelen, bey großen und lärmenden Erscheinungen von außenher zur Wehmuth und überhaupt zur Innigkeit der Empfindung aufgeregt werden.

Die Gewalt des Augenblicks rechtfertigt und begründet sogar das Einwirken jener höheren Wesen, welche als die guten und bösen Prinzipe der Dichter vom Anfange her verkörpert eingeführt hat. Marbod und Drahomira erscheinen, diese mit Rachegedanken erfüllt, jener bereit, Rudolphen, dem er sich liebend geweiht, rettend zu nahn. — Lobkowitz und Kapellen reiten in die Kampfbahn; sie spornen beyde das Pferd,

Das weit vorgreifenden Sprunges,
Schnell, wie der Blitz, auf dem Plan mit tönendem Hufe dahinflog.
Bis inmitten der Bahn — urplötzlich, auf ein Mal, der Gegner
Traf des Gegners Schild mit des Speeres abprallendem Eisen:
So daß der mächtige Schaft in tausende Splitter zertrümmert
Hoch empor in die Luft; und umher auf dem zischenden Sand flog,
Und die Rosse zurück, auf die Hinterfüße gesunken,
Dem gewaltigen Stoß erzitterten, schreckenerfüllet!

Darauf naht ein schwarzgerüsteter Ritter auf brausendem Rappen, er reicht dem Turneyvogt ein Blatt hin, und dieser verkündet, es ablesend: Kunegunde, Böhmens Königin, verbürge sich für den glänzenden Stand des Geharnischten, welcher den letzten Kampf begehre. Die Vermuthung entsteht, es sey der Königin Liebling, Zawiß von Rosenberg, um den ihr Herz in heimlichen Flammen sich abzehrt. — Wallstein betritt die Schranken, von Drahomiren aufgeregt, versucht er es, seinen Nebenbuhler bey Hedwig, Hartmann, des Kaisers Sohn, mit höhnendem Blicke zu reizen Von Zornesglut durchflammt erhebt sich dieser vom Sitze, entschlossen, den Frevler laut zur Rede zu stellen Während dem ermahnt Starhemberg, Wallsteins Gegner, ihn an den Kampf, — er beginnt — Starhembergs Speer bricht am Stern von Wallsteins Schilde, doch fliegt auch der Stern entzwey; Wallstein aber, von Rachgier glühend, stößt zugleich seinem Gegner den Helm von der Stirne. Nun ruft der Ritter mit höhnenden Worten Hartmann zum Kampf auf; dieser fliegt von der Seite des Kaisers in die Bahn. Da flüstert Drahomira Ottgar, denn dieser ist der geharnischte Ritter, zu: den Augenblick zu benützen, Wallstein zurückzurufen, mit Hartmann selbst in den Kampf zu gehen, die verderblichen Waffen, welche der Turnvogt zu prüfen vergaß, früher gegen den Jüngling, dann gegen den Kaiser zu gebrauchen, diesen zu durchbohren, und auf dem schnellen Rosse zu entfliehen. Ehre, Rache und Wuth zerreißen gleich Meeresorkanen Ottgars Brust — er tritt mit Hartmann in den Kampf. Aber schon war Marbod dem Kaiser liebend genaht, er verkündet im Geistergelispel ihm Drahomirens schwarzen Anschlag Vom Geist erregt eilt schnell der Kaiser mit entblößtem Schwerte die Treppe herab, seinen Sohn gegen die Wuth des rasch eindringenden Gegners zu schirmen. Mittlerweile ist das früher schon entstandene Gewitter immer näher gekommen, Blitz folgt auf Blitz, und Schlag auf Schlag, bald ist der helle Mittag in Nacht verwandelt. Angst ergreift das versammelte Volk, wie vor dem letzten der Tage, und dennoch ruhen die erbitterten Gegner vom Kampfe nicht. Ein Blitz flammt auf, Hartmanns wildanstürmendes Roß scheucht vor dem Gegner zurück, bäumend erhebt es sich, da dringt ihm der tödtliche Speer in die Brust, daß der Schaft zertrümmert, es sinkt stöhnend in den Sand; Hartmann ist gerettet. Den Augenblick des allgemeinen Entsetzens benützt Drahomira, Ottgarn zum Morde an Rudolphen anzufeuern, der zur Rettung des Sohnes in Eile dahersprang; die stolz gesinnte Seele des Böhmenkönigs verwirft aber den feigen Vorschlag, er schleu-

der Zuschauer begab. Mit einer seltnen Genauigkeit ist das Kleinste beschrieben und dargestellt, und doch ist Alles nur um des Größeren willen da; Otto von Meißau, Feldoberster im Heere Rudolphs, der kühne Kapellen, Trautmannsdorf, im Gefolge acht eigener und sechs angeeigneter Söhne, die Lichten- und Dietrichsteine (Oesterreichs Edelsteine), die Schwarzen- und Stahremberge (Oesterreichs Demantberge), der hundertjährige Kurt von Haselau, vom Seldenhof, Pfannberg, Hardeg, Hohenberg und Wildon begleitet, kommen vor die Schranken, nach ihnen im Ehrengeleit die böhmischen Ritter Lobkowitz, Czernin, Zierotin, Milota, Wallstein, und der riesengestaltete reußische Kampfheld Herbot von Füllenstein. — Alles wendet nach den Fremdlingen den Blick voll Sehnsucht, Ottgarn als Freund dort zu schauen, aber — umsonst. Da reitet Meinhard vor die Prachtlug, wo der Kaiser sitzt, und entbietet diesem einen Gruß des Böhmenkönigs, mit der Nachricht, ihm selbst wehre ein böses Geschicke, Zeuge des Turnspiels zu seyn; allein er sende Rudolphen dafür die tapfersten Ritter böhmischer Lande. — Der Kampf beginnt. Das Herz des großen Kaisers vergißt selbst im Lärm und Schimmer der kampflustigen Menge seiner Theuern nicht, er vermißt mit liebender Sehnsucht die Gattin und die Tochter, selbst der Kunringe gedenkt er, und der Helden, die auf trugverhülltem Pfade sich in die feindlichen Reihen stellten, und mit grimmiger Faust im Schooße der eigenen Mutter zu wühlen bereit sind. Dieser Zug ist unmittelbar der Natur abgelauscht, durch welche alle, tiefer und erhabener Gefühle fähige Seelen, bey großen und lärmenden Erscheinungen von außenher zur Wehmuth und überhaupt zur Innigkeit der Empfindung aufgeregt werden.

Die Gewalt des Augenblicks rechtfertigt und begründet sogar das Einwirken jener höheren Wesen, welche als die guten und bösen Prinzipe der Dichter vom Anfange her verkörpert eingeführt hat. Marbod und Drahomira erscheinen, diese mit Rachegedanken erfüllt, jener bereit, Rudolphen, dem er sich liebend geweiht, rettend zu nahn. — Lobkowitz und Kapellen reiten in die Kampfbahn; sie spornen beyde das Pferd,

> Das weit vorgreifenden Sprunges,
> Schnell, wie der Blitz, auf dem Plan mit tönendem Hufe dahinflog.
> Bis inmitten der Bahn — urplötzlich, auf ein Mal, der Gegner
> Traf des Gegners Schild mit des Speeres abprallendem Eisen:
> So daß der mächtige Schaft in tausende Splitter zertrümmert
> Hoch empor in die Luft, und umher auf dem zischenden Sand flog;
> Und die Rosse zurück, auf die Hinterfüße gesunken,
> Dem gewaltigen Stoß erzitterten, schreckenerfüllet!

Darauf naht ein schwarzgerüsteter Ritter auf brausendem Rappen, er reicht dem Turneyvogt ein Blatt hin, und dieser verkündet, es ablesend: Kunegunde, Böhmens Königin, verbürge sich für den glänzenden Stand des Geharnischten, welcher den letzten Kampf begehre. Die Vermuthung entsteht, es sey der Königin Liebling, Zawiß von Rosenberg, um den ihr Herz in heimlichen Flammen sich abzehrt. — Wallstein betritt die Schranken, von Drahomiren aufgeregt, versucht er es, seinen Nebenbuhler bey Hedwig, Hartmann, des Kaisers Sohn, mit höhnendem Blicke zu reizen Von Zornesglut durchflammt erhebt sich dieser vom Sitze, entschlossen, den Frevler laut zur Rede zu stellen Während dem ermahnt Starhemberg, Wallsteins Gegner, ihn an den Kampf, — er beginnt — Starhembergs Speer bricht am Stern von Wallsteins Schilde, doch fliegt auch der Stern entzwey; Wallstein aber, von Rachgier glühend, stößt zugleich seinem Gegner den Helm von der Stirne. Nun ruft der Ritter mit höhnenden Worten Hartmann zum Kampf auf; dieser fliegt von der Seite des Kaisers in die Bahn. Da flüstert Drahomira Ottgar, denn dieser ist der geharnischte Ritter, zu: den Augenblick zu benützen, Wallstein zurückzurufen, mit Hartmann selbst in den Kampf zu gehen, die verderblichen Waffen, welche der Turnvogt zu prüfen vergaß, früher gegen den Jüngling, dann gegen den Kaiser zu gebrauchen, diesen zu durchbohren, und auf dem schnellen Rosse zu entfliehen. Ehre, Rache und Wuth zerreißen gleich Meeresorkanen Ottgars Brust — er tritt mit Hartmann in den Kampf. Aber schon war Marbod dem Kaiser liebend genaht, er verkündet im Geistergelispel ihm Drahomirens schwarzen Anschlag Vom Geist erregt eilt schnell der Kaiser mit entblößtem Schwerte die Treppe herab, seinen Sohn gegen die Wuth des rasch eindringenden Gegners zu schirmen. Mittlerweile ist das früher schon entstandene Gewitter immer näher gekommen, Blitz folgt auf Blitz, und Schlag auf Schlag, bald ist der helle Mittag in Nacht verwandelt. Angst ergreift das versammelte Volk, wie vor dem letzten der Tage, und dennoch ruhen die erbitterten Gegner vom Kampfe nicht. Ein Blitz flammt auf, Hartmanns wildanstürmendes Roß scheucht vor dem Gegner zurück, bäumend erhebt es sich, da dringt ihm der tödtliche Speer in die Brust, daß der Schaft zertrümmert, es sinkt stöhnend in den Sand; Hartmann ist gerettet. Den Augenblick des allgemeinen Entsetzens benützt Drahomira, Ottgarn zum Morde an Rudolphen anzufeuern, der zur Rettung des Sohnes in Eile dahersprang; die stolz gesinnte Seele des Böhmenkönigs verwirft aber den feigen Vorschlag, er schleu-

dert seinen Handschuh dem Kaiser entgegen, und mit den Worten:

Rudolph, heb ihn nur auf! Dir bietet auf Tod und auf Leben
Ottgar — zittre vor ihm! — auf immer beut er dir Fehde!
Nichts vom Frieden darum, und nichts von der Kinder Verlobung,
Rache allein ist die Losung hinfort — das soll ich dir kund thun. —

sprengt er durch Sturm und Gewitter nach Stillfried zu.

Im fünften Gesange (V. 1—518) führt ihn der Dichter ins Lager zurück, wo ihm Leutold der Kunring entgegen tritt, der bereits mit Schmerzen seiner harrte. Die Brust von Rache gegen Rudolph erfüllt, weil dieser die Vesten der Raubritter zur Erde schmettern ließ, entflammt er noch mehr jenes Gefühl in Ottgars Brust. Dieser, obschon es ihm zu feig schien, den Kaiser meuchlerisch zu morden, dürstet darnach, ihn in offener Schlacht zu treffen, und will nicht ruhen, bis der große Held im Staube die Seele ausgehaucht habe. Den letzten Grund jener Rache leitet der Dichter von dem bekannten Ereignisse der Huldigung Ottgars in Rudolphs Zelt her, welches die Sage erzählt. — Er gebietet noch in der Nacht dem Heere, welchem er mit schwachem Geleit folgt, den Aufbruch. In der Beschreibung des Zuges zeigt sich auch dieß Mal der Dichter in seiner größten Stärke; ganz vorzüglich muß bemerkt werden, daß er hierbey das Poetische der Umgebung mit den Hauptpersonen kühn und sicher zu einem Ganzen zu vereinigen wußte. Wallstein reitet dem König zur Seite, dem ein Rückblick auf die Vergangenheit in trüben Ahnungen die Zukunft aufschließt, der sein Strahlengestirn sich zum Abend neigen, bald es in Nachtgrauen versinken sieht. Nur fruchtlos versucht Wallstein den Fürsten zu ermuthigen und zu erheitern.

Da senkt aus den nächtlichen Wolken sich Arpad, der erste Anführer der Magyaren herunter, aus dessen Geschlechte der erste, der heilige König Ungerns sproßte. Auf Thaten des Muths sinnend, naht er sich dem, in seinem Zelte entschlummerten, Könige Ladislaw, und haucht ihm Muth in die Brust, ihm verkündend, daß der Böhme in täuschender Stille die Straße zum Thalsbrunn ziehe. Er ermahnt ihn, schnell ans Werk zu gehen, und den Kampf dem Kaiser zur Freude, sich und dem Vaterlande zum Ruhme, zu beginnen. Da die Mahnung des Geistes durch die Nachricht eines in des Königs Zelt tretenden Boten bestätigt wird, erhebt sich jener eilig vom Lager, und sendet den Führer der Kunen, Kaduscha,

»Der von Gestalt nur klein, und häßlich von Anseh'n,
Doch unbändiger Kraft, und flammenschnaubenden Muths war.« (S. 137.)

mit tausend erlesenen Reitern Ottgarn entgegen. Ins Gras-

geworfen, harren sie am Saume des Geröhres des Böhmen. Ottgar zieht vorüber, da wirft Kaduscha sich in den Sattel, und gebietet den Kunen zu stürmen. Das Gefolge umringt den König, die Kunen dringen an, das Glück neigt sich auf ihre Seite, als Wallstein sich mit dem Stahl den Pfad durch die Feinde bahnt. Ottgar folgt ihm, die Umstürmenden werden niedergehauen, und nach entsetzlichem Morden entrinnen beyde auf dem Heerwege, im nächtlichen Dunkel bald den Augen der nachfolgenden Feinde entschwindend. Des Königs Gefolge fällt nach tapferer Gegenwehr.

Wie Ottgar in des Heeres Nähe angelangt ist, eilt ihm Milota entgegen, die Brust noch immer von Groll und von Durst nach Rache gegen den König erfüllt. Milotas Reitergeschwader jagt heran mit dem Schreckensrufe, »der Feind sey im Anzuge.« Milota versucht, die Verwirrung benützend, den König auf Irrwegen vom Heere zu entfernen; dieser folgt ihm, und als er die Täuschung gewahr wird, wirft Milota die Maske der Verstellung ab, als erklärter Feind vor Ottgarn tretend, dem er durch die Erinnerungen an verübte Frevelthaten, an die Mitschuld am Tode Konradin's und Friedrichs von Oesterreich, — an Gertrudens, der Mutter des letzteren, Vertreibung, — an die Verstoßung Margarethens, — an die schauerliche That, die er an Otto von Meißen beging, der auf sein Geheiß verbrannt wurde, — an die durch ihn erfolgte Gefangenschaft der edlen Steyermarker, — an Seyfried von Merenberg, den er unter den grausamsten Martern hinrichten ließ, — an die Entehrung seiner Tochter, — die Seele mit Schauder und Entsetzen erfüllt. Wie in Verzweiflung ruft der König Wallstein zu sich, ihn von Milota zu retten, der mit grimmigem Lächeln sich entfernt, mit Worten des Hohns und des Verderbens. — Erschöpft, und mit erwachender Liebe wendet sich Ottgar nun Wallstein zu, und indem er seines Heldenmuths und seiner Treue gedenkt, beschließt er, ihn, zum Zeichen seines Dankes, am kommenden Tage den Feldherrn beyzugesellen. Aber von Drahomirens Höllenzauber erfüllt, versucht Wallstein, diesen ihm günstigen Augenblick zu höherem Glücke zu verwenden; er gesteht dem König seine Liebe zu Hedwig, und hält um ihre Hand an. — Entrüstet über Wallsteins Frechheit, reißt der König sich das Schwert von der Hüfte, mißhandelt damit wüthend den Jüngling, und jagt ihn darauf zur Heeresmacht hinüber:

Wallstein zog, bey dem Schlag, sein Schwert schon halb aus der Scheide,
Hielt's so, fest umspannt — hinbrütend, die Augen zur Erde
Heftend — erblaßt! Doch jetzt warf er zwey schreckliche Blicke

Um sich her; dann stieß er das Eisen zurück — und verlor sich
Von dem Pfad seitab, in des Hains umschattendem Dunkel!

Nachdem in diesem Gesange der Charakter Ottgars vollkommen entwickelt worden, und wir jenes Räthsel einer seltenen Verbindung verschiedenartiger Bestandtheile zu einem großen Ganzen, welches wir in Ottokar gegeben finden, gelöst erblicken, werden wir immer mehr ins Gedränge der Schlacht geführt, in deren körperlichen Ereignissen uns, wie wir schon früher bemerkten, der Dichter eine höhere Nothwendigkeit anschaulich zu machen verstand.

Den größeren Theil des sechsten Gesangs (V 1—565) füllen Kriegsbegebenheiten. Czernin, mit dem Beynamen der Schweigende, dringt mit Waldram verstanden, in der Mitternachtstunde, an der Spitze einer Schaar Böhmen, in die Veste Wien ein, als Hartmann eben sich nach dem Kahlenberge begab, dort im Kloster für die schwerkranke Mutter zu beten. Von frommer Liebe zu ihr erfüllt, achtet er Marbods Warnung nicht, der ihm Czernin's Anschlag verkündet, und ihn zur Rückkehr in die Burg auffordert. Er dringt in Bruder Ernst, einen frommen Priester jenes Klosters, für das Heil seiner Mutter eine Messe zu lesen, und er selbst dient ihm dabey. Von Schauern ergriffen wagt Marbods Geist es nicht, ins Heiligthum zu folgen, doch wie er von Ferne die heilige Handlung wahrnimmt, erinnert er mit Grauen sich an Odins Altar, auf dem im Kampf gefangene Sklaven blutend als Opfer büßten. — Nach der Messe kehrt Hartmann schnell nach den Wällen zurück. Dort hat indeß die Nacht entsetzliche Thaten geboren. Mit dem zwölften Glockenschlage regen sich im Weidenhain die Krieger; in Eisen gehüllt und mit Lanzen bewaffnet treten siebenhundert Verschworne aus den Häusern hervor, und Rüdiger Waldram ordnet sie, den Verrath ins Werk zu setzen. Tapfer stellen sich die Schweizer entgegen, aber umsonst. Rüdiger tödtet selbst den wachhaltenden Soldaten Wolf, der, obschon kaum ein Jahr den Segen glücklicher Ehe genießend, Rüdigers Drohung nicht achtet, und »Verrath« ruft (wie reich ist der Verfasser an solch anscheinlich kleinen, und dabey doch so bedeutenden Zügen! einen ähnlichen finden wir S. 147 und 148). Wolfs Gefährten stürzen hervor, doch finden sie, von der Menge überwältigt, ihren Tod; das Stadtthor wird erbrochen und die Böhmen dringen in die Stadt. Nun wachsen Verwirrung und Schrecken immer mehr und mehr.

Schon hob aus der Stadt unendlicher Lärm und Getöse
Sich in die Luft; von den Thürmen umher ertönte die Glocke
Stürmenden Rufs; unzählige Feuer, in brausender Eile

Hoch auf den Zinnen entflammt, erleuchteten weithin die Umwelt
Und Gebrülle der Wuth, unsinniger, frecher Empörung
Scholl die dröhnenden Straßen hinab. (S. 154.)

Waldram räth den Empörern, in die Burg zu dringen, sich dort Rudolphs Gattin und seiner Töchter zu bemächtigen, und sie ins Kloster St. Dorotheä zu bringen; es wird ins Werk gesetzt, aber die Schweizer thun männlichen Widerstand. Während dem ist Marbod, der liebende treue Geist, hinaus nach Tabor geeilt, wo der Kaiser mitten im Lager seines erlesenen Heeres im Zelte schlummerte, unfern von Hugos Zelte. Jenen weckt der Geist zuerst, ihm den Verrath verkündend. Schnell begibt sich Hugo zum Kaiser. Kaum ist dieser zu bewegen, im gläubigen Vertrauen auf die Kraft und Treue seines Sohnes der Warnung Gehör zu schenken; doch ermannt er sich, und macht mit Taufers und einem erlesenen Gefolge und Reisigen sich auf. Bald erschallt Lärm und Jubel in der geängsteten Stadt, als man den Kaiser erkennt, der vor Wiens Thoren mit dem von seinem frommen Geschäfte heimkehrenden Sohne zusammentrifft. Mit schweigendem Ernst empfängt ihn der Vater, jener aber fliegt über die Brücke, durch die Gewölbe des Thors auf den Burgplatz, als eben Rüdiger in die Kammer dringen will, in welcher die Fürstin mit den lieblichen Töchtern sich befindet. Hartmann stürzt auf ihn zu, und bald liegt der Verräther Waldram entseelt vor ihm da. Noch immer nicht rastend, stürzt er darauf sich in die Schaar der Empörer, wo er mit wüthender Faust Leichen auf Leichen häuft. Ihres Gebieters beraubt und entmuthigt werfen die Andern die Waffen von sich, in der Flucht ihre Rettung suchend. Czernin zieht mit den Böhmen sich wieder an die Donau zurück.

Mit Trauer im Blicke naht sich nun Hartmann dem Kaiser, ihn um Vergebung flehend, daß er, obschon in frommer und edler Absicht, die seiner Vertheidigung anvertraute Stadt verlassen habe. Mit sanftem und dabey ernstem Worte stellt ihm der Vater die Größe seines Vergehens dar, und entkleidet ihn, um an dem eigenen Sohne den Kriegern ein Beyspiel gleichmessender Gerechtigkeit zu geben, der Würde als Festungsgebieter, welche er wieder Hugo von Tauffers überträgt. — Nun ändert sich plötzlich die Scene, und der Dichter führt uns von den Gefühlen des Ernstes und der Rührung denen der Trauer zu. Ein Bote naht sich dem Kaiser, der ihm den Tod seiner Gattin verkündet. Der Kaiser und Hartmann stürzen ihm nach ins Sterbezimmer der Fürstin.

Siehe sie lag dort, weiß, in der Lilienfarbe der Unschuld,
Die sie stets umstrahlt' in dem Engeln verschwisterten Leben!

Ihr zu dem Haupt, und den Füßen, die Stirn' in die Hände geheftet,
Saßen die Töchter umher, gleich Marmorgestalten am Grabmal,
Die zur herzerschütternden Schau der Künstler gebildet!
Hartmann beugte sich über sie hin: er küßte noch stöhnend
Ihr die erkaltete Hand, und der leis aufweinende Vater
Warf sich im stillen Gebet auf die Knie! Nur Seufzer erschollen;
Thränen regten sich nur an den schmerzerstarreten Wangen! —

Meisterhafte Beschreibungen führen darauf das Leichenbegängniß und die Beerdigung der Kaiserin vor unsere Augen. — Rudolphs Seele bleibt, wie die des erhabenen Mannes, nicht unthätig und niedergedrückt bey der Betrachtung des Leidens stehen. Obschon tief davon erfüllt, stärkt der Rückblick auf sein Volk ihn zum Handeln und zur Kraft Er sendet seinen Sohn Albrecht nach Heunburg, eine Brücke über die Donau zu erbauen, und beschließt am kommenden Tage selbst mit dem Heere den Fluß dort zu übersetzen. — Hartmann nimmt — sein Vergehen zu büßen, Abschied von dem Vater und den Geschwistern, und eilt nach dem Rhein fort.

Im siebenten Gesange (V. 1 — 723) finden wir den Kaiser mit seiner Heeresmacht vor Heunburg. Er setzt dort auf der von Albrecht bereits erbauten Brücke über den Fluß, und rückt gegen Marcheck vor. Als er gegen Schloß-Hof kommt, erblickt Jörg, ein Reiter von des Kaisers Gefolge, auf den Zinnen des Wartthurms ein Wesen von Menschengestalt, das er für einen Späher der Böhmen hält. Mit dem Vorsatz, ihn zu bestrafen, klimmt er an der Mauer empor, und steigt von ihr in den Thurm. Schon hat er bald die Gestalt erreicht, als er voll Schrecken zurückwankt; so grausenhaft erwies sich der Fremdling, der ein Jüngling ihm schien.

Sein losgewühletes Haupthaar
Flog ihm wild um die Stirn'; an dem blutigen Wammsf und den Schenkeln
Hingen ihm Trümmer des Riemwerks nur vom zerschmetterten Panzer
Und der Schienen am Bein. Er zitterte: Wuth und Verzweiflung,
Rach' und Schmerz verrieth sein tief erglühendes Auge,
Als er den Degengriff mit krampfhaft zuckender Rechte
Haltend, nach Jörg umsah, der jezt ihm wieder genaht war.

Schnell faßt er Jörg an der Brust und wirft mit Riesenkraft ihn vom Rande des Wartthurms in den Abgrund herunter. Die That zieht die Gefährten des Zerschmetterten herbey, welche begierig, den Frevel zu rächen, nach dem Thurme laufen; der Jüngling aber eilt selbst die Stufen herab, und springt mit erhobenem Schwert von der Mauer, entschlossen sich gegen die Rä-

ten Ansehens sitzt er im Anfange desselben auf der Höhe eines Felsens, und schaut grinsend auf die schreckliche Brandstatt eines vom Brand verheerten Dörfchens herunter. Drahomira hat durch einen täuschenden Traum, in welchem sie ihm die Geliebte in einem Thurme zu Kostel in Mähren eingesperrt zeigte, den Jüngling vermocht, jenes Städtchen in Brand zu stecken, und einige Reiter Ottgars zu tödten. — Zur Besinnung gekommen, begibt er sich nach Marchek zum Kaiser, entdeckt ihm seine That und trägt sich an: auf sein Geheiß Ottgarn zu ermorden. Die Worte des Kaisers, der laut aufjammernd ihm das Schreckliche jener Brandlegung vorhält, ihm zu Ottgarn zurückzukehren und diesen mit reuigem Sinn um Vergebung und Segen zu flehen befiehlt, erfüllen ihn mit Schrecken und Reue. Er begibt sich ins Lager des Böhmenkönigs, wo er freundlich empfangen wird. Wie er in Ottgars Zelt tritt, findet er ihn in Waffen gehüllt, schlummernd. Die Gelegenheit ihn zu tödten ist in seine Hand gegeben, die Erinnerung erlittener Schmach bemächtigt sich seiner Seele — er greift nach dem Schwert. Drahomira durchschwebt den Zelteingang, und in furchtbaren Kreisen des Jünglings Haupt umfliegend, versucht sie ihn zur That des Mordes zu neigen;

> Aber er hatte zuvor von dem Kaiser, mit Schrecken, des Heilands
> Worte gehört!

Er bezwingt sich, und Ottgarn näher tretend, stampft er den Boden. Ottgar fährt schnell auf, und starrt den Starrenden furchtbar schweigend an. — Welche Scene! —

> — Ein ganzes, in Glück entschwundenes Leben,
> Eilet, schnell wie der Blitz, den Beyden noch einmal vorüber,
> Und die Vergangenheit warf, hellleuchtend, viel grausere Schatten
> Noch auf die dunkele Gegenwart! (S. 211.)

Ottgar bietet dem Jüngling Verzeihung, jener aber erklärt ihm, daß böhmisches Blut sein Schwert benetzt, daß er, mit den Kunen verbunden, des Königs Volk erwürgt, daß er Ottgarn nach dem Leben gestrebt habe, doch vom Kaiser zur Versöhnung gebracht worden sey. Schnell kehrt er nach jenen Worten sein Schwert gegen die eigene Brust, sinkt in den Stahl, und verhaucht lautlos das Leben zu des Königs Füßen. Jammernd erhebt sich der König ihn zu retten — aber umsonst. Drahomira jauchzt vor Lust über die That auf, da durchblitzt ein Glanz den Raum des Gezeltes, ein Flehen nach erbarmender Huld erschallt; von Schauder ergriffen will die Zauberin fliehen, um fern im übersinnlichen Raume sich dem Zorne der Himmlischen zu entreißen;

Aber unendlich
Rauscht Entsetzen ihr vor, ihr nach: sie sank in den Abgrund,
Außer den Gränzen der Welt, betäubt von Schrecken hinunter,
Und erkannte sich erst in den Jammergefilden der Hölle. (S. 212.)

Würde nicht die richtige Behandlung dieser einzigen Episode, Begebenheit und Motiv, genau nach dem vom Dichter dieses Epos vorgezeichneten Plane gehalten und ausgeführt, zu einem der eindrucksmächtigsten dramatischen Gedichte den Vorwurf geben? Wallsteins Leben, so wie es der Verfasser geschildert, seine Anhänglichkeit an Ottgar, seine Liebe zu Hedwig, der Wahnsinn, der ihn ergreift, die Vergehen, die er darin begeht, seine Reue darüber und sein tragisches Ende, bieten unstreitig herrliche Materialien zu einer echten Tragödie. — Die Grundidee ist vom Verfasser gegeben. — Es wird nach der grauenerregenden Höllenfahrt Drahomirens das mit Entsetzen erfüllte Gemüth durch eine Rührung versöhnt, welche der Verfasser herbeyführt, indem er mit wenigen, aber tief ergreifenden Versen (282—289) Wallsteins Begräbniß, und die treue Anhänglichkeit seines Pferdes beschreibt, welches aus der Au herüberhinkend das Haupt zum Entschlafenen hinneigt, und sein Grab nicht mehr verläßt.

Mit feiner Umsicht macht der Dichter durch eine Beschreibung des Morgens, an welchem der Kaiser sein Heer in Schlachtordnung stellt, den Uebergang zur weitern Darstellung der Ereignisse der Schlacht. Wir sehen den Fürsten würdevoll, kräftig, doch voll Milde und Heiterkeit, bald hier bald dort, wie er die Feldherrn der Schlacht ermuntert und erhebt. — Ottgarn hat Wallsteins Tod mächtig ergriffen, hinstarrenden Blickes sitzt er, gleich einem Marmorgebilde im Zelt, Katwalds nicht achtend, der bemüht ist, ihm das Herz zu erregen. Wie die böhmischen Heerführer den König in dieser Stellung erblicken, erstirbt ihnen der Laut im Munde, als Ottgar schnell sich erhebt, und die Führer mit verwirrten, auf Wallsteins Tod bezüglichen, Worten anspricht. — Bald darauf vertraut er Milota den Kern des Heeres, und trägt Lobkowitz auf, mit ihm, der Thaten gewärtig, im Rückhalt zu weilen. Fruchtlos flüstert ihm Katwald die Warnung zu, sich nicht in die Hände des Gegners zu liefern, und entweder selbst das Heer zu führen, oder es Lobkowitz zu vertraun. Ottgar wankt nicht, Milota geht, das Heer in Bewegung zu setzen. Während dem ist Inguiomar den Meißnern und Thüringern genaht, und bewegt ihnen die Seele, nicht fürder als Deutsche sich zu böhmischen Söldlingen zu entwürdigen, sondern in der Stille des Lagers nach der Heimat zu den Ihrigen zu ziehen. Daß der ihnen

[illegible]

[illegible] erregt,

auf den Kaiser los, der im Gefolge der Trautmannsdorfe naht. Schon ist der Kaiser umringt, da ruft Trautmannsdorf seinen Söhnen ein Wort der Mahnung zu, und schnell stellen die sechs muthigen Brüder dem Feinde die Brust entgegen. Während dem hat Marbod Kapellen von der Gefahr, welche dem Heere droht, in Kenntniß gesetzt, und ihn ermuntert, ihm zur Hülfe zu eilen. — Die Trautmannsdorfe sterben den Tod der Pflicht, Herbot dringt auf Rudolph ein, fehlt die Brust des Herrschers, durchsticht ihm aber das Pferd unter dem Leibe; der Kaiser reißt ihn mit dem Speer vom Sattel herunter. Der Dichter benützt dieses schon an sich große Ereigniß wieder zu einem Anlasse, ein noch größeres uns erkennen zu lassen. Als der Stoß fehl ging, ergibt sich nämlich Herbots Volk an die drängenden Schaaren, die Krieger des Kaisers eilen, an ihm selbst Rache für seinen Frevel zu üben. Da schützt der erhabene Kaiser-Ahn das Leben seines Feinds; »zurück,« ruft er —

> Verschont ihn — er lebe!
> Der so kühn sich erwies, nicht Tausende scheuend, im Angriff.
> Heute noch komm er nach Wien, in ehrenvolle Gewahrsam. (S. 152.)

Voll des glühendsten Dankgefühls für Gott und seinen Lebensretter Trautmannsdorf sendet er diesen, welchen der Dichter als ein vollendetes Muster des Erhabenen der Fassung dargestellt, zu seinem Sohne Albrecht, daß er ihm, ein rettender Schild in Gefahren, beym Sturme gegen den Feind beystehe.

Im Lager der Böhmen haben die Dinge mittlerweile eine andere Gestalt gewonnen. Fruchtlos ermahnt Lobkowitz Ottgarn, sich mit ganzer Macht auf den Feind zu werfen; er gibt ihm kein Gehör. Milota, der Verstellung überdrüßig, hemmt die stürmenden Krieger. Katwald empört ihn umsonst, tapfer zu stehen. Marbod räth den Kaiserlichen zum allgemeinen Rufe »der Feind entflieht,« dieser bringt die Völker des Böhmenkönigs zum Weichen, Ottgar führt sie bis Dürnkrut zurück; — der Kaiser lagert vor Ebenthal.

Der zehnte Gesang (V. 1—523) steht mit den vorgehenden Gesängen in einem weniger bemerkbaren, aber dafür dennoch in einem unmittelbaren und innigen Zusammenhange. Das Fortschreiten der inneren Handlung muß darin bemerkt werden. In Rücksicht der Poesie des Inhalts gehört er zu den vorzüglichsten Gesängen dieses Werks. Er enthält zuerst Hartmanns Tod. Der Fürst stirbt, indem er, um das Leben eines Fischers und seines Sohnes, welche bey einer Rheinfahrt verunglückten, zu retten, in den Fluß springt, nnd dabey ertrinkt. Wie schön verstand der Dichter die Geschichte zu be-

nützen, welche uns erzählt, daß Hartmann, der jüngste der Söhne Rudolphs, mit noch andern dreyzehn Jünglingen adeligen Geschlechts am 20. Dezember 1280, im achtzehnten Jahre seines Alters, als er den Rhein hinabfuhr, und das Schiff bey Rheinau von dem Grundeis umgestürzt wurde, den Tod gefunden habe. Indem er früher den Jüngling unserer Achtung werth gemacht, zugleich aber auch ihn nicht ganz frey von Schuld dargestellt hat, erscheint uns der Tod des edlen, seit dem durch sein Versehen erfolgten Ueberfalle Wiens schwermüthigen Fürsten, rührend und erbebend zugleich. Wir erblicken im Zufälligen der Todesart die höhere Nothwendigkeit, und danken es der Vorsicht, die ihm dadurch, daß sie ihn seinem Leiden entrückte, noch Gelegenheit gibt, die heiligste der Pflichten, die der Menschenliebe, zu erfüllen. Diese That wirft einen Strahl der Verklärung auf die Leiche, der unsere Thränen fließen. Die gelungenen, dem Ereignisse vorangehenden Beschreibungen der Rheingegenden, V. 1 – 20, müssen um so mehr gewürdigt werden, als sie mit jenem in dem unmittelbarsten Zusammenhange stehen, und ein schönes Ganzes bilden.

Der 84. Vers führt uns vom Sohne zum Vater über, der mit seinen Feldherren erst Kriegsrath, dann die Abendmahlzeit hält. Lichtenstein wünscht, daß der Sänger den Ernst, der sich der Krieger bemächtigte, verscheuche. Der Kaiser gewährt es, und Ottokar von Horneck wird von Lichtenstein eingeführt. Er singt die fromme Handlung des Kaisers, als er dem Priester sein Roß bot, der Kaiser erkennt in ihm jenen Priester, und mit heißer Umarmung drückt er lange den heiligen Greis an die Brust. Der Dichter hat in der poetischen Erzählung jenes Vorganges, welche wir bekanntlich auch Schillers Meisterhand verdanken, eine selbstständige Kraft geoffenbart. Eine prüfende Gegenüberstellung und Vergleichung beyder Dichtungen würde von vielem Kunstinteresse seyn. —— Wie die Führer den Kaiser verlassen haben, entschlummert er sanft im Schimmer der Lampe. Hartmann zeigt sich ihm im Traume, er verkündet ihm seinen Tod und fleht ihn an, nicht darüber zu trauern, er und die Mutter harrten seiner in seliger Klarheit in den Gefilden des ewigen Glücks der Wiedervereinigung. Diese Scene benützt der Dichter zur Herbeyführung eines der mächtigsten und wirkungsreichsten Kontraste. Er schließt Ottgars Zelt vor uns auf. Dort herrscht nicht Ruhe und Friede im Herzen. Aus dem finsteren Eichwald Götzendorfs, wo er Gott versuchen wollte, aber von einem Engel gewarnt wurde, heimgekehrt, wähnt der König noch immer, die Schrecken der Hölle rauschten hinter ihm her, ein Gezisch unseliger Geister:

Furchtbar rollte sein Aug', und seine geöffneten Lippen
Zitterten. Doch nun warf er das Schwert auf den tönenden Tisch hin,
Ließ sich nieder, und sah mit starrem Blick in der Lampe
Flimmerndes Licht. (S. 276.)

Kunigunde tritt ins Zelt. Sie verkündet ihm Hedwigs Flucht nach einem Nonnenkloster in Ungern. Ottgar vermag kaum die Thränen zurück zu halten. Kunigunde höhnt den König wegen der Flucht seines Heeres, und wirft ihm Feigheit vor; bis zum Aeußersten empört, trifft seine Antwort sie ernst und bitter; aber Leiden aller Art, und die himmlische Erscheinung im Eichwalde haben sein Inneres versöhnt. Er sieht in Kunigunden die Mutter seiner Kinder, und fühlt das Erhabene dieser Würde; er bietet ihr ein Geleit bis Prag an, wo sie mit den Kindern seiner Heimkehr aus der Schlacht harren solle. Nicht ohne Rührung, aber auch ohne freundlichen Gruß, scheidet die Königin. Wie sie fort ist, sinkt Ottgar ins Knie. Die Bilder entflohener Jahre umschweben ihn, Reue ob jener Thaten, zu denen des ungebändigten Herzens Ehrgeiz, Stolz und begierliche Glut ihn trieb, bemächtigt sich seiner, er hebt die furchtsamen Blicke zum Himmel und fleht zu Gott, nicht mit ihm ins Gericht zu gehen. — So erblicken wir mit Erhebung und Theilnahme den Helden in der Reinigung der läuternden Flammen, bevor sein Schicksal ihn ereilt.

Im eilften Gesange (V. 1 — 752) wird der große Kampf der Entscheidung zugeführt. In sechs Heersäulen stehen die Böhmen zur Schlacht geordnet, in dreyen stehen die Reihen des Kaisers dem Feinde entgegen. Der damaligen Rittersitte gemäß, wird von den Kaiserlichen die Feyer des Abendmahls begangen. Die Verse 78 — 133 schildern die Vorbereitungen zur Schlacht. — Die Ritter buhlen um die Ehre, die Sturmfahne zu tragen, welche der Kaiser dem hundertjährigen Kurd von Haselau zutheilt. Schwarzenberg wird zum König von Böhmen geschickt, zu erforschen, ob er zum Kampfe gerüstet und willens sey, ihn zu begehen. Ottgar kommt ihm entgegen in silberner Rüstung, mit der Krone auf dem Haupte. Schwarzenberg entladet sich seines Auftrags, und der König erklärt ihm seinen Willen: noch heute in den Kampf zu gehen. Kaum ist der Herold ins kaiserliche Lager zurückgelangt, als die Böhmen nahen. — Hundert Zürcher flehen den Kaiser um den Ritterschlag und erhalten ihn. Beyde Fürsten befeuern ihre Krieger durch kurze, aber kräftige Reden, von denen besonders die Rudolphs, S. 292, in Rücksicht ihrer körnigen Einfachheit sich auszeichnet. — Die Schlacht beginnt. — Der Dichter führt uns, V. 247 — 269, in ihr Gedränge.

Der Anfang ist unglücklich für Rudolph und sein Heer. — Trautmannsdorfs letzter Sohn fällt, die Kumanier stürmen sonder Ordnung, Lobkowitz bringt sie und die Steyrer zum Weichen. Die Macht des Angriffes wird verstärkt, die Kaiserlichen werden allenthalben zurückgedrängt, wie ein Strom empörten Feuers stürmen die Böhmen auf sie hin. Da schwingt der fromme Kaiser, da er sieht, daß jede menschliche Hülfe zu schwach sey, die Seinigen zu retten, sich gläubig aus dem Sattel, und wirft sich in den Staub hin, zu Gott sein Flehen zu erheben, und einem Gelübde, welches er macht, Huld und Vollendung zu senden. Ein leuchtender Strahl, der aus den Wolken fällt, erfüllt ihn mit Freudigkeit und mit Muth. Ein Engel heißt die unzähligen Schaaren der Geister, welche die Schlacht herab aus dem Uebersinnlichen lockte, fliehen. Der Kampf wird erneuert. Der Kaiser führt selbst die Schlacht an, Albrecht, sein Sohn, trägt ihm die Kreuzfahne vor. Die Schlacht wird immer wüthender und mördrischer, ein Schuß tödtet dem König das Pferd unter dem Leibe, die Schweizer und Schwaben dringen entscheidend vor, die Kaiserlichen gewinnen die Oberhand, Ottgars Völker wanken und stürzen, er selbst zieht sich nach Spannberg zurück. Milota soll auf seinen Befehl mit dem Nachhalt vorgehen, allein dieser flieht, ihn höhnend, mit seinen Schaaren vom Schlachtfelde; fruchtlos wird von ihm der letzte mörderische Kampf gefochten, zwar fällt Dietrichstein unter seinem Schwerte, Otto von Meißau versucht im Namen des Kaisers sein Leben zu retten, da er den auf Ottgarn andringenden Kriegern zuruft, das Leben des Gesalbten zu schonen; der König, zu sterben entschlossen, spornt selbst sein Roß mitten in die Schaar, den glühenden Durst nach Rache im Blute der Feinde zu löschen, und wird von den Merenbergern, die sich mit heißer Blutgier an ihn drängen, vom Pferde gestoßen. Mit aufgeschlagenem Helm, damit er seine Rachegeister erkenne, bohren sie den schneidenden Stahl ihm von beyden Seiten ins Herz:

> — ihm fest in die sterbenden Augen,
> Schauend — und also voll Hast, mit stets empörterem Ingrimm,
> Zwölf Mal noch in die tapfere Brust, in den Hals und den Rücken:
> Bis er, von Wunden bedeckt, hinsank, uud das Leben verhauchte!

Wüthend fliegen die Sieger den Besiegten nach, vor allen das Volk der Magyaren und Kunen, und so geht es weiter bis gegen Schrieck, Aspern und Laa, wo der grausen Verfolgung ein Ziel gesetzt wird. — Die Wolken entfliehen, die unzähligen Schaaren der Geister brausen lautaufjubelnd davon, und die scheidende Sonne sieht von dem Abendthor verklärt auf das Gefilde des Sieges herunter.

Der zwölfte Gesang (V. 1 — 430), der kräftige und würdige Schlußstein des Ganzen, vereint alle Zauber der Erhabenheit und Schönheit der vorhergehenden Gesänge. Der kräftige Held der Schlacht, der mächtige Böhmenkönig, hat endlich im Tode jene Ruhe gefunden, welche ein reichbewegtes Leben ihm versagte. Der letzte Gesang beginnt mit der Beschreibung des Zuges der Männer, welche beym Fackelschein seine Leiche suchen. Sie liegt, von des Heeres plündernden Troß entblößt, mit heruntergezogenen Brauen, und Lippen vom Zorne zum Bogen gekrümmt. Die Leiche wird auf den Wagen gehoben, der ringsum mit dem Bahrtuche behangen, von sechs feurigen Rappen gezogen wird. — Horneck naht mit der Harfe im Arm, die Thräne rollt ihm über den grauenden Bart, und nach Ottgarn starrend, beginnt er den herrlichen Klaggesang (V. 29 — 54), in welchem er auf eine erschütternde Weise das Nichtige und Leere alles irdischen Glücks und Glanzes singt, wenn diese Gerechtigkeit und Wohlthun nicht begleiten, wovon ihm Ottgar ein belehrendes Beyspiel ist. Die Krieger horchen mit pochender Brust der Wehklage des Greises, die Leiche wird gegen Wien geführt. So macht der Dichter gleichsam unbemerkt die erhabene Lehre, welche wir aus Ottgars Tode entnehmen sollen, am Schlusse anschaulich, und erleichtert uns das ernste Geschäft der Betrachtung. Auf eine ergreifende Art stellt er Tod und Leben neben einander, denn bald darauf erblicken wir im geretteten, von Lust und Dankbarkeit erfüllten Wien die regste Geschäftigkeit, dem Sieger einen Ehrenempfang vorzubereiten. Vor dem Kärntnerthore erhebt sich ein Bogen von Laubgehölz, mit schimmernden Bändern geziert und glänzender Inschrift. Die Straßen entlang steigen vor den Häusern grünende Zweige in die Luft; buntschimmernde Blumen hauchen Wohlgerüche auf die Bahn, und zahllos wogen die Fahnen Oesterreichs von dem Wall und den ragenden Thürmen.

> Also schmückte sich jetzt die Stadt, wie die blühende Braut sich
> Schmückt an dem Morgen des Tags, der sie eint mit dem Lieben auf immer. (S. 320.)

Der Himmel selbst begünstigt die Feyer des merkwürdigen Tages; nicht ein Wölkchen trübt ihn, und rings auf der lichtumflossenen Erde schallt Gejauchze des Jubels und der Wonne — Bey der Spinnerin am Kreuz ordnet sich Alles zum Siegeszuge. Die Krieger haben die Helme mit Reisern geschmückt, die Rosse mit Kränzen behangen, ihr froher Gesang, das Wiehern der Thiere, der Jubel des Volkes, der freudige Lärm der Kriegsmusik, Alles vereint sich zum herrlichen Einklang. Jetzt naht der Kaiser, Ladislaw, der Magyaren König, in goldener Rüstung ihm zur

Rechten, ihm zur Linken sein Sohn Albrecht, hinter ihm die Schaar der Ritter, und in Haufen gesondert die Geschwader des erlesenen Heeres. Nachdem der siegreiche Fürst sich mit den Insignien der kaiserlichen Würde bekleidet hat, geht der Zug gegen Wien, vor dessem Thore ihn der Bürgermeister der Stadt empfängt. Die Verse 179 — 207 schildern den Einzug des Kaisers in die Stadt mit einer so anschaulichen Genauigkeit, daß sich dieses herrliche Ereigniß mit all seiner freudigen Pracht gleichsam aufs neue vor unsern Augen begibt. Die Frömmigkeit des Fürsten, der in seinem Siege nur die Wunder einer höheren Macht erkennt, bewährt sich auch in der Siegeslust. Nachdem im Dome bereits das letzte Säuseln des Dankgesanges verhallt war, kniet der Kaiser vor den Altar hin, im Kreise seiner Feldherren. Staunend sieht ihn das Volk, doch auch an Trautmannsdorf hängen tausend Augen, der fern vom schimmernden Kreise auf die Knie gesunken das grauende Haupt mit Gott ergebenem Gemüthe beugt

Wie der Kaiser vors Thor der Kirche tritt, um den Heimzug zu beginnen, kommt ihm Ottgars Leichenzug entgegen, Schmerz ergreift die Brust des beseligten Siegers bey diesem Anblick, und indem er lange nach dem leichumhüllenden Tuche hinstarrt, gehen die Gebilde seinem geistigen Auge vorüber, die früher Horneck zum Gesange bewegten. Die Situation gehört unstreitig zu den größten und wirkungsreichsten, welche die epische Kunst aufzuweisen hat, in Rücksicht dessen, was sich darin begibt, und mehr noch in Rücksicht der Bedeutung dieser Begebenheit. Welches Reich von Gefühlen und von Gedanken erschließt sich in uns beym Begegnen der zwey mächtigen Fürsten in dem erschütterndsten Augenblicke; der eine heimkehrend vom Siegeszuge, die Seele von Jubel erfüllt, der andere, vor Kurzem der Macht nach ihm gleich, nun bereits aller irdischen Hoheit baar. Wie herrlich glänzt Rudolphs Seelengröße in jenem Augenblicke als der beständige Segensstern, und wie wohlthätig erhellt dieß Licht die düstere Scene! — Der Kaiser gebietet, daß Ottgars Leiche mit Würde nach dem Schottenkloster geleitet werde, und dort ein Grab an heiliger Stelle finden solle. — Plötzlich drängt sich aus der Menge Lobkowitz hervor, Ottgars Sohn, Wenzel, an der Hand führend, welcher einsam in Drösing zurückblieb. Der Jüngling stürzt, auf Lobkowitz Rath, zu Rudolphs Füßen, und fleht, seine Knie umfassend, um Schutz. Der Kaiser blickt schweigend und sinnend auf den Jüngling nieder. Lobkowitz mißdeutet das Schweigen des Kaisers, dieser aber hebt, ohne wegen des freyen Wortes dem eifernden Greise zu zürnen, Ottgars Sohn aus dem Staube empor, und

drückt ihn vor dem Angesichte des Volks an seine Brust. Er erlaubt ihm, die Leiche seines Vaters nach Prag zu führen, sie dort mit würdiger Pracht zu bestatten, Lobkowitz und der Füllensteiner sollen im Ehrengeleit ihn heimführen, er selbst will ein Vater ihm seyn.— Der Siegeszug wird beendigt. In der Hofburg angelangt, begibt sich der Kaiser auf den glänzenden Thron, dem zwey purpurne Stühle zur Seite stehen, auf welche er den Ungerkönig Ladislaw und Ottgars Sohn, Wenzel, niedersitzen heißt, und erklärt vor dem versammelten Volke, daß er beyde an Kindesstatt annehmen, Wenzeln aber zugleich noch mit seiner jüngsten Tochter, Gutha, verloben wolle, um das Band, welches ihn mit dem Jünglinge vereinen soll, noch fester zu knüpfen. Darauf belehnt er seinen Sohn Albrecht mit Oesterreich, da ihn selbst Deutschlands Wohl nach den rheinischen Gauen ruft, und ihm die Ahnung zur Gewißheit wird, daß Oesterreich Wichtiges im dunklen Schooße der Zukunft reife, und es dereinst das Höchste erringen werde. Dem alten Rechte gemäß, empfängt Albrecht, mit dem Fürstenhute und dem Purpurmantel geschmückt und vom Hermelin umwallt, die Belehnung zu Pferde. Nach der feyerlichen Handlung fliegt Rudolph in die Arme seines Sohnes, und entfernt sich darauf — mit seinem früher entwickelten Charakter im herrlichen Einklang, — um die verstorbene Kaiserin zu trauern, und seine Kinder über ihren Verlust zu trösten.

Der Nachtrag zum Heldengedichte: die Marchfelderschlacht, J. 1278, und die Anmerkungen zu den Gesängen (S. 335 — 355), zeigen, daß der Verfasser die poetischen Blüthen und Früchte seines Werks aus historischem Grund und Boden gezogen habe. Sie sind in so fern von größerer Bedeutung, als durch sie auch dem der Geschichte minder Kundigen ersichtlich wird, wie der Dichter die wichtige Vorschrift strenge berücksichtigte, den Helden nie schlechter darzustellen, als die Geschichte ihn schildert, und wie er überhaupt die besonders in neuerer Zeit verwahrloste Kunst der richtigen Darstellung historischer Charaktere und Fakten, durch die Dichtkunst verstand. Selbst jene Charaktere, welche durch ihre siegende Vorzüglichkeit die Lichtseite des Gemäldes bilden, sind keine auf moderne Weise idealisirte Tugendbilder, die, indem ihnen das Menschliche fehlt, auch auf keine Theilnahme der Menschen Anspruch machen können. Alles hat im Gedichte Charakter, Gestalt und Leben. Obschon zuweilen über das Wirkliche gehoben, wird doch in keiner der vom Dichter uns vorübergeführten Personen die Wahrheit vermißt. Wie kräftig und groß, ja selbst wie edel erscheint Ottokar, aller seiner Fehler ungeachtet, wie menschlich handelnd

erscheint Rudolph bey seiner Würde und Erhabenheit. Welche vollendete Charakteristik finden wir in den Trautmannsdorfen, in Wallstein, in Milota, in Kunigunden, ja selbst in jenen Gestalten, welche weniger in Handlung entwickelt vor uns sich zeigen, in Ladislaw, Lobkowitz, Kaduscha, Hugo von Tauffers, Hedwig, in den Lichtensteinen u. a.; wie charakteristisch sind die Völker gezeichnet und geschieden; mit einem Worte, da ist nichts Ueberflüssiges, nichts Mangelndes, nichts Durcheinandergeworfenes und Verflachtes, sondern Alles ist aus dem treuen Studium der menschlichen Natur hervorgegangen, und aus dem ihres eigenthümlichen Entwicklungsganges. Der Verfasser hat aufs Neue die Wahrheit der öfter anerkannten als befolgten Lehre erwiesen, daß es ohne jenes richtige und unermüdete Studium dem Künstler, aller Anlage ungeachtet, unmöglich sey, Werke hervorzubringen, die auf Dauer Anspruch machen können.

Obschon wir die seltne Vorzüglichkeit des Werkes schon bey Gelegenheit der Zergliederung seines Inhalts, und der Hinweisung auf den Gang der Begebenheiten, mit Beweisen unterstützt, aus einander gesetzt haben, indem wir dabey immer sowohl auf die Kunstweisheit des Verfassers in Anordnung des Ganzen, als in Bezug auf die zahlreichen einzelnen Schönheiten des Gedichts, aufmerksam machten, müssen wir doch hier wiederholt die gleichsam als Resultat aus den frühern Betrachtungen hervorgehende Meinung aussprechen, daß das vorliegende Epos zu den vorzüglichsten Erscheinungen unserer Zeit gehöre. Wir vermeiden den Weg des Vergleichs unseres Verfassers mit den großen Dichtern früherer Zeiten, weil er erstens zu nichts führt, und weil die Individualitat unseres Dichters in einer Eigenheit besteht, welche nicht wohl einen Vergleich zuläßt. Auch lassen sich große Männer nicht wie große Thürme messen und gegen einander halten.

Die Bedingungen eines Epos sind aber durch den Verfasser hinreichend erfüllt. Das Gedicht wurde nicht bloß durch den Vortrag zu solchem, sondern war schon in seinem Keime poetisch, aus welchem der Dichter nur sein reiches Blüthenleben entfaltete. Es wird nicht bloß die Folge interessanter Ereignisse dargestellt, sie gehen alle nothwendig aus der Handlung hervor, und dienen nur dazu, um diese so anschaulich zu machen, als möglich. Die Handlung ist in ihrer Entstehung, in ihrem Wachsen und in ihren Folgen groß und gewaltig, sie umgreift das Schicksal von Nationen, und doch ist dabey vom Dichter ihre Einheit bewahrt worden, alle Theile vereinigen sich in ihr und nur um ihretwillen. Die Begebenheit wechselt lebhaft und reich, nie aber erscheint sie

bloß als etwas Zufälliges, immer kann in ihr das Höhere und Nothwendige erkannt werden, immer steht sie mit dem Ganzen in unmittelbarem Zusammenhange. Die Episoden sind in das Ganze verflochten. Schon an und für sich schön und erhaben, wie z. B. die Wallsteins, die der Trautmannsdorfe, die Hartmanns, gewinnen sie noch vergleichslose mehr, wenn man sie als Glieder der großen Kette des Gedichts betrachtet. Der Hauptheld erscheint gleichsam nur als Stützpunkt der größeren Handlung, seine Charakteristik wie die der übrigen ist scharf, sicher und historisch genau, nirgends ist eine Lücke oder ein Mangel. Die Diktion ist erhaben und würdevoll, oft durch Klangausdruck verstärkend; die Beschreibungen sind so anschaulich als möglich, nirgends aber wird bemerkt, daß der Dichter sie als die Hauptsache im Auge gehabt hätte; mit richtiger Erkenntniß der Mittel redender Kunst der bildenden gegenüber, sind sie niemals zu lang und zu gehäuft; ein Fehler, welchen oft selbst die größten Dichter nicht glücklich vermeiden. Unser Dichter wußte, daß er bey der Darstellung des Körperlichen, vermöge der, ihm durch die Natur seiner Kunst zugewiesenen Mittel, den Sinn nicht auf einmal berühren konnte, sondern daß die Einbildungskraft nur Stück um Stück darzureichen im Stande war, was der bildende Künstler, glücklicher den Weg der Natur befolgend, auf einmal darstellt, und daß der Eindruck verloren ist, wenn die Einbildungskraft im Reproduciren der Theilvorstellungen, ihrer Menge wegen, keine Einheit herzustellen vermag. — Die Einwirkung höherer Wesen und das Wunderbare ist auf jene Art dargestellt, wie es die Größe des Epos begehrt.

Der Dichter äußert sich darüber in einer Schlußrede an die Leser, 356 — 359, umständlich, und nachdem er den Einfluß des Wunderbaren auf das Epos überhaupt auseinander gesetzt hat — in welcher Beziehung wir nur mit dem Ausdrucke, es sey die eigentliche Maschinerie des Gedichts, nicht ganz einverstanden seyn können, da es, unserer Meinung nach, nicht bloß zur Form, sondern zur Wesenheit des Gedichts gehört, spricht er die Meinung aus, daß es keineswegs gegen die Würde der Religion sey, überirdische Wesen im Abglanz der ewigen Vorsicht an der Begebenheit, welche den Vorwurf des Epos ausmacht, theilnehmen zu lassen. — »Die Idee,« sagt er S. 357, »einer neuen Wundergestaltung (Maschinerie) im Epos, erweckte in mir vorzüglich die Stelle im Briefe an die Epheser VI. Kap. 10 — 31. V. »Brüder, seyd stark im Herrn. Ziehet an die volle Rüstung Gottes, damit ihr stehen könnt gegen die Nachstellungen des Versuchers: denn unser Kampf ist nicht wider Fleisch und Blut,

sondern wider Fürstenthümer, Gewalten und Weltherrscher der finsteren Gegenwart: wider die bösen Geister im Uebersinnlichen.« Wer sind diese bösen Geister? sind es gefallene Engel, oder die Seelen jener Unglücklichen, die vielleicht erst nach dem allgemeinen Weltgericht dem Orte der Verwerfung zuwandern? Die Kirche hat über diese dunkle Stellen nicht entschieden, und dem harmlosen Dichter — nicht dem Exegeten, ist es unbenommen, die letzteren darunter zu verstehen. Aber er hat auch, und vorzüglich diesen entgegengesetzt, gutgesinnter Wesen nöthig, die im Seelenkampfe unsere Theilnahme in Anspruch nehmen, und als Wundergestaltung im Epos, die Erde an den Himmel knüpfen, und diese findet er ebenfalls im Briefe an die Epheser III Kap. 10. V., wo es heißt: »Damit den Mächten und Gewalten im Uebersinnlichen durch die Kirche (die Bekenner der christlichen Lehre) die mannigfaltige Weisheit Gottes bekannt werde.« Hier kann weder von den Seligen, noch von den Verdammten die Rede seyn, sondern nur von Jenen, welche nach der Lehre der Kirche, den Pfad der Läuterung wandeln, und daher jenes Trostes bedürfen. Diese Stelle ist für ihn klassisch! sie öffnet ihm die Pforten des dunkeln Geisterreichs, und führt ihm dessen Bewohner aus allen Völkern und Jahrhunderten entgegen, die er jedes Mal mit allem Reiz der Neuheit, und in einer den Homerischen Maschinerien nichts nachgebenden Mannigfaltigkeit, nach den verschiedenen Verhältnissen ihres einstigen Lebens und Wirkens, darstellen kann.«

Damit können wir nun die am Eingange unserer Uebersicht aufgestellte Frage, ob es möglich sey, in neuerer Zeit ein Epos im Sinne und Geiste der Alten zu schreiben, welche bisher fast immer verneinend beantwortet wurde, nur bejahend beantworten. Es ist allerdings möglich, doch, wie der Verfasser sehr richtig bemerkt, nur auf diese Art. Dadurch, aber nur dadurch, nähert sich das neuere Epos dem alten, dem Geiste nach; in Rücksicht der formellen Verhältnisse werden noch immer Unterschiede bestehen, und es erscheint nicht räthlich, sie aufzuheben. Die Meinung, daß das Epos, wie die Alten es dachten und behandelten, mit Virgil zu Grabe gegangen sey, und nicht wieder daraus auferstehen könne, kann nur in so fern einen Grund haben, als zu behaupten war, daß es der neueren Zeit unmöglich sey, das durch die Mitwirkung der Götter erzeugte Wunderbare wieder herbeyzuführen, ohne es zur Maschinerie zu erniedrigen. In jener Zeit war der Dichter und waren seine Leser von dem Glauben an jenes Wunderbare ergriffen und durchglüht, dieß, meinte man, müsse wegfallen in der neueren Zeit. Mit den Versuchen

anderer, im Allgemeinen Teufel und Engel zu substituiren, war es nicht abgethan. Nicht ein allgemeines Prinzip von gut und bös, sondern mit Charakter und Physiognomie versehene Wesen, deren Bestehen wenigstens in poetischer Hinsicht Dichter und Publikum als möglich annehmen konnten, mußten an die Stelle der durch eine scharfe Charakteristik geschiedenen Götter des Alterthums gesetzt werden. Mit der Wahrscheinlichkeit in poetischer Beziehung war die Wahrheit erreicht, und der mitwirkende Geist erschien nicht mehr als störender Nothbehelf im Gedichte. Das eigentliche Epos kann seiner Natur nach das Wunderbare nicht entbehren, aber dieses kann in neuerer Zeit auch wohl nur auf diese Weise erzeugt werden, wie der Verfasser es erzeugte.

Was den Versbau betrifft, so verdient der Verfasser deßhalb großes Lob. Er trägt darin nicht unsere Spondeen-Armuth zur Schau, sondern läßt jene Verse mit Trochäen wechseln, und verwendet sie nur dann, wenn es durch Inhalt des Verses als bedingt erscheint. So wird der Vers gefügiger, und, aus der Natur der deutschen Sprache hervorgegangen, erregt er nicht jenes widrige Gefühl, das uns oft die Qual der Nachahmung des griechischen Hexameters erweckte.

Wir schließen die Anzeige dieses Werkes mit der Bemerkung, daß seine Dauer, außer der Vortrefflichkeit der Behandlung von Seite des Dichters, schon durch seinen Inhalt verbürgt und gesichert sey, da es nicht allein vom Dichtergeiste, sondern auch von den regsten Gefühlen der Vaterlandsliebe des Verfassers zeugt, daß er das denkwürdige Ereigniß, wodurch Rudolphs Nachkommen Oesterreichs Herrscherthron erkämpft wurde, die Verdienste der edelsten Geschlechter des Landes, und die Tugenden des Ahnherrn jenes väterlichen Kaisers besingt, unter dessen, die Künste schirmenden Aegide es ins Leben gerufen wurde, und den der Dichter mit folgenden Versen, S. 41, eben so wahr als warm schildert:

— Ihn lenkt stets sicher der Tugend
Heiliger Wink, und sein ist die Lieb' und die Treue der Völker,
Die er, ein Vater, beherrscht, mit mildvorsorgender Weisheit.
Heißt auch mancher Gewaltige Groß in der Völker Geschichten,
Ihn wird einst die Nachwelt laut den Edelsten nennen.

Art. VII. 1) Motenebbi, der größte arabische Dichter. Zum ersten Male ganz übersetzt von Joseph v. Hammer, Ritter des österreich-kaiserlichen Leopoldordens, des Annenordens zweyter Klasse, des Danebrogs und des Konstantinischen Ordens vom heiligen Georg; wirklichem Hofrath und Hofdolmetsch an der k. k. geheimen Hof- und Staatskanzley, Mitgliede der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, der königl. Akademien zu Göttingen, München, Kopenhagen, Caen, und des königl. Institutes der Niederlande, Korrespondenten der königl. Akademie der Inschriften und Alterthümer zu Paris, der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin und der königl. Kommission der Alterthümer zu Kopenhagen, verbündetem auswärtigem Mitgliede der asiatischen Gesellschaft zu Paris, und der philosophischen zu Philadelphia, Ehrenmitgliede der gelehrten asiatischen Gesellschaften von Kalkutta, Bombay und Medras. Wien, 1824. Im Verlage bey J. G. Heubner. 427 S. gr. 8.

2) Baki's, des größten türkischen Lyrikers, Diwan. Zum ersten Male ganz verdeutscht von Joseph v. Hammer, Ritter u. s. w. Wien, 1825. Im Verlage der L. F. Beck'schen Buchhandlung. 142 S. gr. 8.

»Motenebbi«, sagt der geistreiche Uebersetzer in der Vorrede seines, dem Könige von Dänemark, Friedrich dem Sechsten, zugeeigneten Werkes, »ist der größte arabische »Dichter. Zwar haben einige morgenländische Kunstrichter dem»selben den Ebi Teman an die Seite, oder gar über ihn zu setzen »versucht, aber neun Jahrhunderte haben Motenebbis Werth »so weit über allen Zweifel an der Gebühr des ersten Ranges er»hoben, daß der Name Ebi Temans nur als der des Samm»lers der Hamasa, das ist der Blüthenlese alter zerstreuter ara»bischer Gedichte im Morgen- und Abendlande genannt, und sein »eigener Diwan kaum irgendwo bekannt ist, während Mote»nebbis Ruhm im Osten und Westen als der, des Sultans »der Dichtkunst, und des Vaters der Poesie, des un»erreichten Dichters und Sehers, in unverdunkeltem Glanze fort»lebt. Schon die Zahl der Ausleger, welche sich mit der Erklä»rung, Erörterung und Erläuterung seines Diwans beschäftigt »haben, und zu welcher die Zahl der Kommentatoren anderer Werke »schöner Redekünste in gar keinem Verhältnisse der Nebenbuhler»schaft steht, genügt als entscheidendes Zeugniß sowohl für die »große Schwierigkeit, den Sinn des Dichters ganz zu verstehen, »als auch für den großen Werth, welchen derselbe in der Mei»nung des ganzen Morgenlandes mit Recht behauptet. Während »die Moallakat, d. i. die sieben Lobgedichte der sieben größ»ten arabischen Dichter vor Mohammed (nach der erschöpfendsten »Quelle des bibliographischen Wörterbuchs Hadschi Chalfa's),

»nur von sieben, andere arabische Dichter kaum von ein Paar, »und nur das rhetorische Kunstwerk Hariri's, die Makamat »von einigen und dreyßig Kommentatoren erläutert worden, zählt »Motenebbi deren mehr als vierzig.«

Demungeachtet hat man, den dichterischen Werth Motenebbi's verkleinernd, ihm nicht nur hin und wieder die Stelle des ersten arabischen Dichters nicht zugestehen wollen, sondern sogar blind oder absichtlich wider ihn eingenommen, der glänzenden Vorzüge, welche sich bey einer auch nur oberflächlichen Betrachtung kund geben, ungeachtet, sogar seine eigentliche Meisterschaft in Zweifel gezogen. Reiske, welcher, der erste, einige der vorzüglicheren Gedichte Motenebbis in's Deutsche übersetzte, fällt ein eben so strenges als ungerechtes Urtheil über den Dichter. Obschon seine grotesken Bemerkungen eine gänzliche Geschmacklosigkeit beurkunden, wie z. B. S. 27 seiner, Leipzig bey Löper 1765, erschienenen Proben in verliebten und traurigen Gedichten des Motenebbi, »es krieble in jenen Gedichten von den unsinnigsten, zügellosesten Hyperbolen, wider die sich alles menschliche Gefühl empört; oder S. 30: die Ruhmredigkeit des Dichters lasse immer ihre Mucken blicken« u. dgl., — obschon er ohne alle Berücksichtigung des Charakters und der Natur arabischer Poesie überhaupt, und der Motenebbis insbesondere, bey jedem durch eine lebhaftere Glut der Phantasie herbeygeführten Vergleich, oder einem üppigeren Bilde Zeter schreit, und nur allenfalls dann, wenn der Dichter Mond und Sonne zu Parallelen nimmt, ein Wohlgefallen äußert, hat doch Freyherr Sylvestre de Sacy in seiner arabischen Chrostomathie, in welcher prosaische Uebersetzungen drey vollständiger größerer, zum Lobe Seifeddewlet's gesungene Kassidis vorkommen, jener erschöpfenden Gründlichkeit und tiefen Gelehrsamkeit, welche der unparteyische Uebersetzer, S. 13, der Vorrede des gegenwärtigen Werkes von ihm rühmt, ungeachtet, gleichfalls ein hartes Urtheil über Motenebbi geäußert. Hr. Grangeret de la Grange hat in seinem, der Uebersetzung von vier Kassides (aus dem zum Lobe Kiafurs gedichteten), in sechsten Hefte des Pariser Journal asiatique vorausgeschickten Worte über das Verdienst des Dichters, ihn billiger, aber doch auch immer noch zu hart beurtheilt, dagegen aber der neueste gründliche Bearbeiter des Lobgedichtes auf Husein, Ben Tenuchi, Herr Horst, in die Fußstapfen von Reiske und Sacy tretend, ihm weder die Kraft der Gedanken eines Lebid's und Antara's, noch die Anmuth Tarafa's, und die Wahl der Kernsprüche und Bilder der übrigen Moallakat zugestanden.

Nach diesen, dem Ruhme und dem Werthe des Dichters

widersprechenden Meinungen, spricht Hr. v. Hammer, dem die Bemerkung nicht entgangen ist, daß sie, von Orientalisten herrührend, wohl etwas verdächtig seyn dürften, die Meinung aus, daß nur Nichtorientalisten als allein unbefangene und parteylose Richter zwischen den Verkleinern Motenebbis auf der einen, und zwischen seinem Uebersetzer auf der anderen Seite auftreten, und aus den vorliegenden Akten, nämlich aus den Moallakat und aus seiner zum ersten Male vollständigen Uebersetzung das Urtheil fällen sollten, ob nicht mehrere Gedichte dieses Diwans eines oder das andere der Moallakat an poetischem Werth übertreffen, ob Motenebbi nicht bey weitem ein größerer Dichter als jeder der Sänger der sieben berühmten Gedichte sey. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß, um den eigentlichen Kunstwerth der Gedichte Motenebbis zu erfahren, der von Hrn. v. Hammer vorgeschlagene Weg der einzig richtige seyn könne. Nicht nur allein, daß die Erfahrung gezeigt hat, daß der Strom jedes Geschmacksurtheils etwas trübe erscheint, wenn er durch einen philologischen Kanal geleitet wird, so ist auch die philologische Würdigung eines Dichters ihrer Natur und Wesenheit nach von ihrer ästhetischen wesentlich verschieden. Wenn der Fall auch nicht unmöglich ist, so ist er doch äußerst selten, daß der genaue Kenner und strenge Beurtheiler des Körpers, eben so genau die Eigenschaften der Seele eines Werkes zu erforschen und zu beurtheilen versteht, und daß selbst, wenn er es versteht, ihm seine Vorliebe für den Körper nicht wider seinen Willen einen verdrießlichen Streich spielt. Hr. v. Hammer ist so unbefangen, in der Vorrede S. 15 zu gestehen, er maße sich als Orientalist keineswegs das Vorrecht einer Ausnahme von dem, seine Studiengenossen treffenden, Verdachte der Lesewelt an. Wie unvollkommen ist in Rücksicht seines ästhetischen Werthes hin und wieder der Diwan von Mohammed Schemsed-din Hafis, aus dem Persischen zum ersten Male ganz übersetzt von Joseph v. Hammer (Stuttgart und Tübingen, bey Cotta, 1812), beurtheilt worden, wie anerkannt richtig hat seinen Werth ein Nichtorientalist in der Wiener allgemeinen Literaturzeitung, 1814, Nro. 68, S 1081, entwickelt und gewürdigt. Das, was das Gedicht eigentlich zum Gedichte macht: Art und Grad der Empfindung und des Gedankens, ihre wechselseitige Verbindung, und ihr Verhältniß zu einander, wodurch auf unsere Einbildungen und Gefühle auf die möglichst lebhafte Weise eingewirkt wird, kann Jener gewiß richtiger beurtheilen, der dieß allein, wenigstens hauptsächlich ins Auge nimmt, als Jener, von dem zu vermuthen steht, daß er eine entschiedene Vorliebe für das habe, was beym Gedichte, wenn auch

nicht gerade Nebensache, doch nicht das Wesentliche ist, — für Art und Weise des Ausdrucks. Und so mag es denn einem Nichtorientalisten vergönnt seyn, dießmal in den vorliegenden Blättern das Wort zu nehmen, um seine Ansichten über den ästhetischen Werth des arabischen und des türkischen Dichters, welche zum ersten Male in einer vollständigen Uebersetzung erscheinen, auszusprechen, und damit der in der Vorrede geäußerten Meinung des geistreichen Uebersetzers nachzukommen.

Motenebbis Diwan zerfällt in sechs Abtheilungen, wovon die erste Schamiat, d. i. die syrischen Gedichte, S. 3—187. Die zweyte Seifiat, d. i. Gedichte zum Lobe Seifeddewlet's, S. 187.—326. Die dritte Kiafuriat, d. i. Gedichte zum Lobe Kiafur's Al-Ischschidis, S. 326 — 376. Die vierte Fatikiat, d. i. Gedichte zum Lobe Fatiks, S. 376 — 390. Die fünfte Amidiat, d. i. Gedichte zum Lobe Ibnol-Amid's, S. 390 — 401; und die sechste Adhadiat, d. i. Gedichte zum Lobe Adhad-ed-dewlet's, S. 401 — 427 enthält. Diese Abtheilungen unterscheiden sich charakteristisch dadurch, daß sie nach den Epochen des Lebens vom Dichter eingetheilt sind, und so die erste und größte Klasse alle seine Jugendgedichte, 160 an der Zahl, enthält, die nach dem bis in sein drey und dreyßigstes Jahre unveränderten Aufenthalte des Dichters in Syrien, die syrischen benannt wurden. Die übrigen Gedichte späterer Jahre sind nur zum Lobe bestimmter Gönner geschrieben worden, und erhielten nach den Namen derselben ihre Benennungen Unter den ersteren befinden sich die meisten Gelegenheitsgedichte, und die Lobgedichte auf verschiedene seiner früheren Gönner, von denen aber die wenigsten anders als durch das Lob Motenebbis von der Geschichte gekannt sind, während die Helden der folgenden Klassen alle geschichtlich berühmt erscheinen. Auf die Berühmtheit jener Männer muß bey der Beurtheilung der Gedichte Motenebbis Rücksicht genommen werden, um den Dichter von dem Verdachte zu reinigen, als ob seine Muse mehr aus verwerflicher Nebenabsicht Anlässe zum Dichten gesucht als freythätig gefunden habe, wobey das Wesentlichste des lyrischen Gedichts, die Begeisterung des Dichters, müßte vermißt werden, an welche wir nicht glauben können, wenn wir uns nicht zugleich den Grund zu erklären wissen, wie sie angeregt ward. Der Araber, welcher Tapferkeit, Gastfreundschaft und Beredsamkeit als die vorzüglichsten aller Tugenden erkannte und erkennt, mußte begreiflicher Weise bey einem leicht entzündlichen Gefühlsvermögen bis zu einem bedeutenden Grade entflammt werden, wenn er sie in einem bedeutenden Grade entwickelt vor sich erblickte. Nur Unkunde kann demnach in Motenebbi einen

feilen Schmeichler sehen! Held und Dichter gingen bey allen Nationen, besonders in früheren Zeiten, Hand in Hand, und wenn wir Motenebbi darum scheel ansehen wollen, weil er seine Leyer zum Lobe seiner Beschützer schlug, so müssen wir mit ihm zugleich Pindar, Horaz und Ovid verurtheilen. Gegen einen zweyten Vorwurf, welchen Reiske dem Dichter darüber macht, daß er häufig sich selbst lobe, mit der übrigen Welt aber auf eine mürrische Weise unzufrieden sey, weßhalb er ihn »einen mißvergnügten, aus Dichter und Philosophen zusammen»gesetzten Pedanten, mit einem stolzen, in sich selbst verliebten »tükischen und unversöhnlichen Zuge nennt, dem nichts in der »Welt recht ist, der Alles in Allem ist, dessen Verdiensten nie »Gerechtigkeit widerfährt, der überall Feinde gewahr wird, sie »verachtet, sie anschnautzet und ihnen drohet,« nimmt Hr. v. Hammer selbst den Dichter in den Schutz, indem er darauf aufmerksam macht, daß die trübe Stimmung eines mit der Welt unzufriedenen Gemüthes keine andere als die eines Theils der hebräischen heiligen Schriften ist, und bemerkt, daß es jedem Dichter des Morgenlandes Pflicht sey, sich selbst durch mehr als ein exegi monumentum zu verherrlichen, daß, obschon die arabische Kassidet die Förmlichkeit des persischen Gasels, welche zu Ende auch die Errichtung einer Strophe von Selbstlob, durch die Meinung des Namens des Dichters fordert, nicht beobachte, sie dafür desto freyer bey jeder Gelegenheit Anlaß zum Selbstlobe nehme, welches der arabische Dichter wo immer anbringt, der persische aber immer gegen Ende des Gasels zurückdrängt, deren jedes ein Dichterleben vorstellend, durch die Nennung des Dichternamens im Schlußverse sich selbst ein Ehrendenkmal mit der Namensunterschrift setzt, dann zugleich zeigt, wie im Kassidet (Lobgedichte) der Uebersprung vom Objektiven zum Subjektiven, von dem Helden auf den Dichter, bloß als ein poetischer Kunstgriff gelten könne, um die Eintönigkeit des Lobes der drey arabischen Tugenden wenigstens durch den Wechsel der Personen, welchen sie beygelegt werden, zu unterbrechen.

Von den 160 Gedichten der ersten Abtheilung sind 55 größeren Inhalts, meistens Lobgedichte auf Gönner, theils auch Jugendgedichte; die übrigen sind größtentheils aus dem Stegreife entstanden, Trinkscolien und dergleichen. Nicht mit Unrecht beklagt sich Hr. v. Hammer in der Vorrede über die Nichtigkeit des poetischen Gehaltes der letztern, und über die Rauhheit mancher seiner Wortspiele. Hier ist unstreitig der Fleck, wo der Dichter verwundbar ist, es findet sich manches Matte, wie 34, »in seiner Jugend aus dem Stegreif;« manches Schiele, wie 76, »auf Bedr's zusammengesetztes Kleid;« man-

ches Uebertriebene, wie 134, »als Abu Mohammed einen Reiher ausließ, und dieser eine Wachtel fing« u. dgl. Demungeachtet aber ist auch dort der Dichter unverkennbar. Es sind selbst unter den Gelegenheitsgedichten viele, welche als Zeugen einer lebhaften Phantasie, einer Tiefe und Feinheit der Empfindung, und einer poetischen Konzeption erscheinen. Wie kräftig dem Ausdrucke und dem Gedanken nach sind die Verse, S. 3, als Motenebbi noch in der Schule ein Lob seines schönen Haares folgender Weise beantwortet:

Lob das Haar nicht, bis du schauest
In der Schlacht die Locken fliegend,
An dem Jüngling Lanzen schwingend,
Jedes Haar vom Blute träufelnd.

Wie fein im Ausdrucke und wie sinnig gedacht sind die Verse 12, welche Motenebbi auf ein Glas schrieb:

Hör auf! du kannst nicht mehren meine Liebe,
Sie ist am Ziel, und kennet keine Schranken.
Du sandest mir das Glas, gefüllt mit Huld,
Ich send' es dir, gefüllt mit Lieb' zurück.
Es überfließet, und es faßt nicht mehr.
Gedoppelt ist's, da du es einfach wähnst.
Natur gab dir die edelste der Gaben,
Nicht zu erinnern Freunde an ihr Wort.
Der Jahreszeit verglichen bist du Frühling,
Und deine Eigenschaften sind die Rose.

Wie herrlich, und echt poetischer Natur ist das kleine Gedicht 28, an Ebudolf Kendadsch, der ihn in's Gefängniß zu werfen drohte:

Sperr' mich, o Ebudolf! im Kerker ein,
Leicht sind mir Fesseln und Gefängnißpein.
Ich werde mich nach deiner Willkür schmiegen
Wie Löwen, die mit Aesern sich begnügen.
Verstärke wie du willst des Kerkers Pein,
Die Seele wird im Tod geduldig seyn.
Wenn Ruhe schaden könnte edlem Treiben,
So würden Perlen nicht in Muscheln bleiben.

Welcher Dichter hat dichterisch anschaulicher ein feineres Lob ausgesprochen, als Motenebbi 78, an Ben Amar, als er den Schleyer über zu werfen befahl:

Du befahlst mit Flor dich zu verhüllen,
Ein Befehl — der nicht ist zu erfüllen.
Wessen Stirne Huld und Gnad' umziehen,
Kann den Blicken nimmer sich entziehen.
Wenn verschleyert, bist du unverhüllet,
Wie die Sonne, die durch Wolken quillet.

Und dieß ist die schwächere Seite des Dichters! — Wenn wir uns zu den Gedichten größern Umfanges in der Schamiat wen-

den, finden wir durchgehends die seltensten Vorzüge eines glänzenden Genies klar ausgesprochen. Wenn Hafis mit Horaz verglichen werden kann, so scheint es, als ob im Motenebbi die Eigenschaften Pindars und Tibulls vereint gefunden würden: Kühnheit und Kraft des Gedankens und des Ausdrucks, gewagte Sprünge, welche jedoch durch den Inhalt und die Behandlung gerechtfertigt werden, und dabey düster und klagend. Die meisten seiner Gedichte sind vom elegischen Hauche durchweht; immer übergehend vom Einzelnen aufs Allgemeine, ist der Dichter selbst im jubelnden Preise der hohen Tugenden seiner Gönner von Schwermuth erfüllt. Weniger als Pindar mit der Vorzeit, und überhaupt mit der Vergangenheit beschäftigt, ist er oft feiner und inniger als jener, minder lieblich und zart als Tibull, überbietet er ihn häufig an Kraft. — Gedanken, wie z. B. S. 141:

> Sterne sind das Diadem der Nacht,
> Deren Fuß besohlt ist mit der Erde.

Oder 83:

> Aus seiner Seele ward die Zeit erschaffen!

Oder 151:

> »Er ist der Mond, der Sonne Sohn, gekleidet in Größe.«

Dichterische Feinheiten, wie z. B. 62:

> Sie — die mit süßem Wort Vögel entziehet der Luft.

S. 11, von schönen Augen:

> Ihr Geschoß sind Pfeile, beschwingt mit den Haaren der Wimpern,
> Und sie spalten das Herz, eh sie versehren die Haut.

S. 83, von Ben Ebil-aßbaa:

> »Am Tag der Bitt entsäuseln ihm die Gnaden.«

S. 126, auf den Tod seiner Mutter:

> Sehnsucht ziehet mich nach dem Becher, aus dem sie getrunken,
> Nach der Erde, worin selbe begraben nun liegt.

Oder 144:

> Meine Freundinnen sind die Thräne nur und die Schwermuth,
> Von den Geliebten getrennt, trenn' ich von diesen mich nicht.
> Meine Wimpern hören nicht auf zu weinen, als wären
> Sie die Wange der Welt, welche in Thränen zerfließt.

Das Gedicht, in welchem diese Verse vorkommen, ist übrigens zum Lobe eines der Gönner des Dichters geschrieben, und der Dichter wird darin mitten im Preise der hohen Eigenschaften Ettemimis von seinem Trübsinne überrascht. Eben so geschieht es S. 15, wo er, die Großmuth seines Helden preisend, doch mit von Dank erfülltem Herzen erklärt:

Niemals leuchtet der Blitz, und niemals girret die Taube,
Ohne daß sich regt, Sehnsucht des Herzens in mir.

Wo er mitten im Genusse der Jugend und der Lust von Schauern der Vergänglichkeit und des Todes erschüttert singt:

Ueber meine Jugend vergoß ich damals schon Thränen,
Als die Locke noch schwarz, und als noch hell das Gesicht,
Weinte aus Furcht vor dem Tag, wo entfliehen würde die Jugend,
Weinte der Thränen so viel, daß mir das Schlafen verging.

Finden wir auch hin und wieder Wiederholungen, wie z. B. im Vergleiche des Wuchses seiner Geliebten mit einem schlanken Reis- oder einem Blumenstengel, oder in dem der Großmuth seiner Gönner mit einer strömenden Wolke, oder Uebertreibungen, wie S. 42, der Ocean vergeht im Großmuthsmeere; S. 74, in seiner Brust erhebt sich Wissenschaft als Berg; S. 80, seiner Größe Schlepp ist so lang, daß Niemand sie aufhebt; so geschieht dieß nur selten, wird einerseits durch den Rückblick auf den Charakter orientalischer Poesie entschuldigt, und durch die vielen und überwiegenden Schönheiten vergessen gemacht. Ja viele dieser Uebertreibungen sind sogar von einer solchen Art, daß sie geradezu als glänzende Zeugen der poetischen Natur ihres Dichters müssen angesehen werden. Z. B. S. 5, von Mohammed, dem Sohne Abdollahs:

Wenn er der Scheide verspricht, zu entblößen im Kampfe die Klinge,
Weint die Thräne schon Thränen der Sehnsucht darnach;
Denn sie weiß es gewiß, er tränkt sie im Blute der Feinde,
Und der Feinde Hals dienet zur Scheide ihr dann.

S. 46, von Mohammed Ar-rumi:

Er gäbe gerne aus des Vollmonds Silber,
Wenn er nur seine Großmuth theilen wollte,
So blieb kein Geiziger zu unsrer Zeit.

Eben so vorzüglich ist der Verfasser in der Beschreibung, S. 92, 97, 166 liefern die herrlichsten Beweise davon. Nur die Satyre sagt ihm nicht so vollkommen zu. Seine Natur ist zu kräftiger Art, seine Einbildungskraft zu feurig, und sein Gemüth zu leicht bewegt, um jene Ruhe behaupten zu können, welche der Satyrendichter unumgänglich nothwendig braucht; obschon auch dort herrliche Stellen gefunden werden, wie z. B. S. 169:

Verständigen verdirbt Verstand die Freuden,
Unwissenden versüßt die Dummheit Leiden!

und andere mehr. — Auch muß die epigrammatische Schlußwendung der meisten Gedichte Motenebbis bemerkt werden, da in der Regel der Schluß entweder durch den Ausdruck eines im

Vergleiche zu den früheren erhöhten Gedankens, oder einer verstärkten Empfindung sich auszeichnet.

Die zweyte Abtheilung, Seifiat, ist in Rücksicht des poetischen Gehaltes die vorzüglichste. Alle Gedichte, welche sie enthält, sind zum Lobe Seiffeddewlet's geschrieben*), des großen Fürsten der Dynastie Hamdam, der in beständigem Kriege mit dem Kaiser von Byzanz verwickelt, seine siegreichen Fahnen nach Kappadozien und Bithynien bis nach Brussa trug, das er im Jahre d. H. 941 (1534) belagerte, und im folgenden Jahre verheerte. Es ist begreiflich, daß ein Held solcher Art, der noch dazu Dichter und Gelehrter war, und Motenebbis Talent auf eine vorzügliche Weise zu würdigen und zu belohnen verstand, den für Tapferkeit, Beredsamkeit und Freygebigkeit heiß glühenden Sänger auf eine seltene Art zu erregen und zu begeistern wußte. So finden wir denn auch in den 82 Gedichten, welche jene Abtheilung schmücken, Ausbrüche der glühendsten Begeisterung, und einer zur Poesie gewordenen Bewunderung seines Gönners. Wer die Natur jener Gedichte nur mit einiger Aufmerksamkeit prüft, muß bemerken, daß sie alle der poetischen Stimmung des Verfassers, welche durch Seiffeddewlet's herrliche Eigenschaften ungewöhnlich bewegt wurde, ihre Entstehung verdanken, daß aber keineswegs der Dichter sich aus Nebenabsichten das Lob seines Helden gleichsam zur Aufgabe setzend, sich zur Begeisterung genöthigt habe, um vor den Augen des Fürsten gefällig zu erscheinen. Ueberall zeigt sich nur der Preis desjenigen, was an Seiffeddewlet zu preisen war, das Lob der Kardinaltugenden, für welche jeder Araber erglühte, Tapferkeit, Freygebigkeit, Beredsamkeit. Das, was uns gegenwärtig als Uebertreibung erscheint, war es weder für den Gepriesenen, noch für den Leser, noch auch für den Dichter; es wird einerseits durch die poetische Natur des letztern, andererseits durch den Charakter der orientalischen Poesie überhaupt, wenn auch nicht gerechtfertigt, doch entschuldigt. Nur sehr wenige Gedichte in dieser Abtheilung verdanken kleinern und unbedeutenderen Anlässen ihre Entstehung, und diese sind es auch nicht, welche ihre eigentliche Zierde ausmachen; der bey weitem größere Theil der Gedichte längeren Umfangs ist durch so bedeutende Motive ins Leben gerufen worden, daß wohl auch ein Dichter von minderer Erregbarkeit als Motenebbi, hätte zum Ausbruche seiner Empfindungen müssen bewegt werden. Kriegeszüge des Helden, seine Reisen, der Verlust seiner Mutter, seines Sohnes, Kunstwerke, welche durch ihn hervorgerufen wurden, Heldenthaten, Züge seines Herzens,

*) S. Vorrede S. XXVI.

dieß sind die Gegenstände, welche unser Dichter preisend besingt. Ja selbst dann, wenn kleinere Anlässe vorliegen, oder wenn es nur das Verhältniß Seiffeddewlets zur Person des Dichters zu seyn scheint, welches ihn zum Dichten bewegte, weiß er mit großer Kunst das Einzelne ins Allgemeine hinüber zu spielen, und das Partielle zum Totalen zu erheben. Von der Wahl seiner Pferde, S. 207, nimmt er Anlaß, die Tugenden seines Gönners zu preisen; er dankt dem Fürsten, S. 211, der ihm ein Pferd und eine Sklavin zu geben befohlen; aber dieser Dank ist ihm nur Gelegenheit, Ansichten und Gefühle auszusprechen, welche um ihrer individuellen Entstehung, und um ihrer allgemeinen Bedeutung willen, vom größten Interesse sind. Das Zusammenfallen eines für Seiffeddewlet aufgeschlagenen Zeltes begeistert Motenebbi zu einem Gedichte, S. 223. Dem Anscheine nach unbegreiflich; erklärt, wenn wir das Gedicht gelesen haben. Die Größe seines Helden steht ihm bey jeder Erscheinung vor Augen, auf Alles bezieht, mit Allem vergleicht er sie, er hält es für nothwendig, daß das Zelt zusammenfiel, weil es unfähig war, über ihn sich zu heben, »tadelt es nicht, deßhalb« ruft er aus:

> Mit Unrecht wird's deßhalb gehaßt,
> Weil es als Ring den Berg nicht faßt.
> Für Dich, o Herr, ist's viel zu enge,
> Wenn es auch faßt der Heere Menge,
> Wie kann es stehn bey Deinen Händen,
> Die aus den Fingern Meere spenden,
> Zertheiltest Du auch Dein Gewicht,
> Du trügst die Erd — das Zelt Dich nicht.

Von seinem eigenen Gemüthszustande, dem Geliebten gegenüber, erschüttert und durchglüht, verleiht er sogar dem Leblosen Leben und Gefühl, weil er es für unmöglich hält, daß jenem gegenüber ein Wesen irgend einer Art nichts empfinde:

> Wie ist es möglich! (ruft er aus) daß es hält
> Wenn es aus Freud' zusammenfällt.
> Wenn Menschen nahe dich begrüßen,
> So wanken sie auf ihren Füßen.

Gleich darauf aber geht er wieder zum Allgemeinen über, und das Gedicht schließt mit dem Preise der Großmuth seines Herrn, und der Betrachtung seiner Größe, die den erhabenen Gedanken in ihm hervorruft:

> Man sprach, als du erschienst auf Erden:
> Kann Sonne denn geboren werden?

Selbst augenblicklich von andern Gefühlen aufgeregt, tritt ihm diese Größe doch gleich wieder vor die Augen. Um sich vom Ta-

del, der unbillig ihn traf, zu reinigen, wird er zur Vertheidigung gebracht; aber nur indem er dem Gönner noch größere Eigenschaften zugesteht, sucht er die seinigen zur Sprache zu bringen, und so erklärt es uns sein eigentliches tiefstes Gefühl, wenn er am Schlusse des Gedichtes, welches er an Seiffeddewlet schrieb, um ihm für ein Geschenk mit griechischen reichen Stoffen, mit einer Lanze und einem Füllen zu danken, ausruft:

Ich schaue nirgends Lob, deß du nicht würdig wärest,
Du schauest nirgends Huld, die du mir nicht gewährest.

Von den übrigen Gedichten sind die Trauergedichte von einer besondern Tiefe und Innigkeit des Gefühls, und einem seltenen Zauber der Gedanken. Schwermuth und Kraft scheinen die beyden Pole der dichterischen Natur Motenebbis zu seyn. Die trübe, melancholische Stimmung geht, wie wir schon früher bemerkt haben, die Mehrzahl der Gedichte seines Diwans durch; hier aber ist es von besonderem Interesse, zu bemerken, wie er, der selbst leicht mit Gram und Kummer Erfüllte, den oft mitten im Genusse der Lust, Trauer und Wehmuth übermannen, aus Liebe zu seinem Herrn sich bestimmt, ihm bey Verlusten, welche diesen getroffen, Worte des Trostes in die Seele zu träufeln. Das erste dieser Gedichte ist ein Klaggedicht, auf die Mutter Seiffeddewlet's. Nach allgemeinen Betrachtungen über die Vergänglichkeit des Irdischen geht der Dichter zum Lobe der Verstorbenen über, und versucht, wie er merkt, daß er zu sehr vom Gefühle überrascht wird, den Fürsten zu trösten. Er spricht von den Verstorbenen in folgenden Versen:

Verwes't der Leib auch in der Erde Garten,
So bleibt doch immer frisch Dein Angedenken.
— — — — — — —
Es wölbt sich über Dir der Dom der Ehren,
Denn Deines Sohnes Herrschaft ist von Dauer,
Dem Grabe soll Erfrischung er gewähren,
Der schlägt wie Huld die Huld der Regenschauer *).

Er führt Seiffeddewlet die Nothwendigkeit des Verlustes in herrlichen Bildern vor, hebt zuletzt stärkend seinen Geist, indem er ihn, mit seiner Größe vertraut machend, ausruft:

O Seiffeddewlet, daß Geduld dich stärke,
Du kannst die Berge an Geduld besiegen,
Du lehrst das Volk Geduld durch Deine Werke,
Und in der Schlacht dem Tode unterliegen.

*) Wörtlich sagt der Verfasser in einer Anmerkung: Dein Grab tränke ein Morgenregen, der unter den Morgenregen ist, was deine Hand unter den Gnaden (spendenden).

Gar viel erfuhrst Du von der Zeiten Lehre,
Doch bliebest Du Dir immer gleich, und Sieger!

Diesem Gedichte folgt eine Todtenklage auf Seiffeddewlets Sohn, der zu Miarafarakain gestorben, S. 204, welche jedoch in Rücksicht des poetischen Werthes weit hinter dem ersten steht, obschon der Gang derselben, Aehnlichkeit mit dem Gange von jenem hat; ihr folgt ein Trauergedicht auf Eba Wail Taghleb, Ben Tagleb, Ben Daud, zum Lobe Seiffeddewlet's, S. 214, von noch geringerem Werthe, welches von einer Todtenklage auf Newack, den türkischen Sklaven Seiffeddewlet's, S. 235, darin überboten wird, daß diese durch eine edle Einfachheit sich auszeichnet. — Besonders vorzüglich sind dagegen wieder die zwey letzten Trauergedichte dieser Abtheilung, wovon das erste, 297, Seiffeddewlet über den Tod seiner jüngeren Schwester dadurch trösten soll, daß die ältere noch lebt, das letzte aber, S. 315, eine Klage auf den Tod der älteren Schwester enthält, die im J. d. H. 354 (965) starb. Unstreitig gehören diese zwey Gedichte zu dem Vortrefflichsten, was wir von Motenebbi besitzen, und es zeigt sich die tiefe Bewegung des Gemüthes des Dichters unmittelbar in ihnen, und wie ernst es ihm war, durch alle Mittel der Theilnahme des Herzens und der Kunst seinem geliebten Gönner Trost zu verschaffen. Mit bewunderungswürdiger Feinheit führt er Seiffeddewlet am Eingange des Gedichtes die Festigkeit seines Charakters, sein männliches Benehmen in den Tagen des Unglücks, und die siegende Kraft seines Verstandes vor; er nimmt hier mit bedeutenden Dichtern, z. B. mit Horaz, zusammengestellt, einen ganz verschiedenen Weg. Er gibt nicht dem Fürsten Trostgründe, an welche dieser sich halten mag, sondern, indem er ihn um die Kraft seiner Seele im Leid bewundernd beneidet, nimmt er die Gemüthslage, welche er beym Gönner wünscht, als schon bestehend und ausgemacht an, um Klage und Trauer gleichsam unmöglich zu machen.

Jedes Begegniß (ruft er ihm zu) hast du versucht, das süße und bittre,
Bist gegangen den Weg ebner, gebirgigter Zeit.
Durch dein Wissen hast du unterjochet die Zeiten.
Seltsam dünket kein Wort, Handlungen keine dir neu.
Deine Trauer ist ernst als Schmerz und Betrachtung des Todes,
Andere Trauer ist Schrecken und dummes Geheul.

Nach diesem herrlichen poetischen Kunstmittel führt er erst wie unbemerkt und an Gehalt immer steigend die Gründe des Trostes herauf. Obgleich er den Fürsten weinend erblickt, sind es nur die edlen Thränen der Treue, die aus Sehnsucht nach der Verlornen fließen, welche er an ihm bemerkt. Er führt ihm

seine Tapferkeit und seinen Heldensinn ins Gedächtniß, und begreift nicht, wo sein Zartgefühl blieb am Tage der Schlacht, als er die Griechen traf. Wie erhaben ist der Gedanke und wie fein ausgedrückt:

Ungerecht ist die Welt, die zwey Personen getheilet,
Doch gerecht darin, daß sie zurücke dich ließ.

Erst nachdem damit, nämlich mit dem Zurückgebliebenen, gleichsam der Uebergang gegeben ist, geht er zur Bemerkung über, daß dem Fürsten noch eine Schwester geblieben sey. Die herrlichsten Gedanken und die glühendsten Bilder folgen nun Schlag auf Schlag. Der Dichter begreift nicht, wie es komme, daß der Tod andere Beschäftigung suche, da ihn Seiffeddewlet doch ausschließend mit seinen Leiden beschäftigt, bis die Ueberzeugung ihm das Räthsel löst, daß der Tod darum die Schwester sich zur Gattin gewählt habe, weil die sittige Frau keiner von den Menschen werth war. Vortreffliche Beobachtungen über die Welt und die Vergänglichkeit in ihr bringen ihn zum Lobe des Beständigen, jenes großmüthigen, tapferen Fürsten zurück, dem er mit den Worten:

»Lebe, bist du siehst einen der Menschen dir gleich,

ewige Dauer wünscht. — Von noch ernsterer Natur, aber von nicht minderem poetischen Gehalte, ist das letzte der obgedachten Trauergedichte, in welchem der Dichter seinem Schmerze mehr Raum gibt, indem er ihn unverhüllt in Worten ausströmt; er gesteht, daß der vom Schmerz Ergriffene der Thränen und der Zunge nicht mächtig sey, da sich der Schmerz ihrer Bewegung bemächtigt habe. Der Tod ist ihm nicht mehr der freundliche Gemal der Verblichenen, der sie den Menschen nicht vergönnt. Im männlichen Schmerze ruft er ihm zu, er habe Unrecht gethan, die Schwester des Mannes zu verderben, der als Opfer ihm lärmende Heere gebracht. Er gesteht, daß ihm Mesopotamien bey erhaltener Nachricht zu eng geworden, und er nur durch die Hoffnung, die Kunde habe gelogen, aufrecht erhalten worden sey, daß er aber, davon überzeugt, den Quell der Thränen nicht mehr zurückzuhalten vermocht habe. Er nennt den Schmerz zu groß und zu schwer für die Zunge im Munde, für die Boten des Wegs und für die Federn des Briefs. Die Erinnerung an die vortrefflichen Eigenschaften der Todten, erfüllt ihn mit neuer Betrübniß, indem er sie, die mit der Schönheit des Weibes Großmuth und Vernunft des Mannes vereinte, mit einer Sonne vergleicht, wünscht er zugleich, daß die wirkliche Sonne unter, und sie dafür aufgehen möchte. Erst gegen den Schluß zu, wendet er sich an Seiffeddewlet, aber das Lob, welches er ihm

ertheilt, ist sehr von der Trauer durchzogen, welche den Dichter erfüllt.

Was die übrigen Gedichte der Seiffiat betrifft, so sind darunter die vorzüglichsten »162,« durch Kraft des Ausdrucks bedeutend, »190,« durch Anmuth und Feinheit ausgezeichnet, »197,« eines der herrlichsten Gedichte des Motenebbi, welches als Vorwurf auf Seiffeddewlet erscheint, und in welchem der Dichter, seiner inneren Kraft bewußt, ohne Rückhalt oder Nebenrücksichten das aussingt, was er vertheidigen zu können glaubt. Mag Vielen in einer Zeit, in welcher eine demüthig heuchelnde Bescheidenheit für eine der vorzüglichsten Tugenden angerechnet wird, dieses sogenannte Selbstlob anstößig klingen, wir müssen gestehen, daß uns diese kräftigen Töne des Sohnes der Wüste, in welchen er, mit edler Freymüthigkeit, im Bewußtseyn seines Werthes, ihn, als er verkannt wurde, den Undankbaren ins Gedächtniß ruft, erhebend geklungen haben. Der berühmte Vers, welcher dem Dichter das Leben kostete:

> Mich kennt das Roß, die Nacht, das Schlachtrevier,
> Der Schlag, der Stoß, die Feder, das Papier.

ist eine der vielen Zierden jenes Gedichtes. In vielen der folgenden Kassidet's feyert der Dichter als Sänger der Schlacht, der das, was er sang, mit dem eigenen Blute zu besiegeln gewohnt war, entschiedene Triumphe. Hier bewegt er sich wie in seinem Elemente. Alles ist Leben und Bewegung, aber die Kraft wird auch hier, wie fast immer, von der Wehmuth begleitet. Obschon die Verbindung der Distichen eines Gedichtes nicht die der meisten Dichter, und besonders nicht die uns gegenwärtig nahe liegende ist, sondern jene dem Anscheine nach entweder getrennt sind oder nur lose verbunden scheinen, so kann doch dieselbe herausgefunden werden, und erscheint vollkommen hergestellt, wenn man die Betrachtung des Uebersetzers in der Vorrede p. XXIV nicht aus den Augen läßt, daß der Held, der Stamm und das Mädchen des Dichters die stehenden Gottheiten sind, denen in der Kassidet der Weihrauch des Lobes gezollt werden muß, und man sich nicht zu wundern habe, wenn der Held des Gedichts jetzt in der zweyten Person angesprochen wird, und jetzt wieder in der dritten erscheint; wenn das Gedicht mit einer Sie (dem Mädchen) in der einfachen Zahl beginnt, und mit einem sie (die Söhne des Stammes) in der vielfachen endet. Zwischen beyden liegt dann noch oft das Lob des Kamehles oder des Pferdes, des Speers oder des Schwertes, von denen aber das Lob immer wieder zum Helden zurückkehrt. Von dieser Art sind die Kasside 200 und die 214, bey Gelegenheit eines

Feldzugs des Fürsten, voll der lebendigsten und glühendsten Schilderungen von Kampf und Schlacht, darin fast noch überboten von 127. Ein Kassidet, in der er den Fürsten mit einem Adler vergleicht, der seine schützenden Flügel über die Versammlung freyer Männer ausbreitet, und in welcher Stellen vorkommen, die zu dem Veranschaulichendsten und Kräftigsten gehören, was irgend eine Sprache aufzuweisen hat, wie z. B. S. 280:

Wenn sie der Herr aufjagend verfolget im Streifzug',
Nützet ihnen nicht Steh'n, nützet auch ihnen nicht Geh'n.
Sie verstecket der Tag und sie bedecket die Nacht nicht,
Und sie trägt kein Roß, trägt nicht der Bügel davon.
Eingestürmet ist er auf sie mit wogender Stahlfluth,
Welche als ein Meer schlägt auf der Lande Gewog.
Nachts griff er sie an, sie lagen auf seidenen Matten,
Und die Erde war Morgens ihr einziges Bett.
Wer von ihnen den Speer gehalten hatte in Händen,
Hatte am folgenden Tag blutig gefärbet die Hand.

Und so erscheint Motenebbi hier durchgehends als Sänger des Krieges, wie ihn kräftiger keine Nation kennt.

Um den Gehalt der dritten Abtheilung Kiafuriat gehörig würdigen zu können, ist es unumgänglich nothwendig, auf jene Erläuterung des Inhalts Rücksicht zu nehmen, welche uns Herr von Hammer in der Vorrede S. XXVII ertheilt. »Als Motenebbi,« sagt er, »von Syrien nach Aegypten wanderte, saß dort mit der Investitur des Kalifen Motii li emrillah, der Sohn Ichschid's Abul-Kasim Abu Dschur Ibu Mohammed auf dem Throne; weil aber minderjährig, war die ganze Herrschaft in der Hand seines Obersthofmeisters, des strengen Verschnittenen Kiafur, welchem Seiffeddewlet die ehemals zu Aegypten gehörigen Städte Homß und Haleb entrissen hatte. Motenebbi betrog sich in seiner Erwartung an Kiafur, der ihn zwar anfangs stattlich empfing, und ihm sogar eine Statthalterschaft versprach, hernach aber, fürchtend, daß der Dichter, der vormals Prophet seyn wollte, nicht etwa auch König seyn wolle, sein Versprechen nicht hielt, und dem Dichter seine Freygebigkeit entzog. Motenebbi, dadurch erzürnt, goß seine Galle in einigen blutigen Satyren aus, die im schneidendsten Widerspruche mit den früheren Lobgedichten auf den Neger stehen, und der dunkelste Flecken seines Dichterruhmes sind. Kiafur bewachte Motenebbis Schritte, so daß dieser, nachdem er sich mit Kiafur unversönlich entzweyt hatte, noch ein ganzes Jahr zu Kairo blieb, ohne denselben zu sehen, bis sich eine günstige Gelegenheit zur Flucht darbot, auf welcher ihn Kiafur verfolgte, aber glücklicher Weise nicht einholte. Während seines zehnjährigen Aufenthaltes in Aegypten dichtete

Motenebbi nur 28 Gedichte auf Kiafur (die Satyren mit eingerechnet), und sechs auf Fatik, einen Großen des Hofes von Kairo« — Es ist nicht zu läugnen, daß, besonders der Widerstreit der späteren Gedichte gegen die früheren auf Kiafur nicht wohl mit der Würde und der ungekünstelten Begeisterung vereint werden kann, welche wir in den ersten zwey Abtheilungen an Motenebbi kennen und schätzen gelernt haben; indeß muß doch zugleich bemerkt werden, daß eben durch den freyen Tadel, welchen sich der Dichter gegen einen mächtigen Gegner erlaubte, seine Geradheit und seine Freymüthigkeit erkannt wurde, und daß es zugleich leicht zu begreifen sey, wie Motenebbi, der nicht nur den Mangel einer der drey vorzüglichsten Tugenden des Arabers bemerkte, sondern sogar durch nicht erfüllte Versprechungen sich getäuscht sah, zum glühendsten Hasse und zum bittersten Tadel aufgeregt werden mußte. Auch erscheint selbst das Lob für Kiafur, dem gegenüber gestellt, welches der Dichter Seiffeddewlet ertheilte, nur schwach und ungenügend, so daß die meisten Gedichte der Kiafuriat in Rücksicht ihres poetischen Werthes denen der Seifiat darin bedeutend nachstehen, daß in jenen weniger Wahrheit der Empfindung und weniger natürliche Begeisterung wahrgenommen wird. Es herrscht mehr der Verstand darin vor, und das, wodurch sie ausgezeichnet sind, ist die Richtigkeit der Erkenntnisse, und hin und wieder Vorzüglichkeit der Ausführung in Gleichnissen und Bildern. Es ist von dem größten Interesse, zu bemerken, wie die poetischen Erzeugnisse unseres Dichters in fast unmittelbarem Verhältnisse mit den temporellen und individuellen Verhältnissen desselben gewesen. Selbst im anfänglichen Preise Kiafurs denkt er mit dankbarer Rührung an Seiffeddewlet zurück, von dessen Hofe eine Beleidigung ihn entfernt, welche er erfuhr, und für welche der Fürst den Beleidiger nicht strafte. Er gesteht, daß er noch in Liebe sich hingezogen fühle, er aber sein Herz nicht mehr als solches erkennen wolle, wenn es noch fortfahre ihn zu beklagen:

Thränen (singt er S. 327), welche das Aug für Ungerechte vergießet,
 Sind nur Unrecht, das selber das Auge sich thut.
Wenn Freygebigkeit nicht zugleich uns sichert vor Unbild,
 Wird ihr Lob nicht zu Theil, und es verschwindet der Schatz.
Aus den Eigenschaften läßt der Mensch sich erkennen,
 Ob freywillig er gibt, oder gezwungener Weis'.
Höre mich, o Herz! du sollst vermindern die Sehnsucht,
 Denn du liebtest ihn, der nicht die Liebe belohnt.
Angeboren ist mir die Treu; verließ mich das Alter,
 Würd' ich wieder jung, weinte dem Alter ich nach.

Und so ist es die Erinnerung an seinen früheren Fürsten, welche, außer einer herrlichen Beschreibung von Pferden, S. 327, die

eigentliche Zierde jenes schönen Gedichtes (243) ausmachen. Was er zum eigentlichen Lobe Kiafurs sagt, ist entweder matt oder übertrieben, und man sieht es dem Dichter an, daß er nur vergebens seinem Herzen gebieten wollte. Er sagt, auf die Gesichtsfarbe des Negers anspielend, dieser sey unter den Söhnen der Zeit das schwarze des Auges, die andern wären nur das umgebende Weiß; er habe, was er unternehme, nur aus sich geschöpft, er sey das Gesicht, nach dem der Dichter verlange, die Luft scheine ihm nur unrein, wenn sie am reinsten sey, er greife zornig an, und kehre befriedigt zurück u. dgl. Viele Distichen enthalten in beyden Versen ein und denselben Gedanken, was sonst Motenebbi nicht oft zu geschehen pflegt, der im Uebersprudeln seiner Kraft manchmal des Guten eher zu viel als zu wenig that, z. B. S. 329:

Stets der Erste bist du beym Stoße der Lanzen und Speere,
Stolz verschmähest du Zweyter zu seyn in dem Stoß.

oder:

Was ich preis' an dir, hast du als Ziel schon erreichet,
Nur zufrieden dann, wenn du erreichest das Ziel.

In welchem Verhältnisse steht dieß zum Lobe Seiffeddewlets, wenn der Dichter von ihm, S. 202, sagt: der Sonne Auge sey blind ob seinem Glanz, und blicke auf ihn nur mit Furcht; oder 247: daß ihm die Zeit und die Oberfläche der Erde zu enge sey; oder 275: daß alle Könige sich zu ihm, wie Kanäle zum Meere verhielten, den er, S. 235, die Fahne des Glaubens, von Gott gebunden, nennt, und, 247, das Reichsschwert, welches die Uebel der Zeiten durchschneidet. — Nur auf Verlangen Kiafurs schrieb er die Kassidet 245, in welcher er wieder die Schwärze der Haut seines Gönners preist, und zuletzt ihn darauf aufmerksam macht, daß, obgleich der Dichter dem Ansehen nach ein Mensch, er doch eigentlich ein Löwe sey, und zwar den Mund eines Dichters, doch die Seele eines Königs habe. So sind auch, 246 und 247, beyde zum Lobe Kiafurs geschrieben, weniger als ähnliche Lobgedichte auf Seiffeddewlet ausgezeichnet, und der Dichter macht es am Schlusse des letzten ziemlich klar, um was es ihm zu thun gewesen, wenn er sagt, er verlange nicht deßhalb Gold, um daraus Nutzen zu ziehen, sondern deßhalb, daß Kiafur Ehre davon habe. In 250 sowohl, als 253 erinnert der Dichter sich mit Dankbarkeit an Seiffeddewlet, und erklärt es ungeschmückt, wie er sich nur darum von jenem getrennt, weil das Leben für ihn nicht Reize habe, wenn er nicht angesehen und geehrt sey, und wie seine Seele vor Unbilden zittere, wie er zu Kiafur gekommen sey, zu dem er nicht begehrt, S. 346; er bedauert, S. 348, daß er

durch seine Abreise den geehrtesten Menschen (Seiffeddewlet) gekränkt habe, und doch sind beyde Gedichte zu Kiafurs Lobe geschrieben. In der Kassidet 256, welche Kiafurs Lob enthält, als er Schebib auf dem Zuge von Omar nach Damaskus tödtete, beschäftigt der Dichter, seiner sonstigen Gewohnheit entgegen, sich mehr mit der Betrachtung des Besiegten als des Siegers, und das Lobgedicht, 258, entstand, der Ueberschrift nach, auf Kiafurs Begehren, und Motenebbi sang es, ohne Lust dazu zu haben. Natürlicher und wahrer aus der Seele kommt dem Dichter der Tadel gegen Kiafur, man sieht es ihm an, daß er nur die Gelegenheit abgewartet, ihm Luft machen zu können. Wie ganz verschieden ist das, was er Kiafur im Augenblicke der durch ihn erlittenen Kränkung sagt, von dem, wie er gegen Seiffeddewlet von ihm beleidigt oder verkannt sich ausdrückt; nie setzt er, in letzterem Falle, die hohe Achtung aus den Augen, welche ihm die erhabenen Eigenschaften des Fürsten abnöthigten, welche jenen Gedichten Seele, Leben und Reiz verleihen. Bis zur Abreise genöthigt, denkt er in der Ferne beständig an ihn zurück, und indem er uns, 353, erklärt, er bestehe nicht auf Gut, das seinen Besitzer erniedrigt, und ihm schmecke die Lust nicht, welche die Ehre befleckt, können wir ihm unsere Theilnahme nicht versagen. Gegen Kiafur aber drückt er, von ihm zurückgesetzt, den entschiedensten Widerwillen und die höchste Verachtung aus, eine Weise, die uns nicht begreiflich wird, wenn wir bedenken, daß Motenebbis leicht bewegliches, durch jene Tugenden, die er als groß erkannte, leicht zur Bewunderung aufgeregtes Gemüth eben so zum Tadel mußte bewegt werden, wenn es den Mangel derselben fand. So läßt sich denn der Widerstreit zwischen den Lobgedichten und den Satyren auf Kiafur leicht durch diese Betrachtung ausgleichen, und damit ein harter Vorwurf, wenigstens zum Theil, beseitigen, welcher, indem er den Menschen trifft, leicht auch einen Schlagschatten auf den lyrischen Dichter wirft, der eigentlich in seinen Gedichten nur das Innere nach außen kehrt. Diese Satyren sind übrigens, allenfalls die 251 abgerechnet, von keinem poetischen Werth. Sie enthalten nichts als ziemlich derben Schimpf über Kiafurs Gestalt und Sitten. In der 269 sagt er am Schlusse:

Was ich gesungen zu des Büffels Lobe,
War Dichtung halb, und halb nur Zauberprobe,
Denn in der That, was Lob für ihn erscheinet,
Ist auf die Menschheit nur als Spott gemeinet.

womit er selbst das Verhältniß der früheren Lobgedichte zu den späteren Satyren angibt und ausgleicht.

In der Fatikiat, welche acht Gedichte auf Fatik ent-

hält, gibt Motenebbi uns wieder Gelegenheit, zu bemerken, wie sein Dichten mit seinem Fühlen gleichen Schritt gegangen (wir wiederholen es, ein fast unerläßliches Erforderniß beym lyrischen Dichter), und wie wir mit dem Dichter zugleich den Menschen hochschätzen und lieben dürfen. Auch Fatik war sein Wohlthäter, wie Seiffeddewlet; als er auf einem Felde mit ihm zusammenkam, gab er ihm, nach der 271. Kassidet, ein Geschenk, im Werthe von tausend Dukaten. Motenebbi erkennt es auch, dankbar schreibt er ein Lobgedicht auf den Geber, in dem er die Tugend der Großmuth verklärte, aber im ganzen Gedichte finden wir keine Spur jener ausgezeichneten Lobsprüche, welche wir in den an Seiffeddewlet gerichteten Gedichten finden, und die nur die Eigenschaften des Gelobten rechtfertigen können. So erhalten die Verse S. 367 Wahrheit und Bedeutung:

> Nicht weil mich dein Geschenk erfreuet, dank ich dir,
> Denn Weniges und Viel, gilt alles gleich viel mir.
> Ich danke dir, weil ich für schändlich es erachte,
> Daß man des Dankes Pflicht nicht zu erfüllen trachte.

Ein Beweis, wie sehr ihm diese Pflicht am Herzen gelegen, liegt in den drey Klagen, welche er nach Fatiks Tode, wo er doch nichts mehr von ihm zu hoffen hatte, sang, von denen die 272. durch besondere Tiefe des Gefühls, die 274. durch Erhabenheit der Gedanken ausgezeichnet ist.

Die fünfte Abtheilung enthält fünf Gedichte zum Lobe Ibnol-Anids, welcher, der Vorrede nach, S. XXX, nicht nur der größte Stylist, sondern auch der erste Schönschreiber seiner Zeit war, der die Zierlichkeit arabischer Schrift auf den höchsten Gipfel brachte, und daher in der Geschichte mit dem Ehrentitel Al-kiatib, d. i. der Schreiber, bekannt ist »In ihm fand Motenebbi neuen Stoff zum Lobe, den ihm keiner seiner andern besungenen Helden in diesem Maße gewährte, nämlich die höchste Schönschreibekunst und den Adel der Feder, auf deren Kosten in anderen Gedichten das Schwert gelobt wird, die aber in diesen den Vorrang behauptet.« Obgleich die Mehrzahl dieser Kassidets, nämlich die 277, 279 und 281, zu den vollendetsten Gedichten Motenebbis gehören, so findet sich doch darin jene Lebendigkeit und jene Kraft nicht vor, welche in der Seifiat, und zum Theil auch in der Schamiat gefunden werden. Es ist mehr der schöne Bau und die verständige Besonnenheit in der Behandlung, als die Glut der Phantasie, welche darin bewundert werden müssen. Herrliche Stellen, wie S. 392:

> Einzig bist du, fürwahr, wenn du ausziehest auf Straßen,
> Wer käm' dir denn nach, der du besiegest den Leu?
> Menschen pflücken die Früchte des Wortes noch eh' es gegrünt hat,
> Doch du pflückest es nur, wenn es vollkommen gereift.

oder:

Zu dir kam das Kamehl, die Sohlen gefärbet im Blute,
Als ob wäre der Huf zierlich gefaßt in Rubin.

S. 393:

Alle Gelehrten traf ich in ihm vereinet beysammen,
Als ob hätte Gott Seelen und Zeiten erweckt.
Voraus gingen sie dir an Tugend, wie Posten der Rechnung,
Hinter ihnen kamst du, als die Summe alsdann.

Eine eigenthümliche, unstreitig durch das Verweilen unter Persiens Himmel entstandene Färbung, hat die 279. Kassidet zum Lobe des persischen Frühlingsfestes Newruf (Neujahr). Alles athmet ein milderes, wonnigeres Leben, eine zauberische Anmuth und Lieblichkeit weht durchs ganze Gedicht. Lächelnd legt er den gewohnten Ernst des Lebens und die ihm zur Natur gewordene Schwermut ab. Den treuesten Gefährten seines Lebens, das Schwert, zur Seite, hebt sich die Brust ihm leichter, als selbst in den Tagen seiner Jugend empor, und voll innerer Fröhlichkeit singt er:

Fröhlich verfließet in Persien Zeit,
Deren Geburtsfest sich heute erneut.
Unsere Kleider nur duftiger Kranz,
Höhen und Tiefen gekleidet in Glanz.
Ist denn des Himmels die Schulter nicht werth,
Welche sein Wehrgehäng adelnd beehrt? *)
Sieh' er umgürtete mich mit dem Schwert,
Welchem kein anderes gleichet an Werth;
Wenn es der Scheide mit Lachen entfährt,
Glaubst du die Sonne sey wiedergekehrt.
Vor dem Verlust es die Scheide bewahrt,
Welche punktirt nach damaskischer Art.
Goldnes Beschläg an dem unteren Raum,
Klinge gewässert mit salzigem Schaum,
Wenn es den Reiter in Mitten zerhaut,
Wird auch der Sattel halbiert geschaut.
Einzig die Klinge, und einzig die Hand,
Einzig das Lied, das ich singe im Land.

In der sechsten Abtheilung, welche acht Gedichte zum Lobe Adhad-ed-dewlet's, des Fürsten der Familie Buje, enthält, erscheint der Dichter wieder im vollsten Glanze. Die herrlichen Eigenschaften des großen Fürsten, der seinen Namen als Erbauer von Pallästen und Grabmählern, von Dämmen und Städten verunsterblichte, der (Vorrede XXIX) Bagdad und Medinet mit Pallästen, Moscheen und Spitälern zierte, die

*) Kann ich nicht den Himmel tragen, seitdem ich den Degen trage, den er mir geschenkt hat.

Städte Sukol-Emir und Chairabat in Fars erbaute, die Grabmale Ali's und Husseins zu Nedschef und Kerbela mit königlichen Domen krönte, und den Lauf des persischen Araxes dämmte, mußte begreiflicher Weise den für alles Große leicht entzündbaren Dichter zu den feurigsten Gesängen begeistern. Rechnen wir noch dazu den Aufenthalt des Dichters in Persiens Blüthenparadiesen, und es wird uns die besondere Vorzüglichkeit und der besondere charakteristische Reiz der Gedichte in der Adhadiat leicht erklärbar seyn. In Adhad-ed-dewlet fand der Dichter die Vorzüge Seifeddewlet's fast noch vollkommener ausgeprägt, und die Reize seines neuen Vaterlandes bezauberten ihn dergestalt, daß er von Schiraf nach Kufa ging, um Weib und Kinder zum steten Aufenthalte hin zu holen. Hier treffen wir wieder jenes kräftige Lob, welches durch die Bewunderung eines poetischen Gemüths erzeugt, uns gleichfalls zur Bewunderung hinreißt. Tapferkeit und Großmuth sind es auch hier wieder, welche den Araber zum Gesange begeisterten. S. 403:

Könige sucht' ich in dem Land
Bis ich ihren Herren fand,
Welcher hält in seiner Hand
Ihren Tod als Unterpfand.

S. 417:

Jede Stunde bringet Kunde
Von dem Heere, schwertzerstückt,
Dromedare tragen Köpfe
Abgehauen, krongeschmückt,
Arm des Reiches, nächtlich schreckst du
Dommeln auf von ihrem Sitz,
Regnest Tode, und auch Leben,
Ohne Donner, ohne Blitz.

Wir finden derley Stellen nur in der herrlichsten Zeit des Dichters wieder, außer ihnen aber, durch die mächtige Einwirkung der Gegenwart, ein so lebhaftes und so üppiges Kolorit in den Beschreibungen, wie wir es in keiner der andern Abtheilungen antreffen, z. B. ein Theil der herrlichen Beschreibung von Schaab Bewwan, S. 405:

Was Frühling unter Jahreszeiten,
Ist unter Ländern dieses Land *),

*) Schaab Bewwan war die schönste Zaubergegend von Fars, und deßhalb eines der vier irdischen Paradiese der Morgenländer. Dieses Gedicht, das schönste der naturbeschreibenden des Dichters, ist zugleich das berühmteste in Persien, wo diese schöne Beschreibung der schönsten Gegend Persiens im Munde aller Gebildeten fortlebt. Anmerk. d. Uebers.

Und seltsam ist wer es bewohnet.
An Bildung, Zunge und an Hand.
Voll Dschinnen, welche ohne Dolmetsch
Selbst nicht verstünde Salomon,
Ich fürchte daß die Pferde stättig
Sich trennen wollen nicht davon.
Als Perlen fallen auf die Mähnen
Die Blüthen von den Zweigen dicht,
Sie breiten über mich den Schatten,
Und geben was genug von Licht.
Die Strahlen fallen auf die Kleider,
Wie goldne Münzen ausgestreut,
Ein jeder Baum getränkt in Früchten,
O Wunder! ohne Gläser beut.
Die Wasser klingen am Gesteine,
Wie Schmuck an Händen schöner Frau'n, u. s. w.

oder die lebendige der Gemsenjagd in der 288. Kassidet. Ueberall ist die Einwirkung von Persiens Zauberhimmel auf des Dichters Gemüth zu bemerken. Heiß entbrannt für Tapferkeit, Großmuth und Beredsamkeit, von kriegerischem Sinne beseelt und durchglüht, scheint sich selbst jene in Stunden früherer Lust leicht aufgeregte Trauer vermindert zu haben, welche wider Willen dem Dichter so oft den Becher der Freude verbitterte. Vergleichen wir die 286. Kassidet, welche eine Klage auf den Tod der Base Adhad-ed-dewlets enthält, mit den früheren Trauergedichten, so finden wir, daß in ihr mehr als in jenen die Reflexion vorherrsche, und die Empfindung sich untergeordneter verhalte. Es sind allgemeine Betrachtungen über die Natur und über die Nothwendigkeit des Todes, welche den Dichter zum Ausdrucke von Wahrheiten bestimmen, denen mehr philosophischer als ästhetischer Werth beygelegt werden muß Keine Spur jener ungezähmten Trauer, welche dem Dichter die Thränen aus den Augen treibt, und ihn zu ersticken droht, S. 315, selbst nicht so erhabener Betrachtungen, wie S. 196:

Wir werden wechselweis zu Grab getragen,
Und auf den ersten Schedeln gehn die letzten.
Wie manches Auge, das einst ward geküsset,
Ist nun mit Sand gefüllt, gleich einem Schachte.
Wie muthig war das Auge, das sich schließet,
Wie mancher fault, der nicht zu magern dachte;

sind anzutreffen, die Reflexionen sind alle kühlerer Art. Nur in dem letzten Gedichte, der 284. Kassidet, in welcher Motenebbi von Adhad-ed-dewlet Abschied nimmt, weckt die trübe Ahnung seines noch bevorstehenden Todes den kaum zur Ruhe gegangenen Geist der Schwermuth des Dichters wieder auf, dessen er nur durch seinen ritterlichen Tod quitt wurde, mit dem er ein

ruhmvolles, durch Lied und Schwert gekröntes Leben würdig beschloß. Er starb nämlich (Vorrede S. XXXIII) auf dem Wege zwischen Bagdad und Kufa, von einer Partey räuberischer Beduinen angefallen. Schon wollte er der Uebermacht weichen, und hatte sein Pferd zur Flucht eingelenkt, als ihm sein Sklave Moflih zurief: was werden, wenn du fliehest, die Leute sagen von dir, der du sagtest:

Mich kennt das Roß, die Nacht, das Schlachtrevier,
Die Schlacht, der Stoß, die Feder, das Papier.

Auf diesen Vorwurf lenkte Motenebbi wieder sein Roß zurück, und stürzte sich in die Feinde, in deren Mitte er sammt seinem Sohne kämpfend den Tod fand.

Wir hätten demnach den eigenthümlichen Charakter Motenebbis aus der Natur seiner Werke entwickelnd, zugleich die seltene Vorzüglichkeit dieses großen Dichters erweisend darzustellen versucht. Es ist noch übrig, ihn im Vergleiche mit denjenigen Erzeugnissen der Araber, welche man ihm an die Seite, oder über ihn stellt, zu würdigen, um zu erfahren, in wie fern das Prädikat des größten arabischen Dichters, welches Herr von Hammer ihm beylegt, ihm zukomme oder nicht. Wir begegnen bey dieser Gelegenheit zuvörderst einer in der XX. Nummer der in Leipzig bey Brockhaus erscheinenden Zeitschrift, Hermes, abgedruckten Recension des vorliegenden Werkes, von J. G. L. Kosegarten, welche die Richtigkeit jener Behauptung des Uebersetzers in Zweifel zieht. Da die Gründe, welche er anführt, obschon Scheingründe, doch die einzig möglichen sind, so können wir, sie prüfend, die Beantwortung zugleich auf die Zweifel anderer Literatoren beziehen. Er protestirt gegen das Urtheil Hrn. v. Hammers, Motenebbi sey der größte arabische Dichter, um die andern arabischen Dichtern gebührende Ehre zu bewahren. Das Fällen eines so allgemeinen Urtheils, glaubt er, sey schon an und für sich überall eine sehr mißliche Sache, vorzüglich aber in der arabischen Literatur, wo die Zahl der berühmten Dichter sehr groß ist, eben so auch die Zahl ihrer noch vorhandenen Lieder sehr groß, die Anschaffung dieser, fast nur handschriftlich vorhandenen, Liedersammlungen sehr schwierig, und endlich das Studium dieser Dichtungen den größten philologischen Schwierigkeiten unterworfen. Hr. v Hammer scheine bey jenem Urtheile nur einen beschränkten Theil der arabischen Dichtkunst im Auge gehabt zu haben, da es viele von ihm nicht angezeigte Gattungen arabischer Lieder gibt. Hr. Kosegarten bemerkt, daß er zwar nicht alle von ihm angezeigten Lieder gelesen habe, er aber deßhalb nicht das Urtheil, welches der größte arabische Dichter sey, fällen wolle; indeß äußert er, habe er

doch so viel gelesen, daß er manche gefunden habe, die er neben und über Motenebbi stellen zu müssen glaubt.

Das Unrichtige des ersten Theiles jener Behauptung springt in die Augen, Motenebbi wird uns so lange der größte arabische Dichter bleiben, als wir keinen größern kennen, da das Prädikat, der größte, nur relativ genommen, und dieses nur auf das Bekannte bezogen werden kann. In so fern bis jetzt kein Orientalist einen arabischen Dichter nennen kann, welcher in Rücksicht des poetischen Gehaltes, der hohen Bedeutsamkeit, im Verhältnisse des Umfanges seines Diwans größer als Motenebbi ist, oder ihm gleich steht, haben wir Recht, Motenebbi den größten arabischen Dichter zu nennen. Dieser Umfang seines Diwans muß dabey ganz besonders in Betracht gezogen werden. Hr. Kosegarten behauptet, arabische Dichter zu kennen, welche neben und über Motenebbi stehen; aber er vergißt darauf, sie und den Charakter ihrer Werke uns anzuzeigen. Er führt zum Beweise seiner Behauptung bloß einzelne Gedichte einiger arabischer Dichter an, welche bey der allgemeinsten Uebersicht, im Vergleich mit den ausgezeichneten Gedichten des Motenebbi, keine Probe aushalten. Wir führen zum Belege davon ein von Hrn. Kosegarten mitgetheiltes Gedicht Dschemils an, in welchem der Dichter seine ihn auf der Wanderung begleitenden Gefährten anredet:

1) O Freunde, weilt! die Theure zu begrüßen;
Sie duftet süß, sie athmet Lieblichkeit.
2) Verzieht ihr eine Weile mir zu Liebe,
So dank' ich euch bis mich mein Grab umfängt;
3) Und weilt ihr nicht, so wend' ich ab mein Sehnen;
Doch laßt mich scheiden heute dann von euch.
4) Es klagt im Hain; und ich sollt' weinen nicht?
Ich, der nun fern vom schlanken Mägdlein weile?
5) Der Täuber weint im Hain um seine Traute,
Und ich, Botheina sollt' ich schweigend müssen?
6) Bezaubert sey ich, sagen sie, und rasend;
Ich schwör's, nicht Rasen bannt mich und nicht Zauber.
7) Ich denke dein, so lang der Osten strahlet,
Und in der Wüste blinkt der Wasserschein;
8) So lange hoch am Himmel Sterne funkeln,
Und junges Laub am Lotosaste sproßt.
9) Gedenkend dein, Botheina, flammt mein Herz,
So wie der Wein den trunknen Mann entflammt.
10) Der Nacht der Palme denk' ich, da ich küßte
Die Hand der Holden mit dem schwarzen Auge;
11) Ich kann nicht mehr! die Sehnsucht reißt mich fort!
Ich stürze hin! die Thräne netzt die Brust!
12) O wüßt ich ob noch eine Nacht mir würde,
Wie jene Nacht, bis daß der Morgen glüht!

13) Ihr ward von mir manch süßes Wort gegeben,
Sie schenkte mir den Kuß von ihrer Lippe.
14) O wenn mein Gott noch einmal dieß beschieden!
Es sollte dann mein Herr den Dank erfahren;
15) Das Leben gäb' ich, heischtest du's von mir;
Gern gäb' ich's hin, wär dieses mir vergönnt.

Ein recht artiges Schäfergedicht, in der That; aber wo ist Motenebbis Kraft, wo Motenebbis Erhabenheit, wo Motenebbis Glanz und Feuer des Ausdrucks; ja wo sind selbst Motenebbis Ernst und Tiefe des Gefühls zu finden? Daß die Geliebte süß duftet, daß der Dichter ihrer denken wolle, so lange am Himmel Sterne funkeln, und so lange der Wein den trunkenen Mann entflammt, daß er das Leben für sie geben wolle, daß sie ihm einen Kuß gegeben habe, Alles das ist eben nicht sonderlich poetisch. Und doch sagt Hr. Kosegarten von Dschemmil, daß von seinen Liedern eines glühender sey als das andere, und es steht zu vermuthen, daß er uns eines seiner vorzüglichsten mitgetheilt habe. Wenn aber auch übrigens einzelne Gedichte arabischer Dichter neben und sogar über Motenebbi stünden, so könnte doch selbst dieß ihm den Namen des größten arabischen Dichters nicht streitig machen, wenn man den Umfang seines Diwans, und die Verbindung der Gedichte desselben ins Auge nimmt. Es ist kein Zweifel, daß in Zeitschriften und Taschenbüchern hin und wieder kleinere lyrische Gedichte gefunden werden können, welche so vorzüglich sind, daß sie Göthe und Schiller geschrieben haben könnten; keinem vernünftigen Menschen wird aber deßhalb es einfallen, deren Verfasser um ihretwillen Göthen und Schillern an die Seite zu setzen. Eben so wenig können die Bemerkungen des Hrn. Kosegarten, Motenebbis Gedichte gingen größtentheils von dem Zwecke aus, Fürsten und Minister so zu loben, wie Motenebbi selbst schwerlich für sie fühlte, den Werth jenes Dichters in Zweifel ziehen, da aus der von uns versuchten Entwicklung und Würdigung seiner Gedichte hervorgehen dürfte, wie Motenebbis Dichten und Fühlen fast immer in gleichem Verhältnisse gestanden. Wenn Hr. v. Hammer Motenebbi den größten lyrischen Dichter Arabiens nennt, so muß bey des Uebersetzers in zwey Welttheilen bekannter Gelehrsamkeit, mit welcher ein durch so viele Proben erwiesener unermüdeter Fleiß und ein glühender Eifer für orientalische Poesie gleichen Schritt haltend, angenommen werden, daß er den Weg des Vergleichs des Motenebbi mit andern arabischen Dichtern eingeschlagen habe, wornach jenes Urtheil als Folge der vorausgegangenen Prüfung erscheint. Wer anderer Meinung ist, muß Beweise anführen,

welche allein darthun können, daß jenem Dichter, welchen Hr. v. Hammer für den größten arabischen gehalten, dieß Prädikat nicht zukomme. Wo sind diese Beweise? — wie heißt der größere arabische Dichter, dem Motenebbi zurücksteht? Die Vortrefflichkeit der Gedichte an und für sich, und der Umstand, welchen Hr. v. Hammer anführt, und welcher von keinem Orientalisten geläugnet worden ist, den sogar Hr. Kosegarten mit der Bemerkung zugibt, es scheine ihm Gewicht zu haben, daß Motenebbis Lieder durch eine so große Anzahl von Kommentatoren erläutert worden, wie die keines andern arabischen Dichters, sind übrigens Beweise, welche Hr. v. Hammer außerdem zur Begründung seines Urtheils anführt.

In Rücksicht des Urtheils über die Musterhaftigkeit lyrischer Gedichte der Araber, scheint sich die Mehrzahl der Orientalisten für die Moallakat vereinigt zu haben. Aber auch hier finden wir bey genauerer Prüfung des dichterischen Werthes — abgesehen von jedem andern — daß weder die Moallakat überhaupt, noch auch einzelne Gedichte derselben, den vorzüglicheren des Motenebbi den Vorrang streitig machen können. Kräftiges Lob der Beredsamkeit und der Tapferkeit, um welches die Gedichte der Moallakat als um ihre Achse sich drehen, lebhaftes Lob der Schönheit, treffliche Beschreibungen von Pferden und Kamehlen, ein gewisser Adel der Gesinnungen der Sänger, verbunden mit Gluth in der Ausführung, und die Mittheilung von schätzbaren Nachrichten über Handlungs- und Sittenweise in einer Zeit, von der uns andere Nachrichten fehlen, machen den eigentlichen Werth der Moallakat aus. Was darunter von ästhetischem Werthe gefunden wird, finden wir Alles im Motenebbi eben so, aber vorzüglicher den Plan in den Gedichten, erhabnere Gedanken, eine größere Tiefe des Gefühls, mehr Pracht und Feuer im Ausdruck. Wenn wir im ersten Gedichte von Amralkais die Bilder, die Beschreibungen und die Vergleiche, welche eigentlich die höchste Zierde jenes Gedichtes ausmachen, mit denen des Motenebbi vergleichen, so zeigt sich ohne Mühe der Abstand jener von diesen, in Rücksicht ihres poetischen Gehaltes. Er vergleicht die Brust seiner Geliebten mit einem polirten Spiegel, mit einem reinen Straußeney, er lobt ihre glatten Wangen, vergleicht ihren Hals mit dem einer Antilope, ihre Hand mit den Zweigen eines Palmbaums, er bemerkt in der Schilderung seines Pferdes, es werfe den leichten, behenden Jüngling von seinem Rücken und zerstoße dem schweren Reiter die Kleider, es bewege sich wie der Kreisel in der Hand des Knaben, es habe Lenden wie ein Reh und Schenkel wie ein Strauß u. s. w., nirgends aber finden wir, der hohen Vortreff-

lichkeit des Gedichts ungeachtet, daß jenes tiefe Gefühl, welches wir so oft an Motenebbi bewundern mußten, die Verse an die Geliebte ins Leben gerufen haben, wie z. B. in der 2., 6., 10., 58. Kasside; keine der Schilderungen ist so veranschaulichend, wie fast alle in Motenebbi es sind, mögen wir auch irgend eine seiner größern Kassiden durchgehen. Die Beschreibung des Sturmes mit seinen Verheerungen am Schlusse ist meisterhaft, aber ähnliche Beschreibungen finden wir auch in Motenebbi. Das Gedicht von Tarafa steht, seiner Anmuth ungeachtet, in Rücksicht der Vorzüglichkeit der Beschreibungen hinter dem des Amralkais; die körperlichen Beschreibungen der Reize seiner Geliebten halten keinen Vergleich mit ähnlichen des Motenebbi aus, sie sind wohl sinnlich anschaulich, aber das poetische des Gedankens, welches bey jenen in dem Körper seiner Beschreibung enthalten ist, finden wir nicht. Der Vergleich mit einer Gazelle und einer Gemse, Lob der Zähne, der Haare u. s. w. sind wohl veranschaulichend, nirgends aber sind Stellen zu treffen, wie im Motenebbi S. 7:

> Aus der Nacht ihres Haares leuchtet die Sonne des Tags.

S. 12:

> Von den Locken raubt der Ostwind Gerüche des Muschus,
> Lippenentblößten Zahn kühlet der eisige Thau.

S. 55:

> Ihres Halses Band, ihr Lächeln und ihr Gekose,
> Läßt an Ordnung und Glanz Perlen die schönsten zurück.

welche echt poetischen Inhalts sind. Die folgende Beschreibung des Kamehls von Tarafa hat, man möchte fast sagen, mehr anatomischen als dichterischen Werth, das Ende des Gedichts ist durch Wahrheit der Gedanken ausgezeichnet, ein Vorzug, den wir, wie früher hinlänglich dargethan worden, häufig in Motenebbi finden. Dasselbe gilt vom Gedichte des Zohair; der ernste Charakter unterscheidet es eigentlich von allen übrigen Gedichten der Moallakat; Wahrheiten, allgemeine Bemerkungen, Sittensprüche u. dgl., welche wir in jenen zerstreut finden, machen hier den eigentlichen Inhalt des Gedichtes aus. Es ist nicht zu läugnen, daß dasselbe in dieser Beziehung auch einen entschiedenen Werth habe, und zwar um so mehr, als wir dadurch einen interessanten Aufschluß über die Denk- und Handlungsweise der Araber in jener uns ferne gelegenen Zeit enthalten. Alles das gibt aber, genau besehen, dem Gedichte didaktischen Werth, welcher, wenn es sich darum handelt, den lyrischen zu erörtern, weniger in Anschlag kommen kann. Da es eine allgemeine, aus der Natur der Sache abgeleitete, Bemerkung ist,

daß der lyrische Werth eines Gedichtes durch didaktische Zuthat sehr verringert wird, ist es begreiflich, daß das Gedicht des Zohair, bey allen seinen Vorzügen, den Gedichten des Motenebbi, in lyrischer Rücksicht, zurückstehe. Jene Innigkeit, Tiefe, Wahrheit und Glut der Empfindung, die wir häufig in Motenebbis Gedichten nachgewiesen haben, wird dort fast gänzlich vermißt. Das Gedicht von Lebid ist durch höchst gelungene, wahrhaft poetische Darstellungen bedeutend, eine seltene Innigkeit, und der Geist einer zarten Wehmuth, zeichnen es vor allen übrigen der Moallakat aus, zugleich wird ein Adel der Gesinnungen des Dichters bemerkbar, der den Dichter selbst unserer vollsten Theilnahme werth macht; das Gedicht von Antara wird bedeutend durch Kraft der Ausdrücke, es sind die mächtigen Laute vom Sohne des Krieges, die uns darin entgegenschallen. Was Lebid und Antara einzeln gewesen, finden wir in Motenebbi vereint, er ist der Sänger der Liebe und der Wehmuth, und der Sänger der Schlacht zugleich, der die Wahrheit der Empfindungen, die er aussang, mit dem Blute seines Herzens besiegelte. Ein Blick auch nur auf jene Stellen, welche wir zum Behufe dieser Untersuchungen zuvor im Auszuge mitgetheilt haben, wird unsere Meinung hinlänglich bestätigen, daß kein Vorzug in Lebid oder Antara gefunden werden kann, welcher nicht auch in Motenebbi nachgewiesen ist, und zwar häufig in einem höheren Grade, daß aber beyde, für sich betrachtet, Motenebbi in seiner Vollkommenheit nicht erreichen. Amru's und Hareth's Gedichte stehen weit hinter den vorzüglicheren des Motenebbi zurück. Obschon das Gedicht des ersteren durch vorzügliche Beschreibungen ausgezeichnet ist, hat der Dichter im Vergleich des Motenebbi mehr die körperliche Seite des Gegenstandes aufgefaßt, indeß uns Motenebbi auch dasjenige zeigt, was in jener Aeußerlichkeit von der poetischen Seele enthalten ist. Das Gedicht von Hareth in einem gemäßigteren, minder feurigen Tone geschrieben, enthält zu viele Beziehungen auf Vorfälle jener Zeit, die uns nur zum Theil bekannt oder ganz unbekannt sind, um das ungeschwächte Interesse haben zu können, welches wir von einem lyrischen Gedichte, zunächst unsere Empfindung aufregend, begehren. Es ist dem Gedichte in gewisser Beziehung eine eigentliche Kunstweisheit nicht abzusprechen, aber jenes üppige, dichterische Leben, welches aus so vielen Kassiden des Motenebbi uns entgegensprudelt, finden wir nicht darin. Somit kann, unserer Meinung nach, auch in der Moallakat kein Gedicht gefunden werden, welches in Hinsicht dichterischer Vorzüge die besseren Gedichte des Motenebbi, und nur in dieser erscheint die eigentliche Beschaffen-

heit des Dichters, an Werth überböte, viele aber stehen jenen darin weit zurück. Kommt noch dazu die Betrachtung, daß jene vielbelobten Gedichte von verschiedenen Verfassern herrühren, und daß es leichter sey, einzelne Gedichte, als einen Diwan zu schreiben, daß ferner der eigentliche poetische Charakter eines Dichters, besonders was lyrische Gedichte belangt, nur aus der Seele seiner Gedichte zu entnehmen ist, dürfte es wohl keinem Zweifel unterworfen seyn, daß Hr. v. Hammer unserem arabischen Dichter das Prädikat des größten mit vollkommenem Rechte, und nach reifer Prüfung beygelegt habe.

Was die Uebersetzung des vorliegenden Werkes, durch dessen Bekanntmachung Hr. v. Hammer sich selbst ein monumentum aere perennius gesetzt hat, mit sicherem Blick und festem Urtheil die Vorzüge Motenebbis erkennend und würdigend, zehnjährigen Fleiß und Mühe nicht scheuend, so steht uns darüber leider jenes Urtheil nicht zu, welches aus der genauen Kenntniß des Urtextes und seiner Vergleichung mit der Verdeutschung hervorgeht; doch schon allein die Proben, welche wir früher mitgetheilt haben, liefern bey Berücksichtigung der Kraft, dem Glanz, der Leichtigkeit und Gewandtheit des Ausdruckes, Beweise, daß sie dem Geist und Gemüth eines echten Dichters ihre Entstehung verdanke. Daß hin und wieder kleinere Härten gefunden werden, wird leicht durch den Umfang des Werkes entschuldigt, und es erscheint geradezu lächerlich, wenn Hr Kosegarten in der früher gedachten Beurtheilung von Hammers, dem Uebersetzer von Motenebbi's, aus 289 meist umfangsreichen Gedichten bestehenden, Diwan, den Hiatus S. 150 »ich breche euch« nachweist. Um eine allgemeine Uebersicht der Natur jener Uebersetzung zu geben, theilen wir die Methode mit, welche der Verfasser in der Vorrede S. XXXIV entwickelt: »In der lebendigsten Ueberzeugung, daß Poesie nur wieder in poetischer Form, und nicht in Prosa poetisch getreu übersetzt werden könne, ist der Uebersetzer von dem schon früher, in der Verdollmetschung Hafisens, eingeschlagenen Wege metrischer Uebersetzung, nur in so weit abgewichen, als es ihm möglich schien, hier und da durch Beybehaltung des Reimes, dieses Hauptschmuckes aller arabischen Gedichte, noch mehr den Ton und die Farbe des Originals wieder zu geben, als in der einfachen Uebersetzung Hafisens. Sehr gerne würde er auch im Deutschen dieselbe Reimfolge des Arabischen, d. i. in jedem Gedichte nur Einen Reim, alle anderte Verse, beybehalten haben, wenn ihm die Ausführung dieses guten Vorsatzes, bey der Armuth der deutschen Sprache an Reimen (in Vergleichung der arabischen), möglich geschienen hätte. Weit leichter läßt sich

die Beybehaltung dieser Form des Gasels und der Kassidet bey der Uebersetzung prosaischer Dichter versuchen, wo in ganzen Gaselen ein und dasselbe Wort als Reim wiederkehrt, und selbst da nicht ohne oftmalige Sprachverrenkung; aber da sich im ganzen Diwan Motenebbis auch nicht ein einziges Gedicht mit solchem immer wiederkehrenden Reimworte befindet, so konnte von diesem Versuche (der neuerlich, wiewohl nicht in Uebersetzungen, sondern freyen Nachbildungen, nicht unglücklich angestellt worden ist) gar keine Rede seyn Es ist daher der Reim bald ununterbrochen, bald unterbrochen beybehalten worden, je nachdem es die voraus erwogene Schwierigkeit, das ganze Gedicht auf die eine oder die andere Weise zu übersetzen, gestattete. Immer wurde der Ton und die Farbe des Ganzen zuerst zu Rathe gezogen, um nach demselben das Sylbenmaß mit oder ohne Reimfolge, und die letzte doppelt oder einfach zu bestimmen. Die Beybehaltung der arabischen Sylbenmaße schien eben so unmöglich, als die des einzigen Reims für jedes Gedicht. Indem diese beyden Anforderungen, als unmöglich zu erfüllen, außer Frage gestellt blieben, wurde dafür um so strenger auf Beobachtung des (in der Uebersetzung Hafisens vielfach nachgesehenen) Gesetzes, daß jedem Verse des Textes Ein deutscher zusage, und also die Verszahl der Uebersetzung der des Originals vollkommen gleich sey, gemacht. Jeder deutsche Vers entspricht also dem arabischen, und nur ein paar Mahl wurde das, zur Deutlichkeit des Sinnes nothwendige, Opfer gebracht, in einem Distichon den zweyten Vers dem ersten des Originals vorauszuschicken. In Betreff der Wahl des Sylbenmaßes ist für Gedichte elegischer Stimmung immer das elegische, für die Satyren meistens das jambische, für Schlachtgedichte bald dasselbe, bald das trochäische, und das daktylische nur in sehr wenigen Fällen für Ausbrüche aus dem Stegreife, oder Ausnahmen von ganz besonderem Frohsinne gewählet worden; die Wortspiele sind da, wo es sich thun ließ, im Deutschen einiger Maßen beybehalten; wo es ohne Verunstaltung des Sinnes nicht thunlich war, in den Noten angemerkt worden.«

Am Schlusse dieser, besonders in historischer Rücksicht, musterhaften Vorrede bemerkt der Uebersetzer, daß er sich glücklich preist, wenn es ihm gelingt, durch seine Arbeit (wie es ihm durch seine Uebersetzung Hafisens mit den Persen gelungen ist) deutsche Dichter, wie Göthe, Rückert und Platten, zur ferneren Einbürgerung des deutsch umgekleideten Arabers zu bewegen. Der Vorrede folgen als Anhang eine Lebensbeschreibung Motenebbis aus Ibn Chalkan, der Motenebbis Gedichte die Vollendung selbst nennt; eine ähnliche aus Loris Universalgeschichte, und eine bibliographische Auskunft über Mote-

nebbi, und seine Ausleger aus dem bibliographischen Wörterbuche Hadschi Chalfas.

* * *

Baki erscheint im Vergleiche zu Motenebbi nicht nur in Rücksicht der Großartigkeit in der Erfindung, des Ernstes, der tiefen Bedeutung, sondern überhaupt in Betracht seines ganzen dichterischen Vermögens untergeordnet. Der Hauptvorwurf, welcher dem Dichter gemacht werden kann, besteht im Mangel der eigentlichen Originalität, da seine Poesie, verglichen mit der großer persischer Dichter, z. B. des Hafis, nur als Nachklang jener Poesieen angesehen werden kann. Aber auch nur in jenem Vergleiche kann der Dichter verlieren, den wir in Rücksicht seiner Glut, seiner Anmuth und seiner Lieblichkeit ausgezeichnet nennen müssen, und dem wir auch nach Prüfung der vorliegenden Beweise das ihm vom Uebersetzer beygelegte Prädikat des größten türkischen Lyrikers nicht absprechen können.

Hr. v. Hammer hat in Berücksichtigung der bey Gelegenheit Motenebbis von einigen Orientalisten geäußerten Zweifel, ob er den Namen des größten arabischen Dichters verdiene, den türkischen gleich in der Vorrede über jeden ähnlichen Zweifel erhaben gezeigt, und dargethan, daß Baki, unter Suleiman dem Gesetzgeber geboren, im Aufschwunge lyrischer Poesie, mit dem Aufschwunge des höchsten Flores der Macht und wissenschaftlichen Bildung der Osmanen gleichen Schritt hielt, und als der von allen frühern und spätern unerreichte größte lyrische Dichter der Osmanen den Thron einnahm und behauptete. Um den von Hrn. Kosegarten im Konversationsblatte über Motenebbi aufgeworfenen Zweifel, ob Hr. v. Hammer auch die vorzüglichsten orientalischen Dichter gelesen habe, zu entkräften, erörtert dieser (eine bey seinen Verdiensten um orientalische Literatur, und in Berücksichtigung des Standpunktes, auf dem er sich befindet, fast überflüssige Mühe), wie er die Sonnenbahn türkischer Poesie in den zwölf Sternenbildern erster Größe durchlaufen, welche er in der Vorrede mit der sorglichsten Umständlichkeit anführt, wie er vor neun und zwanzig Jahren mit der Frühlingsfeyer Mesihi's unter den deutschen Uebersetzern zum ersten Mal aufgetreten sey, und gleichzeitig das berühmteste türkische romantische Gedicht (Scheichi's Chosrew und Schirin) in seiner Schirin benützt habe, wie er, um die Geschichte der schönen Redekünste der Osmanen für Eichhorns Werk mit gehöriger Sachkenntniß zu schreiben, nicht nur die klassischen Biographien und Anthologien osmannischer Dichter durchlesen, sondern auch die vorzüglichsten Diwane und Mesnewi selbst durchstudirt, und als

Resultat jahrelanger Lesung und Mühe schon in der eben angeführten Geschichte der schönen Redekünste der Osmanen das Urtheil gefällt habe: »Baki oder Abdulbaki, d.i. der Diener »des Ewigen, sey unstreitig der größte aller türkischen Lyri»ker, und überrage sie alle weit an gereinigtem Geschmacke und »edlem Ausdrucke. Er sey der einzige türkische lyrische Dichter »vielleicht, der ganz in einer europäischen Sprache übersetzt zu »werden verdiente, wie Hafis und Motenebbi, die Fürsten »der persischen und arabischen Lyriker.« Dieses durch die Mühe der Uebersetzung neuerdings bestätigte Urtheil gibt er übrigens nur für ein vergleichendes aus, in Bezug auf das Verdienst anderer türkischen Lyriker ausgesprochenes, und überläßt es, wie bey Motenebbi, der europäischen und insbesondere der deutschen Kritik, Bakis absolutes poetisches Verdienst zu würdigen.

Um sein Urtheil noch mehr zu begründen, führt er den unverwerflichen Ausspruch der größten orientalischen Kunstrichter und Geschichtschreiber über Bakis Vorsitz unter den Lyrikern der Osmanen in Uebersetzungen an, welche der Vorrede als Anhang folgen. Da diese Urtheile nicht nur allein über die poetische Natur Bakis Licht verbreiten, und die hohe Achtung zeigen, welcher er bey seinen Landsleuten genoß, sondern uns auch durch ihre eigenthümliche Sonderbarkeit mit dem Charakter türkischer Poetik und Kritik vertraut machen, so wollen wir das Wesentlichste von dem, was sie enthalten, in gedrängten Auszügen anführen:

Der erste jener Kritiker, Ahdi, sagt in seinem Rosenbeet der Dichter, von Baki, »die brennenden Gedichte dieser Nachtigall in des Wortes Rosenlicht, und dieses Papagay's, welcher Zucker bricht, sind weit berühmt in der Welt, und den Augen aller Menschensöhne zur Schau ausgestellt;« Aaschik-Hasan äußert sich in seinen Biographien der Dichter, »Baki's durchdringendes Talent bohrt als Juwelenbohrer das Ohrgehänge der Jungfrauen der Gedanken durch, und seine scharfsinnige Naturanlage prägt als Münzer das Gold und Silber des Marktes der Dichtkunst zu Münzen aus; der Spiegel seines Gemüthes zeigt des Wortes Eurythmie, und im Schlafgemache seines Herzens ruht die Braut der Phantasie;« und doch konnten beyde Lebensbeschreiber (ihm gleichzeitig — S. Vorrede VII) den in ihren Tagen erst noch Aufsteigenden jene Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber seinen Genius, der sich damals noch nicht in vollem Glanze entwickelt hatte, auch nicht in vollem Maße würdigen, was erst den späteren Lebensbeschreibern und Blüthensammlern osmannischer Dichter vorbehalten war. — In den Biographien der Dichter von Kinalisade wird gesagt: »Seitdem Gei-

ster des Menschengeschlechts aus dem Gewölbe höherer Welt in die Muscheln der Leiber niederfallen, und seitdem die den Muscheln der Körper eingeregneten Seelen als Perlen des Halsbandes der Möglichkeit und Nothwendigkeit strahlen, ist kein Dichter erschienen, der diesem gleich, kein Sänger, dessen Gedichte wie die seinigen an Inhalt reich, was allen Feinsinnigen klar, allen Scharfsinnigen offenbar. Er hat als Herscher des Worts die vier Erdtheile mit seinem Ruhme erfüllt, und die Schätze der Dichtkunst unterjocht, und der Ambraduft seiner Wohllaut hauchenden Worte erfüllet über der ganzen Erde die Luft. Wie wohl er der Zeit nach der letzte unter den Meistern der Wohlredenheit erschienen, so ist er doch dem Range nach der Erste.« In den Biographien der Dichter von Rijasi heißt es: »Da die Rolle seiner herzbezaubernden Verse ein silbernes, mit zerriebenem Moschus geschriebenes Amulet ist, dem Arm der Wohlredenheit aufgebunden, so sind dadurch alle Zungen der Redner der Welt in Stummheit gebunden, und seitdem er den Diwan seiner Wohlredenheit aufgethan, schaut man die Gedichtssammlungen der Dichter Rum's im Winkel der Vergessenheit nicht mehr an.

Der wahre Dichter ist nur Er,
Der wahre Zaubrer ist nur Er.

In der That hat er Alle übertroffen in der Kasside.« — In den Biographien der Gelehrten von Attaji wird Baki genannt: »Die farbiggeschmückte Hochzeitspalme der Wissenschaft, das erste Ghasel des Diwans der Wohlredenheit, das erste Distichon des Gedichtes der Kunstfertigkeit, der Titel wahrer Kenntniß und Gelehrsamkeit, der Grundvers der Kasside, der Rhetorik und der Beredsamkeit, der einzige Vers wunderbarer Dichterkraft, der Schlußvers zauberischer Wissenschaft.« In dem bibliographischen Wörterbuche Hadschi Chalfas, unter dem Artikel Diwan, heißt es: »Der Diwan Bakis sey der berühmteste der türkischen Diwane.« — Suleiman endlich, der mit der Macht und Würde eines großen Feldherrn und Herrschers zugleich die Gabe des Dichters und die Einsicht eines Kunstrichters verband, dessen gebildeter, an den größten Meistern persischer und arabischer Poesie geläuterter Geschmack die Literatur der Osmanen auf die höchste Stufe hob, welche dieselbe erreicht, setzt Baki, wie der Uebersetzer sich ausdrückt, wenn auch nicht das poetisch gewichtigste, doch gewiß das historisch wichtigste Zeugniß, dessen im Schlußworte zum Anhange gedacht wird, welches Baki den ersten osmannischen Dichter nennt, wodurch er nicht nur allen Lyrikern, sondern auch den Verfassern romantischer Gedichte vorgesetzt wird, wobey er ihm zugleich allein drey Distichen weiht, während alle übrigen folgenden osmannischen, wie die vorherge-

henden persischen, mit einem einzigen Distichon abgefertigt werden.

Bey diesen überzeugenden Beweisen, welche Hr. v. Hammer für das Supremat Baki's uns vorlegt, dürfte wohl sogar jeder Zweifel dagegen in den gehörigen Schranken bleiben, und Baki unbedingt, und ohne einen Vergleich scheuen zu dürfen, als der erste türkische Dichter anerkannt werden müssen. Dasjenige, was ihm allenfalls zur obersten Vollkommenheit eines Dichters überhaupt abgehen dürfte, würde mehr dem Zustande der türkischen Poesie und ihrem untergeordneten Verhältnisse, in welchem sie zur persischen stand, der beständigen und unmittelbaren Einwirkung dieser auf jene, wodurch sie in dem höchsten, was die Kunst kennt und bedarf, in ihrer freyen, selbstständigen, eigenthümlichen Entwicklung gehindert wurde, als der Individualität des türkischen Dichters zugeschrieben werden, oder höchstens nur in so fern, als er zu sehr einer herkömmlichen Form huldigte. Wenn wir Baki mit Motenebbi vergleichen, so finden wir, daß, so wie Kampf und Sieg, Lob der Tapferkeit und der Freygebigkeit, diejenigen Aufgaben gewesen, zu dessen Lösung der letztere seine eigenthümliche dichterische Gemüthsanlage getrieben, daß, so wie jene elegische Stimmung, welche in ernsten und dabey phantasiereichen Individuen oft gefunden wird, bey Motenebbi in einem ungewöhnlichen Grade sich findet, Baki dagegen von der Lust zu sinnlichen Genüssen, zum Preise derselben gestimmt wird, und leicht und lebensfroh dort tändelt und scherzt, wo Motenebbi männlich, tief und ganz bewundert, verachtet oder betrauert. Wenn Motenebbi noch in der Schule sang:

Lob das Haar nicht, bis du schauest
In der Schlacht die Locken fliegend
An dem Jüngling Lanzen schwingend,
Jedes Haar vom Blute träufelnd.

und wir darin erkennen, wie schon in seiner Jugend das Vorgefühl künftiger Kraft und Größe sich regte, so finden wir, kleine Ausnahmen abgerechnet, nichts als Wein und Liebe, und Blumen aller Art in Baki, nur freylich nicht von so ganz eigenem Zauber, und von so unnachahmlicher Lieblichkeit, wie in Hafis, dem Perser, aber dabey immer noch von so poetischer Art, daß wir dem Dichter den ersten Platz in der Reihe türkischer, und einen der vorzüglichern in der Reihe bedeutender Dichter anderer Nationen einräumen müssen. Motenebbi ist außer dem schönen noch ein erhabener Dichter, Baki außer dem schönen noch ein angenehmer, jener wird bey längerer Bekanntschaft uns immer mehr gefallen, Baki steht im entgegengesetzten Falle, aber

man befreundet sich dagegen leichter und schneller mit dem lieblichen, glühenden Sänger.

Sein Diwan ist von weit geringerem Umfange, als der Motenebbis, er zerfällt in 14 Kassiden, 204 Ghaselen und 12 einzelne Distichen. Sein eigentlicher Werth besteht ohne Zweifel in den Kassiden, von welchen wieder die letzte die vorzüglichste ist. Die erste enthält eine Apotheose Sultan Suleiman's. Bey schönen Stellen finden wir in ihr jene schwülstige Uebertreibung, und jenes Haschen nach Bildern, welche zu den Eigenthümlichkeiten der türkischen Poesie gezählt werden müssen; der Dichter läßt den Mond eine Fackel tragen, die Milchstraße Funken schlagen, den Leoparden des Himmels mit der Kette der Milchstraße bändigen, aus fallenden Sternen eine Kette um den Hals des Himmels binden, Rosen und Jasminen vor dem Sultan die niederwerfende, Cypressen die aufstehende Bewegung machen, jene sich anbetend niederwerfen, diese aus Ehrfurcht aufstehen, und schließt mit dem Wunsche, daß seine Feste das Glück kredenzen, und der Sphären Becher golden glänzen soll. Die zweyte Kasside ist gleichfalls zum Lobe Sultan Suleimans gedichtet, die dritte zum Lobe Selim II. Die erstere behauptet in der Wahrheit des Gefühls, der Richtigkeit und Ueppigkeit der Bilder den Vorrang, indeß die letztere in allen diesen Beziehungen matt erscheint. Die vierte enthält ein Wintergedicht zum Lobe des Mufti Chodscha Tschelebi, und die fünfte ein Frühlingsgedicht zum Lobe Alipascha's. Der Dichter geht in beyden von Beschreibungen äußerer Umgebungen zum Preise seiner Gönner über, von denen er aber weniger als Motenebbi bestimmte Kardinaltugenden anführt, als ihre Verdienste im Allgemeinen anrühmt, dergestalt, daß fast nichts gedacht werden kann, was er an ihnen nicht preist. Besonders sind es die Vergleiche, welche jenen Gedichten eine eigenthümliche Farbe verleihen, indem der Dichter den Mann, dessen Lob er sich vorsetzt, immer mit Gegenständen außer ihm, und diese wieder mit jenem vergleicht, wobey er denn freylich häufig beschuldigt werden kann, daß er nach dem Vergleiche auf eine Weise gejagt habe, welche ihrer Unnatur wegen nicht gebilligt werden kann, ohne Rücksicht, ob sie sich nun in der Poesie dieses oder jenes Volkes finde. Wenn wir die Vortrefflichkeit eines Dichters erkennen sollen, so kann dieß, außer andern Bedingungen zugleich nur dann geschehen, wenn wir finden, daß er sich über das Unrichtige, Unpoetische und Fehlerhafte seiner Zeit oder seines Landes mit Kraft und Sicherheit hinwegzusetzen verstand. Das Unnatürliche kann nun in keiner Poesie der Welt gebilligt werden, man kann wohl mit Bedauern erwähnen, daß es zu den Eigenthümlichkeiten irgend einer Nation

gehöre, aber es nie als etwas Vorzügliches preisen. Hr. v. Hammer hat durch die in der Vorrede S. XI erklärte Aeußerung, sein Urtheil über Bakis Supremat in der türkischen Poesie sey nur ein vergleichendes, in Bezug auf das Verdienst anderer türkischer Lyriker ausgesprochenes, geradezu darauf hingedeutet, und neben den Vorzügen auch die Mängel der türkischen Poesie überhaupt, in seiner auf klassischen Werth Anspruch machenden Geschichte der schönen Redekünste der Osmanen belehrend auseinandergesetzt.— Die Beschreibungen in den oben angeführten Gedichten Baki's sind von gleicher Art, wie die Vergleiche, oft poetischer Natur, aber häufig unpoetisch durch Uebertreibung. Stellen, wie S. 13 im Wintergedicht,

> Der Drechsler, der den Becher dieser Welt gedreht,
> Hat nun den Abfall in dem Schnee herabgesä't.

S. 18:

> Bäche stürzen sich von Stein zu Steinen,
> Sich an seiner Schwelle auszuweinen. —
> — — — — — —
> Eifersucht auf deiner Zähne Spitzen,
> Macht die Liliendolche Thauschweiß schwitzen.

wechseln mit den herrlichsten, poesiereichsten Stellen, wie S. 10, im Winterliede vom Schnee:

> An jedem Aste hängt ein Spiegel jetzt von Eis,
> Wird in der höhern Welt vielleicht jetzt Lenz gefeyert?
> Sind dieß die Blüthen, die der Wind herunter scheuert?

oder im Frühlingsgedichte S. 15:

> Frühlingslüfte hauchen neues Leben,
> Blumen wachen auf vom Schlaf zum Leben.
> Fluren deckt smaragdene Tapete,
> Silberstoff verhüllt die Blumenbeete;
> Ost kam an mit reichen Güterballen,
> Und er lud den Lenz ab zu Gefallen.

Die höchste Spitze, auf welche Bilderjagd und Uebertreibung von Baki getrieben wurden, finden wir indeß in der sechsten und in der achten Kasside, wovon die erste ein Ringgedicht zum Lobe Alipaschas, die letztere ein Hyacinthen-Gedicht zum Lobe Mohammed Tschelebi's enthält. Nach der Weise, nach welcher wir gegenwärtig lyrische Gedichte zu beurtheilen pflegen, oder im Rückblicke auf die Klassiker anderer Nationen, fiele es uns vielleicht unmöglich, jene Gedichte als solche anzuerkennen; wir müssen dabey unmittelbar auf den Charakter orientalischer Poesie überhaupt, und türkischer insbesondere, zurückgehen, wobey wir finden, daß die Dichtkunst der Morgenländer freye Ergüsse einer durch nichts gehemmten Phantasie uns darbietet, und daß sie zugleich beständig nach der Veranschaulichung des Geisti-

gen im Körperlichen strebt. In letzter Beziehung sich zwar im Allgemeinen die rechte Aufgabe der Poesie überhaupt vorsetzend, geht sie häufig im Mangel des Ergreifens vom rechten Mittel davon ab, da sie nicht immer für den Geist den passenden Körper zu wählen bemüht ist, sondern vielmehr darnach ausgeht, die entferntesten Beziehungen des Geistigen und des Körperlichen, oder auch zwey körperlicher Objekte zu einander, herauszubringen, wobey sie mehr Witz und Scharfsinn, als poetische Kraft zeigt, und häufig ins Uebertriebene und Baroke fällt. Dabey muß zugleich bemerkt werden, daß die Poeten des Orients in der Regel den Vergleich von ihren nächsten Umgebungen, Pferden, Kamehlen, Gasellen, Pflanzen ihres Landes u. dgl. zu nehmen pflegten, welche uns entweder im Allgemeinen, oder mindestens nach all den Beziehungen unbekannt sind, welche der Orientale darin fand und findet. Mit mehr poetischer Kraft und Feinheit behauptete der Perser die Eigenthümlichkeit seiner Poesie, indeß der Türke sich zu ihm nur gleichsam als Nachtreter verhielt, und daher, begreiflicher Weise, in der Uebertreibung noch übertrieb. Es wird zwar in den älteren persischen Gedichten gleichfalls Uebertreibung, wenigstens nach dem Maßstabe, welchen wir am Gedichte zu stellen pflegen, gefunden, aber sie ist von ganz anderer Art, als die, welche wir in der türkischen Poesie antreffen. Dort wurde sie durch eine von außenher aufgeregte Phantasie, und durch eine Stärke des Gefühls erzeugt, welche, obschon ungewöhnlich zu nennen, doch vorhanden war; hier war weder jenes Aufregen, noch selbst jene Gefühlsstärke vorhanden. Ein Blick auf die Natur der Gedichte der Perser und Türken überzeugt uns von der Wahrheit jener Behauptung. Wohl der ungewöhnliche, der starke, der ungeregelte Ausdruck, die Uebertriebenheit des Bildes und der Schilderung, aber keineswegs das Spielende, Gesuchte verträgt sich mit der Kraft des Gefühls. Je mehr dem Dichter angemerkt werden kann, daß er nach Bildern und Gleichnissen gejagt habe, je mehr Absicht darin zu finden ist, um desto weniger herrschte, begreiflicher Weise, das Gefühl vor, welches einem fortlaufenden Strome nicht ungleich, in seinem Gange entweder nicht gehemmt werden darf, oder still steht. Es ist begreiflich, daß der bewegte Dichter im Vergleiche und in den Bildern nach dem Nächsten greift, die näheren Beziehungen auffindet und ausdrückt; aber es ist nicht wohl zu erklären, wie der Bewegung des Gemüths ungeachtet, Verstand, Witz und Scharfsinn immerfort Zeit haben, die entferntesten Aehnlichkeiten und Verschiedenheit der Dinge aufzufinden; jenes ist in der persischen, dieß in der türkischen Poesie der Fall. Bewunderung der Natur, welche dort aus der gefühlreichen Betrachtung ihrer

Vollkommenheiten entstand, ist hier in ein spitzfindiges und erkünsteltes Lob mancher ihrer Produkte, ein Ergriffenseyn von der Schönheit und dem Adel weiblicher Vollendung, in ein wollüstiges Gefallen an den Reizen des Weibes verändert, und wenn es der Perser verstand, aus dem schönen Körper, und überhaupt aus allem, was ihn vom Herrlichen und Eindrucksmächtigen umgab, den Sinn und die Bedeutung herauszufühlen und auszudrücken, so sieht man dem Türken die Mühe und Qual an, mit welcher er, Schwulst und Unnatur nicht scheuend, die Sache nach allen Seiten herumdreht, um so viel Beziehungen und Bedeutungen als möglich herauszuwinden, mögen diese nun poetische seyn oder nicht. Die türkischen Kritiker halten hierin, wie wir gesehen haben, mit den Dichtern gleichen Schritt. Ihr Liebling ist ihnen ein Papagay, welcher Zucker bricht, eine farbig geschmückte Hochzeitspalme, sein Talent ist ihnen ein Juwelenbohrer u. dgl.; nur selten findet sich in ihren Ausdrücken und Bemerkungen ein eigentliches Erkennen und Würdigen seiner poetischen Natur, wie z. B. in den Versen:

Als das Verzeichniß der Dichter besah das richtende Schicksal,
Riß es der Namen gar viel aus dem Register heraus;
Während es jene verwarf, bestätigt es diesen für immer,
Schrieb in der Zeiten Buch: dauernd ist Baki fürwahr!

Wenn das Gesagte nun schon von den persischen Dichtern überhaupt angenommen werden kann, um wie viel mehr gilt es von ihrem größten Dichter Hafis (dessen gleichfalls von Hrn. v. Hammer aus dem Persischen zum ersten Male ganz übersetzten Diwan wir gelegentlich zu besprechen gedenken), der, obschon innerlich und dem Geiste nach mit der Eigenthümlichkeit persischer Poesie verwandt und befreundet, dennoch darin von der Mehrzahl, vielleicht von allen übrigen persischen Dichtern sich unterscheidet, daß bey ihm mehr als bey den übrigen der Verstand vorherrscht, und er auf eine ganz charakteristische und eigenthümliche Weise Ideal und Wirklichkeit zu verbinden und auszugleichen versteht, ohne dadurch zum kalten Verstandespoeten zu werden, und auf welchen wir bey dem Nacheifern unseres türkischen Meisterdichters nach persischen Mustern rückblicken müssen.

Wie klar und ohne das poetische Feuer zu erkälten überwiegt bey Hafis der Verstand die Gebilde der Phantasie, wie weiß er in seinen Schilderungen und Bildern, wenigstens gewiß in den meisten, das Poetische des Inhalts aufzufinden und darzustellen, indeß Baki häufig sich eine Aufgabe vorsetzt, die er dann oft mit bewunderungswürdigem Scharfsinn, aber auch weniger poetisch als Hafis, löst. Er wird nicht, wie zuweilen jener, von der Phantasie zu weit geführt, sondern er treibt mit

Gewalt die Phantasie ins Ungemeßne und in jene Räume, aus welchen er sie nicht wieder zurückzuholen vermag. Da beym Gefühle des Schönen der Verstand gleichfalls befriedigt werden muß, aber durch jene Wolken- und Nebelzüge der Einbildungskraft nicht befriedigt werden kann, so ist es leicht zu erklären, wie zuweilen, der poetischen Verdienste Baki's ungeachtet, manche Theile seiner Kassiden geradezu ins Schwülstige, hin und wieder sogar ins Lächerliche fallen. Die beyden vorgedachten Zweckgedichte sind Beyspiele davon. Der Dichter hat damit allerdings eine schwierige, aber damit noch keine poetische Aufgabe gelöst. Im Ringgedichte kommen in 110 Versen, 53 Bilder und Vergleiche mit dem Ringe vor, im Hyacinthengedichte in 92 Versen, 50 Bilder und Vergleiche mit der Hyacinthe; kein Wunder, daß bey diesen Spielen der Phantasie neben dem Vortrefflichen viel Gesuchtes und Uebertriebenes mit unterläuft. Der Leib des Rings ist ihm dünn, die Wange des Rings gelb, aus Sehnsucht nach dem Mundrubine, er läßt den Ring einen Wirbel schlagen, läßt den rauchgeschwärzten Ring sein schwarzes Los beweinen u. dgl., indeß wieder einzelnen Gedanken, wie z. B. S. 19, daß der Mond als Funkelstein im Kreis des Horizonts als Ring gefaßt sey, Erhabenheit und dem Uebergange vom Lobe des Gönners zur Individualität des Dichters, am Schlusse des Gedichts, wo er sagt, er bringe dem Gönner im Gedicht zahllose Ringe, wovon jeder den Tribut von Ruhm werth sey, und dann wieder zu jenem zurückkehrt mit den Versen:

> So lang am Edelstein besä'ten Dom
> Des Himmels strahlt des Vollmonds lichter Ring,
> Sollst du den Polster des Wesirthums schmücken,
> Und immer dir vertrau'n der Schah den Ring *).

poetische Feinheit nicht abzusprechen ist. Derselbe Fall ist mit dem Hyacinthengedichte, in dem vorkommt, die Hyacinthe habe, gleich einem Feger, den Besen in die Hand genommen, um vor Mohammeds Thüre zu kehren, sie halte ein goldenes Glas in der Hand, sie trage aus Liebe zu Mohammed das Haar verwirrt u. dgl., neben den anmuthigsten und lieblichsten Stellen. Die eilfte Kasside, ein Rosengedicht zum Lobe des Schah's, ist gleicher Art, nur in vermindertem Grade; die siebente Kasside, ein Nachtgedicht an Kasisade, die neunte, ein Herbstgedicht zum Lobe Baba Efendis, die zehnte, ein Lobgedicht auf den Schah, und die zwölfte, ein Frühlingsgedicht zum Lobe des Schah's, enthalten bey einem großen Reichthum an Poesie viel des Sonderbarsten und Unnatürlichsten was sich nur denken läßt. Im

*) Das Siegel des Sultans ist bekanntermaßen das Symbol der höchsten Würde des Reichs.

Nachtgedichte betet der Himmel für die Schuld, in die er oft verfallen, den Rosenkranz der Sterne ab; der Neumond hat eine goldene Nadel genommen, um, wie ein Augenarzt, an Kasifadens Schwelle dem Auge der Welt Staub einzustreichen; im Herbstgedichte nennt er Babas Füßestaub die Augenschminke der Sterne, läßt statt gelber Blätter, die am Wege flattern, den Mond ihm zu Füßen fallen, sich selbst als Hefen in den Staub gießen; nur das Frühlingsgedicht, freylich das kürzeste, ist von jenen Mängeln am freysten geblieben. An Versen, welche die dichterische Natur Bakis beweisen, fehlt es dabey nicht, Stellen, wie S. 32,

So lang die Fluren grüner Teppich deckt,
So lang das Blatt dem Herbstwind dient zum Spiel,
So lang die Sonn vom blauen Himmelsdom
Die goldnen Pfeile schießet nach dem Ziel,
Soll er vom Größeschatz Wohlthat ausgießen,
Soll ehrenvoll das Leben ihm verfließen!

oder S. 35,

Die Rosen lachen voll von Fröhlichkeit,
Es weint die Nachtigall aus Traurigkeit;
Die Rose wirft als Spiegel nur zurück,
Das Antlitz von des Schehinschahes Glück

finden sich zahlreich vor. Die als dreyzehnte Kasside vorkommenden fünfzeiligen Strophen unterscheiden sich durch ihren didaktischen Inhalt von den übrigen Kassiden Baki's. Es ist weniger die Glut der Bilder hier anzutreffen, als in den früheren Kassiden, die üppigen Schilderungen und Vergleiche fehlen ganz. Auf eine sonst in Baki's Gedichten ungewöhnliche Weise herrschen hier Besonnenheit und Reflexion über die Phantasie vor, der Dichter sucht uns durch Richtigkeit der Erkenntnisse zu erfreuen, und obschon im Grunde nur persischer Weise nachgeahmt, erscheint doch diese Kasside als eine der vorzüglichsten in Bakis Diwan. Die vierzehnte und letzte Kasside Bakis, ein Trauergedicht auf den Tod Sultan Suleiman's enthaltend, ist die schönste von allen, und das Genie des Dichters hat sich hier auf eine glänzende Weise beurkundet und bewährt. Es ist kein Zweifel, daß Baki seinen Beruf zum Dichter hinlänglich dargethan haben würde, wenn er auch nichts als dieß einzige Gedicht geschrieben hätte. Kraft und Erhabenheit der Gedanken, eine seltene Tiefe und Innigkeit der Empfindung, Glanz, Pracht und Wahrheit der Bilder, Lebendigkeit und Würde des Ausdrucks zeichnen sie von allen Gedichten Bakis musterhaft aus. Wenn wir auf Suleiman's Persönlichkeit Rücksicht nehmen, daß der höchste Flor der Literatur und der Macht bey den Osmanen in der

Periode der Regierungen Sultan Suleiman's, und seines Sohnes Selim II. zusammenfallen, und auf den Umstand, daß Baki zu Anfang seiner Regierung geboren, unter Suleiman mit dem Reiche selbst zum höchsten Gipfel der Größe stieg, so finden wir auch hier wieder die, bey Gelegenheit der Würdigung von Motenebbis Diwan ausgesprochene, Bemerkung bestätigt, daß beym lyrischen Dichter nothwendig Dichten und Fühlen gleichen Schritt halten müssen, wenn seine Gedichte auf Vollkommenheit Anspruch machen sollen, und daß jeder Mangel des wahren und eigentlichen Gefühles, der Dichter mag ihn wie er will zu decken suchen, sich dadurch erkennbar macht, daß uns das Gedicht bey Betrachtung desselben kalt läßt. Bakis Gedicht auf Suleiman's Tod ist zweifelsohne darum das vorzüglichste, im Vergleich zu den vorhergehenden und folgenden, weil es den wahrsten und lebendigsten Gefühlen des durch den Verlust seines großen Gönners tief und im Innersten ergriffenen Dichters sein Entstehen verdankt. Obschon auch in ihm die Form, welche bey den früheren Kassiden beobachtet wurde, befolgt ist, daß der Dichter vom Lobe irgend eines bestimmten Gegenstandes, einer Jahrszeit, einer Blume, eines Ringes, meist durch den Vergleich zu dem des Gönners übergeht, dann sich einführt, und mit einem Glückswunsch für den Beschützer schließt, so ist doch das Verhältniß dieser Form zum Inhalte des Gedichtes ein anderes, als in den früheren Kassiden. Wenn dort dem Dichter die Form gleichsam die Hauptsache ist, und er Gedanken, Empfindung, Schilderung und Vergleich ihr anzufügen, oder eigentlich in sie hineinzudrängen strebt, so erscheint sie hier nur als Nebensache, und durch den Inhalt gleichsam bedingt. Obschon auch hier dem bildlichen, versinnlichenden Charakter orientalischer Poesie getreu, finden wir keine, durch ein gewaltsames Anstrengen der Einbildungskraft herbeygeführte, Uebertreibung; selbst das, was dem ersten Blicke nach als solche erscheint, ist von wahrhaft poetischem Geiste durchglüht, und nur dem Ausdrucke nach übertrieben. Ueberall kann jene Beziehung zwischen dem Hingeschiedenen, und dem Gegenstande, mit dem er verglichen wird, nachgewiesen werden, welche nicht durch eine Laune, nicht durch den Scharfsinn, nicht durch den Muthwillen des Dichters, sondern unmittelbar durch sein bewegtes Gefühl herbeygeführt worden ist. Es läßt sich in keiner Rücksicht rechtfertigen, weil es sich in keiner erklären läßt, daß eine Hyacinthe den Besen in die Hand nimmt, um vor des Sultans Thüre zu kehren, aber es ist zu begreifen, wie der Dichter vom Schmerze für den geliebten Todten ergriffen, der Blume, welche ihm die liebste war, zurufen kann, sie möge nun das Haar lösen, in tiefster Trauer

klagen, und auf ihn harren bis zum jüngsten Tage. Beydes ist im Grunde übertrieben, da eine Hyacinthe eben so wenig ein Haar hat als eine Hand, das letzte aber ist anschaulich und poetisch dabey, das erstere keines von beyden, jenes kann durch den Charakter irgend einer Poesie, durch die Individualität irgend eines Dichters entschuldigt, ja wohl gar gebilligt werden, dieses nicht, weil nichts schön oder erhaben seyn kann, gehöre es was immer für einer Nation der Welt an, was der Verstand geradezu verwerfen muß.

Was die Ghaselen Bakis betrifft, so stehen sie in Rücksicht des poetischen Gehaltes hinter den Kassiden zurück. Lob der Schönheit des Schahs, der Geliebten des Dichters, der Liebe oder des Weins tönt aus ihren zehn Versen, von denen in den letzten zweyen der Dichter in der Regel von sich selbst spricht, darin dem Gesetze des persischen Ghasels huldigend. Obschon viel Zartes und Anmuthiges enthaltend, können doch diese Gedichte weniger auf poetische Bedeutsamkeit Anspruch machen, da sie mehr als Spiele des Verstandes und der Empfindung, als vom Verstande überwachte Ergießungen der letztern angesehen werden müssen. Nicht der Umfang, sondern das Tändelnde des Inhaltes schadet ihrem eigentlichen Kunstwerthe. Die vorzüglichsten darunter sind das fünfte Ghasel, das 12., 14., 16., 18., 24., 42., 46., 47., 59., 68., dadurch von der Mehrzahl der übrigen unterschieden, daß es didaktischen Inhalts ist, das 79., 93., 102., 119., 133. und 147 eines der schönsten. In diesem meist durch Feinheit der Empfindung oder des Gedankens ausgezeichnet, wird ganz besonders der Dichter erkennbar, die Mehrzahl der übrigen leidet hauptsächlich an jenem Fehler, welcher der türkischen Poesie überhaupt eigen zu seyn pflegt, und von dem selbst ihr größter Dichter Baki nicht frey gesprochen werden kann, am Fehler der Uebertreibung. So läßt er im vierten Ghasel seine Worte auf die Sphären treten, in dem achten Ghasel stürzt sich die Sonne, vom Wein der Liebe des Freundes befallen, wie ein rasender Verliebter, von einer Wand auf die andere, im 44. schießt er Kanonenseufzer daß die Erd' erzittert, im 104. wird der Braten des Gemüths mürbe geschlagen, im 167. verhüllt der Rauch seiner Seufzer das Sternenzelt, im 199 zieht er im Rausche den Mond weg u. dgl. mehr. Was übrigens die Art und Weise des Dichters, sich in der Regel am Schlusse des Ghasels selbst einzuführen betrifft, so kann, selbst wenn es auf eine ungewöhnliche, und dem Anschein nach durch übertriebenes Selbstlob störende Weise geschieht, wie im 32. Ghasel:

Es fliegt im Wort dir Baki keiner gleich,
Dein hoher Sinn der Paradieses-Vogel ist.

oder im 76.:

> Viel Meister, Baki, sind zum Ziel gelangt,
> Doch dich hat keiner in der Welt erreicht.

es weniger beleidigend erscheinen, wenn man bedenkt, daß diese Art der Selbsteinführung der Dichter am Schlusse des Ghasels charakteristisch im persischen Ghasel ist, und daß das türkische nach jenem gebaut ward. Baki gebraucht diesen Schluß übrigens nicht immer als Selbstlob, sondern häufig zum Ausdrucke irgend eines erhöhten Gedankens oder einer poetischen Wahrnehmung, z. B. im 75. Ghasel:

> Auf diesem Markt der Ungerechtigkeit, o Baki!
> Nur Leiden als Gewinn zuletzt davon wir tragen.

oder im 125.:

> Baki! auf Fluren und Felder hat hauchend der Ostwind im Frühling
> Rosenessenzen mit Moschus vermischt in dem Wasser, in Rosen.

Zuweilen ruft er sich selbst irgend eine Lehre ins Gedächtniß, oder fordert sich zur Lust und zur Theilnahme an den Genüssen des Lebens auf; z. B. im 38. Ghasel:

> Die Welt ist Trug; o Baki! trau ihr nicht,
> So Freud' als Leid' nur einem Traume gleicht.

oder im 182.:

> Nun ist die Zeit der Lust! entsage allem Gram,
> Mit Rosenschenken trink, o Baki! Rosenblut.

manchmal findet sich am Schluß der Ausdruck einer verstärkten Empfindung meist elegischer Art, z. B. im 127. Ghasel:

> Ich weinte Baki aus das Lied an Freundschaftsschwelle,
> Die Nachtigallen waren alle fortgeflogen.

oder im 133.:

> Wird Genuß dem Baki nicht,
> Flammt er auf als Schmerzensaar.

Die zwölf Distichen, welche den Schluß des Diwans ausmachen, sind bis auf das zehnte und zwölfte, welche Selbstlob des Dichters enthalten, von geringer Bedeutung. In jenen erscheint eine kräftige, seines Werthes sich bewußte, poetische Natur, welche fern von den Beschränkungen einer späteren Zeit und gemeiner Rücksichten das frey erklärte, dessen sie sich bewußt war. Es wäre eben so unangemessen und thöricht, wenn wir gegenwärtig diese Weise der alten Orientalen nachahmen wollten, als es thöricht seyn würde, wenn man sie, ohne auf die Zeit und die Verhältnisse, zu welcher und unter welcher sie schrieben, Rücksicht zu nehmen, mißbilligen und verwerfen wollte.

Die Uebersetzung bietet als Kunstwerk überhaupt, ohne einer uns nicht zustehenden Vergleichung mit dem Originale betrachtet,

wieder jene Kunstfertigkeit dar, welche wir schon bey Gelegenheit der Uebersetzung von Motenebbis Diwan anerkennen mußten. Sie ist klangreich, lebendig, fließend uud dabey zierlich und leicht. Hr. v. Hammer hat, der Vorrede S. XV nach, dasselbe Verfahren dabey befolgt, wie bey Motenebbi, nur noch mit größerer Genauigkeit in Beybehaltung der Reimform, indem, die elegischen Maße einiger Kassides abgerechnet, in den Ghaselen, wo es möglich war, ein und derselbe Reim durchläuft. Als Proben führen wir das 147. Ghasel, und von der 14. Kasside, dem herrlichsten und vollendetsten Gedichte Bakis (vielleicht der ganzen türkischen Poesie), einige der vorzüglichsten Stellen an. 147. Ghasel:

' Vom Frühling ist nicht Ruhm und Spur geblieben,
Von Fluren hat der Wind das Laub vertrieben.
Die Bäume haben sich des Kleids entäußert,
Der Herbstwind hat Platanen nackt gerieben.
Von allen Seiten gießen Bäume Gold
In's Silber, das sich Flur vom Fluß verschrieben.
Verweile länger im Gefilde nicht,
Der Baum ist frey von Blatt und Frucht geblieben.
Auf Fluren ist das Blatt zerstreut, o Baki!
Es klaget über das was Wind getrieben.

Aus dem Trauergedicht auf den Tod Sultan Suleiman's. 1. bis 32.:

Der du gefangen hältst im Netz den Ruhm und die Ehre,
Dessen Thatenlauf lange beschäftigt die Welt!
Endlich kommt doch der Tag, der letzte des Frühlings des Lebens,
Und der Tulpe Gesicht färbt sich als Abfall des Herbst's.
Endlich bleibt dir nichts als trockener Hefen des Staubes,
Und den Becher der Lust nimmt dir das Loos aus der Hand.
Reinen Busens wer ist, der heißet vor allen ein Mensch mir;
Tiegergroll ziemt sich nicht für die menschliche Brust.
Sage, wie lange schließt noch sorglos das Auge der Schlummer?
Ist dir am Heere der Welt dieses nicht Beyspiel genug?
Er, der Räuber des Glücks, des weit ausgreifendem Rosse,
Als ein Tummelplatz lange zu enge die Welt.
Er, deß funkelndem Schwerte die Ungern die Köpfe verbeugten,
Und die Franken sich huldigend warfen in Staub.

Er senkt nieder zur Erde das Haupt, wie Blätter der Rosen,
Steigt in den Sarg, wo das Los ihn wie Juwelen umschließt.

Wahrlich er war die Zierde des Glücks und der Herrlichkeit Hauptschmuck!
Alexander an Macht und dem Darius gepaart.
Himmel legten im Staub zu seinen Füßen sich nieder,
Welten beteten an seiner Gezelte Bezirk.
Bettler wurden reich durch seiner Schenkungen Fülle,
Denn er war ein Fürst reichlicher Gnade und Huld.
Ströme von Tugend und Kraft und wohlberedeten Munde,
Setzen der Hoffnung Ziel inner des Staubes der Thür.

War er gleich der Herr des Schicksals und Loses der Menschen,
Er mit Willen sich dennoch in's Schicksal ergab.
Aber fern von euch zu glauben, er that es aus Schwäche;
Als er das Leben verließ, wollt' er sich nahen dem Herrn.
Sehen wir nimmer die Welt mit Augen, so wär' es kein Wunder,
Mond und Sonne war seine Beleuchtung der Welt.
Wer in die Sonne schaut, dem werden die Augen verfinstert,
Weil er dabey gedenkt jenes verlorenen Mond's.

Weinet, o Wolken, Blut! o weinet es Tropfen an Tropfen!
Ihr Springen steckt blutige Zweige hintan!

Ueber solches Leid entströmen die Thränen den Sternen,
Und durch Herzensdrang soll sie verfinstern der Tag;
Seinen blauen Mantel verkehr in schwarzen der Himmel,
Und die ganze Welt trage die Trauer des Schah's!
Genien sey ein Maal tief in den Busen gebrennet,
Maal der Sehnsuchtsgluth nach dem Gebot' Suleimans.
Sieh', er hat sich auf zu den Zinnen des Himmels gehoben,
Diese Erde war seiner Gedanken nicht werth.
Seines Geistes Aar entschwang sich der Erde zum Himmel,
Weil er das Gebein hier in dem Staube verschmäht.
Schnell durchflog er die Bahn hienieden der Zeit und des Raumes,
Glück und Herrlichkeit hielten den Bügel ihm an.
Aber nun hat sich das Glück ihm mit dem Leben entzogen,
Und als Schatten fiel nieder allmächtige Huld.

Wandert traurig und irrt, wie ich, ihr Wolken des Frühlings,
Gießet über die Welt Ströme der Thränen herab!

Alle Welt ergreif' das Gestöhne der Vögel des Morgens;
Rosen entblättert euch, Nachtigall weine dich aus!
Löset das Haar, Hyacinthen, und klaget in tiefester Trauer;
Berge gießet den Quell euerer Thränen in's Thal!
Rosen neiget das Haupt sehnsüchtig nach seiner Erscheinung,
Bis zum jüngsten Tag harret Narcissen auf ihn!
Seine Thaten sind ein süßer Geruch vor dem Herren,
Welcher den Moschus beschämt, daß er wie Tulpen verbrennt.
Spieen die Meere aus die verborgenen Schätze des Abgrunds,
Eine Perle wie ihn brächten sie nimmer an's Licht.
O! mein Herz! in dieser Zeit bist du der Vertraute,
Komm, wie die Flöte, komm, weine und weine mit mir!

Lautes Gestöhn und hochaufschlagender Seufzer Getöse,
Tone siebenfach Männern des Schmerzens in's Ohr!

Das Folgende ist nicht minder vortrefflich, Empfindung und Gedanken sind im gleichen Verhältnisse tief und erhaben, der Ausdruck ist bilderreich und meisterhaft bis zu den Schlußversen:

Ewiges Glück und Segen dem Kaiser, dem Herren der Welten!
Grüße und frommes Gebet über die Seele des Schah's.

mit welchen auf eine einfache, rührende und fromme Weise Bewunderuug und Trauer, des Dichters in Wunsch und Gebet sich auflösen und verklären. Außer dem, daß diese Probe die Musterhaftigkeit der Uebersetzung darthut, ist sie zugleich ein Beleg

von der poetischen Natur Bakis, um derentwillen Hr. v. Hammer ihn mit so vielem Rechte den größten türkischen Dichter nennt, und die, der von uns gerügten Mängel ungeachtet, nicht verkannt werden darf. Es ist zugleich ein ziemlich schlagender Beweis gegen diejenigen, welche Uebertreibung und Unnatur als nothwendige Erfordernisse der türkischen Poesie angeben, und behaupten, es wäre schlechterdings unmöglich, zu denken, daß ein türkischer Dichter sich zu irgend einer Zeit habe darüber hinwegsetzen können. Obschon jene Mängel leider charakteristisch in der türkischen Poesie erscheinen, so hat doch ihr größter Dichter ein Beyspiel gegeben, daß es möglich war, sie zu vermeiden, ohne deßhalb von den Kunstrichtern seines Landes getadelt zu werden. Man hat vielmehr dieses Meisterwerk Bakis, in welchem er bloß den Eingebungen seiner poetischen Natur folgte, als solches erkannt, und wir finden nirgends einen Beleg, daß ihm je ein anderes vorgezogen worden wäre.

Wenn wir am Schlusse den Uebersichten der uns durch Hrn. v. Hammer zu Theil gewordenen Uebersetzungen der Diwane des größten arabischen, und des größten türkischen Dichters, noch einen Blick auf den Uebersetzer selbst zurücksenden, so müssen wir gestehen, daß die Gefühle der Achtung und des Dankes bleibend sich unserer bemächtigt haben, für das Unternehmen eines der größten Literatoren unseres Jahrhunderts, welcher Zeit, Mühe, Vorurtheile nicht scheute, um das, was er nach sicherer Prüfung als musterhaft erkannte, unter uns einzubürgern, uns früher unbekannter Genüsse der Blüthen und Früchten des Paradieses des Orients theilhaft zu machen, und daß, besonders was die Deutschen betrifft, jeder besser thäte, sich darüber zu freuen, daß es seinem gelehrten Landsmanne gelungen, nach vielen Kämpfen in den Tempel des Ruhmes zu dringen, als von Neid und Mißgunst erfüllt, fruchtlos und ohnmächtig ein klar ausgesprochenes Kunstwirken zu verlästern und zu verkleinern.

Deinhardstein.

Art. VIII. Kleine Beyträge zur Heilwissenschaft. Von Dr. S. Stiebel, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Frankfurt a. M. bey Hermann, 1823. XIV und 223 S. 8.

(Beschluß *).

II. St. Veitstanz im Allgemeinen, besonders *Chorea rhachitica*. Hier gibt der Verfasser, was die letztere betrifft, einen Beytrag zur speziellen Therapie: reine, neue Beob-

*) S. den XXXIII. Bd.

achtung, erprobte, bestimmte Kurmethode, und in dieser letztern zeigt er auch entschiedene, ja kühne Beharrlichkeit, — solche Zuversicht gewährt eben das selbst Erfahrene und selbst Gesehene. — Ein geist- und sachreiches, sehr decisives Raisonnement, St. Veitstanz im allgemeinen angehend, macht die Einleitung zu der dem Verfasser eigenthümlichen Mittheilung über chorea rhachitica. Was bisher unter dem Namen St. Veitstanz begriffen worden, darin müsse, meint er, unterschieden werden. Ohne Zweifel! auch Wichmann hat dieß schon sehr bestimmt erklärt. In dieses Autors trefflicher Abhandlung würde der Verfasser, in Beziehung auf seine Unterscheidung überhaupt, sehr nützliche, hin und wieder über die eigene Arbeit in diesem Punkte hinausgehende Vorarbeit gefunden haben. Der Verfasser distinguirt nun, was er Chorea rhachitica nennt, und wobey »der Mensch seines Willens Herr ist, aber seine Muskeln nicht ruhig zu halten vermag,« von denen unter dem Namen Chorea S. Viti u. s. w. beschriebenen Leiden, welche darin übereinkommen, »daß die dem Willen sonst unterworfenen Muskeln sich ungewöhnlich, oder wie unwillkürlich bewegen,« allein, in diesen letztgenannten Zuständen, sagt er, »bleiben die Muskeln dem Willen unterworfen, ja sie müssen ihm durch Ueberspannung oft mehr als gewöhnliche Dienste leisten, während in der Chorea rhachitioa Bewußtseyn und Wille ungetrübt sind, der Wille selbst aber seine Kraft auf die beständig bewegten Muskeln verloren hat.« Wichmann unterscheidet in ähnlicher Weise zwischen der von den Engländern unter dem Namen »Veitstanz« beschriebenen Chorea (der Sydenham'schen und Chorea rhachitioa des Verfassers etwa entsprechend) und dem deutschen, den er auch den großen*) Veitstanz nennt. Dieser große, sagt er, sey sonst in Hannover sehr häufig gewesen, in den letzten funfzehn Jahren aber habe er ihn nicht ein einziges Mal mehr gesehen, den englischen habe er in England mehr beobachtet als in Deutschland, doch auch hier habe er ihn oft genug und in großer Heftigkeit wahrgenommen, die Krankheit habe unzählige Modifikationen, »überhaupt ist der Charakter vom Veitstanz noch sehr unbestimmt, und der rechte Begriff davon ist noch nicht allgemein festgesetzt;« den englischen sieht er nur als eine Species an. Die Distinktion ist längst in die Kompendien übergegangen: Feiler in seiner Pädiatrik (1814) z. B. unterscheidet zwischen Chorea universalis und partialis, und meint unter der letztern die

*) Richters Therapie (Bd. VII.) spricht auch von einer Eintheilung in großen und kleinen Veitstanz; woher aber die dann folgende Beschreibung stammt, hat Referent nicht ersehen.

auch von Sydenham beschriebene. Auch daß bey dem englischen »Kopf und Bewußtseyn frey,« bey dem deutschen, großen Veitstanze dieß nicht gleicher Weise (das Eigenthümliche in den Zuständen des Willens, der Sinne u. s. w. findet sich bey ihm alles sehr fein beobachtet) der Fall ist, hat Wichmann wohl bemerkt. — Der Chorea rhachitica des Verfassers liegt nach ihm eine mechanische, oder vielmehr plastische Reizung der Ursprünge der Muskelnerven zu Grunde, die Beschreibung beginnt wie die Sydenham'sche (»primo se prodit claudicatione, vel instabilitate alterutrius cruris, quod aeger post se trahit fatuorum more« u. s. w.), mit dem Stolpern und Hinken, und enthält weiter das Bekannte; einiges Nähere und Feine fehlt dann auch nicht. — »Der Grund der Krankheit,« sagt er, »ist von allen Observatoren übersehen, in keinem der von mir beobachteten Fälle fehlte derselbe, nämlich eine Anschwellung oder schmerzhafte Empfindlichkeit des siebenten Halswirbels, die man entweder sah, oder bey dem Drucke mit dem Finger bemerkte, oder durch den in warmes Wasser getauchten Schwamm wahrnahm; in seltneren Fällen liegt der Grund in den, dem Gehirn selbst näheren Nervenpartien, niemals tiefer unten.« Das nun folgende Physiologische zur Erklärung, kann und soll nur doctam ignorantiam erweisen. »Die Krankheit macht gern Recidive, und zwar in dem folgenden oder zweyten Jahre um dieselbe Zeit, sie wechselt zuweilen mit anderen Knochenkrankheiten« u. s. w. Sydenham auch sagt: ob recidivae metum pertundatur ei vena, et ad dies aliquot purgetur, ea ipsa anni sequentis tempestate (vel paulo ante) quo morbus invasit. — »Die Anlage kann erblich seyn, wie die der Kyphose, durch die völlige Ausbildung des Körpers ist die Disposition gehoben, die Prognose ist in der Regel günstig bey dieser Krankheit, sie heilt manchmal von selbst; schnell erkannt, wird sie schnell geheilt, ja man kann sie bey ihrem Ausbruche koupiren. Sie kann partiell fortdauern; nicht selten macht sie Kyphosen, wenn man nicht zeitlich dagegen wirkt, und wo ihr Sitz näher dem Gehirn ist, macht sie zuweilen Blödsinn oder Geistesverwirrung.« Fälle dieser Art recht ausführlich mitgetheilt, wurden für Referenten von großem Interesse, an dieser Stelle, auch wegen der ausreichenden Haltbarkeit der vom Verfasser so bestimmt zu Grunde gelegten Eintheilung in Chorea mit unfreyem, und Chorea rhachitica mit freyem Willen gewesen seyn. Uebrigens ist die hier mitgetheilte Erfahrung eine wahre Bereicherung der Heilkunde: die Bestätigung derselben, die nicht ausbleiben wird, muß Herrn Stiebel die Anerkennung aller um diese Kunst Bemühten sichern; das ist die rechte Art des mitzutheilenden Neuen, die rechte zu

Gunsten der Sache und der Personen. Hüten wir nur die Ehre desselben unserem Landsmanne; wir lesen schon, daß in einer Abhandlung von J. C. Prichard (im London Medic. Repository, Januar 1824) einige Fälle von Chorea S. Viti vorkommen, bey welchen die Sektion jedesmal Ausschwitzungen in der Rückenmarkshöhle zeigte. Das ist also eine Bestätigung der deutschen Beobachtung. — Die Kurmethode ist nun diesem allem zufolge natürlich »sehr einfach und sicher: Blutegel an den siebenten Halswirbel, Kalomel innerlich, graue Quecksilbersalbe in's Rückgrat eingerieben, beseitigen diesen Zustand sehr rasch: Fontanellen zu beyden Seiten der Wirbelsäule heben die Anschwellungen der Knochen, und somit auch die daher rührenden Zuckungen wunderbar schnell« (p. 54). »Die Diät muß mager seyn; je matter die Kranken in Folge der Kur werden, desto besser ist es. Man verändere den Gebrauch der erwähnten Mittel in Nichts, so lange noch Zuckungen da sind. Zur Nachkur ist das Eisen am besten (die Klaprothische Tinktur); Nervenmittel, besonders die reizenden, schaden immer, und wenn sie auch nicht jedesmal gefährliche Symptome hervorbringen, so verzögern sie die Heilung in allen Fällen. Die Kranken genesen durch Blutegel und Quecksilber meist in vierzehn Tagen; durch Anwendung der geätzten Fontanellen zu beyden Seiten des siebenten Halswirbels war in ein Paar Fällen die anfangende Krankheit schon in etlichen Tagen beseitigt.« — Was der Verfasser für eine Species der Chorea S. Viti geleistet, wirkt vielleicht anregend zu weiterer Aufhellung der Nosologie und Therapie der unter diesem Namen begriffenen Zustände, und dieß ist um so wünschenswerther, als eine geraume Zeit her die oft so nützlichen Nervina fast zu ausschließlich angewendet zu werden pflegten — so sehr, daß die Kompendien schon vor stark reizenden Mitteln warnen — während in früherer Zeit sie nur späterhin oder unterstützend zu Hülfe genommen wurden: eben Sydenham ließ stets zu Anfange der Kur zur Ader, und gab Purgantien und dann Nervenmittel, »et sic sanguis mittatur et alvus subducatur ad tertiam quartamve vicem;« (Sydenham). Auch M. Stoll (Rat. med. III. 415) ließ zur Ader (hier zweymal fruchtlos), gab Eccoprotica, *Vesicantia*, Diaphoretica (Kampfer bekam in diesem Falle, der unter Abgang von Lubricis und Schleim heilte, sehr schlecht) und Belladonna. In der Symptomatologie heißt es: Brachium sinistrum gesticulationes motusque facit (dieß Symptom führt er auch IV. p. 78 so an: Puella sana 20 annorum, robustaque in *brachio sinistro* incepit ita moveri, *ut in Ch. S. V. solet*), magis magisque inordinatos, atque animae imperanti *obedit minus*, 414. Für den Gebrauch der Belladonna

in dem geeigneten Falle finden sich III. 402 u. s. w. interessante Beobachtungen. Auch für den Cortox hat er gleich unserem Verfasser einen, freylich unvollständig erzählten, Fall IV. 70.

III. Periodische Krankheiten. Der Verfasser untersucht das Wesen des Wechselfiebers, ob es ein idiopathisches, ein vom Blute oder vom Nervensystem reflektirtes sey. Zu dem Ende verbreitet er sich über die Periodicität der physiologischen Erscheinungen des Lebens, und entscheidet sich dann für die Behauptung, daß die periodischen Krankheiten »nervös« seyen (S. 100).

Wir haben ohnehin den uns gebührenden Raum bey dieser Anzeige schon überschritten, und können deßhalb hier den Leser wegen alles Näheren nur auf die Schrift selbst verweisen; die Ausführlichkeit, in der wir über die Art und Weise der physiologischen Untersuchung des Verfassers unter I. Rechenschaft gegeben, kann auch dazu dienen, ihm, was er hier zu erwarten hat, anzuzeigen. Was Ref. selbst betrifft, so ist ihm, der ein Mal von Raisonnements in dieser Weise und Richtung wenig Wesentliches für die Heilkunst erwartet, die Zusammenstellung der physiologischen und der pathologischen Erscheinungen der Periodicität am interessantesten gewesen; sehr lieb war es ihm, auch von Knox äußerst interessanter, vielleicht in Deutschland nicht allgemein genug benutzter Arbeit einigen Gebrauch gemacht zu sehen. Dagegen war es ihm auffallend, bey dieser Gelegenheit des Gangliensystems hier nirgend Erwähnung gethan zu finden, während die wahren Liebhaber desselben schon vor Jahren zu der bestimmten Erklärung gelangt waren: »alles Periodische, alle Zeiteintheilung kommt durch das Gangliensystem in's thierische Leben;« oder: »die an bestimmte Zeiten gebundenen Erscheinungen des Schlafens und Wachens, der Verdauung, des Wachsthums und der Entwickelung, der monatlichen Blutungen, die kritischen Perioden der Fieber kommen sämmtlich aus dem Gebiete des Gangliensystemes her.« — Die Citate sind reichlich zusammengelesen, und den Scharfsinn des Verfassers bestätigt dabey jede Seite. Soll indeß eine Bildungs- und Behandlungsweise, wie sie in diesen Arbeiten vorherrscht, die, so gemäß sie unseren Tagen, und so allgemein sie in ihnen auch seyn mag (hier ist natürlich nur von der Art, und nicht von dem Grade derselben die Rede), doch auf unser Fach noch wenig Anwendung gefunden hat, der Medicin wirklich zu gute kommen, so ist doch noch größere Widmung, sowohl was das literarische Sammlen und die Sichtung der eigenen Beobachtungen, als was das Vorarbeiten beyder im Sinne dieser — wie sollen wir sagen? Philosophie oder vielmehr Bildungsweise oder Denkungsart betrifft, erfor-

derlich: das Entstandene muß genährter und gerüsteter dastehen, nicht so leicht dem nächsten gegründeten Widerspruch offen seyn, als z. B. die hier hervorgegangene Annahme von der »reinen Nervosität« der Wechselfieber. So bleibt Ref. die am Ende der Abhandlung angeführte, bestätigende Beobachtung von dem Erfolge der Chinabäder, zu Unterdrückung der Wechselfieber der beste Gewinn derselben. Dieser Erfolg war so entschieden günstig, daß der Verfasser, der diese Bäder bis jetzt nur Ausnahmsweise in solchen Fällen wählte, wo der innere Gebrauch nicht möglich war, in der Versuchung zu seyn bekennt, zukünftig diese Ausnahme zur Regel zu machen. Ein Bad für ein achtjähriges Kind z. B. enthielt ein Dekokt von drey Unzen mit der Substanz. »Viermal habe ich seitdem bey Kindern die China in dieser Form »gebraucht, und nie mehr als ein Bad zur Unterdrückung des »Wechselfiebers nöthig gehabt« (p. 110).

IV. *Fungus papillaris*. Beobachtung einer so seltenen Krankheit, daß der Verfasser nur einen ähnlichen Fall, und zwar bey Boerhave aufgefunden hat. In der kurzen Erörterung derselben pflichtet er dem Ausspruch des letzteren, über das Wesen derselben, bey.

V. Von der Entzündung und von einigen Krankheiten, welche keine Entzündung sind. Um den Werth der lehrreichen Sammlung von Beobachtungen und Meinungen, welche den allgemeinen Theil dieser Abhandlung, über das Wesen der Entzündung, ausmachen, zu charakterisiren, mußte Ref. aus dem bisher Vorgetragenen Lob und Tadel wiederholen. Nur ungern versagt er es sich aber, die geistvolle und glückliche Behandlung darin näher darzulegen; sie ist ein in der That schätzbarer Beytrag zu dem, fast eine Geschichte der Systeme in der Medizin ausmachenden, Korpus von Nachforschungen, nach der echten Theorie der Entzündung. Das Verdienst der neuesten Zeit in Anerkennung und eigenthümlicher Verarbeitung des Wahren, in der uralten (3. Mos 17, 11, 14.) Lehre von dem Leben des Blutes insbesondere, wird auch in dieser nosologischen Anwendung wieder recht einleuchtend. Unser Verfasser sucht durch die Eigenschaften des Blutes an sich, und durch die Erscheinungen bey der Entzündung, den Satz: daß das Wesen der letzteren durch das Blut, und nicht durch die Arterie bedingt sey, festzustellen. Zur Bildung der Inflammation scheinen ihm zwey Dinge nothwendig, nämlich, »daß eine Anzahl Blutkügelchen außer ihrem Kreislauf seyen, daß sie aber dabey ihre Eigenthümlichkeit und Vitalität behalten.« Mit der Rose beginnt nun der Verfasser die Folge der Krankheiten, »welche er aus der Reihe der Entzündungen streichen möchte.« Im Laufe dieser Anzeige ist

schon ein Mal beyläufig von jener Zuversicht die Rede gewesen, die den Werth arzneywissenschaftlicher Werke, welche sie unmittelbar einzuflößen das Glück und das Recht haben, bestimmen hilft; jener Theil der ersten Abhandlung schien uns sie erwecken zu können; was aber der Verfasser hier zu Gunsten seiner, der bisherigen Vorstellung entgegengesetzten Ansicht sagt, scheint dem Ref. nun jener empfehlenden Eigenschaften gänzlich zu ermangeln. Solche Einfälle, lebhaft vorgetragen, scharfsinnig ausgerüstet, können in anderen Gebieten des menschlichen Denkens und Wissens, einer glänzenden Eigenthümlichkeit wegen, mit Recht oft Aufsehen erregen, und selbst das Wohlgefallen vorzüglicher Geister erwerben; in unserem Fache ist nun ein Mal nur die Wahrheit ergiebig, und eben nur das reinste und geradeste Streben nach ihr verdient die Billigung der Genossen. Die eigenthümliche und besondere Natur der Rose ist auch von denen, die sie für eine Entzündung halten, nie völlig verkannt worden, auch ist es nicht diese Krankheit allein, deren Wesen dadurch, daß wir sie als Entzündung bezeichnen, nur unvollständig, ja mangelhaft ausgedrückt oder erkannt wird, und diejenigen, welche das Erysipelas nicht zu den Hautausschlägen zählen, sondern bey den Entzündungen abhandeln, unterscheiden auch Inflammatio erysipelatodes und phlegmonodes u. s. w. Jener Besonderheit und Eigenthümlichkeit der Rose nachzuspüren, sie schärfer und näher als bisher geschehen zu bezeichnen, ist freylich sehr löblich; nur muß dabey nicht einer halbwahren alten, eine falsche neue Meinung substituirt werden. »In der Behandlung der Rose selbst sind bey gefährlichen Symptomen, z. B. wenn sie zurücktritt nach dem Gehirn, gewiß diejenigen am unglücklichsten, welche durch den Schein der Entzündung verführt, sich zu einer antiphlogistischen Behandlung verleiten lassen.« Hiermit stimmt Ref. völlig überein, so wie mit noch gar manchem anderen, hier vorkommenden Gedachten und Beobachteten an und für sich, und ohne Rücksicht auf den Gebrauch zum Behuf der Theorie. Die zweyte Krankheit, die der Verfasser von ihrer bisherigen Stelle zu rücken beabsichtigt, ist der Croup. Vergegenwärtigt man sich nun alles, zur seiner Zeit für die nicht entzündliche Natur dieser Krankheit Gesagte, so wie die damaligen Antworten der seitdem zur Herrschaft gelangten Lehre, so geht schon daraus hervor, daß man, nach der Erholung vom ersten Schrecken, zu einer Revision alles über das Wesen und die Heilart dieses Uebels Auf- und Festgestellten, durch mannigfaltige Rücksichten gedrungen werden würde. Albers selbst sagt 1814 noch ausdrücklich: »wir dürfen die Untersuchung ja nicht beendigt glauben.« Gar manches, was jetzt in den

Kompendien, und noch mehr in der gäng und geben Praxis als ausgemachte Wahrheit, als Basis der Behandlung vorkommt, findet sich in jenen Untersuchungsakten in viel bescheidenerer Form, ja von entgegengesetzten Behauptungen der Beobachter oft hart bedrängt. Das entschiedene, und an manchen Orten tagtägliche Häufigerwerden der entsetzlichen Krankheit ließ zu weitaussehendem skeptischem Abwägen und Theoretisiren nicht Muth und Raum: eine Heilmethode hatte sich unter gewissen Verhältnissen noch am hülfreichsten erwiesen, sie zu rechtfertigen, wurde eine in das Ganze der medizinischen Ansichten der Zeit sich fügende Theorie zu Hülfe gerufen. — Vicusseux sagt schon von der ersten (katarrhalischen) Zeit der Krankheit: »la maladie commence comme une affection catarrhale *singulière*.« Dieses Singuläre, was der treffliche Mann also für die katarrhalischen Symptome in Anspruch nimmt, muß uns denn (wie überhaupt so oft und eben noch bey der Rose) auch in dieser Krankheit für manche andere Symptomengruppe beystehen, wenn die bisherigen Grundsätze sollen erhalten werden können. Unser Verfasser sagt: »In denen Fällen, welche ich durch die Sektion sicher für Croup erkannte (von einem derselben hat Hr. Geheimerath Sömmering das Präparat), war durchaus kein Zeichen von Entzündung vorhanden; weder Schmerz im Larynx, noch in der Trachea, weder auffallende Röthe in der Gegend der Epiglottis, noch gehindertes Schlucken, auch ehe die Respiration sehr gehemmt war, kein besonders frequenter Puls« u. s. w. Albers freylich würde hierdurch wenig überzeugt worden seyn, denn er antwortet mit großer Lebhaftigkeit gerade den Gegnern der Entzündungstheorie: »Nicht ohne Bedauern, ja oft nicht ohne Ekel, muß man die sophistischen Gründe lesen, mit welchen sie ihre Meinungen aufzustellen sich bemühen, die doch alle durch Leichenöffnungen umgestoßen werden.« Unser Verfasser fügt aber hinzu: »diese unglücklichen Fälle wurden auch methodice und früh genug mit Blutegeln, Brechmitteln, Blasen, Quecksilber äußerlich und innerlich behandelt.« Da ist ihm denn nicht zu verdenken, wenn er durch Fälle, wie diese, wo die Sektion etwaige Täuschung über die Existenz der Krankheit beseitigte, sonstige Zeichen der Entzündung aber nicht vorhanden gewesen waren, und von der entzündungswidrigen Heilmethode — vorschriftsmäßig angewendet — keine Hülfe erlangt wurde, betroffen, sich dem Zweifel in die Arme wirft. Er sucht nun darzuthun, daß der Croup keine Entzündung sey; die gegebene Definition: »der Croup ist diejenige Krankheit des Larynx, bey der sich in demselben eine eigenthümliche Membran erzeugt« (p 135), läßt denn doch aber zu viel Einreden oder nähere Bestimmungen zu.

Warum spricht sie z. B. nur vom Larynx, und setzt den Körper der Luftröhre und die Bronchien hier außer Acht? während ja die Membran (!) hauptsächlich in der Trachea, seltener aber in dem Larynx gefunden wird, während es von der höchsten Wichtigkeit ist, die leise und versteckt vorkommenden Fälle, wo die Krankheit gerade von der Trachea ausgeht, und erst später den Larynx ergreift, schnell möglichst zu erkennen. Und dann zeigt uns ja weder Auswurf noch Sektion immer eine Membran. Wie verschiedene Bezeichnungen finden wir außer jener bey den Beobachtern über den Befund: weiche Massen, polypöse Bildungen, klebrige Materie (mit eyweißartigen Flocken), flüssiger, eiterartiger Schleim, koagulable, plastische Lymphe (und zwar zuweilen von ganz dünner Beschaffenheit) u. s. w. Und was diese Form bestimmt, ist noch Gegenstand der Untersuchung, trotz der darüber vorhandenen Aussprüche! Dem Croup, sagt der Verfasser, gehen gewöhnlich katarrhalische Symptomen voraus, und die Krankheit ist wohl nur mit dem Namen Blenorrhoe der Luftröhre (!) oder des Larynx richtig benannt; Blenorrhoe ist aber keine Entzündung, sondern erhöhte Thätigkeit der Schleimmembran. Zu Abwendung des etwaigen Einwurfs, daß wir weder beym Nasenkatarrh, noch bey dem der Blase, noch bey anderen eine solche Membran finden, hat er die scharfsinnige Bemerkung, die wohl noch von Niemanden bey dieser Gelegenheit vorgebracht worden ist, zur Hand, daß alle schleimsezernirenden Flächen, die Luftröhre ausgenommen, zugleich leitende für andere Flüssigkeiten seyen, welche dann den Schleim verdünnen, während in der Luftröhre kein solches schleimverdünnendes Medium vorhanden ist; »wird er nun in großer Menge abgesondert, so muß allerdings sein Produkt eine weit festere Masse seyn, zumal da es noch beständig mit einer austrocknenden und stark oxydirten Luft in Verbindung steht.« Diese Bemerkung verdient gewiß nähere Erwägung, und wird es sich dann zeigen, ob sie bloß auf die Fälle sich bezieht, wo eine Membran, oder auch auf die, in welchen nur plastische Lymphe u. s. w. gefunden wird; demnächst wird überhaupt — wenn andere krankhafte Zustände und Absonderungen zu einer diesen Gegenstand erhellenden Vergleichung herbey gezogen werden sollen — nothwendig seyn, diejenigen der Schleimhäute von denen der serösen Häute genauer als bisher zu unterscheiden. Die Fälle von tödtlichem Croup, in denen gar keine Ergießungen gefunden worden, hat der Verfasser hier nicht berücksichtigt. »Mit der Pubertät,« sagt er weiter, »tritt bey der Polarität, in welcher beyde Organe zu einander stehen, die Sekretion mehr von dem Larynx zu den Genitalien hinüber, die Stimme wechselt, und die Fähigkeit ver-

liert sich, so heftige Blenorrhoen zu bilden.« Und die zahlreichen, unwiderleglichen Beobachtungen von Croup bey Erwachsenen?! —

Die Gegner der Entzündungstheorie wurden, dem Verfasser zufolge, vielleicht nur deßwegen überhört, »weil man keinen rechten Begriff von Entzündung hatte, weil man gar viele Fälle für Croup hielt, welche es nicht waren, und sich zu viel auf den Erfolg einer Methode zu gute that, die gerade in den rechten Fällen oft das nicht leistet, was man von ihr erwartet.« Der letzte Vorwurf insbesondere ist wohl geeignet, einen Jeden zu ernsten Betrachtungen aufzufordern; schwerlich wird ein in der That Erfahrener dem Verfasser seine Skepsis zum Vorwurf machen: auch stimmt damit recht gut die, von den für die jetzige Methode als Autoritäten geltenden Autoren stets geäußerte und empfohlene große Besorgniß und Behutsamkeit in der Prognose, während freylich die ihnen Nachtretenden im Allgemeinen mit allzugroßer Beruhigung auf den bekannten Apparat bauen. Man braucht indeß dem Verfasser nur: daß viele Fälle für Croup gehalten werden, welche es nicht sind, zuzugeben, und es erklärt sich daraus diese, jede neue Erforschung ablehnende, Zuversicht wenigstens zum Theil. Diejenigen, welche den Croup oft bey den ersten Anzeigen voraussehen, und im katarrhalischen Stadium erkennen, mögen bey ihrer sofortigen, ernstlichen Behandlung eine solche Anzahl am Ende oder in dieser Beziehung glücklicher Resultate erhalten, wie sie wohl geeignet ist, ein Zutrauen zu derselben einzuflößen, welches dann die wenigen Fälle wirklicher Croups, unter denen einige übel ablaufen, keineswegs wieder zerstören können. Vom Standpunkte der wissenschaftlichen Kritik muß man nun die vom Verfasser hier gegebene Anregung zu einer Revision der Lehre dieser Krankheit ohne Zweifel billigen, denn es gehört eben auch zur Aufgabe dieser Kritik: die Ausübung vor der Gefahr einer manierirten, fast gedankenlosen Fertigkeit zu warnen, und die Wissenschaft aus einer allzu frühzeitigen Ruhe zu neuen Anstrengungen aufzuregen. Des Unzusammenhängenden und Unausgeglichenen in diesem unserem Falle ist noch mancherley, und es liegt theilweise wirklich ganz nahe. Wie manche Beobachter wollen nicht mit der Lentinschen Behandlung allein ausgereicht haben, die Authenriethische schickt nicht ein Mal Blutentziehung voraus, Wigand eben so wenig, und er setzte noch dazu gleich von Anfang der Krankheit Moschus (und dieser möchte schwerlich die nach der Luftröhre gerichtete pathische Schärfe auf den Unterleib direkt verpflanzen helfen) zum Quecksilber, und beyde Aerzte erfreuen sich neidenswerther Resultate! dann auch die der Blutentziehung

vorausgehend, mit Nutzen angewandten Brechmittel! mit Nutzen, — denn die große Autorität für dieß, der Vernunft und dem Herkommen bey Entzündung widersprechende, Verfahren würde demselben allein um so weniger die ausgebreitete Annahme erworben haben, als eben wohl ausgezeichnete Männer bald zur Vertheidigung der alten klinischen Regel gehört wurden; endlich zeugt die heuttägige Anwendung der Blutegel zu ganz entgegengesetzten Heilzwecken im Allgemeinen und Besonderen für die Dunkelheit mancher uns Eingewohnten ganz hell erscheinender Gebiete ꝛc. ꝛc.! — Die Nosologie des Croups, so wie die Physiologie auch könnten wohl erhebliche Beyträge zu Gunsten der polemischen Absichten des Verfassers liefern; er wird dieselbe in der (versprochenen) Fortsetzung dieses Aufsatzes gewiß nicht auszuführen vergessen. Ref. ziemt es dagegen, hier der Schlußbemerkung desselben rühmend zu erwähnen, die eine jede, vom Standpunkte der ärztlichen Ausübung aus zu thuende Einsprache gegen nicht hinlänglich begründete Neuerung, und die Anempfehlung weiser Vorsicht unstatthaft macht; die Schlußworte des Verfassers lauten so: »So wenig ich nun den Croup »für eine Entzündung halte, so wenig wage ich noch, bey einer »so schnell tödtenden Krankheit, eine andere Methode, wenn »ich auch dieser nicht so vollkommen vertraue, vor»zuschlagen« u. s. w. Dadurch können diejenigen begütigt werden, denen die ganze Polemik gegen die bisherige Ansicht zuwider war, aber auch die Billigung derer wird ihnen nicht fehlen, welche mit dem Ref. der Meinung sind, daß auf eine unabläßig fortgesetzte, auch diagnostische Erforschung und Sonderung der jetzt noch unter dem Namen des Croup als identisch begriffenen, oder wenigstens behandelten Zustände um so mehr gedrungen werden müsse, als dieselbe durch die Natur der Krankheit, und die dadurch erforderlich werdende, in jeder Hinsicht entschlossene, eingreifende und schleunige Kunsthülfe erschwert ist. — Der Verfasser macht noch darauf aufmerksam, daß ihm die heißen Wasserdämpfe zur Hervorlockung der membranösen Sputa in mehreren Fällen sehr wirksam geschienen haben.

VI. Harnsaurer Gries. Eine Krankengeschichte: verständige, angemessene und glückliche Behandlung.

VII. Zwey magnetische Behandlungen. Ref. hatte im Beginne dieser Anzeige, die in mehreren anderen Theilen weit kürzer ausfallen sollte, die Absicht, bey dieser Abhandlung besonders zu verweilen; bey näherer Betrachtung ist er davon zurückgekommen: der Gegenstand überhaupt ist freylich interessant, auch der Verfasser referirt so lebhaft, und spricht so scharf, als wir dieß im Verlauf der ganzen Schrift gewohnt worden sind,

die Ausbeute wirklicher Belehrung aber, welche dieser Theil derselben gewährt, ist dazu nicht groß genug. Die Schilderung der Zustände der ersten Magnetisirten (Mariane) ist nicht von der Art, daß ein Nichtzeuge, ohne die größte Ausführlichkeit für seine Suppositionen in Anspruch zu nehmen, Bemerkungen daran zu knüpfen, oder darauf zu gründen geneigt seyn könnte; der Verfasser selbst bemerkt: »Noch kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen, wann Mariane anfing zu betrügen.« Ohne diese Bestimmtheit ist der reine Gewinn des Vorgetragenen doch nur der der Gewißheit, daß Betrug überhaupt Statt gefunden hat (auf diesen hinterher entdeckten Betrug, auf die Weise, »wie der Verfasser selbst in den Zauberkreis hinein magnetisirt wurde,« scheint er aber den Werth dieser Mittheilung besonders zu gründen), ein Resultat, welches leider den in der magnetistischen Praxis Erfahrenen nicht eben durch Neuheit überraschen wird. Das Verdienst, andere vor gleicher Leichtgläubigkeit zu warnen, würde vor Jahren noch größer gewesen seyn; heut zu Tage sind auch Geringere als der Verfasser auf der Höhe der hierin herrschenden Betrachtungsweise überhaupt. Die Kenntniß der Zustände aber, oder ihre Beherrschung von Seiten des helfen oder nur rathen sollenden Arztes sieht Referent nicht darin gefördert, selbst viel weniger als durch die einigermaßen in Rückstand gekommene Auslegung einiger der Naturphilosophie noch nachgehender Schriftsteller über diese Gegenstände.

Es würde in gegenwärtigem Augenblicke, nachdem die unreife, oft stumpfsinnige und lächerliche, jedenfalls gefährliche Uebertreibung in dieser Sache sich glücklicher Weise so sehr verloren hat, daß gar manche der Gegner sie selbst für völlig abgethan halten mögen, ein Versuch ruhiger Würdigung des Einflusses, welchen die Entdeckung des Magnetismus auf die Wissenschaft, auf die Denkungsart der Zeit in den höchsten Bezügen geübt hat, vielleicht bald an seiner Stelle seyn. Dieser Einfluß hat sich behauptet, wie auch der gemeine Menschenverstand, »den (wie ein geistvoller Denker kürzlich sagte) die denkfaule Unwissenschaftlichkeit den gesunden nennt, obgleich er an den krassesten Vorurtheilen aller Art krank ist,« sich dagegen gesträubt hat; er ist von der Art, daß dem Ref. darin, so wie in seiner, wenn auch nicht immer, nur überall sehr direkt und einfach auf das Rechte führenden, Fortwirkung auf alle, die Kenntniß des Menschen, der Seele wie des Leibes und ihrer Verbindung zum Ziele habenden, Disziplinen das Wesentlichste der Entdeckung zu liegen scheint. Den Nutzen des Magnetismus für die praktische Medizin, welchen Ref. übrigens den tieferen Kennern desselben, und der in seiner ärztlichen Anwendung geringen Anzahl wirklich

Erfahrenen gegenüber keineswegs abläugnen will, schlägt er vorläufig als minder positiver oder allgemeiner Natur nicht so hoch an.

Am Schlusse der zweyten, eben nicht wichtigen, Krankengeschichte kommen, gemischt mit Belegen zu dem oben Gesagten, noch Betrachtungen und Warnungen vor, welche von einer Art des gesundesten Verstandes zeugen, die wir Aerzte uns denn doch durch die angeführten Qualifikationen nicht rauben und schmähen lassen können. Der Verfasser führt Beyspiele an, wo die entsetzlichsten Zustände als Folge des Magnetismus entstanden. Nervenleidende Mädchen wurden dadurch blödsinnig oder wahnwitzig, und »gar manchmal,« sagt er, »ist mir Göthes Zau»berlehrling eingefallen, welchem das Wort fehlt, die unbe»sonnen gerufenen Wasser, wie sie unbändig wogen, wieder zur »Ruhe zu bringen.« Aehnliche Besorgnisse diktirten dem Ref. vor acht Jahren (bey Gelegenheit der Erwähnung der baierischen Verordnung, wonach magnetische Kuren ausschließlich den Aerzten gestattet seyn sollten) folgende Stelle: »Wie das Um»sichgreifen als thierischer Magnetismus gemeinter, und der be»gleitenden Erscheinungen eine Gegenwirkung überall zum Be»dürfniß macht, wäre in seinen Details eine Betrachtung von »recht vielseitiger Lebendigkeit; Freunde und Feinde können da»ran, diese ihren Unglauben, jene den eigenen Beruf und die »Einsicht, auch den so unbedingt vorausgesetzten Nutzen prüfen. »Dabey heißt's nun auch, die Augen helle aufgethan nach allen, »solche Gegenwirkung beabsichtigenden Versuchen, in wie fern »ihnen mehr oder weniger klares Bewußtseyn zum Grunde liegt, »in wie fern es ihnen gelingt, die menschlich-natürliche Scheu »vor einer »Stufe des Daseyns, wo die Eigenschaften, gut und »böse, dem ewigen Theil des Menschen unmittelbar nahe »kommen können,« in Anspruch zu nehmen und zu beleben, und »damit die Herrschaft einer bewahrenden Sitte herbeyzuführen. »Denn an und für sich vermag das Verbot etwa nur die rohesten »Hände abzuwehren, aber das müssen ihm selbst die Spirituali»sten, die sonst ihre eigenen Gedanken dabey haben mögen, ver»danken.« — Ruhe und Stille, der Erforschung der Wahrheit günstig, sind auf dem ganzen Gebiete eingetreten. Die Aerzte, auch die zuerst und am lebhaftesten dafür eifernden, haben sich ziemlich allgemein von der Ausübung zurückgezogen, oder sind zum wenigsten minder laut darüber. Der berühmte Magnetiseur, welcher allein unter den neueren von Haus aus in jeder Hinsicht den praktischen Standpunkt und Zweck gewahrt hat, erkannte gar bald die Unerträglichkeit, ja die Unmöglichkeit der magnetistischen Praxis für den ausübenden Arzt auf die Dauer

und in die Breite regelmäßig fortgesetzt — ohne Bacquet; auch dieses, Jahre lang viel besucht, soll er wieder aufgegeben haben. — In jeder Beziehung hat das Uebermaß sich selbst nur die Grenze gesteckt; möge noch jene angerufene Scheu und bewahrende Sitte auch die wenigen in die Anwendung des Magnetismus verstrickten Nichtärzte ergreifen, und auf ihren Beruf verweisen und beschränken.

D. Bauer.

Art. IX. Gehen wir einer neuen Barbarey entgegen, oder was restaurirt Europa? Von J. M. Rädlinger. München, 1827, bey Jakob Giel. Octav, 562 Seiten.

Von so vielen Seiten her wiederhallen Klagen über die Noth der Zeit; in Staat und Kirche, in Gemeinden und Körperschaften, in Familien wie in einzelnen Menschen ist der Zwiespalt fast einheimisch; Völker sind in offenem oder geheimem Aufruhr begriffen, Familien zu Grunde gerichtet, die Erziehung verkehrt, das Heiligste verachtet, die Sitten verfallen; an die Stelle gründlicher Wissenschaft und echter Kunst ist oberflächliche Vielwisserey und Belletristerey getreten; Mißvergnügen mit dem Bestehenden hat Neuerungslust erzeugt; rohe und feine Selbstsucht, wildes Treiben und Genießen, Lüge und Betrug, Streit und Verfolgung, verschuldetes und unverschuldetes Elend, vornehmes und gemeines, hat auf eine auffallende Weise zugenommen. Dieß ist mehr oder weniger überall der traurige Charakter des Zeitalters; so lauten seine Klagen, von denen gerührt und aufgefordert der treffliche Verfasser hier als vermittelndes und restaurirendes Organ der Zeit seine Stimme hören läßt, und nicht er allein, sondern wie mit einem geordneten und gerüsteten Heere, hat er sich mit den besten Männern der Zeit und Vorzeit umgeben, und die Stimmen aller Starken in Israel um sich versammelt, um das Reich der Wahrheit wieder zu erkämpfen, das zerrüttete Verständniß des Wahren und Guten wieder herzustellen, und die alten verfallenen Wege wieder neu zu bahnen, die zum Frieden und zum Heile führen. Und wenn wir nicht ermüden, kühne Reisende im Geiste zu begleiten, welche durch rohe Völker und gefahrvolle Wildnisse gedrungen sind, um die Quelle jenes wunderbaren Stroms zu entdecken, dessen jährliche Ueberschwemmung Aegypten mit Fruchtbarkeit erfüllet, so lasset uns nicht ermüden, diesen für das Gute und Wahre glühenden Mann zu geleiten, auf seiner Wanderung zu jener Quelle hin, welcher zahllose trübe Bächlein ent-

quollen sind, die das Zeitalter mit Sand und Steinen überschwemmt haben.

„Europa ist in zwey Hälften getheilt, die eine Partey will freye Untersuchung und Gleichheit der Rechte nach Vernunft und Natur, die andere dagegen positiven Glauben und Anerkennung angeerbter Rechte nach geschichtlicher Ueberlieferung. Diese Parteyen umfassen Staat und Kirche, so daß Revolution und Reformation gleichen Schritt laufen. Eine frühere Zeit hat vorbereitet, was die folgende entwickelt und die letzte zur Reife gebracht hat. Der Reinigungsprozeß begann mit der Kirche. Allein blinder Eifer und menschliche Leidenschaft mischten sich ins Heiligthum, durchbrachen die bestehende Ordnung, und wollten mit stürmender Hand erobern, was die Zeit mittelst gesetzlicher Ausgleichung hätte herbeyführen sollen. Die Einheit der Kirche ward gestöhrt, ein wüthender Religionskrieg begann, und der äußere Friede stellte nicht ganz den innern Frieden zwischen den Parteyen her. Jetzt kam der Staat an die Reihe, reformirt zu werden. Aber wie, und durch wen? die Reformatoren waren nicht besser als die, für welche die Reform bestimmt war. Die höhern Stände hatten sich größtentheils durch eigene Schuld, durch Müßiggang, Schwelgerey und Sittenlosigkeit um Ansehen und Einfluß gebracht; die Geschichte, Schauspiele, Romane u. s. w. wetteiferten, ihr Thun und Lassen unverschleyert den Augen des Volkes darzustellen; dasselbe wurde von diesem zugleich verabscheut und nachgeahmt, und die Immoralität verbreitete sich von einem Stande zum andern; Religion und Sittlichkeit ward der Spott einer leichtfertigen Aufklärerey; die Politik aller Moral entfremdet, und was hierin den Großen recht schien, meinten die Kleinen sey ihnen billig. So wurde allmählich die Masse gefühl- und achtungslos für Recht und Gesetz, und das Feuer der Revolution schlug, nachdem es innerlich lange genug geglüht hatte, in helle Flammen aus, und brennt fortan, wenn auch nicht immer nach außen in offenem Brande, doch heimlich in den entzündeten Geistern der europäischen Welt.

Aber die angegebenen Ursachen sind dennoch nur sekundärer Art. Wären jene religiösen und politischen Parteyungen die Grundursache aller dieser Uebel, so müßten sie wenigstens in solchen Reichen, deren Völker sich des Besitzes sogenannter liberaler Gesetze und Einrichtungen rühmen, weniger fühlbar seyn; aber auch da ist man nicht gehorsamer, weniger mißvergnügt und meuterisch: ein Beweis, daß es nicht so sehr die Formen sind, wovon die Menschen ihr Heil zu erwarten haben, als der Geist, der sie beherrscht. Jetzt glauben manche, in repräsentativen Verfassungen die Quelle, ja die alleinige Quelle des Heils entdeckt

zu haben. Allein die Stellvertretung kann sogar einer Nation verderblich werden, wenn die Stellvertreter, eitel und habsüchtig, ihre Stimmen verkaufen, wenn sie um das Wohl des Volkes unbekümmert, um die vergängliche Gunst der Menge buhlen, und gleich den Theaterhelden das rauschende Händeklatschen ihres Publikums suchen. Unser Uebel liegt tiefer, als daß Constitutionen und politische Institutionen ihm an die Wurzel kämen und es vom Grunde aus heben könnten. Ein äußerer Schaden kann durch äußere Heilmittel kurirt werden; aber unser äußeres verderbtes Leben ist nur die Erscheinung des innern Verderbens. Wenn an einem Baume Zweige, Blätter und Blüthen kränkeln, keimt gewöhnlich der Tod im Keime. So fehlt es in der Menschheit am Lebensprinzipe; je mehr sie von ihrer Verbindung mit ihm los ist, desto kränker muß sie werden; und sie müßte gänzlich in sich zerfallen, wenn sie völlig sich davon trennen könnte.

Unser Leben ist in seiner Quelle angegriffen. Einst arbeitete man vorzüglich darauf hin, Sinn, Gefühl und Einbildungskraft auszubilden; in unsern Tagen ist die Reihe an den Verstand gekommen, indeß das Herz und der Wille des Menschen vernachläßiget und außer aller Verbindung mit dem Göttlichen gesetzt wird. So wird das menschliche Leben alles Werthes und aller Bedeutung entblößt, und ohne Leitung und ohne Ziel den Leidenschaften und der Natur preisgegeben. Vor allem strebte man nach einem vagen Begriffe einer in's Unbestimmte hinaus fortwährend wachsenden Freyheit. Aber das ist wahre Freyheit, mit freyem Entschlusse und aus Liebe zum Guten dem Gesetze sich hingeben, seine Sinnlichkeit dem Geiste, und seinen Geist Gott, und den menschlichen, von Gott gesetzten Obern um Gottes Willen sich unterwerfen.

Ein reges literarisches Leben hatte sich aufgethan, aber wenig Großes ward gefördert; man kritisirte, änderte, pfuschte; Zweifelsucht, kindisches Vernünfteln, leichtfertiges Witzeln, Buchstaben und Formenwesen war an der Tagesordnung; oberflächliche Kompendien und Blumenlesen, Legionen von Rezensionen und Zeitblättern, Enzyklopädien, Reisebeschreibungen, Romane, Theaterstücke, Almanache und andere Galanteriewaare für eine elegante, weichliche, und zerstreuungssüchtige Welt. Man ließt, um schreiben zu lernen, man schreibt, um sich einen Namen zu machen oder um Geld zu verdienen. Jeder will gelesen seyn, und alles will man gelesen haben. Und die Früchte sind Oberflächlichkeit, eine Masse Halbwahrheiten, Selbsttäuschung, Eitelkeit und Thorheit. Der Knabe hört die Bücherweisheit preisen, der Jüngling schöpft aus den Tageblättern halbwahre

Begriffe von den verwickeltsten Angelegenheiten der Welt, der junge Mann will schon die Welt umgestalten, und träumt von den Trophäen, welche die Nachwelt einst auf seinen Aschenhügel pflanzen wird. Wie es unter solchen Umständen der heiligsten Angelegenheit der Menschheit, der Religion ergehen konnte und mußte, war vorher zu sehen. Wenn man auf Erden alles musterte und kritisirte, so sollte der Himmel sich dasselbe gefallen lassen. Vieles erkennend, wollte man alles begreifen, selbst das Unendliche und Unergründliche, was Gegenstand des Glaubens und der Anbetung seyn sollte; und was der menschlichen Anmaßung sich nicht fügte, ward über Bord geworfen. Die Kirche ward ihrer göttlichen Autorität beraubt, und als ein Produkt menschlicher Erfindung in finsterer Zeit, dem wir entwachsen wären, der Verachtung preisgegeben. Das Evangelium Jesu Christi ward alles Wunderbaren und Göttlichen entkleidet, und endlich Christus selbst, die Sonne am Horizont des menschlichen Geistes, wollte man herabreißen, damit der Wissenschaft und den Sitten zugleich ihr leitender Stern verschwinde. Nun war die Trennung der zwey Welten, des Endlichen und Unendlichen, der Zeit und Ewigkeit, der Erde und des Himmels vollbracht, und der Mensch stand in seiner neuen Schöpfung da, als sein eigener Gott, als Allwisser, Selbstgesetzgeber, Selbstherrscher, nur mehr sich angehörig und verantwortlich, seinem Gelüste und der Erde lebend. Wie einem an Alter vorgerückten Sünder, blieb dem vorgerückten Jahrhundert sein Raffinement und seine äußeren Formen, Gewohnheiten und Einrichtungen; denn die Formen, als das Werk von Jahrhunderten, hielten das Gebäude der Gesellschaft auf dem Grunde des bisherigen Bestandes noch eine Weile zusammen, bis nämlich das Urtheil, das auch ihnen gesprochen war, vollzogen werden konnte. Wie der Bewohner einer Mühle den Strom nicht mehr hört, dessen rauschender Fall seine Wohnung in beständiger Erschütterung erhält, verloren wir endlich den Glauben an das, was von allen Seiten uns umgibt; und vor lauter Verstand wurde aus dem Menschen, aus der Natur, aus unsern Staaten und selbst aus der Kirche, aus den Wissenschaften, der Kunst und dem Leben — das Göttliche verbannt. Von dieser Trennung kommen alle übrigen Trennungen wie von selbst, von dieser Aufhebung unsers ewigen Verhältnisses zu Gott die Auflösung der geselligen Verhältnisse der Menschen, und daher alle Uebel nach allen ihren Verzweigungen. Diese Gottlosigkeit, das größte Verbrechen unseres Zeitalters und seine schwarze Schattenseite, brachte uns die Todeskrankheit. Mit dem Göttlichen geht der Menschenwelt die Sonne des Lebens unter, und mit ihr die Basis aller Ordnung, Wahr-

heit und Glückseligkeit. Aufklärer und Führer der Völker wurden von nun an Naturalisten, Fatalisten, Skeptiker, Indifferentisten und Pantheisten. Der große Haufe fand bey dem neuen Evangelium auch seine Rechnung; wer mochte noch zu dem dummen Pöbel gehören, da man sich nur zu dem Unglauben zu bekennen brauchte, um dem aufgeklärten, gebildeten Stande beygezählt zu werden. Alles lernt, lehrt, verbessert, reformirt, schreibt Bücher, reist in fremde Länder u. s. w., und der Schüler ist sogleich wieder über den Meister; nur Eines bleibt bey dieser allgemeinen Reformation aus: die Selbst-Reformation. Hierin ist man schon von Geburt aus gelehrt und gut genug. Immer ist man bemüht, frische Lorbeeren des Witzes, Scharfsinnes und der Laune einzusammeln; die Menschen sind klüger geworden als die Zeiten; die Klugheit der Väter ist Thorheit ihren Kindern, und Einrichtungen, die Jahrhunderte voll tiefer Erfahrung sanktionirt hatten, mußten sich aufs Neue einer Revision der Weisheit des Zeitalters unterwerfen. Alles will man wissen, und nichts mehr glauben. Jeder will lehren, wie man das Gute thut, und keiner will es lernen; wir sind lauter Doktoren geworden, und haben aufgehört Christen zu seyn. Die Tugenden und Meinungen unserer Vorfahren sind nun das Gespött unbärtiger Knaben geworden, alte Sittengebräuche und Institute liegen zertrümmert, eine traurige Leerheit ist in den Gemüthern, und sie reichten dem Menschen nicht selten den Dolch gegen sich selbst.

Auf das Jahrhundert der Reformation folgte unmittelbar jenes der Descartes, Bayle und Spinoza, auf dieses das Zeitalter des Voltaire, la Mettrie und der Enzyklopädisten, hierauf die schönen Zeiten der französischen Revolution, und auf diese endlich die jetzige Periode, die wir so eben charakterisirt haben. Jede dieser Perioden trägt ihren eigenen Stempel. In der ersten sollte Alles reformirt und verbessert werden; in der zweyten wurde Alles, das Verbesserte wie das Alte, bezweifelt; in der dritten über das eine wie über das andere gespottet, in der vierten Periode einer alles revolutionirenden und auflösenden Philosophie, wurden endlich alle rechtlichen und sittlichen Begriffe verkehrt, Altäre und Throne gestürzt, Krieg und Verheerung mit jedem gedenkbaren menschlichen Elende über Europas Völker ausgegossen. Auf solche Zeiten konnten keine andern, als die gegenwärtigen folgen, in denen die Religion verachtet, die Moral ohne Stütze, die Gesetze ohne wirksame Kraft, und die Erziehung der Jugend, mithin das Glück künftiger Generationen, ein Spielball des gelehrten Eigendünkels, oder der Gegen-

stand, an welchem Charlatanerie oder die geschwätzige Weisheit des Tages sich in unaufhörlichen Versuchen erschöpften.

Mit diesen **starken**, aber nicht durchaus unwahren Farben schildert der Verfasser den Charakter der Zeit, in der jedoch manches mildernde und tröstende Element auf eine heitere Zukunft hindeutet. Denn täglich scheint man es mehr einzusehn, daß, wie der Verfasser fortfährt, wahre Bildung, wahre Civilisation nur im Einklange mit der Religion gefunden wird; daß in der Religion allein der Geist der Einheit ist, der die sittliche Ordnung regiert, und alle getrennten Theile zu einem Ganzen verbindet. Daher zu einer Zeit, wo die herrschende Reflexion und eine kahle Zergliederung irdischer Verhältnisse die Geister entzweyte, wo das Göttliche sich zurückzog und nur profanes Wissen die geistige Thätigkeit beschäftigte, an einen harmonischen Verband des Höhern und Niedern, des Innern und Aeußern, nimmer zu denken war. Was ist dann der Mensch anders als ein Aggregat von Kräften, die nach allen Richtungen streben, und zuletzt die Beute des Zufalls werden. Jedem Wesen ist ein Mittelpunkt seiner Natur gegeben; aber der Mensch hatte den seinigen verloren. So lange indeß der Strom der Ereignisse ruhig hinabglitt, ging es erträglich, ja mitunter ergötzlich; man wünschte sich zu den Fortschritten der Kultur Glück; aber gewaltig änderte sich die Scene, als die Zeit die große Sturmglocke läutete. Wie durch einen Zauberschlag warfen Tausende ihre zahmen Hüllen ab, und standen nun in ihren Geyer- und Tiger-Naturen da, und bezeichneten jede ihrer Spuren mit Blut.

Es gibt eine Kultur und Verfeinerung, die nicht eigentliche menschliche Bildung ist, sondern eine Entwickelung seiner Thierheit. Die physische und thierische Natur ist im Menschen einer ausgezeichneten Vervollkommnung fähig; er kann das gewandteste, schlaueste, unterhaltendste, kunstreichste, sogar das weicheste und sanfteste Thier werden; aber dennoch bleibt der Thiersinn der einzige, der ihn beherrscht, er befindet sich stets in der Macht eines bloß physischen Triebes nach sinnlichem Genuß; es bedarf nur eines stärkern Reizes, und er begeht die größten Ausschweifungen. Daher die bekannte Erscheinung eines ungeheuren sittlichen und religiösen Verderbens bey großer intellektueller Vervollkommnung. Der menschliche Geist hat, wie keinen Halt, so auch keine Ruhe, als in Gott, dem Urquell und Ziele aller Geister. Hat er einmal eine falsche Richtung genommen, dann erregt der innere Widerstreit zwischen der höhern und niedern Natur schon in jedem Individuum einen ewigen Unfrieden — **Non est pax impiis, dicit dominus. (Isai. 57).** Selbst die sinnliche Natur findet keine Ruhe, ihre Begierlichkeit wächst mit

jeder Befriedigung, und je sorgfältiger sie gepflegt wird, desto unersättlicher wird sie, so daß der Mensch, je mehr Freyheit er sucht, nur desto größere Sklaverey findet, und während er einen Herrn nicht will, er so viele haben muß, als ihn Leidenschaften umhertreiben.

Diese Zerrüttung und dies Elend trägt dann der Einzelne hinein in alle seine Verbindungen und in seinen ganzen Wirkungskreis, in seine Familie, Gemeinde, in die große Gesellschaft. Da gibt es so viele Thorheiten und Ausschweifungen, als sich Gelegenheiten dazu darbieten, und diese verkehren alle Verhältnisse, so weit ihr Wirken reicht. Daher die allgemeine Unruhe in der Welt, und der innere Unfriede, von dem Individuen, Stände, Staaten bewegt und erschüttert werden. Je mehr solcher Menschen es gibt, desto häufiger und wilder durchkreuzen sich ihre Interessen, desto allgemeiner, gemeinschädlicher und auflösender wird der Kampf, der zuletzt mit dem Chaos sich endet, mit der Auflösung aller geselligen und bürgerlichen Verhältnisse. Aber Gottes Geist war es, der vom Anfange an das Chaos und das unbestimmte Wogen der Elemente ordnete, und derselbe Geist ist es, der die Ordnung erhält. Daher gibt es gegen alle Uebel der Zeit nur ein Gegengift: die Rückkehr zum Göttlichen, die Wiederherstellung des ewigen Verhältnisses zur Gottheit.

So einfach und einleuchtend dieß ist, so schwer ist es, mit denjenigen, die im Zeitalter befangen sind, sich zu verständigen. Das Alte, d. i. das rechte Alte, wollen sie nicht, und mögen nichts davon hören, und etwas wahrhaft Neues hervorzubringen, dazu fühlen sie ihr gänzliches Unvermögen; das Ewige aber ist ihnen abhanden gekommen. Es gibt nur Eine Wahrheit, wie es nur Einen Gott gibt, und Ein ewiges Verhältniß der Menschheit zu Gott, und die Eine Wahrheit, recht verstanden, muß nothwendig alle Parteyen versöhnen und einigen; denn alle haben doch nur Ein ewiges Interesse. Aber um diese eine Wahrheit, um das wahrhaft Göttliche fragen eben die streitenden Parteyen, und durch Mißverständniß wird die Uneinigkeit unterhalten.

Man hat Dinge, die im Grunde Eins sind, von einander getrennt, und in dieser Trennung stellen sie sich einander gegenüber. Es betrifft die Quelle, woraus die Wahrheit geschöpft wird. Die eine Partey erkennt als solche bloß die menschliche Vernunft an — das rein Rationale — die andere Geschichte und Tradition — das Positive, sich gründend auf göttliche Autorität. Jene will nur Ueberzeugung und Selbstgesetzgebung (Autonomie), diese Glauben und vertrauenvolle Hingebung an ein höheres po-

sitives Gesetz. Die menschliche Vernunft ist allerdings eine Quelle der Wahrheit, aber erst eine abgeleitete; die Urquelle ist die heilige Geschichte oder Offenbarung Gottes; daher deuten alle Traditionen und Sagen da, wo sie auf den ersten Ursprung aller menschlichen Bildung zurückgehen, übereinstimmend mit unserer heiligen Urkunde, insgesammt auf eine unmittelbare Einwirkung des Himmels hin. Aber man unterscheidet nur so oft nicht zwischen der reinen, sich selbst überlassenen Vernunft im gefallenen Menschen, und der vom Lichte der Offenbarung erleuchteten in dem Menschen, der schon auf dem Wege der Wiederherstellung ist, somit zwischen dem, was ihr reines, und zwischen dem, was ihr empfangenes und erworbenes Eigenthum ist; denn ist die Vernunft einmal zu höherer Bildung gelangt, so vergißt sie leicht, wodurch sie gebildet worden, und auch von der Offenbarung gelten die Worte des Propheten Isaias: Filios enutrivi et exaltavi, ipsi autem spreverunt me. Die Vernunft in ihrem reinen Zustande, ist noch nicht einmal Vernunft, sondern nur das Vermögen, vernünftig zu werden. Daher wird die menschliche Vernunft erst in der Schule der Urvernunft Erkenntniß-Quelle des Wahren; jedoch ist sie so nothwendig wie die Offenbarung, und wir können mit Recht sagen: die einzige wahre Erkenntniß-Quelle des Göttlichen sey die menschliche Vernunft und die göttliche Offenbarung zugleich, diese als die gebende, jene als die empfangende; wie sich zum Sehen, Auge und Sonne begegnen müssen. So wenig der Stein, schreibt Hermas, den du nach oben wirfst, den Himmel erreichen kann, so wenig erreicht der endliche Geist den Unendlichen. Der Mensch kann zwar, was vom Göttlichen erkennbar ist, vernehmen und erkennen, aber sich nicht selbst geben, nicht aus sich selbst schaffen. Denn woher stammt am Ende all sein Glauben und Wissen? Wurzelt nicht jede Menschenbildung in einer fortwährenden Ueberlieferung bis hinauf zur Urquelle der Offenbarung? Was ist alles spätere anders, als eine verschiedene Kombination, Deduktion, Erklärung und Aufhellung uralter Wahrheiten? Was sind alle Erfindungen des menschlichen Geistes, als neue Benützungen und immer andere Verbindungen des Vorhandenen? Oder welche neuen, sonst unbekannten Wahrheiten von Gott und göttlichen Dingen haben selbst unsere neuesten philosophirenden Geister errungen? Haben sie nicht vielmehr die alten verloren, sobald sie ihr Auge vom Sonnenlichte der Offenbarung abwandten? Sahen wir nicht ein Lehrgebäude der Weltweisen nach dem andern einstürzen, und folgte nicht auf jeden unvollendeten Thurmbau eine neue Sprachenverwirrung?

In menschlichen Angelegenheiten ist die erleuchtete Vernunft

allerdings die Richterin; was ihr wirklich widerspricht, kann nicht bestehen. Aber bey wie vielen ist sie so ausgebildet, daß man ihr die Anordnung auch nur der bürgerlichen Verhältnisse anvertrauen dürfte? Hebet den angeerbten Glauben auf und das angeborne Recht, und laßt durch freye Wahl das Neue an des Alten Stelle setzen, welch' Kunstwerk schaffet sie? Interesse und Leidenschaften, Selbstsucht und Eigennutz bestimmen in tausend Fällen die Handlungen der Menschen, ehe auch nur Eine als Resultat vernünftiger Ueberlegung erscheint. Man gibt vor, vernünftig zu handeln, während man von Lust und Vortheil bestimmt wird. Jeder wird versichern, seine Vernunft sey die wahre, und so wird dieser Zustand der freyen Vernunft der des Krieges Aller gegen Alle, des Unsinnes und der Sclaverey. Prüfet daher wohl, auf welchem Grunde die bürgerlichen Einrichtungen ruhen, ehe ihr daran denket, sie zu verändern und zu verbessern. Nur die ewige Wahrheit, als das Wort Gottes, kann auf unbedingte Anerkennung und Unterwerfung gerechten Anspruch machen; sie kann aber auch und darf die Prüfung nicht scheuen, sie will keinen blinden Glauben und Gehorsam, sie will und gibt Ueberzeugung; sie fordert unsere freye Hingebung aus und mit Liebe, sie will keine Sclaven, sondern Kinder Gottes.

Ergäbe sich einmal in der physischen Welt, die heute, wie vor Jahrtausenden in der von Gott ihr angewiesenen Ordnung einherschreitet, eine auffallende, andauernde, ja ihre Auflösung drohende Zerrüttung; realisirten einzelne, oder alle Naturwesen, nicht mehr den ewigen Gedanken Gottes als die Regel ihrer Wirksamkeit; gäben die Körper ihre Tendenz nach dem Mittelpunkte auf; verfehlten die Strahlen der Sonne unsere Erde; oder unterschieden die Thiere nicht mehr die ihnen gedeihliche Nahrung; — würden wir dann nicht sagen: die Natur habe sich von ihrem Centrum losgerissen, und sey ganz oder theilweise aus ihren Fugen getreten, und irre in selbstgewählten Bahnen ihrem Untergange entgegen? Was sollen wir denn sagen, wenn wir in der moralischen Welt alle Bande sich auflösen sehen? wenn ein verderblicher Partey- und Sektengeist unter allen Gestalten sich erhebt, die bürgerliche wie die kirchliche Ordnung bedrohend, Zwietracht in Familien und Gemeinden säend, und von christlicher Demuth so weit, wie von christlicher Liebe entfernt; und wenn unter den Einflüssen von Religions-Verachtung und Religions-Schwärmerey alle Bande der Zucht erschlaffen? Ist dieß nicht ein klarer Beweis, daß wir von Gott, unserm Schöpfer, Träger und Halter los geworden, und unser ewiges Verhältniß zu Ihm, wie unser gegenseitiges zu einander verlassen haben?

Der Verfall der Menschheit ist die Folge der Verkehrung

ihres Verhältnisses zu Gott, und der hieraus erwachsenden Herrschaft des Niedern — des Eigenwillens — über das Höhere, (den göttlichen Willen), somit der Trennung von Gott und des Versinkens in sich selbst, in Eigendünkel, Eigenlust und Eigennutz, wovon die weitere Folge nothwendig Unordnung ist, und Uebelbefinden, und, so dem Uebel nicht gesteuert wird, gänzliche Auflösung. Die Heilung kann einzig im Rückwege liegen — in der Herstellung des aufgehobenen Verhältnisses, in der Unterordnung des Niederen unter das Höhere, mittelst Anknüpfung an das Göttliche, oder Feststellung der Menschheit auf ihre ewige Basis. Dieß ist das ganz einfache Verfahren, wie bey dem Einzelnen, so in der Gesellschaft. Gottes Kraft ist keine todte, sondern eine allmächtige Kraft, wie in der physischen, so in der moralischen Welt, sie arbeitet ewig aller Zwietracht und Unordnung entgegen; wenn also der moralischen Wesen freyer Wille mit dem göttlichen harmonisch wirkt, so wird sie nimmer einer Unordnung unterworfen seyn. Denn das Verhältniß der Dinge unter sich und zu Gott ist durch unwandelbare Gesetze bestimmt. Vermittelst dieser Gesetze hängt die ganze Natur und jedes einzelne Geschöpf an Gott, und vollzieht auf eigenthümliche Weise, ohne Bewußtseyn und freye Wahl, Gottes ewigen Willen; der Mensch kann als vernünftiges Wesen diese Gesetze erkennen, und als freyes Wesen sie befolgen oder übertreten. Im ersten Falle lebt er mit Gott geeiniget und religiös, im zweyten von Gott getrennt, irreligiös, gottlos. Indem das Gesetz jeden einzelnen Menschen an Gott knüpft, und in Ihm die Ordnung herstellt, ordnet es zugleich die Verhältnisse Aller zu einander in der Gesellschaft, und so entstehen einträchtige Familien, aus diesen geregelte Gemeinden, aus diesen wohlgeordnete Staaten, endlich aus dem Staatenverbande der Organismus der gesammten Menschheit. Sobald die christliche Kirche Lehrerin der Völker geworden, und ihnen gemeinschaftliche Ansichten über das Wesentliche des gesellschaftlichen Zustandes in seinen verschiedenen Bestandtheilen gegeben, war die Todesfeindschaft zwischen den verschiedenen Stämmen aufgehoben, und die Völker gestalteten sich zu einer großen europäischen Familie. Die gemeinschaftlichen Ansichten aber sind: für die Staaten miteinander die Anerkenntniß einer höchsten ewigen Autorität in Gott und seiner Gesetzgebung; für den einzelnen Staat, die Anerkenntniß einer höchsten irdischen Autorität in seiner Obrigkeit und ihren Gesetzen; für die Gemeinheiten und Familien, die Anerkenntniß einer höchsten Autorität in ihren Vorgesetzten und Familien-Häuptern.

Wir haben die Gebrechen der Zeit gesehen, haben im Abfalle

von Gott, dem ewig ordnenden Prinzip der Welt, die Quelle derselben gefunden; geöffnet ward uns das Thor zum Rückweg; aber wir vernehmen Stimmen, und nicht wenige, welche das Reich Gottes, das Reich der Gerechtigkeit und Liebe als frommen Wunsch betrachten, an deren Verwirklichung nur Schwärmer glauben. Vielen, und wohl den Meisten derer, die diese Sprache führen, fehlt es an gutem Willen, andere sind kleinmüthig und an Vertrauen schwach.

Freylich kann demjenigen nicht geholfen werden, der selbst nicht will, und jene, die wir die Widerspenstigen nennen können, wollen keine höhere Erkenntniß; sie wollen ohne göttliche Belehrung sich selbst weise seyn; ihnen ist der wirkliche Mensch und das wirkliche Leben gut genug, sie glauben und verlangen keinen bessern, wenn es in der Welt nur ein wenig ehrlich zugeht, und man dieses Lebens, so gut und so lang es seyn kann, genießen mag. Diese sind die rüstigen Vertreter der Adamskinder gegen die Forderungen Gottes und seines Gesalbten, die Vertheidiger menschlicher Freyheit und Unabhängigkeit gegen göttliche und menschliche Suprematie, weß Namens sie sey; mit einem Worte: es sind die allein berechtigten Gewaltträger und Rüstzeuge für die Universalmonarchie des Egoismus. »Die nicht aus Gott sind, mögen Gottes Wort nicht hören.«

Zwar wissen wir, daß Verstand und Wille des Menschen erdwärts gebeugt sind, daß wir nur schwer und langsam zum Bessern uns emporarbeiten, und daß die Worte des Dichters:

facilis descensus Averno est
Sed revocare gradum, superasque evadere ad auras
Hoc opus; hic labor est.

auch von der moralischen Unterwelt gelten. Die Geschichte nennt uns kein Volk, das sich durch eigene Kräfte heraus und emporgearbeitet hatte; die Heiden, sich selbst gelassen, verloren sich immer mehr in eine sinnlose Fabelwelt, die Juden in die finstern Schluchten der Talmudisterey, und so die Christen auf den wüsten Wegen des verderblichen Irr- und Aberglaubens fortschreiten, werden sie noch rettungsloser zu Grunde gehen. Hieraus aber folgt nur, daß Gottes Reich auf Erden nie vollkommen erscheinen werde. Dennoch soll das Zurückbleiben der Erscheinungen hinter ihrer Idee in Gott nie uns entmuthigen, ihr ewig nachzustreben, und an Vollkommenheit der Nachbildung mit einander zu wetteifern; und jener Schlachtruf gilt uns alle: Hic, milites, vincendum aut moriendum est. Ermuthigen soll es uns, daß Gott den Grund seines Reiches selbst gelegt hat, worauf Er unabläßig fortbauet, und daß nichts vermöge, sein Werk zu vereiteln; der Wille des Menschen kann es stören,

aber nicht zerstören. Es ist in diesem Kriege der Menschen gegen Gott gewiß wunderbar genug, daß ihnen nicht alles Göttliche, und mit diesem die Menschheit selbst, verloren ging. Wer hat diesem Untergange gewehrt, als nur Gott, dessen unwiderstehliche Gewalt dem Zerstörungsgeiste seine Gränzen anwies, und gebietend sprach: »Bis hieher und nicht weiter.« Diese Gewalt arbeitet nicht umsonst, gleichgültig, ob sie ihr Ziel erreiche oder nicht; sie wird vielmehr demselben immer ungehinderter entgegengehen, je mehr sie den Menschenwillen an sich zieht, und sie zieht ihn immer mehr an sich, je höher die Menschheit ihre Entwickelungsstufen hinanrückt.

Dem Kommen des göttlichen Reiches stellen sich zwey Haupthindernisse entgegen: das allgemeine, angeerbte menschliche Verderben, und der Offenbarungshaß oder die Erlösungsscheu eines großen Theils der Menschen. Der Mensch will den Willen Gottes gar nicht, oder nur halb und halb. Vernunft und Gemüth sind verfinstert und geschwächt, und der Wille gebrochen (fracta; Cic.) Woher dieser Eigenwille des Menschen, dies Nichtwollen und Halbwollen in seiner ersten einzigen Angelegenheit? Die Offenbarung hat dies Räthsel gelöst, und schon die Philosophen: Plato, Cicero, Seneka, sagen einstimmig, daß die der Zeugung unterworfenen Wesen ein unschätzbares Geschenk in sich zerstört haben; selbst Voltaire gesteht, es sey der Wahlspruch aller Nationen gewesen: daß ein goldenes Zeitalter sich zuerst auf Erden gezeigt habe, und eine Grundlehre der Theologie fast aller alten Völker sey der Fall und die Entartung des Menschen (Essai sur les moeurs und Philosophie de l'histoire). Somit haben alle Nationen einstimmig gegen die Hypothese eines ursprünglichen Zustandes der Barbarey protestirt; und was Rousseau und seine Nachfolger den Natur-Zustand nennen, ist nichts, denn die letzte Stufe der Verwilderung.

»Gott schuf den Menschen nach seinem Gleichnisse, und setzte ihn über die ganze Erde.« Das Verhältniß des wahren Menschen zu Gott ist daher ein schlechterdings nothwendiges, außer ihm kann er nicht gedacht noch begriffen werden. Aber so finden wir den Menschen, wie er jetzt ist, nimmermehr; wir finden ihn in der Trennung von Gott, behaftet mit falschem, dem göttlichen entgegengesetzten Erkennen, verkehrtem Streben und Handeln, entzweyet mit sich, im Kampfe mit der Natur, überwältiget von letzterer, und immerwährenden Veränderungen, Schmerzen, Krankheiten und endlich dem Tode unterworfen. Kaum erkennen wir in ihm noch die Spuren des wahren Menschen, in den Ahnungen und Gefühlen des Göttlichen, im leisen Heimweh nach jener Urwürde, im schwachen Ringen nach jener

Erhabenheit über die Natur; aber selbst diese Spuren sind fast verwischt; jene Blitze der Vernunft werden zurückgedrängt vom Irrthum, jene Sehnsucht ist übertäubt vom Aufruhr der Begierlichkeit, und das höhere Streben ohnmächtig gegen die übergewichtige Eigenwilligkeit.

Woher dieß? Durch Mißbrauch der Freyheit hat der Mensch den Eigenwillen geschaffen, d. i. den menschlichen Willen, bis dahin in den göttlichen versenket, und damit Eines, als etwas für sich Bestehendes, nach eigenen Zwecken gerichtetes, ins Leben gerufen. Damit zerstörte er die Harmonie seines Wesens, und die ursprüngliche Unterordnung des niedern leiblichen Elementes unter dem höhern des Geistes, und des Geistes unter Gott. Aufgehoben ward sein ewiges Verhältniß zu Gott, mit der Natur (den Kreaturen) ging er widernatürliche Verhältnisse ein, und im großen Organismus erzeugte nothwendig eine Unordnung die andere. So hat der scharfsinnige Hobbes den Krieg aller gegen alle mit Recht für den Urtrieb des Menschen gehalten, nachdem nämlich das ewige Band mit Gott zerrissen, und die Selbstsucht des Menschen Centrum geworden war. »Der Fall der ersten Menschen hat das ganze Haus Gottes betrübt, und den Anordnungen des Hausvaters den Charakter der Trauer und Strenge gegeben, er hat über alle Geschlechter das Verhängniß des Leidens, der Züchtigung und Zurechtweisung gezogen.« So kam lediglich durch die Selbstsucht freyer Geschöpfe und ihre Abirrung vom allgemeinen Mittelpunkte, der Geist der Zwietracht und Zerstörung (Sünde und Tod) in die Welt. So entstand im Reiche Gottes — des Lichtes, der Liebe und des Lebens — und schied sich von ihm aus das Reich des Egoismus oder der Gottlosigkeit, der Finsterniß oder des Irrthums, der Feindschaft und des Hasses, der Zerrüttung und des Verderbens. In diesem Zustande der Entartung nahm sich der Gefallenen die ewige Liebe an. Sie wollte die Menschheit nicht untergehn lassen in ihrer Excentricität und Hinstreben zum ewigen Tode, sondern ihr den Rückweg öffnen zum ewigen Leben. Er offenbarte sich ihnen wieder, und damit begann die Erlösung. Diese geschah sowohl unmittelbar durch das Gewissen (die Reliquie der ersten Offenbarung und die Potenz zur Rückkehr), als mittelbar durch äußere objektive Darstellung des Göttlichen. Erstere wird die natürliche oder Vernunft-Religion, letztere die positive, geoffenbarte, genannt. Ihr Gegensatz ist aber nicht so schneidend, wie er gewöhnlich angegeben wird. Die Verschiedenheit des Positiven vom Natürlichen ist somit bloß relativ in Bezug auf das Subjekt, dem die Offenbarung zu Theil wird. Die Resultate beyder schmelzen in Eines zusammen, und ersteres führt das letz-

tere auf eine höhere Stufe von Einsicht und Vollkommenheit. Also ward Gottes Reich in dies irdische Leben hereingebildet, auf daß dieses allmählich und stufenweise umgestaltet, und ins himmlische Reich wieder übersetzt und verwandelt werde. Das geht nun freylich nicht ohne langwierigen und schweren Kampf der einmal entwürdigten, in ihrem Innersten zerrissenen Menschennatur, worin das Höhere, zum Herrschen bestimmte Element seine legitime Herrschaft zurückfordert, und das niedere, egoistische, seine angemaßte Souverainität (die Selbstheit) nicht mehr aufgeben will. Es kann nicht ohne großen Schmerz des letztern, bis es unterliegt, nicht ohne unermüdliche Ausdauer des erstern, bis es überwunden hat, geschehen. Beyde Prinzipien, Vernunft und Sinnlichkeit, streben nach ihrem Ursprunge, das Höhere fühlt sich unwiderstehlich nach oben gezogen, das Niedere wird von seinem Schwerpunkte (der Natur) mächtig nach unten hinabgedrückt. Die verfinsterte Vernunft schauet dürstend nach Wahrheit, während die Sinnlichkeit selbe mehr noch zu verdunkeln strebt, und in diesem Kriegeszustande kann uns selbst eine bewaffnete Neutralität des Friedens nicht sichern. Das große Bedürfniß, dieser Hunger nach Wissenschaft, so den Menschen treibt, was ist es, als das natürliche Streben seines Wesens nach seinem ursprünglichen Zustande, ein Graviren nach den Regionen des Lichtes? Kein Biber, keine Schwalbe, keine Biene will mehr wissen, als ihre Vorfahrer, alle Wesen sind ruhig an der Stelle, die sie einnehmen. Sind sie auch alle gesunken, so wissen sie es wenigstens nicht; der Mensch allein fühlt es, und dies Gefühl ist zugleich der Beweis seiner Größe und seines Elendes, seiner erhabenen Rechte und seiner tiefen Erniedrigung.

Der Mensch, in diesem Kampfe sich selbst überlassen, hilft sich nimmermehr, sein Selbst ist es ja eben, was ihn von Gott entfernt. Ohne die Dazwischenkunft eines Dritten (erlösenden Prinzips) würde er nicht allein im gefallenen Zustande verharren, sondern immer tiefer noch (progressiv ins Unendliche) darin versinken. Das Bedürfniß und die Nothwendigkeit göttlicher Hülfe ist in den wenigen Worten gegeben: »Niemand kann zu Mir kommen, wenn der Vater ihn nicht zieht« — »Niemand kommt zum Vater, als durch Mich.« Hieraus erhellet, was von jener Behauptung der Zeitphilosophie zu halten sey: »Der Mensch könne durch sich selbst wieder erstehen mittelst der eigenen Vernunft.« Hörten wir die Offenbarung — dessen Organ die Kirche — und wären wir von ihrem Geiste durchdrungen, so müßte wie der einzelne Mensch, so die Menschheit, mit schnellen Schritten ihrem Ziele entgegen gehen, und Gottes Reich auf

Erden die erfreulichsten Fortschritte machen. Aber dagegen sträubt sich nun der Offenbarungshaß oder die Erlösungs-Scheu eines großen Theils der Menschen; denn gleichwie die ersten Menschen von Gott ihrem Schöpfer sich abgewendet haben, so wenden ihre Nachkommen von Gott ihrem Erlöser sich ab; aber an Adams Schuld Antheil haben, und an Christi Rechtfertigung nicht Theil nehmen wollen, heißt mit Wissen und Willen sich selbst das Verdammungs-Urtheil sprechen.

Die Opposition gegen die Erlösung stellt sich in verschiedenen Gestalten und Graden dar, nach den verschiedenen Klassen der Menschen und den Bildungsstufen der Menschheit. Die erste Klasse protestirt gegen alle Offenbarung Gottes, selbst die ursprüngliche im Gewissen, und ist ganz Gott-los (Unglaube, Atheismus). Hieher reihen sich nicht bloß die ganz wilden und verhärteten Sünder, sondern auch die Gleichgültigen, die gedankenlos in den Tag hineinleben, und andere, welche die Kirche für eine Staats-Anstalt halten. Aber die wahrhafte Religion ist Selbstzweck, und höchster Zweck der Menschheit, das Band, welches den Menschen an Gott knüpft, im ununterbrochenen Verkehr zwischen Himmel und Erde das Reich Gottes gründend. Die zweyte Klasse erkennt die höhere Würde und Bestimmung des Menschen, will sich aber ohne höhere Hülfe bloß aus eigener Machtvollkommenheit dazu erheben; sie protestirt gegen jede andere Religion, als ihre Vernunft (Rationalismus, Deismus). Die dritte Klasse erkennt zwar die Nothwendigkeit der positiven Offenbarungan, aber nur in ihren Fundamental-Wahrheiten, die dem Privatgeiste eines jeden anheimgestellt bleiben. Diese bildet sich selbst eine christliche Religion als ein Bruchstück aus der von der Kirche Gottes aufbewahrten Offenbarungs-Wahrheiten (Irrglaube, Separatismus). Wie im Reiche der Natur die Mächtigsten die großmüthigsten sind, so sind im Reiche der Geister die Größten insgemein die billigsten und bescheidensten, dagegen Kleingeistigkeit und alberne Anmaßung selten der Versuchung widerstehen können, Welt und Kirche nach ihrem Dünkel umzugestalten. Da ergreift dann anstatt der Vernunft, die Leidenschaft das Ruder, welche reformirt, indem sie sich empört; Gottes Werk verbessert, indem sie es zerstört; die Wunden der Gesellschaft heilt, indem sie selbe spaltet, und die Höllenfackel der Zwietracht und des Hasses in die Welt schleudert. Die vierte Klasse erkennt die vollständige Offenbarung Gottes an, aber nur ihrem äußern Wesen nach, ohne ihren Geist in sich aufzunehmen. Sie unterwirft sich der Autorität der Kirche, welche die übrigen Klassen ganz oder theilweise läugnen, allein nur scheinbar, nicht in Wahrheit, zu ihrer Selbsttäuschung, nicht

zu ihrem Heile (Aberglaube, Pharisaismus). Die ersten also wollen gar keine Erlösung, und setzen ihren Eigenwillen dem göttlichen Willen unbedingt entgegen; die andern wollen den Zweck der Erlösung, aber nicht die Mittel; die dritten zwar die Mittel, aber nur mangelhaft und unvollkommen; die vierten nehmen die Mittel für den Zweck, den sie nicht wahrhaft wollen. Diese vier Klassen sind thätige Organe der Opposition gegen das Reich Gottes und bilden eine mächtige Quadrupelallianz gegen dasselbe. Aber die Geschichte beweiset klar genug, wie von jeher nur allein die Wahrheit festgestanden, der Irrthum dagegen gewechselt habe; und zum Glücke scheinen die jüngsten Begebenheiten das Zeitalter bereits in eine günstigere Stimmung für das Bessere gesetzt zu haben. Man müßte blind seyn, wenn man nicht den bessern Geist über den Ruinen des Jahrhunderts schweben und walten sähe, wie er das Zerstreute zu sammeln — das Chaotische zu ordnen sucht. Aber viel des Jammers ist noch übrig, bis der Mensch den Götzendienst der Welt verläßt, und jedes Volk, als Glied des ganzen Geschlechts, sich in der verjüngten Welt an seiner Stelle erkennend, ein besonnenes, heiteres, allein auf Gott gegründetes Leben führen wird.

Wer sich zum Richter Gottes aufwirft, richtet auch die Menschen, und die Himmelsstürmer stürmen unfehlbar auch die Erde. Darum ging aus dem Sturme gegen alle geistliche Autorität der Sturm gegen alle weltlichen Obern und gegen die Abhängigkeit in physischen Dingen von selbst hervor. Jede Abhängigkeit war nach der neuen Lehre der angeblichen Würde des Menschen zuwider. Sollte er nicht einmal mit Zutrauen eine fremde Lehre annehmen dürfen, wie viel weniger einen fremden Befehl. Sollte jeder Mensch in geistigen, zumal religiösen Dingen ein selbstständiger Weiser, ein unabhängiger Hoherpriester seyn können, warum nicht auch ein weltlicher Selbstherrscher? und wenn man es für möglich halten konnte, alle Menschen an Geisteskraft, Vernunft und Einsicht einander gleich zu machen, warum nicht auch an äußerer Macht, Reichthum und Glücksgütern? Daraus erklärt sich, warum der Kampf gegen Altar und Thron, gegen Kirche und Staat, Priester und Könige stets gemeinschaftlich und aus gleichen Prinzipien geführt wurde. Man findet schon in den frühesten Schriften der Sophisten neben den Ausfällen gegen die Religion, auch eine Menge Sarkasmen und Invektiven gegen alle Fürsten und weltliche Obern, und wie sie jede Religion nur Aberglauben und Fanatismus betitelten, so pflegten sie, ohne alle Rücksicht auf guten und schlechten Gebrauch der Macht, jede Regierung Despotismus, alle Könige Tyrannen zu nennen.

Wenn von den Angelegenheiten der Kirche gesprochen wird, muß man wohl unterscheiden: 1) zwischen der Kirche und ihren einzelnen Mitgliedern. Diese kann oft gerechte Rüge treffen, während die Kirche untadelhaft ist. 2) Zwischen der Kirche und ihren zeitlichen Verwesern. Diese können, wie es die Schuld der Zeit und die menschliche Schwäche mit sich bringt, im Einzelnen theils ihren großen Beruf verkennen, theils sich zu ihren guten Zwecken wenig angemessener oder unedler Mittel bedienen. Die Kirche selbst aber hat mit den zufälligen Unvollkommenheiten ihrer unwürdigen Glieder oder Verwalter so wenig gemein, als die Kunst oder Wissenschaft oder irgend ein Stand mit den Thorheiten und Verbrechen ihrer Namensträger. 3) Zwischen der Kirche als Trägerin der Offenbarung, und zwischen ihr als Gesellschaftskörper. In der ersten Beziehung ist sie ein göttliches Institut, eine vorwurfsfreie, für die ganze Menschheit bestimmte Heilsanstalt, unabhängig von allem menschlichen Einflusse, abgeschlossen in sich, wurzelnd im Beginn der irdischen Schöpfung, und sich erstreckend bis ans Ende der Tage. In der zweyten Beziehung ist sie zugleich eine menschliche Anstalt, ein zeitliches Gemeinwesen, zusammenhängend mit den neben ihr bestehenden übrigen Gesellschaften, Staaten u. s. w., verwaltet nach gesellschaftlichen Gesetzen von Personen, die gleich andern Obrigkeiten gewisse Rechte und ähnliche Schicksale haben. Sie ist also ein Doppelwesen, wie der einzelne Mensch geistig und sinnlich zugleich ist, absolut und unveränderlich in ihrer ewigen Basis, relativ und der Veränderung unterworfen in ihrer zeitlichen Entwickelung.

Die Reformatoren gingen von dem untadelhaften Wunsche aus, die Kirche von den Makeln zu reinigen, die an ihr hafteten, und sie in ihrer alten Würde herzustellen; sie unterlagen aber der Größe der Aufgabe, legten an das Göttliche selbst räuberische Hände, und untergruben die Glaubenslehre und Kirchenverfassung, um nach Willkür eigenes Menschenwerk an ihre Stelle zu setzen. Sie verließen den Felsen, um auf den Fluthen der eigenen Meinungen die gefährliche Lebensreise zu wagen, zerrissen die Kette der Ueberlieferung, zersprengten den Schlußstein der Einheit und Einigkeit, und bereiteten sich schon damals ihren eigenen Untergang. Die von der Kirche Ausgetretenen konnten sich zwar eine Zeitlang an ihr, wie an den Trümmern eines gescheiterten Schiffes festhalten; allein sie mußten, obgleich eine Zeitlang von ihrer erhaltenden Kraft und Nähe emporgehoben und fortgetragen, doch endlich untergehen. — Vor allem mußte unter ihnen eine allgemeine Sprach- und Lehrverwirrung unausweichlich eintreten, und Besseres suchend, zerstreuten sie sich auf allerley

Wege. Alle Autorität verwerfend und die heilige Schrift zur einzigen Quelle der Offenbarung machend, bedachten sie nicht, daß je nach verschiedenen Ansichten, Kenntnissen und Gemüths-Neigungen vielerley Auslegungen der Schrift möglich wären; also bezichtigte jede Sekte die andere des Irrthums; den Veränderungen war kein Ziel mehr zu setzen, und eine allgemeine Zersplitterung und Zerstreuung mußte nothwendig erfolgen. Aus Liebe zur Geistesfreyheit und aus Haß gegen Glaubens- und Gewissenszwang verwarf man die Aussprüche Roms, glaubte aber wieder an die eines Zwingli, Luther u. s. w.; ganzen Kirchenversammlungen früherer Jahrhunderte wollte man sich nimmer unterwerfen, aber man machte sich zur Richtschnur, was einzelne Lehrer als Wahrheit aufzustellen für gut fanden. So wurde die ganze abendländische Christenheit in eine so feindselige Stimmung gebracht, daß die allgemeinsten und blutigsten Kriege und Verfolgungen daraus hervorgehen mußten. Wäre das wahre Christenthum hergestellt worden, so müßten ganz andere Früchte zum Vorschein gekommen seyn. Jene Individuen und Gesellschaften, die sich von der Kirche trennten, haben erst einzelne Lehren, dann allmählich das ganze göttliche Unterpfand verloren. Außer der Kirche wird der Privatgeist eines Jeden Ausleger und Meister der Lehre Gottes; darum hat Jeder sein eigenes System, seine eigene Meinung. Die Gelehrten sind in beständigen Widersprüchen, und den Gemeinden verschwindet dadurch ebenfalls oft der Glauben, indem es ihnen an Zeit und Fähigkeit fehlt, den Gründen desselben nachzuforschen, und sie nur aufs Geradewohl annehmen müssen, was man ihnen darreicht. So kommt man, von jenem Richteramte los, das Gott selbst legalisirt hat, nothwendig von der Offenbarung zum Rationalismus, es wird ein Vernunftsystem nach dem andern aufgebauet, von denen keines Stand hält, und man glaubt große Fortschritte in der Philosophie gemacht zu haben. Indeß wird der eine Deist, der andere Pantheist, der dritte Idealist, Scepticker u. s. w. Jeder glaubt, was er begreift, begreift leicht, was er wünscht, was seine Sinnlichkeit fördert. Nachdem nun alle dogmatische Einigkeit immer auffallender verschwindet, werfen sich viele, die das Bedürfniß des Christenthums erkennen, der unsichtbaren Kirche in die Arme, und so entsteht ein Christianismus vagus, inneres Christenthum ohne äußere Form, ganz unbestimmt und gehaltlos im freyen Gefühl oder Gedanken schwebend, ohne irgend ein positiv Gegebenes und Festgesetztes. Das System des reinen Rationalismus war einmal in seinen Entwickelungs-Begriffen, nichts vermochte ihm Einhalt zu thun, wohin es auch führen sollte. Die Völker wurden für mündig erklärt, sie bedurften

des Gerüstes veralteter Anstalten nicht mehr, sie sollten fürderhin, lediglich ihrer Vernunft gehorchend, unter der unmittelbaren Herrschaft der Wahrheit stehen. Da aber alle menschliche Ordnung nur in so fern wahrhaft geachtet wird, als sie ein Ausfluß der göttlichen ist, so hat es mit ihrer Achtung ein Ende, sobald alles als ein bloß menschliches da steht. Das von Gott nimmer geheiligte Gesetz wird als ein unerträgliches Joch betrachtet, der Gehorsam heißt Sclaverey, die gesetzliche Herrschaft Despotie; nur in der gänzlichen Ungebundenheit besteht dann die Freyheit.

Freylich ist nicht Alles auf einmal ohne Rettung verloren, die Dinge bestehen noch fort durch den Grund ihres bisherigen Bestandes; sie haben in der Vergangenheit tiefe Wurzeln geschlagen, die sich nicht binnen wenigen Tagen ausrotten lassen. Das Werk der Jahrhunderte, der Gesetze und Einrichtungen, Gewohnheiten und Gebräuche sind eben so viele Schutzmauern, welche das gesellschaftliche Ganze vertheidigen und seine Dauer verlängern; aber mit der Zeit muß eben so das Uebel um sich greifen und veralten, sein Gift in die ganze Gesellschaft verbreiten, und diese an den Abgrund reißen. Leider bestand die ganze Erziehung, wie sie der Zeitgeist forderte, in der Erziehung des Menschen zu einem klugen Leben, zum Sinn- und Verstandesleben, nicht aber zum vernünftigen, zum ganzen und wahren Menschenleben. Die Gleichgültigkeit gegen die Religion und alles Höhere wurde schon der Kindheit eingepflanzt und nachher durch alle Perioden auf eine schauererregende Weise zum Charakter der Jugend gemacht. Das zarte Alter ist insbesondere nicht das Alter des Zweifelns in der wichtigsten Angelegenheit; ehe man zweifelt, muß man den Gegenstand von allen Seiten kennen lernen, und sich befähigen, das Wahre vom Falschen zu scheiden. Die Jugendlehrer, gesetzt in den Herzen der Jugend die Gottesfurcht zu pflanzen und zu pflegen, rüttelten an ihrer Grundlage, dem Glauben, schon in einem Alter, das noch eines eigenen Urtheils nicht fähig ist, leider nicht ohne die traurigsten Folgen. Wie das Wasser im Sandbeetchen dem vorangehenden Finger, so folgt der junge Geist dem Unterrichte des Lehrers. Das menschliche Herz gelüstet von Kindheit an nach dem Bösen; der zarte religiöse Sinn ist die einzige Schutzwehr dagegen. Wird dieser durch die unzeitigen Grübeleyen der Schule ertödtet, die Sinnlichkeit dagegen durch Reizmittel in Flammen gesetzt, dann muß freylich jede Schranke durchbrechen und aus einer sclavischen (?!) eine — freye Jugend werden. Auf allen Bürger- und Gelehrten-Schulen war einst Gottesfurcht die Basis aller Erziehung und jedes Unterrichtes. Große Männer, in Staat und Kirche, gingen daraus

hervor. Mit reinem Herzen und unbefleckter Phantasie reifte der Knabe zum Jüngling, und dieser kam auf die Universität, um zu lernen, was ihn der Gesellschaft in einem segensreichen Wirkungskreise nützlich machen konnte; anstatt dieselbe mit einer, von den lächerlichsten Anmaßungen aufgebläheten Brust zu besuchen, um neumodische, auf spitzfindigen Aberwitz gegründete Theorien und Philosopheme anzustaunen, und sich durch ihre Aneignung oder Nachbeterey zum Genie oder zum Philosophen zu stempeln, ging er seinem ausgesteckten Ziele auf geradem Wege entgegen, ward ein brauchbarer Mann, und blieb in jedem Stande ein guter Christ.

Die Vernunft soll zwar im positiv Göttlichen sich frey bewegen; da aber das Ziel der Vollendung jenseits der Zeitlichkeit ist, so darf sie sich nie davon trennen, viel weniger diktatorisch sich darüber erheben. Die Folgen davon stellte uns Frankreich geschichtlich und praktisch vor Augen, welches erst, nachdem es alle Schrecknisse und Kalamitäten dieses sogenannten Vernunftreichs gekostet, und nachdem es mit aller Autorität auch alle Vernunft, mit den gottgegebenen Instituten das Göttliche selbst, kurz mit der positiven Wahrheit alle Wahrheit verloren, und alles über und unter gekehrt hatte; endlich die unabweisliche Nothwendigkeit erkannte, um des Einen willen auch das andere wieder aufzunehmen, und so in Kirche und Staat die alte, einzig wahre Grundlage wieder herzustellen. Mit dieser Anerkenntniß war der gute Geist wiedergekehrt, der Abgrund der Revolution geschlossen, und das Prinzip der Ordnung stand wieder aufrecht. Die heidnischen Reiche erstanden nicht wieder, hatten sie einmal ihre Bahn durchlaufen; die christlichen Staaten aber finden in ihrer unwandelbaren Grundlage die Möglichkeit nicht bloß der Fortdauer bis ans Ende der Welt, sondern auch eines beständigen Fortschreitens. Kehren sie zu dieser, ehe sie zu tief gesunken sind, büßend zurück, so schwingen sie sich zu einer vorher ungekannten Höhe empor.

Es ist als die größte Erbarmung und Wohlthat Gottes anzusehen, daß Er seinen Sohn in die Welt gesendet, und dieser eine Lehre gegeben, die alle Charaktere der Göttlichkeit an sich trägt; die in der Erkenntniß und Liebe Gottes uns die Quelle und den Zweck aller Weisheit und Tugend darstellt, alles von Ihm, als dem obersten Prinzip der Dinge ableitet, und alles auf Ihn wieder zurückführt, und so in der ewigen Harmonie der Geschöpfe mit ihrem Schöpfer und unter sich selbst ihre Bestimmung und Glückseligkeit zeigt, die uns in zwey Worten über alles unterrichtet, was wir zu glauben, zu hoffen, zu thun und zu lassen haben; die uns Pflichten auflegt, welche andern nütz-

lich, zugleich ihre Belohnung in sich selbst tragen; die für die Gelehrtesten befriedigend, auch den Gemeinsten verständlich ist; die gleich und unabänderlich in ihrem Wesen — stets die nämliche bleibt; der so viele Millionen Tempel, Schulen, Lehr- und Hülfsanstalten erbauet und gewidmet worden; die durch den sichtbaren Verein ihrer Gläubigen gestärkt, allen äußern Verfolgungen, allem innern Verderbnisse widersteht, für Wissenschaft und Kunst, für Tugend und Menschenglück aller Art die herrlichsten Früchte getragen hat, und die endlich von ihrer Stiftung an bis auf diesen Tag durch immer neue Wunder beglaubigt und bestätigt wird. Daher ist es ohne Zweifel nur die größte Verblendung, die gegen diese Lehre sich erklärt, und die höchste Gefühllosigkeit, die solcher Erbarmung Trotz oder Gleichgültigkeit entgegensetzt. Die Nachwelt wird es schwer glauben, daß es ein Zeitalter gab, welches in seiner Verirrung so weit kam, daß es für Aufklärung hielt, diese Lehre zu bekämpfen und von der Erde zu vertilgen — ein Zeitalter, vor dem man Gottes Erbarmungen rechtfertigen, und beweisen mußte, daß Wohlthaten keine Verbrechen sind.

Der menschliche Verstand aber empörte sich von jeher gegen das Dogma, wie die Sinnlichkeit gegen die Moral dieser göttlichen Lehre; jener wollte sich ihr wegen ihrer Unbegreifbarkeit, diese wegen ihrer Strenge nicht unterwerfen. Daher zeigten sich von den ersten Zeiten an durch alle Jahrhunderte abweichende Sekten, die aber immer in verschiedene, einander widersprechende Parteyen sich trennten, und allmählich aufrieben. Der Kampf weckt nach und nach die Wissenschaft, und wie sich diese mehr und mehr ausbildet, bringt sie jeder Sekte, jedem Meinungssystem den Todesstoß. Die Wahrheit allein hält die Probe der Wissenschaft aus. Darum sehen wir die allgemeine Kirche immer unerschüttert da stehen. Sie verstattete niemals bloß menschlichen Meinungen Eingang in ihr Heiligthum. Alle ihr deßwegen gemachten Vorwürfe, daß sie nicht fortschreite, daß sie die Denkfreyheit hindere, u. s. f. gereichen ihr in diesem Sinne zum Ruhme, indem hiemit ihre Feinde bestätigen, daß sie auf einem unbeweglichen, göttlichen Fundamente ruhe. Wie Gott, so ist die Wahrheit unwandelbar. Der Rationalismus ist nur der Schauplatz, auf welchem alle möglichen Wahnbilder vorüberwandeln, und ihre Nichtigkeit durch ihre Wandelbarkeit beurkunden. Opinionum commenta delet dies. (Cic.) Wer dieß nicht einsieht, findet in dieser Größe der Kirche nicht das Große und Erhabene, sondern etwas Niedriges und Kleinliches; da erscheint ihm überall nur pfäffische Anmaßung, Stolz, Herrschsucht, Despotie rc.; als ob Gottes Werk von der Einbildung, Laune oder Leidenschaft der

Menschen abhinge. Aber die Kirche ist kein Aggregat von menschlichen Kräften und Subjekten, sondern ein wahrhaftiger Organismus, im Ewigen wurzelnd, in Zeit und Raum sich entwickelnd, und an ihrem Körper mit verschiedenen von gleichem Geiste belebten Gliedern erscheinend. Ihr Stifter selbst verglich sich einem Baume, der seine Aeste in alle Welt ausbreitet, auf welchem die Vögel des Himmels ihre Wohnungen nehmen. Des Baumes unsichtbare Triebkraft ist Gott selbst, seine Wurzel, welche die Kraft vermittelt und mit welcher sie sich einiget, um in die Sichtbarkeit hervorzutreten, ist Christus. Der Stamm, welcher aus der Wurzel hervorgeht und alle Mannigfaltigkeiten des Baumes zur Einheit bringt, und sie trägt, ist das Kirchenoberhaupt. Durch diesen Stamm treibt die Wurzel die großen Aeste, die bischöflichen Oberhirten, und durch diese die kleinen Aeste und Zweige, die seelsorgenden Unterhirten. Unter dem Schatten dieses Baumes wohnen die Gläubigen, und das Ganze durchströmt der heilige Geist, der jedem auf dem Standpunkte, den er einnimmt, nach dem Maße seiner Empfänglichkeit und Würdigkeit Nahrung und Leben mittheilt. Dieser Baum von Gott gepflanzt, bewährt sich als wahrer göttlicher Organismus seit seinem Entstehen, trotzend den Stürmen aller Zeiten. Die Stürme bewirkten, daß seine Wurzel nur um so tiefer und weiter um sich griff, je heftiger sie ihn umbrausten, und reinigten den Stamm und die Aeste von dem Unrathe, der von Zeit zu Zeit sich ansetzte; fielen auch zuweilen da oder dort, vom Sturme geknickt, einige Zweige und Blätter ganz dahin, so trieb die Wurzel dafür am gekräftigten Baume wieder neue und schönere Sprossen.

Ohne Uebertreibung darf man behaupten, daß alles Licht und aller Segen des Christenthums den Völkern durch diese Kirche zu Theil geworden, und daß sie sich als das von Gott auserwählte Organ zur Erleuchtung und Beseligung der Menschen im vollen Maße erwiesen habe. Wo ihre Friedensboten hinkamen, erneuerte sich die Gestalt der Erde, aus Wüsteneyen wurden Aecker und Gärten, aus den rohen Natursöhnen Kinder Gottes. Geselliges Leben, Kultur, Zucht und Ehrbarkeit erblüheten allenthalben, und verbanden Familien, Völker und Welttheile durch die geheimnißvollen Bande des Glaubens und der Liebe zur Eintracht. Obschon sie ihr Daseyn und Wirken einzig dem Heile der geistig Blinden und Verkehrten zu widmen schien, so umfaßte sie doch zu gleicher Zeit, wie ihre Tausende und abermal Tausende von Wohlthätigkeitsanstalten aller Art bewiesen, mit derselben mütterlichen Sorgfalt auch die körperlichen Angelegenheiten der armen und kranken Menschheit. Sie pflegte zu allen Zeiten Künste und Wissenschaften in hohem Grade, und

gewährte ihnen in trüber Zeit ein Asyl gegen die Barbarey. Sie erhöhte und verschönerte durch Heiligung der Ehe das Leben der Familien, sie wirkte kräftig mit zur äußeren Ruhe der Staaten, wie sie zu ihrer innern Vervollkommnung durch Jugendbildung und Nationalerziehung die ersprießlichsten Dienste leistete; sie schuf ihre Verfassungen und ihre Gesetzgebung um, regelte und mäßigte die Gewalt der Herrscher, und veredelte und heiligte den Gehorsam der Untergebenen; überall erhob sie die Würde des Menschen, und nahm die Freyheit der Großen wie der Kleinen in Schutz, indem sie dieselben nicht harter menschlicher Willkür, sondern dem allgemeinen göttlichen Gesetze unterwarf. Sie endlich ist es allein, die durch ihre Beharrlichkeit den Völkern das heilige Gemeingut der Offenbarung, die Einheit des Glaubens und Reinheit der Lehre, und damit den ganzen Segen des Christenthums fortan erhalten, und sich dadurch um die Menschheit gewiß ein herrlicheres Verdienst erworben hat, als wenn sie einen neuen Welttheil, mit Gold- und Silberschätzen angefüllt, entdeckt oder erobert hätte.

Was man indeß immer gegen die Kirchentrennung sagen kann und muß, so hindert das uns keineswegs, dieselbe für ein, obgleich nicht absolut nothwendiges, doch von der Vorsehung zugelassenes Uebel, und für ein sehr wirksames Ferment zur Erneuerung des herabgesunkenen kirchlichen Lebens zu halten. Ihre Urheber haben als Empörer gegen die Ordnung Gottes allerdings gesündiget; allein ihre Sünde ward (nicht gerechtfertiget, aber) veranlaßt durch andere Sünden gegen die Idee und den Zweck der Kirche. Einzelne ausgeartete Kinder würden wenig gegen die Güte mütterlicher Erziehung beweisen; aber wenn hier eine große Masse aus allen Ständen, von irdischen Interessen getrieben (von der Lust nach dem Kirchengute die Fürsten — nach Weibern die Geistlichen — nach Freyheit das Volk) ihr entläuft, und meuterischen Aufrührern, Menschen, die in ihren Schriften und Reden oft mehr Possenreißern als Verkündern des Evangeliums, in ihrem Wandel mehr Seelenmördern als Seelenhirten gleichen, ihr zeitliches und ewiges Wohl lieber anvertraut, als ihrer mütterlichen Erzieherin und Wohlthäterin, so spricht das Faktum an und für sich schon sehr laut gegen letztere, und sie muß wahrhaftig sich selbst anklagen. — Bekanntlich hielten sich die Reformatoren anfänglich als Kläger gegen jene Sünden mehr in den Schranken der Ehrfurcht, und beabsichtigten nichts weniger als eine kirchliche Revolution, sondern nur, wornach alle Guten jener Zeit sich sehnten, eine gerechte Reform. Allein die Grenzlinie zwischen Wahrheit und Blendwerk, zwischen Recht und Unrecht ist oft sehr schmal, und es bedarf im Kampfe

für erstere nur des Mangels an Demuth und einer reizbaren Gemüthsart von einer, so wie eines ernsten Widerstandes und mancherley Erregungsmittel der Leidenschaft von der andern Seite, und — jene Linie ist überschritten. Ist sie aber einmal überschritten, steht die Leidenschaft an der Stelle der Besonnenheit, die einzelne Vernunft jener der Gesammtheit der höhern Autorität gegenüber, um sich mit Gewalt gegen Ordnung und Recht geltend zu machen, und an die Stelle dessen, was Gott gesetzt hat, die eigene Selbstheit zu setzen: dann wird das einmal angezündete unreine Feuer des Egoismus (des Stolzes und der Sinnlichkeit) zum schnell auflodernden unlöschbaren Brande, und die Folgen vermag keines Menschen Auge abzusehen. — Daß es an allen eben genannten Elementen nicht gefehlt habe, die dann zusammen die schrecklichen Ereignisse entwickelten, die seit drey Jahrhunderten die Christenheit gespalten, und Europa in zwey feindliche Massen getheilt haben, um sich selbst zu zerfleischen, ist aus der Geschichte leider bekannt. Es scheint als könne unser Geschlecht nur auf diese Weise erzogen werden; Kräfte sollen durch Gegenkräfte geweckt, im ewigen Kampfe soll das geistige Leben geübt und vervollkommet werden. Entblühete nicht wirklich gerade den herbsten Strafepochen der Israeliten ihr schöneres Leben? Erstanden nicht zu den Zeiten der größten Heimsuchungen Gottes ihre geistreichsten Männer? Und wem verdanken die Christen die gründlichsten Apologien ihrer Religion, die geistvollsten Darstellungen ihrer Doktrinen, ja die ganze Entwickelung und allmähliche Ausbildung des kirchlichen Dogma, als den stärkesten Angriffen von Seite der Philosophen und Irrlehrer, so wie sie auch die höchste Blüthe des praktischen Christenthums, die hehrsten Manifestationen seiner Kraft und Heroismus des Marterthums den Zeiten der größten Verfolgungen verdanken? — Die Geschichte bezeugt, daß es beynahe keinen Lehrpunkt in der Kirche gibt, der nicht wäre bestritten worden, und gerade dieser Widerspruch hat dienen müssen, den Glaubenslehren die gehörige Ausbildung, Klarheit und Bestimmtheit zu geben. Deß ungeachtet ist Gott die Liebe, und vor Ihm gilt nur die Liebe Gottes über alles, und Bruderliebe gleich der Liebe seiner selbst. Wie entehrend für die Menschheit, wie gotteslästerisch daher die Behauptung, es müssen Trennungen unter den Christen seyn, als wäre ihre Vereinigung unmöglich oder gar verderblich! Nur zwischen den Guten und Bösen, den Freunden und Feinden Gottes und der Menschheit muß der Zwiespalt dauern, aber nicht in der Kirche Christi, im Reiche Gottes, nicht unter den Verehrern jenes heiligen Glaubens und Gesetzes, in dessen Einigung und Einheit das Heil der Welt verborgen ist. Nicht Gott, son-

dern die Menschen haben getrennt; sie müssen das Getrennte auch wieder einigen; je länger sie durch sträfliche Willkür die Trennung unterhalten, und die Einigung verzögern, desto weiter wird das Ziel der Menschheit hinausgerückt. Die Folgen der Beharrlichkeit in der Trennung von dem Mittelpunkte der Wahrheit war stets, daß sie in sich selbst in mancherley Zweige gespaltet und geschwächt ward, und dann, nachdem sie den aus der Kirche mitgenommenen größern oder kleinern Vorrath bald früher, bald später verzehrt hatten, endlich sich auflösten und von selbst erloschen. Diese historische Wahrheit hat sich auch in Beziehung auf die im sechzehnten Jahrhundert entstandenen lutherischen und kalvinischen Lehren und Kirchen gleichsam unter unsern Augen bereits schon wieder bewährt. Wo sind diese Lehren und Kirchen jetzt? Die heutigen Protestanten, die dieses wohl fühlen, geben daher dem Protestantismus nun eine ungeheure Ausdehnung; um jetzt Protestant zu seyn, reicht es hin, daß man nur — kein Katholik sey. Auch Deisten, Naturalisten, Materialisten u. s. w. stellen sich jetzt in die Reihen der Protestanten. In diesem Sinne ist sie freylich wohl eine sehr allgemeine und ausgebreitete Kirche; daß sie aber bey diesen innern Widersprüchen ihrer Mitglieder noch den Namen Einer Kirche rechtfertigen kann, möchte ihr zu beweisen schwer fallen. Ein Gott, eine Religion, ein König, ein Gesetz — das macht ein Volk mächtig. Die Religion ist die vornehmste Quelle, und ihre Einheit das Leben des Patriotismus und des Gemeingeistes. Einheit der Religion erzeugt und unterhält das Einverständniß und den Frieden im Schooße der Familien und in den Gemeinden, in Städten wie auf dem Lande; sie fördert jenen erfreulichen harmonischen Einklang aller Köpfe und Herzen, wodurch es allein möglich und leicht wird, im Staate mit Sicherheit und Energie die Zügel zu führen.

Nicht Gewalt stellt die Besonnenheit und religiöse Eintracht her. Man fördere den Glauben, die Liebe und Frömmigkeit, und arbeite auf wechselseitige Verständigung hin, und behalte den wahren Standpunkt, wovon man bey der Trennung einst ausging, unverrückt im Auge! Mögen hiebey alle, die einst die große Trennung veranlaßten, und die Ursache ihrer Fortdauer waren, mit einem guten und großmüthigen Beyspiel vorangehen, Gott wird seinen Segen verleihen, die Blume der Eintracht wird blühen und reifen, und das Werk der Zwietracht, das nicht aus Gott kam, wird sich auflösen und endlich nicht mehr seyn. Um diesen großen Endzweck zu fördern, ist die Pflege der Wissenschaft vorzüglich Bedürfniß für den heutigen Klerus geworden. Wer sollte fürder das Reich Gottes gegen die un-

ablässigen Angriffe seiner Feinde vertheidigen, wenn er das Schwert des Glaubens nicht zu führen weiß? Wer sollte das sophistische Gewebe der Afteraufklärung zerstäuben — wer den Stolz des Unglaubens brechen — wer das heilige Unterpfand der Offenbarung bewahren, und mehr und mehr in ihre Tiefen eindringen, wenn nicht die legitimen Wächter und Organe derselben, wenn nicht die Lichter der Welt und das Salz der Erde? Frömmigkeit und Tugend verdienen alle Achtung; aber verklärt durch die Wissenschaft, und gehoben durch jene Geistessuperiorität, die nur Wissenschaft gewährt, verleihen sie jene unwiderstehliche Gewalt, womit der Himmel die Apostel ausgerüstet hatte, und womit die Welt überwunden ward und wird. Setzten sich die alten Kirchenväter in fast barbarischen Zeitaltern in den Besitz einer kolossalen Gelehrsamkeit, um wie viel weniger kann es heut zu Tage, wo der Forschungsgeist in das Gebiet der tiefsten und schwierigsten Untersuchungen eingedrungen ist, den Seelenhirten erlaubt seyn, hinter ihrer Zeit zurück zu bleiben und an Einsicht und Bildung denjenigen nachzustehen, zu deren Leitung sie berufen sind?

Das Auflegen der Hände macht zwar Priester, gibt aber nicht die Tugenden, die Talente, den ganzen Adel des Geistes, welche das evangelische Amt erfordert. Diese Eigenschaften müssen durch die sorgfältigste Erziehung und fortgesetztes höheres Studium erworben werden. Der Freund der Menschheit kann nur trauern, so lange man sich bey der Aufnahme zum Dienste der Altäre nicht streng von dieser Ansicht leiten läßt. Jede Ausnahme von der Regel zu Gunsten eines Individuums schlägt der Gesammtheit die tiefsten Wunden. Solche Ausnahmen sollten fürder um so weniger mehr Statt finden, je leichter man ihrer wird entbehren können.

Der Verfasser beschließt endlich sein ganzes Werk mit einer vortrefflichen Abhandlung über das Naturverhältniß des Staates und der Kirche. Wir geben die Hauptideen derselben: Nachdem die unmittelbare Herrschaft Gottes über die Menschen unterbrochen war, verordnete er die stellvertretenden Gewalten, die anfänglich in der Familie und deren Oberhaupt vereint waren, nachher aber im Familien-Bunde in die beyden Bestandtheile des weltlichen und geistlichen Regiments (Imperii et sacerdotii) sich schieden. Der zeitliche Staat und die Kirche, deren eigenthümliche Wirkungsweise von ihrem besondern Berufe bestimmt wurden, vermöge welchem der erstere die äußern Hindernisse der Herstellung des innern freyen (ethischen) Lebens im gefallenen Menschen durch Sicherung und Pflege des äußern Rechtstandes (status) und der äußern Gesittung (Legalität) aufheben und be-

seitigen, die letztere aber jenes freye (ethische) Leben selbst durch Erleuchtung und Umwandlung des Geistes mittelst der in ihrem Bereiche gelegenen Mittel des Heils wirklich herstellen, und zur stufenweisen Vollkommenheit führen muß, entwickelten sich somit aus dem zeitlichen Familienleben, und sollten sich in ihrer Wechselwirkung nach und nach beyde zur Selbstständigkeit — zur freyen, von einander unabhängigen Existenz erheben. In dieser Stellung sollen sie nach ihrer Idee, und nach Maßgabe der Fortschritte ihres Zöglings (der Menschheit) sich selbst mehr und mehr entfalten und vervollkommnen, bis sie ihren Gesammtzweck — den möglichsten Grad irdischer Menschenerziehung erreicht, also das irdische Gottesreich vollendet haben und ins ewige übergehen.

Demnach war der erste Vater der erste Regent, und die ersten Kinder waren die ersten Unterthanen. Die Vaterliebe war die Wiege aller Regenten-Tugenden, und die Kinderliebe die erste Uebung in den Unterthanspflichten. Die Gefühle für den Regenten gründen sich also auf jene für die Aeltern, und diese wie alles Höhere in uns auf die gemeinschaftliche Wurzel — das Göttliche. Also immer dasselbe Band, das uns an Gott, an die Aeltern und an die Regenten bindet, worin gerade der tiefe Sinn jenes Ausspruches liegt: Alle Gewalt ist von Oben. Die Aeltern sind die ersten Stellvertreter der Gottheit für den Kreis der Familie, die Regenten für die Gesammtheit der Familien. Daß der sogenannte Staatsvertrag nie existirt habe, sondern ein Hirngespinnst einer falschen Weisheit war, ist jetzt anerkannt. Die ersten Staatsbürger dachten so wenig an die Errichtung eines solchen Vertrages mit ihren Regenten, als die ersten Kinder mit ihren Aeltern. Das Gefühl der Dankbarkeit und des Bedürfnisses, veredelt und erhöht durch das einer reinen uneigennützigen Achtung und Liebe, nicht eine kalte juridische Spekulation war es, was die Menschen antrieb, sich an ein gemeinsames Oberhaupt anzuschmiegen. Der Regent ist daher so wenig ein Produkt des Staates, als der Geist vom Körper stammt, oder als das Kind den Vater, das Weltall einen Gott erzeugen kann.

Staat und Kirche bilden somit gegenwärtig die Elemente, woraus das irdische Gottesreich zur Erziehung und Wiederherstellung des Menschengeschlechts besteht. Der Staat darf nicht zur Kirche, und die Kirche nicht zum Staate werden. Jeder Theil muß seyn wollen, was er seyn soll — ein besonderer, mit einem eigenen Lebensprinzip versehener Organismus, neben dem andern (und sich wechselseitig durchdringend und unterstützend). Jeder Theil hat seine Gewalt von Gott, und handelt im Namen Gottes als Stellvertreter Gottes. Jeder

hat seinen besondern Zweck, und seine besondere Sphäre, wie beyde mit einander einen gemeinschaftlichen obersten Endzweck haben. Den gemeinsamen Endzweck müssen beyde zwar kennen und im Auge behalten, aber sie dürfen ihn auf keine andere Weise zu erreichen suchen wollen, als indem sie ihre unmittelbare Wirksamkeit auf die Realisirung ihres speziellen Zweckes richten, in Folge dessen der höchste Menschheitszweck sich dann von selbst realisirt. Nur in der scharfen Trennung der beyden Organismen, wenn jeder frey und unabhängig in seinem Kreise sich bewegt, und seinen besondern Zweck aus eigener Kraft verfolgt, wird eines jeden Wohl gedeihen. Während der Staat das niedere Leben seiner Unterthanen bewährt, und durch seine Bildungsanstalten sogar steigert, wird die Kirche in den Stand gesetzt, das höhere in ihnen zu wecken und zu pflegen, daß es reife für die Ewigkeit. Jedes naturwidrige Eingreifen des einen in die Sphäre des andern kann nur Verwirrung erzeugen. Die Geschichte hat Zeiten erlebt, in denen die Kirche ein entschiedenes Uebergewicht über das Weltliche ausübte; dieses hat aufgehört. Der Staat darf aber eben so wenig die Kirche sich dienstbar machen, oder sich gegen sie verschließen; jeder Theil muß frey schalten in seinem Gebiete. Der Staat soll die Stimme der Kirche hören, wo er gegen ihre Lehre und Gesetze anstößt, und die Kirche soll ihre Anordnungen dem Staate mittheilen, um nicht mit seiner Ordnung in Widerspruch zu gerathen. Jene soll diesen unterstützen durch Einbürgerung der Gesinnung, und dieser jene durch Beschirmung ihrer Diener und Einrichtungen.

In Ansehung der Diener der Kirche und des Staates stehen erstere nicht bloß als Unterthanen unter dem Staate, sie sollen auch als Diener der Kirche um der Kirche willen seinen (weltlichen) Anordnungen sich ehrfurchtsvoll unterwerfen, und hierin mit Lehre und Beyspiel ihren Gläubigen vorleuchten. Gleichermaßen stehen die Staatsdiener nicht bloß als Christen unter der Kirche, sie sollen auch in ihrer Eigenschaft als Beamte selbst um des Staates willen durch bereitwilligen Gehorsam gegen die kirchlichen Anordnungen und durch wahre Religiosität sich auszeichnen, um ihren Untergebenen zum Muster zu dienen. Sie würden hiedurch mit dem kirchlichen zugleich den Staatszweck mächtig fördern, sich größeres Vertrauen beym Volk erwerben, und ihr beschwerdenvolles Geschäft ungemein erleichtern. Welcher Schaden aus dem Gegentheil entspringt, ist nicht zu berechnen. — Dieses wohl fühlend, sieht auch der gemeine Mann ein gewisses Einverständniß seiner geistlichen und weltlichen Obern (bey ihrer Selbstständigkeit) mit Wohlgefallen an; es entgeht ihm nicht, daß ein Theil dem andern das beyden so

nothwendige Ansehen verleiht. Darum sollte selbst die Politik es rathen, die Staatsverhältnisse nie in Widerspruch mit den kirchlichen zu bringen; sondern vielmehr von daher eine Sanktion zu erhalten suchen. Die Urkunden des Alterthums stellen das Familienhaus, den Staat und die Kirche noch als eine verschmolzene Einheit dar. In den patriarchalischen Zeiten waren Vater, Fürst und Priester in einer Person vereint. In der Folge trennten sich Regentschaft und Priesterthum, blieben aber bey ihrem kindlichen Anfange noch im innigsten Verbande. Indeß bekam bald die eine bald die andere Macht das Uebergewicht, woraus eine der niedern Natur (in ihren Gebilden) nicht unähnliche Verwirrung der gegenseitigen Grenzen entstand, die bis auf unsere Tage noch nicht zur lichten Trennung gekommen sind; und da die Gelehrten bald dem Staate, bald der Kirche alle Gewalt zuschreiben, wurde der Gegenstand nur um so verwickelter. Das eine aber oder das andere Bemühen der absoluten Gewalt bezeichnet nur das tumultuarische Werden der beyden Organismen, und die Anschauung muß es uns lehren, wie sie zu ihrer endlichen Bestimmung gelangen, um in ihrer wechselseitigen Trennung ein harmonisches Ganze zu bilden.

Die Erziehungsanstalten: Familie, Staat und Kirche sind nicht durch Willkür der Menschen, sondern durch göttliche Einrichtung vorhanden. Die Menschen sollen sie darum nach dem Willen und im Sinne der Gottheit brauchen. Jede dieser, Gottes Stelle vertretenden Gewalten soll in ihrem Kreise und mit den ihr eigenthümlichen, von Gott gegebenen Mitteln beytragen, die Menschen zu leiten, zu bilden und zu erziehen, wie sie ihrer jetzigen Natur und ihrer ewigen Bestimmung gemäß erzogen werden müssen. Die Familie arbeitet dem Staat und der Kirche vor, und hat es mit der ersten Entwickelung des ganzen (noch ungetheilten) Menschen zu thun; der Staat nimmt sich dessen in seiner äußern Erscheinung und Verbindung mit andern Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft an, und die Kirche beschäftigt sich mit dem innern (unsichtbaren) ethischen Menschen. Staat und Kirche, die Gesammtheit der Familien in sich schließend und repräsentirend, schirmen und heiligen dieselben, und unterstützen sie fortwährend, wo ihre eigenen Kräfte nicht mehr zureichen. Dieß ist das Naturverhältniß dieser Drey, so soll es in ihrer innigen Verbindung unter sich und mit Gott, als ihrem gemeinsamen Stamm eingehalten und nimmer zerrissen werden. Jeder Theil wirke frey und unangetastet in seiner Sphäre, mit stetem Hinblick auf die Harmonie des Ganzen, und seinen eigenen nächsten Zweck verfolgend, fördere er den gemeinsamen Endzweck Aller.

Die Familie war vor dem Staate und der Kirche! aus ihr gingen beyde hervor. Sie tragen deren Typus, und ruhen auf selber als auf ihrer Basis. Sie steigen und sinken mit ihr. Sie sind wie durch sie, so auch für sie da. Die Familie ist das erste und letzte — und das wichtigste Element der Gesellschaft. Hieraus folgt, daß Staat und Kirche der Familie das höchste Augenmerk — die höchste Achtung und Sorgfalt schenken müssen. Je mehr sie für ihre Pflege und Vervollkommnung thun werden, desto mehr sorgen sie für sich selbst — woraus zugleich erhellt, wie beyden an dem Institut der Ehe, ihrem gemeinsamen Fortpflanzungs- und Erhaltungsmittel, alles gelegen sey, und wie diese zugleich in den Staat und in die Kirche eingreife. Gleichwie aber der Ehe (wie der Familie) das innere ethische Leben die Hauptsache, und das äußere nur Mittel, so fällt sie auch der Hauptsache nach in die Sphäre der Kirche. Dem Staate liegt mehr an ihrem äußern, bloß rechtlichen Bestande, der Kirche mehr am innern, d. i. an ihrer Heiligung und Vervollkommnung. Der Staat kümmert sich um den bürgerlichen Vertrag und seine Aufrechthaltung, die Kirche um die höhere Bedeutung — das Sakrament; weßwegen beyde Ehehindernisse setzen, und über die Ehescheidungs-Angelegenheiten sprechen können. Der Staat soll hiebey zwar in seiner Sphäre bleiben, aber doch die Sphäre der Kirche berücksichtigen, und dieser nicht allein keine Hindernisse legen, sondern sie vielmehr unterstützen, indem der kirchliche Zweck nur wohlthätig auf den seinigen einwirkt, der seinige aber bloß dient, daß der kirchliche leichter und besser erreicht werde. Unterdessen ist es keine Nothwendigkeit, daß der Staat sein Zwangsrecht bis in das Gebiet der Kirche ausdehne — genug, wenn er nur diese darin frey walten läßt. Er kann auch Ehen gelten lassen, die bloß nach seinen Gesetzen eingegangen werden, ohne daß sie den Bestimmungen der Kirche gemäß seyen; aber dieser steht dann auch das Recht zu, solche Mitglieder, die ihre Gesetze vernachläßigen, von sich auszuschließen, nachdem sie sich zuvor freywillig von ihrem Verbande losgesagt haben.

Es würde die Grenze des Befugnisses eines bloßen Referenten überschreiten, wenn wir noch mehr anführen wollten von einem Werke, welches verdient ganz gelesen zu werden; und das hier Angezogene, worin wir die Hauptideen des Verfassers darlegen wollten, soll nur auf die Vorzüglichkeit dieses Werkes die Aufmerksamkeit lenken. Mancher wird vielleicht finden, daß einige Abschnitte hätten kürzer gefaßt werden können, und daß durch größere Gedrängtheit die Wahrheiten an Intensität würden gewonnen haben. Bedenken wir aber, daß es die Fülle des Herzens ist, aus welcher der Mund redet, und daß eben diese Fülle auch die Feder führt, so können wir dem edeln Verfasser

seinen Ueberfluß nicht verargen, noch die epische Ruhe und Weite der Entfaltung dieser der Menschheit so wichtigen und beglückenden Wahrheiten tadeln; vielmehr wünschen wir dem Reichthum der in diesem Werke enthaltenen Weisheit recht viele Leser, die mit Ernst in dieselbe eindringen, und zur klaren Einsicht in das Eine, was der Menschheit Noth thut, sich erheben.

Art. X. Fortsetzung der Recension über Heinrich Meyers Geschichte der bildenden Künste bey den Griechen, und Friedrich Thiersch über die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen.

Unsere Leser haben aus dem, was im ersten Theile dieser Recension*) von den Ansichten der beyden obengenannten Gelehrten über den Ursprung und die erste Entwicklung der griechischen Kunst gemeldet wurde, ungefähr schon abnehmen können, wie stark sich dieselben entgegenstehen und widerstreiten; zugleich hat der Rec. seine Ansicht darüber vorgelegt, was etwa in beyden Darstellungen das wahrhaft Begründete seyn möchte, und wie sich dieß vielleicht zu einem Ganzen vereinigen ließe. Mit H. Meyer einen eigenthümlichen Kunsttrieb der Griechen annehmend, der zum tiefsten Grunde des — vorzugsweise zur Ausbildung der Kunst bestimmten — hellenischen Geistes gehört, und sich nur bedeutend früher in Rede und Gesang, als in Holz und Stein äußerte — erkennt er, hierin ziemlich mit Fr. Thiersch übereinstimmend, eine nicht verächtliche Kultur dieses Triebes, ja eine eigenthümliche und besondere Entwicklung und Gestaltung desselben, schon in jener achäischen Heroenzeit an, welche uns Homers Gesänge vergegenwärtigen, und hat die Beweisgründe des zuletzt genannten Forschers durch noch vorhandene Trümmer und Reste jener Kunstkultur noch verstärken können. So weit gelangt, stehen wir nun vor dem langen Zeitraume zwischen jenem mythologischen Weltalter und der vom hellen Lichte der Historie bestrahlten Zeit von Olympias 60 an, in der uns die Kunst der Hellenen schon als sehr ansehnlich in

---

*) Der Rec benutzt diese Gelegenheit, einige Verbesserung fordernde Druckfehler in diesem ersten Theile (XXXI. Bd. S. 170) anzuzeigen:

S. 177 Note Z. 1 schr. habe für hat aber
2 » Lykophron für Theophron.
3 v. u. der für die
S. 178 Z. 16 schr. um für und
» 182 » 6 » eine für keine
» 190 » 18 » Unabhängiger für Unabhängig
» — » 21 » Bedeutender für bedeutend
» 191 » 5 » Base für Vase.

zahlreichen Schulen von vielen berühmten Meistern geübt entgegentritt.

Welches war nun der Zustand der Kunst in dieser Zeit? Wenden wir uns zu den beyden vorliegenden Werken, so bietet uns das erste ein Kapitel: Alter Styl der griechischen Kunst, oder Geschichte derselben etwa vom Jahre 800 v. Chr. Geb. bis um die 60. Olympiade. Ehe aber Rec. zur Angabe des Hauptinhalts desselben kommt, darf er die Klage nicht ganz in sich zurückdrängen, daß der treffliche Verfasser es doch gar zu sehr versäumt hat, sich die genaueren historischen, chronologischen und mitunter auch antiquarischen Aufklärungen zu verschaffen, auf die es bey einer Kunstgeschichte besonders ankommt. Er beginnt: »Auf der Insel Aegina, wo von frühen Zeiten her die Kunst getrieben wurde, sollen schon eher, als man nach Olympiaden zählte, und etwa vierzig Jahre vor Gründung der Stadt Rom Silbermünzen geprägt worden seyn. Andere Nachrichten machen diese Erfindung noch älter, und sagen: Phidon, Beherrscher von Argos, welcher Maß und Gewicht einführte, habe auch Münzen, vornehmlich silberne, schlagen lassen.« Die Anmerkung führt nur Aelian Var. hist. XII, 10, und Strabo L. VIII an, aus denen auf keine Weise geschlossen werden kann, daß die Aegineten vor Anfang der Olympiaden, und Pheidon noch früher Münzen geschlagen habe. Man weiß aber sicher, daß Pheidon, der seine Herrschaft bedeutend über die Gränzen von Argos ausgebreitet hatte, eben in Aegina *), anstatt der vorher gebräuchlichen Stäbe (ὀβελίσκοι), Münzen schlagen ließ; nicht minder sicher ist, daß dieser Pheidon der Feyer der achten Olympiade anstatt der Eleer vorstand, und Larcher, der in dieser Angabe des Pausanias statt den gewöhnlichen Olympiaden des Koröbos eine des Iphitos verstehen wollte, ist längst widerlegt. Doch herrscht dieselbe Verwirrung, wie im Texte der Geschichte, so auch in der dazu gehörenden: Uebersicht der Geschichte der Kunst bey den Griechen, deren bekanntesten Werke und Meister, so wie der noch vorhandenen und darauf Bezug habenden Denkmale,« welche zu Dresden 1826 erschienen ist. Hier finden wir noch überdieß die seltsame Angabe: »die Erfindung der dorischen Ordnung in der Baukunst wird dem Phidon zugeschrieben,« deren Quelle dem Ref. völlig unbekannt ist, und dann besonders in der synchronistisch neben herlaufenden politischen Geschichte gar manchen schlimmen Irrthum, z. B. daß die Kolonie nach Karien und Rhodos den

*) Etymol. M. s. v. ὀβελίσκος, Eustath. zu Il. B. p. 609. Marmor Parium ep. 31.

Joniern, statt der Dorier, beygelegt wird. Im Texte des Werks aber kommt uns bald nach jener Nachricht von Pheidon eine Stelle entgegen, in welcher der stoschische Karneol mit den fünf gegen Theben bewaffneten Helden, so wie die geschnittenen Steine desselben Styls mit den Figuren des Peleus, Tydeus u. A. ohne Bedenken den Griechen beygelegt, den Etruskern abgesprochen werden. Dieß geschieht nun freylich jetzt auch von manchen Anderen, indem man der etruskischen Kunst, weil sie sich so lange mit fremdem Gute aufgeputzt hat, nun auch ihre eigenen, ihr wirklich angehörenden Habseligkeiten entreißen will: hier genügt indeß eine genauere Aufmerksamkeit auf die Schrift jener Gemmen zur Vindikation des etruskischen Eigenthums. Es ist nämlich eine ausgemachte Sache, daß alle ächt etruskischen Inschriften der mediae, b, d, g, entbehren, und kein o, sondern nur ein u kennen, daher z. B. die römischen Namen Vibius, Trebonius, Pomponius auf etruskischen Sarkophagen Fipi, Trepun, Pumpun lauten; nun werden aber auch auf jenen Gemmen die griechischen Heroen-Namen durchweg so umgestaltet, daß für die media die tenuis, für diese bisweilen die adspirata, und für o das u eintritt, so daß z. B. aus Τυδεὺς Tute, aus Πολυνείκης Phulnike, aus Ἄδραστος Atresthe wird; dieß kann durchaus nur aus jenem Mangel des etruskischen Alphabets, aber auf keine Weise aus der Geschichte der griechischen Schrift, die ja eben so früh medias wie tenues hatte, erklärt werden [1]). Aber unser Verfasser geht noch weiter, und glaubt, auch die sogenannten etruskischen Pateren, die durch Inghirami den Namen »mystische Spiegel« erhalten haben, »mit besserem Rechte« den Griechen und ihrem alten Style beyzumessen. Wir dürfen wohl fragen: mit welchem Rechte, als dem des Eroberers, der die kleine Macht zu seiner großen schlägt, oder des reichen Mannes, der dem armen sein einziges letztes Schäfchen nimmt. Denn abgesehen davon, daß die Schrift auch dieser Denkmäler den eben angegebenen Charakter zeigt [2]), hat man — so viel Refn. bekannt — noch niemals gehört, daß eine jener Schalen oder figurirten Spiegel in Griechenland gefunden worden wäre; im Gegentheil wird berichtet, daß sie sämmtlich, mit Ausnahme eines von Puzzuoli stammenden, innerhalb der Gränzen Etruriens entdeckt wor-

[1]) Auch weiß man z. B., daß die Gemme mit den fünf Heroen im Gebiete von Perugia gefunden worden ist. Vermiglioli Opuscoli, V. IV. p. 56.

[2]) So heißt Polydeukes Pultuke, Meleagros Meliacr, Perseus Pherse, Telephos Thelaphe u. dgl.

den seyen [1]). Man wird also doch wohl diese Kunstwerke schwerlich zu den Denkmälern der altgriechischen Kunst rechnen dürfen, und würde selbst dann, wenn mehr vom alten tuskanischen Styl in ihnen wäre, als wirklich ist, sehr Unrecht thun, sich gerade nach ihnen mit Meyer eine Vorstellung von den Arbeiten des Lakedämoniers Gitiadas zu bilden. Diesen Gitiadas setzt übrigens der Verfasser zwischen Olymp. 10 und 20, ohne zu berühren, was neuerlich über die Stellen des Pausanias III. 18 und IV. 14 verhandelt worden ist, worüber man jetzt Siebelis Kommentar nachlesen kann. Auch wünschten wir, den schon so oft [2]) gerügten Irrthum des Pausanias über das Zeitalter des Rheginischen Tyrannen Anarilas hier nicht von neuem wiederholt zu finden; um dessentwillen der Künstler Aristokles von Kydonia vor Olymp. 29 gesetzt wird: es folgt aus Pausanias Angabe nur, daß er vor Olymp. 74 gearbeitet haben muß. Wenn aber der Verfasser in der Anordnung der Darstellungen am Kasten des Kypselos sich »einige Freyheit« erlaubt zu haben gesteht, »wie sie der kunstmäßigen Anordnung des Ganzen am besten zu entsprechen scheint:« so werden solche, denen den Pausanias gewissenhaft zu erklären obliegt, darin eher eine Willkür sehen, wie sie von der Interpretation alter Schriftsteller auf jede Weise fern gehalten werden muß Denn während Pausanias ganz deutlich und bestimmt von fünf Streifen (χώραις) übereinander redet, deren jeden er um den Kasten oder die Lade herumgehend beschreibt, und so allmählig vom untersten bis zum obersten (fünften) aufsteigt: macht der Verfasser aus der zweyten und vierten χώρα die beyden langen, aus der ersten und fünften die schmalen Seiten des Kastens, die dritte scheint er auf dem Deckel zu suchen. Pausanias gibt aber überhaupt gar keinen Anlaß, sich den Kasten viereckig vorzustellen; vielmehr geht daraus, daß keine Ecken und Seiten daran erwähnt werden, die Wahrscheinlichkeit hervor, daß er von elliptischer oder ovaler Form gewesen.

Indem wir aber dergleichen Bemerkungen so sehr wie möglich sparen wollen, da es uns ja hauptsächlich darauf ankommt, den Gewinn der Wissenschaft aus den vorliegenden Werken einigermaßen zu bestimmen: so bemerken wir nur, daß das Kapitel, bey dem wir stehen, erstens eine Anzahl früher schon bekannter Notizen über den Betrieb der Kunst in dieser Periode, besonders über die einzelnen Künstler, deren Namen auf uns gekommen, enthält; alsdann aber eine Reihe von Bildwerken aufzählt,

---

[1]) S. besonders Ed. Gerhard im Kunstblatt 1826, N. 96 ff.

[2]) Zuletzt von Fr. Jacobs, Amalthea, I. S. 199.

die im Allgemeinen als Denkmäler des altgriechischen Styls betrachtet werden, wie die sogenannte Erziehung des Bacchus in Villa Albani, die kapitolinische Brunnenmündung mit den zwölf Göttern, den dreyseitigen Altar aus Villa Borghese u. dgl. Dabey wird manche dankenswerthe Nachricht und manche freye Bemerkung mitgetheilt, besonders ist die Beschreibung des florentinischen Minervenkopfs, S. 32 der Anmerkungen, vortrefflich, und zeugt in der That von der ruhigsten und sorgfältigsten Betrachtung des Denkmals. »Die Augen,« beschreibt der Verfasser, »senken sich ein wenig gegen die Nase, sind groß, liegen wenig vertieft, und die Augenlieder springen nur unbedeutend über die Augäpfel vor, der Schnitt der Augenbraunen hat mit den Augen gleiche Richtung, und steht hoch über denselben. Die Winkel des geschlossenen Mundes ziehen sich etwas aufwärts, um die Lippen aber bemerkt man keinen Rand oder Erhöhung. Das Kinn erscheint etwas herunterhängend und flach, auch darum, weil die Vertiefung zwischen demselben und der Unterlippe nur gering ist. Die Ohren stehen sehr hoch; eine horizontale Linie, vom untersten Theile des Ohrläppchens gezogen, würde ungefähr auf die Hälfte der Nase treffen« u. s. w. Jeder, welcher die äginetischen Statuen auch nur in Gypsabdrücken betrachtet hat, wird sich desselben Schnittes und derselben Formen in den Köpfen der Göttin und der Heroen erinnern, und nicht zweifeln können, daß in den altgriechischen Kunstschulen, zum Theil durch allzugetreues Wiedergeben der einzelnen Formen ohne Auffassung des Lebens darin [1]), zum Theil durch zu starkes Hervorheben einiger den Hellenen charakteristischen Gesichtszüge [2]), zum Theil aber auch durch etwas, was man Manier nennen kann, eine herkömmliche und von Vielen gewissenhaft wiederholte Darstellungsweise des menschlichen Gesichtes sich gebildet hatte. Auf der andern Seite kann Ref. nicht verschweigen, daß die Ordnung, in welche der Verfasser diese weiland etruskisch, jetzt altgriechisch, genannten Bildwerke stellt, gar manchem Zweifel Raum läßt, und manches Bedenken dabey viel zu wenig beachtet ist. Es ist eine ausgemachte Sache, daß in diesem altgriechischen Styl, mit mehr oder minder treuer Bewahrung des Alterthümlichen, auch in den spätern Zeiten der griechischen Kunst gearbeitet wurde; wo sich daher Inschriften mit solchen Denkmälern verbunden finden, weisen sie gewöhnlich auf eine weit spätere Zeit hin, als

[1]) Daher die flachliegenden Augen, welche wie todt aussehen, während die zurückliegenden durch Schatten und Licht Leben erhalten.

[2]) Dahin rechne ich besonders das starke und vortretende Kinn.

man nach dem Style des Werkes vermuthen sollte *). Davon sagt aber der Verfasser kein Wort; er stellt das kapitolinische Relief, ungeachtet er selbst einen heitern Sinn und eine gewisse Anmuth darin nicht verkennt, in die Zeit vor die äginetischen Statuen, ja die angeführte Uebersicht versichert uns keck, daß das in Rede stehende Kunstwerk etwa um Olymp. 25, »schwerlich früher, aber sicherlich auch nicht später,« entstanden seyn möge. Welcher Schüler, dem die Quelle solcher Offenbarung verborgen ist, müßte so zuversichtlichen Behauptungen nicht unbedingten Glauben beymessen. Ref. wünscht sehr, daß irgend Jemand, der viele Reliefs und andere Arbeiten in diesem Style zu sehen Gelegenheit gehabt, ein genaues Verzeichniß derselben verfertigen, und sie zu klassifiziren versuchen möchte; es müßte sich daraus ergeben, in welchen Fällen die Griechen diese Art der Arbeit anwendbar und passend erachteten. Für jetzt sind dem Ref. besonders folgende Klassen bekannt. 1) Zusammenstellung von Götterfiguren. Dahin gehören: a. der dreyseitige βωμὸς δώδεκα θεῶν aus Villa Borghese mit den dreymal drey Figuren der Mören, Horen und Chariten, ein höchst schätzbares Monument, tiefsinnig gedacht und ziemlich treu im alten Style gehalten. b. Das kapitolinische Puteal, weit freyer behandelt, so viel Ref. nach Abbildungen urtheilen kann. c. Die ara tonda des Kapitols mit den Figuren des Apollon, der Artemis, des Hermes, noch freyer behandelt. d. Ein runder Altar aus Cavaceppi's Museum mit den Figuren des Zeus, der Athena und Hera (Welcker Zeitschr. Bd. I. Heft 2, Kupfert. 3 n. 11) u. m. a. Bey Zoëga Bassir II. 100 und 101 u. sonst. 2) Der Kampf des Apollon und des Herakles um den Dreyfuß. Dieser ist a. auf der Dresdner Kandelaber-Basis und b. auf dem lakonischen Relief im Museum Nani (Paciaudi Monum. Peloponn. T. I. p. 114) mit ziemlich treuer Beobachtung des alten Styls, etwas freyer aber; c. u. d. in den beyden albanischen Reliefs (Monum. du Musée Napoleon, T. II. p. 35. Zoëga Bassir. II. t. 66) dargestellt. Daran schließt sich e. die Versöhnung des Gottes und Heros auf dem Puteal von Korinth im Hause des Lord Guilford, einem der Monumente, welche am meisten darauf Anspruch machen können, wirklich alt zu seyn (bey Dodwell Travels, T. I. p. 200). Eine dritte Klasse bilden die Reliefs, welche die französischen Archäologen monumens choragiques nennen, auf denen ein Kitharode, als Apollon Musagetes mit der Pythia stola bekleidet, entweder dem Gotte einen Päan darbringt, oder von einer

*) S. Amalthea, Bd. III. S. 35 ff.

Siegesgöttin. Wein zur Libation eingeschenkt erhält *).
Mehrere Denkmäler der Art befanden sich in der Villa Albani, und sind zum Theil nach Paris gekommen; in allen ist der alte Styl sehr gemäßigt und gemildert, und davon fast nur die große Zierlichkeit in der Anlage der Draperie und der Stellung der Figuren beybehalten worden. 4) Das Siegesopfer für Pallas Polias, wovon einige Darstellungen dieses Styls in der Amalthea, Bd. III. S. 48 zusammengestellt sind. — Betrachtet man nun diese vier Klassen, in welche freylich keineswegs alle Bildwerke dieser Art hineinpassen, so sieht man doch schon ungefähr, bey welchen Anlässen und Gelegenheiten man sich in Griechenland dieses Styls bediente. Erstens zur Verzierung von Altären und heiligen Brunnen, wozu die unter Nr. 1 aufgezählten Denkmäler gehören; zweytens bey Weihgeschenken im Tempel, die das Andenken errungener Siege erhalten sollten. Denn wie die Denkmäler Nr. 4 sich auf Siege im Kriege beziehn, so gehören die von Nr. 3 musischen Siegern an, die unter Nr. 2 aber sind höchst wahrscheinlich mit Dreyfüßen zusammengeweiht worden, dergleichen bekanntlich die siegreichen Choregen in Athen aufzustellen pflegten. Das Dresdner Monument möchte der Rec. nun auch nicht mehr für eine Kandelaberbasis, sondern für das Fußgestell eines Dreyfußes halten, und die daran vorkommende Fackelweihe auf einen ἀγὼν λαμπαδοῦχος beziehn, in dem der Weihende gesiegt: doch kann er diese Ansicht an dieser Stelle nicht weiter begründen. So viel scheint sicher, daß man die Reliefs der zweyten, dritten und vierten Klasse als anathematische ansehen darf. Bemerkenswerth ist noch, daß in bacchischen Darstellungen zwar bisweilen einzelne Figuren dieses anathematischen Styls vorkommen, aber meistentheils mit andern, der vollkommenen Kunst angehörenden, gemischt; so auf der Vase des Sofibios von Athen im Louvre n. 332, auf dem Altare bey Lord Pembroke (Amalthea III. S. 246) und sonst. Gerade diese Mischungen müssen einen Jeden überzeugen, daß neben dem vervollkommneten Style der griechischen Kunst der alterthümliche in verschiedenen Graden und Modifikationen immer fortbestand, worauf der Verfasser, wie gesagt, viel zu wenig Rücksicht nimmt. Er erwähnt zwar selbst ein Denkmal, bey welchem diese Mischung des Heterogenen sehr deutlich hervortritt, die Dresdner Pallas nämlich, welche sicher als ein sehr ächtes Werk der älteren Kunst erscheinen würde, wenn nicht die am vorderen Streifen des Peplos gebildete Gigantomachie einen

*) Griechisch ist die Darstellung zu bezeichnen: Ἀπόλλων σπένδων καὶ Νίκη οἰνοχοοῦσα. Vgl Corpus Inscriptionum, p. 248, C. 1.

ganz anderen Styl zeigte. Der Verfasser sucht sich hierüber nun so zu beruhigen, daß er annimmt, diese Minerva sey, wie es in der Erklärung der dem Werke beygegebenen Kupfertafeln heißt, »ein den alten Styl der griechischen Kunst in seiner letzten Ausbildung vor Augen stellendes Monument,« und in den kleinen Figuren des Gigantenkrieges »meldeten sich bereits die kräftigen Formen, zu denen die Kunst nun bald gelangen sollte.« Damit ist aber in der That nicht genug gesagt, indem der Gegensatz wirklich weit auffallender ist; die Statue selbst sieht aus, wie eins jener alten Holzbilder erscheinen mochte, wenn es mit einem wirklichen, gesteiften und zierlich gefalteten Peplos bekleidet war *); die Reliefsfiguren dagegen, von denen freylich die Abbildung Tafel 5 durchaus keinen genügenden Begriff gibt, sind in einer freyen und kühnen Weise leicht und kräftig gezeichnet, wie man auch in dem von der Zeit ziemlich angegriffenen Zustande, in dem sie sich gegenwärtig befinden, noch wohl erkennen kann; Ref. wurde durch sie an den Lapithenkampf in den Metopen des Parthenons erinnert. Also keineswegs ein Werk der Uebergangsperiode, sondern eine Nachbildung eines alten ξόανον, mit Anwendung der vervollkommneten Kunst in dem Schmucke des Peplos, ist diese Pallas. Wie fremdartig steht nun aber neben diesem Bilde die von dem Verfasser für gleichzeitig erachtete Gruppe der Dioskuren (oder des Hermes und Hephästos nach Visconti), die aus Villa Borghese nach dem Louvre gekommen ist (Nr. 488 im Katalog von Graf Clarac); was haben diese wohlgebildeten, wenn auch vierschrötigen, Figuren, deren Muskeln und Gelenke durchaus ohne Schärfe und Härte angegeben sind, in deren Gesichtern sich nichts von jenem alterthümlichen Schnitte findet, mit der Dresdner Pallas und dem Dreyfußraube gemein? Wenn sonach der Ref. mit den Urtheilen des Verfassers, wornach er dieß und jenes Kunstwerk der angegebenen Periode zueignet, häufig nicht übereinstimmen kann: so muß er sich noch vielmehr gegen das Verfahren erklären, wornach diese Denkmäler des altgriechischen Styls (von deren Entstehungszeit doch so wenig sicheres bekannt ist) unmittelbar zur Vergegenwärtigung des Kunststyls bestimmter Epochen und einzelner Künstler angewandt, und wir z. B. aufgefordert werden, uns nach der kapitolinischen Brunnenmündung und dem Borghesischen Altare

*) Von dieser puppenartigen Behandlung der alten Holzbilder hat, wie bekannt, Quatremere-de-Quincy ausführlich gehandelt; man mag hinzufügen, daß in dem auf einem Elgin'schen Stein erhaltenen Register der Garderobe der Artemis auf der Burg von Athen (Corp. Inscr. n. 155) ein ἱμάτιον vorkommt, in welches das steinerne Bild der Göttin selbst gehüllt war.

Zeichnung, Geschmack und Kunst der Reliefs am Kasten des Kypselos, nach dem sogenannten Genius aus Bronze im Palla Barberini die Arbeiten des Rhökos und Theodoros vorzustellen u. s. w. Wo ist die Brücke, müssen wir fragen, auf welcher der Kunstkenner von den schriftlichen Nachrichten, die über Charakter und Styl jener Werke und Meister so gut wie nichts aussagen, zu diesen erhaltenen Kunstdenkmälern gelangt, und beyde mit einander verbindet? Wir wissen von keinen solchen. Der einzige Grund jener Anordnungen — der aber auch dann, wenn er fest und sicher befunden würde, nicht zur Basis eines solchen Gebäudes hinreichen könnte — ist die durch das ganze Werk herrschende Voraussetzung und Annahme: daß die griechische Kunst von Anbeginn beständig fortgeschritten, und zwar auch immer in demselben Tempo, mit einer bewunderungswürdigen Gleichmäßigkeit, fortgeschritten sey, so daß sie in jedem Olympiadenzehent irgend eine Spur alter Rohheit abgelegt, irgend einen Schritt zur Vollkommenheit weiter gethan habe. Diese Ansicht wird von Meyer als ein Axiom behandelt, was sie doch gar nicht seyn kann; im Gegentheil bedürfte sie eines recht gründlichen und genauen Beweises, da nicht leicht abzunehmen ist, worauf sie eigentlich beruht. Etwa auf alten Nachrichten — aber dergleichen existiren nicht — oder auf dem Zeugnisse der erhaltenen Kunstwerke selber — aber diese werden erst nach dieser Ansicht durch die lange Reihe der Jahrhunderte willkürlich vertheilt — oder auf der Analogie der Geschichte anderer Geistesthätigkeiten, etwa der Sprache und Rede — aber wie schnell entwickelt sich doch, seit man überhaupt die prosaische Rede künstlerisch pflegte, das bewundernswürdige Kunstwerk des attischen Periodenbaus — oder vielleicht des politischen Lebens — aber wie rasch gingen in Athen die alten Formen einer lange bestehenden Aristokratie in die höchste Freyheit der Demokratie über. So gibt es wohl überhaupt nichts, was sich in gleichmäßigem Fortschritte vom Anfange bis zum Gipfel entwickelte; lange arbeitet die Pflanze, den Stengel fortzutreiben und Blatt um Blatt anzusetzen, aber unvorbereitet, als etwas ganz Neues und Eigenes, tritt in kurzer Zeit die Blüthe ans Licht.

Hierdurch kommen wir nun freylich zu dem Resultate, daß — so schätzbare Bemerkungen über den Charakter manches alten Kunstwerks uns auch der Verfasser in diesem Kapitel darbietet — wir doch im Ganzen nichts erfahren, wodurch wir die große Lücke der Kunstgeschichte, wenn auch nur durch Fortsetzung von ein paar Hauptpunkten, ausfüllen könnten.

Wir wenden uns nun an Herrn Thiersch. Dieser Gelehrte begründet auf die wichtige Bemerkung, daß mehrere Künst-

ler, die bis gegen Olympias 50 herab auftreten, Söhne oder Schüler des mythischen Dädalos genannt werden, auf Diodors Angaben über den ägyptischen Unterricht, den die samischen Bildner Telekles und Theodoros genossen, und auf Pausanias Nachricht von dem steifen und leblosen Bilde des beym olympischen Agon umgekommenen Arrhachion (die Begebenheit trifft Ol. 53) die große Behauptung, daß die Kunst in Griechenland seit den Tagen des Kekrops und Danaos eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch auf derselben Stelle beharrt habe, und — um die merkwürdigen Worte von dem Verfasser selbst zu vernehmen — »was wir wohl in Aegypten kannten, was sich in einer asiatischen Monarchie, nicht aber in Griechenland erwarten ließ, ein langes Zeitalter der Unveränderlichkeit, der unlösbaren Ruhe, des durch Glauben und Alterthum geheiligten Typus der bildenden Kunst auch in Griechenland offen vorliege.« Wie gewichtvoll müßten doch die Argumente seyn, wenn ihre Stärke mit der Größe und Kühnheit der angeführten Behauptung im rechten Verhältnisse stehen sollte. Aber das zweyte und dritte machen wenigstens auf den Rec. geringe Wirkung. Arrhachion wurde als Todter gekränzt; darf man daraus schließen, daß man den Lebenden eben so dargestellt hätte? Das Kapitel des Diodor kann man nicht lesen, ohne folgende Schlußfolge darin zu entdecken, die wir vielleicht wohl thun, hier noch einmal auszuführen [1]): Das Holzbild des Apollon Pythaeus in Samos bestand der Länge nach [2]) aus zwey Hälften; eine davon sollte Telekles, die andere Theodoros gemacht haben; jener in Samos, dieser in Ephesos: dieß konnte nicht geschehen, wenn nicht beyde einem Kanon von Proportionen folgten; einen solchen Kanon konnten sie aber bloß in Aegypten lernen. Wenn nur nicht etwa wundersüchtige Ciceroni (ἐξηγηταί) die ganze seltsame Geschichte von dem getrennten Arbeiten der beyden Brüder erdacht haben, um das genaue Zusammenpassen der beyden Hälften merkwürdiger und interessanter zu machen! Und gesetzt, sie hätten darüber eine Tradition gehabt, wer würde es auch dann nicht wahrscheinlicher finden, daß der Eine dem Andern eine Zeichnung zugeschickt, als daß sie eine so haarscharfe

---

1) So sagen die weltkundigen Priester Aegyptens (I. 98): τῶν ἀγαλματοποιῶν παλαιῶν τοὺς μάλιστα διωνομασμένους διατετριφέναι παρ' αὐτοῖς —. τοῦ γὰρ ἀγάλματος ἐν Σάμῳ — ἱστορεῖσθαι κ. τ. λ.

2) Dieß erhellt aus Diodor ganz deutlich, und muß ja nicht geändert werden, da aus diesem Umstande die ganze Geschichte hervorgegangen ist.

Regel nicht bloß über die Proportionen, sondern auch über alle Umrißlinien des Gesichtes, der Brust, des Leibes u. s. w., wie sie zu solcher Arbeit bedurften, gehabt hätten. Je weniger aber diese Gründe den Ungläubigen zu überzeugen vermögen, um desto wichtiger erscheint das erste angeführte Argument, dessen Beweiskraft Rec. völlig anerkennt. Künstler, wie Endöos, Learchos, Dipönos und Skyllis, mußten in der That, wenn sie die Sage so nah mit Dädalos verbinden konnte, sich im Styl ihrer Werke von jenen aus grauem Alterthume stammenden Idolen und Arbeiten nicht sehr bedeutend unterscheiden. Auch ist der lange Zeitraum bis Olymp. 50 — besonders wenn man die samische Familie der Erzgießer ausnimmt, auffallend leer an Namen, und keine bedeutende Künstler-Individualität tritt dem Suchenden entgegen. Er enthält offenbar wenig Spuren von Erfindungsgeist und höherer Regsamkeit des Kunstsinns. Die Kunst befand sich in einer Art von Lethargie.

Und worin liegt der Grund hievon? Nach dem Verfasser in einem heiligen, unverbrüchlichen Gesetz, einem durch ganz Griechenland herrschenden, eben von Aegypten ausgegangenen, und durch den Zusammenhang mit Aegypten erhaltenen, von den Priestern als Mittlern zwischen Gottheit und Menschen streng beobachteten unwandelbaren Typus, den alle Künstler wie ein Göttergebot heilig zu halten und beständig zu wiederholen genöthiget waren, so daß sich individuelle Freyheit und eigenthümlicher Geist nicht zu entfalten vermochten. Aber erklären wir nicht so etwas Auffallendes durch etwas noch viel Räthselhafteres? Gesetzt die Erscheinung der altgriechischen Kunst entspräche jenem Bilde, müßten wir nicht auch dann den Grund in etwas Anderem suchen, als in einem hierarchischen Systeme, welches das Leben der griechischen Völkerstämme besonders in diesen schon historischen Zeiten durchaus nicht auf solche Weise kannte. Müßten wir uns nicht daran genügen lassen, daß die Griechen in Allem, was Götterdienst anlangte und damit in Verbindung stand, auch ohne von Priestern angehalten zu werden, das Herkömmliche und Ererbte (τὰ νομιζόμενα, τὰ πάτρια) zur hauptsächlichsten Richtschnur nehmen? Aber die Erscheinung der griechischen Kunst entspricht auch, wie schon im ersten Theile dieser Recension bemerkt wurde, durchaus nicht dem aufgestellten, allzustrengen, Begriffe. Selbst in Aegypten ist es nicht ganz so gewesen, wie es nach des Verfassers Worten scheint, der hierin wohl Winkelmanns Autorität zu viel einräumt. Die neuen Entdeckungen haben gezeigt, daß auch die Aegypter gar verschiedene, zum Theil kurze und ungeschickte *), zum Theil schlankere und wohlge-

*) Man lernt diese besonders aus Gau's Denkmälern Nubiens

gliederte, Figuren gemacht, daß sie den Köpfen, besonders kolossaler Statuen, oft eine wahrhaft erhabene Schönheit (wobey man sich nur in die eigenthümlichen Züge der ägyptisch-afrikanischen Rasse etwas fügen muß) zu geben gewußt haben, und dabey durch keinen Typus behindert worden sind; am lebhaftesten hat dieß kürzlich Champollion der Jüngere bey Gelegenheit des Turiner Museums ausgesprochen *). Indessen bleibt es doch wahr: unzählige Figuren sind in Aegypten für Tempel- und Gräberbedarf immer auf dieselbe Weise verfertigt worden, man könnte sie nach juristischem Sprachgebrauche fungible Dinge nennen, weil es dabey gar nicht auf das Einzelne, sondern nur auf die Gattung ankommt. So ist es aber in Griechenland nie gewesen. Vielmehr ergeben jene oben erwähnten Münzen und Vasengemälde eine solche Mannigfaltigkeit verschiedener Figuren, Gliederformen, Proportionen und Stellungen, daß dabey an einen allgemeinen Typus, an ein regelndes Gesetz, gar nicht zu denken ist; ja um so ungestalter die Figuren der Vasen, um so bizarrer und widerwärtiger die Satyre, der alte Dionysos, Herakles und Apollon gebildet sind, um desto weniger Uebereinstimmung ist auch unter ihnen, während bey den Aegyptern der häßliche Zwerg Phthas immer genau dasselbe kleine Ungeheuer ist. Sollten nun auch alle jene Vasengemälde später, als Olymp. 50, als die Zeit »des unverrückten Bestandes,« seyn: so beweisen sie doch, wie ungehemmt von steifer Satzung die griechische Kunst sich in dem großen Reiche möglicher Bildungen herumtummelte, ehe sie die sichere Bahn des Rechten und Angemessenen fand. Hiernach kann der Rec. jenen Begriff des Typus nur in sehr engen Schranken gelten lassen.

Dagegen scheint es ihm, daß die Erscheinung, welche Erklärung heischt, jene Starrsucht nämlich, welche die bildende Kunst der Griechen so lange darniederhielt, während die Kunst poetischer Rede schon den höchsten Gipfel erreicht hatte, auf eine weit einfachere und natürlichere Weise erklärt werden könne, als durch jenen von einer ägyptisirenden Hierarchie ausgehenden Typus. Er meint nämlich, ein besonderes Gewicht legen zu müssen auf den Unterschied zwischen Kunst und Handwerk. Das Handwerk bringt Dinge, welche das tägliche Leben erfordert, dem Zwecke, wozu sie erfordert werden, gemäß hervor. Die Kunst, im eigentlichen

---

kennen. In der Description haben Zeichner und Kupferstecher viel zu sehr nach gewissen Musterfiguren, in einer einmal angenommenen Manier gearbeitet.

*) Im ersten Briefe an den Duc de Blacas.

Sinne des Worts, sucht ein inneres Leben in Gefühl und Phantasie durch äußere, jenem Leben entsprechende Formen darzustellen und mitzutheilen. Handwerksmäßig war also das Verfahren der griechischen Bildner und Bildschnitzer so lange, als sie, bloß das Bedürfniß des Kultus zu befriedigen bedacht, allerley irdene Bildner und hölzerne Puppen verfertigten, damit man etwas habe, dem man die gebührenden Ehren erweisen könne. Dergleichen konnten für öffentlichen und häuslichen Gottesdienst schon in großer Menge fabrizirt werden, wie Töpfe und Tiegel für die Küche, ehe Jemand nur den Gedanken faßte, daß es möglich sey, das dem Herzen inwohnende Gefühl von der Größe und Gewalt dieser Gottheiten durch menschliche Geberde und Haltung in Erz oder Stein auszudrücken. Es war wahrhaftig ein im höchsten Grade verwegener Gedanke, in wessen Geiste er auch zuerst aufgestiegen seyn mag, ein Gedanke, der der Unmöglichkeit Trotz zu bieten schien; ein gewöhnliches Idol des Zeus, in dem die Form ziemlich indifferent war, wo nur das Beywerk einiges andeutet, aber an das der fromme Glaube oft um so andächtigere Vorstellungen von dem Vater der Götter und Menschen knüpfen mochte, je weniger ihm äußerlich gegeben war — ein solches Idol auszubilden zu einer Darstellung der Gottheit, die durch sich selbst Huld und Majestät aussprach, und durch das Verdienst des Künstlers Anbetung forderte. Es ist denkbar, daß von einer solchen Belebung des todten Stoffes selbst eine Zeit sich nichts träumen ließ, in der doch in anderen Richtungen der höchste und reinste Kunstgeschmack entwickelt war, in der würdevolle oder heitere Chortänze die mannigfachsten Empfindungen darstellten, der gymnastisch gebildete Jüngling bey den Uebungen des Fünfkampfs, vom Flötenspieler begleitet, mit Gewandtheit auch Anmuth entwickelte, und die große Zahl der Dichter und Sänger alte Sagen und Empfindungen der Gegenwart in mannigfaltigen Formen in der schönsten Rede darzustellen wußte. Ja man darf sagen, daß zu der Zeit, da der Mensch sich selbst am meisten zur Schönheit ausschuf, da der nach ächt dorischen Grundsätzen erzogene Jüngling in seiner ganzen Erscheinung, in Gang, Blick und Miene, als ein schönes Bild der Züchtigkeit und Sophrosyne, und wenn er etwa, heitere Siegesfreude im Gesicht und Adel in jeder Bewegung, einem Päan des Apollon vortanzte, als das herrlichste Agalma des Gottes erschien — die Nachbildung solcher Schönheit in Erz und Stein dem Sinne der Nation gerade am entferntesten liegen mußte. Wenigstens war es natürlich, daß Gymnastik und Chorik, die Künste, die den menschlichen Leib zum Darstellungsmittel heben, vor der Pla-

stik ausgebildet wurden; ihre Ausbildung trifft aber, nach den vorhandenen Nachrichten, besonders in die ersten funfzig oder sechzig Olympiaden. Der Bildschnitzer oder Thonbildner hielt sich indessen ganz an den herkömmlichen Handwerksbrauch, der ja bey der gewöhnlichen Forterbung der Lebensbeschäftigung auch der Brauch seiner Väter war; er dachte nicht daran, die Natur weiter nachzubilden, als daß man den Gegenstand seiner Arbeit erkannte, und Niemand erwartete es auch von ihm. Daß es wirklich so war, können namentlich manche Terrakottabilder bezeugen, dergleichen man in neueren Zeiten häufig in Attika gefunden (der Rec. hat mehrere der Art bey Obrist Leake, Herrn Burgon und A. gesehen), plumpe, unförmliche Figuren, in einfachen Stellungen, meist auf viereckten, massiven Sesseln sitzend, durchaus ohne Anspruch auf Zierlichkeit und Schönheit, und, wie man sieht, mit freyer Hand aus dem Thon geknetet. Wer solche Figuren etwa neben die emaillirten Terrakotta's, die man aus den Mumienschachten Aegyptens zu Tausenden heraufholt, stellen kann, möchte sich den Gegensatz eines anspruchlosen Handwerks mit einer durch religiöse Satzung gebundenen und darin beynahe erstarrten Kunst recht anschaulich vergegenwärtigen können [1].

Wenn nun also die griechische Kunstgeschichte so lange Zeit nichts als eine Geschichte des Handwerks ist: so dürfte man in den Schriften, welche die allmälige Entwickelung der Kunst in Griechenland verfolgen, auch einige Nachrichten über die damit zusammenhängenden Handwerke erwarten können. Doch wird gewöhnlich darauf sehr wenig Rücksicht genommen. Rec. will hier Einiges zur Probe über die Athenische Töpfergilde zusammenstellen. In Athen gaben die κεραμεῖς oder Töpfer der ansehnlichsten Vorstadt, dem äußeren Kerameikos, und einem bedeutenden Theile der Stadt, dem inneren Kerameikos, den Namen; es ist vorauszusetzen, daß sie in beyden wohnten, und sehr zahlreich waren. Im äußeren Kerameikos wurden Athena, Hephästos und Prometheus verehrt, als Götter des Handwerks ohne Zweifel; den letztgenannten, Feuerbringer und Menschentöpfer, betrachteten die Töpfer des Alterthums als den Patronus ihrer Kunst [2]. Am inneren Kerameikos lag nach Pau-

---

[1]) Es versteht sich, daß »die Kunstkultur« der Homerischen Zeit eben nicht in diesem strengen Sinne zu nehmen ist. Wenigstens war die plastische Kunst dieser Zeit größtentheils auf Schmuck von Gebäuden, Waffen u. dgl. beschränkt, und die Idole der Götter darf man sich gewiß nicht als lebendige Darstellungen ihrer Eigenthümlichkeit denken.

[2]) Meursin's Ceramicus geminus c. 25. Welcker Prometheus S. 120 ff.

sanias [1]) ebenfalls ein Heiligthum des Hephästos und der Athena. Die eifrigen Handkönige (Cheironakten, so nannte die alte Aristokratie scherzend diejenigen, welche nur über ihre Hände gebieten konnten), die unter dem Schutze dieser Gottheiten arbeiteten, bedienten sich besonders der Erde vom Vorgebirge Kolias, welche sich trefflich durch das Rad bearbeiten ließ, und sich leicht mit Röthel (μίλτος) mischte [2]). Daher war der Attische Keramos seit alten Zeiten berühmt, schon frühzeitig verboten die Argeier und Aegineten die Einfuhr der attischen Waare [3]), wohl um die einheimische Fabrikation zu heben, denn auch Aegina hatte große Topfmärkte. Der Absatz mußte sehr bedeutend seyn, da Griechenland eine erstaunende Menge Wein, und allen in irdenen Gefäßen, ausführte [4]). Die Athener rühmten von ihrer Göttin Athena, daß sie, den Keramos, den Sohn der Erde, des Rades und der Esse, erschaffen habe [5]); daher auch an den Panathenäen bemalte Oelkrüge als Preise ausgetheilt wurden [6]), und eine eigene Art Becher die Panathenaischen hießen [7]); nach Plinius soll ein Athener, Koröbos, die ersten Töpferwerkstätten eingerichtet haben [8]). Diese Attischen κεραμεῖς waren aber ohne Zweifel zugleich in gewissem Sinne πλάσται, oder Thonbildner, indem sie zwar an ihren Gefäßen die Hauptsache mit dem Rade machten, aber Nebendinge, wie Henkel u. dgl., aus freyer Hand bildeten, was man an alten Vasen oft deutlich zu bemerken Gelegenheit hat; so hatten sie ohne Zweifel auch die Geschicklichkeit, allerley rohe Figuren aus Thon zu machen. Dieß erhellt auch aus Plinius Angabe [9]): ein gewisser Chalkosthenes habe ungebrannte Figuren, cruda opera, zu Athen verfertigt, und von seiner Werkstatt heiße die Gegend Kerameikos, Töpferquartier; offenbar ist dieser Chalkosthenes eine halb mythische Person. Mit der Plastik hängt

---

[1]) I, 14, 5.

[2]) S. Suidas s. v. Κωλιάδος κεραμῆες. Vergl. Plutarch de auditione p. 141 Hutten.

[3]) Herod. V, 88. Athenäos XI, p. 502. Vergl. XI, p. 484.

[4]) Vergl. Herod. III, 6.

[5]) Kritias bey Athenäos I. p. 28 c. Vergl. die Homerische Κεραμίς Vers 2.

[6]) Pindar N. X, 35, mit Dissens Kommentar p. 468, und die bekannten Inschriften: τῶν Ἀθήνηθεν ἄθλον εἰμί. Auch die Diota auf den Münzen geht darauf.

[7]) Pindar Fragmente §. 89 Böckh. Vergl. Jacobs zur Anthologie in der Biblioth. class. c. VII, 18.

[8]) VII, 57.

[9]) XXXV, 45.

nun aber bekanntlich die Kunst des Erzgusses, die eigentliche statuaria, weit enger zusammen, als mit dem Schmiede-Handwerk; sie ist, wie Plinius sagt, die Tochter der plastice, worauf vielleicht auch der Name des Chalkosthenes hindeutet. Daher kommt es nun auch, daß gerade die Insel Samos, deren Töpfergeschirre noch vor den attischen berühmt waren, die Metropole des Erzgusses in Griechenland wurde; und in Aegina fand ohne Zweifel derselbe Zusammenhang Statt. Genug, um anzudeuten, wie sich aus der Dunkelheit des gemeinen Handwerks allmälig der Geist eigentlicher Kunst hervorarbeitete.

So geht also die Ansicht des Rec. dahin, daß in Griechenland seit alten Zeiten Jahrhunderte lang ein nicht bloß für die Bedürfnisse des äußeren Lebens, sondern auch für den Gottesdienst sorgendes Handwerk im einfachen Sinne der Väter fortgeübt wurde, ohne daß eine einzelne Person in kräftiger Eigenthümlichkeit hervortrat (was irgend einigermaßen Bedeutendes geschah, ward den Heiligen und Patronen des Handwerks, einem Dädalos in Athen, einem Smilis in Aegina, zugeschrieben), bis auch hierin die in den organischen Gesetzen des hellenischen Lebens bestimmte Zeit um war, und der lebendige Funke schöpferischer Kraft sich entzündete, worauf allerdings in wenigen Jahrzehenten mehr hervorgebracht wurde, als vorher in ganzen Jahrhunderten. Warum gerade jetzt — davon kann man den hinreichenden Grund eben so wenig in äußeren Umständen nachweisen, als davon, warum die Hellenen überhaupt so kunstsinnig waren (worüber Meyer S. 201 schöne Bemerkungen mittheilt); es war der natürliche Entwickelungsgang des hellenischen Geistes.

Dieser Zeitpunkt der Entwickelung trat für Griechenland gegen Olymp. 50, noch sichtlicher und augenfälliger um Olymp. 60 ein. Denn die samischen Erzgießer von der Familie des Rhökos und die sogenannten Dädaliden ausgenommen, ist dieß der Zeitpunkt, in dem zuerst namhafte Künstler in größerer Anzahl auftreten. Meyer — welchen wir fortwährend an der Idee eines jederzeit gleichmäßigen Wachsthums der Hellenischen Kunst festhaltend finden — setzt Werke, wie die äginetischen Statuen, in die Periode vor Olymp. 60, obgleich die Reihe bekannter äginetischer Künstler erst gegen Olymp. 60, mit Kallon, beginnt, und läßt mit der sechzigsten Olympiade die Periode des gewaltigen Styls der griechischen Kunst anheben, der großartig in Idealbildungen von Gottheiten, der Natur sorgfältig getreu, wo es um Darstellung wirklicher Menschen zu thun war, im Allgemeinen herb und streng war. In diesem Geist soll die Kunst bis auf Phidias herab geübt worden seyn. Nun wissen wir allerdings, daß Kallon von Aegina, Kana-

chos von Sikyon, auch Hegias und Kritias, welche um die Zeit des persischen Krieges arbeiteten, ihren Bildern mehr oder minder schneidende Umrisse gaben, daß Muskeln und Gelenke daran zu empfindlich angegeben waren, daß sie dabey auch noch etwas Steifes hatten. Aber warum man den Styl dieser Männer den gewaltigen nennen soll, ist darum nicht klar. Es ist wahr, daß es eine Anzahl von Werken des Alterthums gibt, welche den Charakter einer um jeden untergeordneten Reiz unbekümmerten Hoheit tragen, und mehrere davon kann man sich, ihrer Schwerfälligkeit wegen, nicht wohl nach der Zeit gearbeitet denken, in der die Kunst sich zum höchsten Gipfel emporgeschwungen, und die Werke von Phidias und Polyklet in ganz Griechenland Bewunderung und Nacheiferung erweckt hatten. Aber was lehrt, daß das Streben nach dem Gewaltigen in dieser Zeit so vorwaltend und so allgemein herrschend war, als der Verfasser will, und daß nicht z. B. auch jene übertriebene Zierlichkeit, welche bis in die Zeiten des Perikles hinein in attischer Tracht und Haltung des Körpers herrschte, auch in der Kunst sich ausdrückte, und so vielleicht jene Reliefs mit den zierlich gefalteten Draperieen, den steifen und affektirten Bewegungen u. s. w. gerade dieser Zeit angehören. Ueberhaupt ist ja Ausbildung des Nationalcharakters nach den verschiedensten Richtungen, und die größte Mannigfaltigkeit in Sitte und Art der einzelnen Stämme so sehr die charakteristische Form des griechischen Lebens, daß es auch von der Kunst nicht glaublich ist, man habe sie auf dieselbe Weise und in demselben Sinne bey Doriern und Joniern, im Peloponnes und in Kleinasien geübt. Ja gerade in dieser Zeit der Entwickelung und eines mächtigen Emporstrebens mag man wohl sehr verschiedene Wege eingeschlagen haben; und es ist vielleicht noch einmal möglich, den Einfluß der Stammcharaktere in den Werken der unvollkommenen Kunst nachzuweisen; dagegen die Vollendung der Werke von Phidias und Polyklet eine allgemein hellenische Kunst herbeygeführt, und den Unterschied der Kunstschulen aufgehoben zu haben scheint, wie die Rede Homers durch die Trefflichkeit seiner Gedichte hellenische Gesangessprache, und die attische Prosa durch ihre Schriftsteller allmälich die gebildete Mundart von ganz Griechenland wurde. Daß der Begriff, den sich Meyer von dem Charakter der Kunst in diesem Zeitraume gebildet hat, zu eng sey, scheint er uns selbst durch das Geständniß zu verrathen: die Zahl der Denkmäler, die ihm zugesprochen werden könnten, sey nur gering. Zwar sucht er dieß wieder dadurch zu erklären, daß besagter Styl nur kurze Zeit gedauert habe, und die drohende Gefahr der persischen Kriege, wenn sie auch den Aufschwung des Geistes nicht lähmen konnte, doch dem Be-

trieb der Kunst hinderlich gewesen sey. Aber was das erste betrifft, so ist gerade die Zeit von Olymp. 60 bis Phidias so reich an vorzüglichen und sehr thätigen Künstlern, daß wohl noch gar manches von ihnen mittelbar abstammende Werk existiren muß. Wir nennen nur, Pausanias Angaben folgend: Kallon von Aegina, Syadras und Chartas von Lakedämon, Dameas von Kroton, Eucheiros von Korinth, Kanachos und Aristokles von Sikyon, Aristokles von Kydonia, Eutelides und Chrysothemis von Argos, Antenor von Athen, Synnoon von Aegina, Klearchos von Rhegion, Glaukias von Aegina, Askaros von Theben, Ageladas von Argos, Anaxagoras von Aegina, Diyllos, Amykläos und Chionis von Korinth, Aristomedon von Argos, Aristomedes und Sokrates von Theben, Menächmos und Soidas von Naupaktos, Kritias und Hegias von Athen, Glaukos und Dionysios von Argos, Simon von Aegina, Mikon von Athen, Ptolichos von Aegina, Pythagoras von Rhegion, Kalamis, Eukadmos von Athen, Onatas und Kalynthos von Aegina, Telephanes von Phokis, Ptolichos von Korkyra, Akestor von Knossos, Kalliteles von Aegina — Phidias (Olymp. 80). — Was aber den Perserkrieg betrifft, so störte dieser eigentlich nur zwey Jahre die Industrie und den innern Verkehr von Griechenland, und brachte dafür so viele Weihgeschenke und andere Kunstwerke hervor, daß an einen ungünstigen Einfluß desselben auf die Kunst gar nicht zu denken ist. Ohne also im geringsten läugnen zu wollen, daß nur die gesättigte Kraft zur Anmuth zurückkehrt, und daß die Götterideale im Allgemeinen erst in ernster Größe auftraten, ehe dieselbe zu vollkommener Schönheit gemildert wurde, können wir doch noch keinen hinlänglichen Grund finden, eine besondere Periode für den Styl des Gewaltigen anzunehmen, und diese gerade von Olymp. 60 bis auf Phidias zu rechnen.

Wenden wir uns nun wieder zu Thiersch, welchem Gelehrten offenbar eine größere Kunde des Geschichtlichen zur Seite steht: so müssen wir ihm, wenn wir auch in der Vorstellung von dem unverrückten Bestande der älteren Kunst nicht ganz eingehen können, doch gewiß darin beypflichten, daß der Zeitraum von Olymp. 50 bis 75 (und wohl noch etwas weiter hinab) ein höchst lebendiges und reges Streben nach dem Vollkommenen enthält. Um dieß darzuthun, geht Thiersch die Nachrichten über die Künstler von Athen, Kreta, Sikyon, Argos, Korinth, Sparta (der Verfasser bemerkt sehr richtig, daß diese Stadt nur der spätern, von Athen ausgehenden, feinern Bil-

dung fremd war, an allem Schönen und Großen aber, welches die frühere Zeit hervorgebracht hatte, bedeutenden Antheil nahm), so wie über die Schulen auf den kleinasiatischen Inseln Samos und Chios durch. Sowohl der Text wie die Noten enthalten viele schätzenswerthe und genaue Auseinandersetzungen über die einzelnen Künstler, wovon Rec. nur dieß und jenes ausheben kann. Daß Kritias, der Attiker und der Inselbewohner, eine Person sey, davon hat der Verfasser auch den Rec überzeugt; letzterer glaubt aber jetzt den Beynamen des νησιώτης mit großer Wahrscheinlichkeit auf die Kleruchie in Lemnos deuten zu können; auch Phidias Schüler, Alkamenes, wird νησιώτης und zugleich Λήμνιος genannt. Neben Kritias wird als Zeit- und Kunstgenosse Hegias oder Hegesias gestellt; ohne Zweifel bezeichnen beyde Namen denselben Künstler. Doch handelt der Verfasser nicht ganz genau von dem Namen. Das jonisch-attische Ἡγησίας heißt dorisch Ἀγησίας (nicht Ἁγησίας), wie Ἡγησίλεως dem dorischen Ἀγησίλας entspricht, die abgekürzte Form Ἡγίας lautet dorisch Ἀγίας. Damit hat nun aber der Name des Künstlers, der den Borghesischen Fechter bildete, Ἀγασίας, nichts zu schaffen; dieser war ein Jonier, von Ephesos, und schrieb seinen Namen gewiß nicht dorisch, in welchem Falle er auch immer nur Ἀγησίας lauten konnte: man muß ihn daher von ἄγαμαι herleiten, wie Ἀγασικλῆς und Ἀγασισθένης bey Pausanias. Agesias und Agasias sind also ganz verschiedene Namen, und schriebe man auch bey Plinius (XXXIV, 19, 16) mit einer Münchner Handschrift Agesiae (was aber die alphabetische Ordnung der Namen bestimmt verbietet): so hätte man doch hier nicht, was Thiersch will, den Künstler des Borghesischen Fechters. Daß Aristokles, der Kydoniate, im Texte der Abhandlung Olymp. 29, 1 angesetzt wird, ist zu verwundern; die Sache kann durchaus kein Streitpunkt seyn. Daß der Sikyonier Kanachos, der Verfertiger des Milesischen Apollonkolosses, ein Meister der älteren Zeit war, und schon vor dem persischen Kriege arbeitete, hat der Recensent von dem Verfasser mit Dank angenommen, und das Zeitalter jenes Hauptwerks noch etwas näher zu bestimmen gesucht [1]). Kalamis Vaterland ist unbekannt, doch muß er sich in Athen aufgehalten haben, da er das dort vorhandene alte Bild der ungeflügelten Siegesgöttin nachahmte [2]); seine Zeit wird durch einige Werke, die der Verfasser anführt, um Olymp. 75 und 80 bestimmt [3]). Ein Zeitgenosse von ihm war der athenische Bildner

---

1) Kunstblatt 1821, Nr. 16.

2) Pausan. V, 26, 5.

3) Ein Datum, welches auf Olymp. 88 führt, ist dem Recensenten

Eukadmos; ihre Schüler waren die Athener Praxias und Androsthenes, welche die Giebelfelder des delphischen Tempels mit Statuen ausschmückten [1]); Referent glaubt, daß dieß damals geschehen sey, als die Athener in einem sogenannten heiligen Kriege, Olymp. 83, sich Delphi's bemächtigt hatten. Daß Kalamis zwar im Styl mehr Härte und Steifheit hatte, als die großen Zeitgenossen des Phidias, aber doch mit Kallimachos zusammen, wegen der Zartheit und Anmuth seiner Arbeiten (τῆς λεπτότητος ἕνεκα καὶ τῆς χάριτος) gerühmt wird, daß seine Sosandra so reizend von Lukian geschildert wird, ist ein ganz entscheidendes Argument gegen die oben angefochtene Ansicht, daß gewaltige Großheit der durchgängige Charakter der vorphidiassischen Kunst gewesen sey; und es hilft nichts dagegen, wenn man auch den Kallimachos von Kalamis losgerissen, mit Meyer in die Zeit des Skopas und Praxiteles hinabdrängt, wozu übrigens auch kein genügender Grund vorhanden ist. Was den Argeier Ageladas betrifft, so hat sich der Recensent schon anderswo gegen die Annahme zweyer Künstler des Namens erklärt, und will sich hier nicht wiederholen. Den Bathykles von Magnesia, der den Thron des Amykläischen Apollon arbeitete, ist Thiersch geneigt, in unbestimmte, aber sehr alte Zeit, gegen Olymp. 30 etwa, zu setzen; doch gibt es keine Gründe dafür. Denn wenn der Verfasser, dem wunderlichen Ausdruck des Pausanias »wessen Schüler Bathykles war, und unter welchem Könige von Lakedämon er den Thron machte, übergehe ich,« so deutet, daß der Schriftsteller nichts darüber habe in Erfahrung bringen können, und also seine Unwissenheit hinter jenen Worten verstecke: so thut er doch wohl der Ehrlichkeit des Pausanias Unrecht. Natürlicher ist es ohne Zweifel, anzunehmen, daß ein anderer Schriftsteller, an den Pausanias denkt, diese Umstände ausführlich ans Licht gesetzt hatte; wahrscheinlich war dieß der gelehrte Polemon gewesen, in dem Werke über die Weihgeschenke in Lakedämon [2]), wie auch Hr. Siebelis bemerkt. Diesen Bathykles von Magnesia aber — wie Meyer thut —

---

zweifelhaft. Ein berühmtes Werk von Kalamis war der Apollokoloß in dem pontischen Apollonia, über den Meyer und Thiersch den Strabo und Plinius anführen. Dazu ist noch Appian de bello Illyr. 30 zu fügen, welche Stelle der Recensent so schreibt: καὶ Μεσημβρία καὶ Κάλλατις καὶ Ἀπολλωνία (so mit Wesseling), ἐξ ἧς ἐς Ῥώμην (mit Schweighäuser) Καλάμιδος [vg. ἐκ Καλατίδος] μετήνεγκε τὸν μέγαν Ἀπόλλωνα τὸν ἀνακείμενον ἐν Παλατίῳ.

[1]) Pausan. X, 19.

[2]) Athenäos XIII, 574.

mit dem Zeitgenossen der sieben Weisen, von dem Diogenes Laertius erzählt, für eine Person zu erklären, ist doch zu willkürlich, da dieser letztere ein Arkader heißt [1]). Wir müssen uns also wohl bescheiden, nichts von dem Zeitalter des Mannes zu wissen. Was die Genealogie der samischen Erzgießer anlangt: so stimmt der Recensent mit Thiersch darin überein, daß ein Theodoros, Rhökos Sohn, und ein Theodoros, Telekles Sohn, zu unterscheiden sind, von denen jener als Miterfinder des Erzgusses genannt wird, dieser aber Krösos Zeitgenosse war; aber er findet es mit Andern [2]) nicht wahrscheinlich, daß auch zwey Telekles, ein Bruder des ältern, und ein Vater des jüngern Theodoros, zu unterscheiden seyen, sondern glaubt, daß, ohne den Angaben allzugroße Gewalt anzuthun, durch einige Approximation, in einem Telekles beyde Beziehungen vereinigt werden können. Dagegen identifizirt bekanntlich Hirt [3]) den Sohn und den Bruder des Telekles, und statuirt bloß einen Theodoros, welches nach des Recensenten Bedünken nicht ohne gewaltthätige Behandlung der Zeugnisse abgeht. Derselbe höchst verdienstvolle Gelehrte vertilgt auch, durch eine zweymalige Veränderung von Lemnium in Samium, das lemnische Labyrinth aus Plinius Bericht; wogegen Recensent sich bestimmt erklären muß, obgleich mehrere Gelehrte neuerlich der Meinung Hirts beygetreten sind [4]). Man überlege aber, was leichter ist, in der einen Stelle [5]) für Lemnius similis illis — *Samius* similis illis, und eine Seite davon [6]) für tertius in Lemno — tertius in *Samo* zu korrigiren, oder an der andern [7]) mit dem Referenten für Theodorus, qui labyrinthum fecit Sami, ipse se ex aere fudit — Th., qui labyrinthum fecit, Sami ipse se ex aere fudit zu schreiben, und so durch bloße Veränderung der Interpunktion allen Widerspruch aufzuheben [8]). Daß nun freylich

[1]) Zuletzt hat darüber Schulz, Apparat. ad Ann. Graecos Specimen p. 6, gesprochen.

[2]) Panofka, res Samiorum p. 51.

[3]) Amalthea, Bd. I. S. 266.

[4]) Welcker, Nachtrag zum Prometheus, S. 180. Klenze, in der Amalthea, III, S. 72.

[5]) XXXVI, 19, 3.

[6]) 19, 1.

[7]) XXXIV, 19, 22.

[8]) Dieser Meinung stimmen außer Thiersch, Wüstemann, ex Plinii l. XXXIV, Exc. p. 69, und Sillig, Amalth. III, S. 474, bey.

Plinius den Theodoros, der sonst ein Samier heißt, einen indigena von Lemnos nennt, bleibt als ein Fehler des Schriftstellers übrig, wenn man nicht etwa annehmen will, daß Theodoros zugleich bey den Lemniern angesessen gewesen sey, was gar nicht unwahrscheinlich ist, da offenbar eine alte Werkstätte von Metallarbeitern in Lemnos existirte [1]). — Die beyden Künstler von Chios, welche durch ihren Streit mit dem Dichter Hipponax bekannt sind, hießen sonst, wie sie auch Herr Meyer noch nennt, Bupalos und Anthermos, Söhne des Anthermos; Thiersch aber beweist, daß Bupalos Bruder Athenis geheißen, nicht zwar darum, weil Vater und Sohn bey den Griechen nie denselben Namen gehabt hätten (welches im Gegentheil gar nicht selten vorkommt), sondern weil die Münchner Handschrift des Plinius darauf führt, und Suidas und Eudokia dafür zeugen, zu denen Recensent noch den Scholiasten des Aristophanes fügt [2]). Ueber den Phokeer Telephanes fügt Recensent hinzu, daß man aus Plinius Notizen seine Lebensumstände in der Hauptsache ziemlich errathen kann. Er muß mit dem mächtigen und reichen Hause der Aleuaden in Thessalien in Verbindung gestanden haben; darum arbeitete er besonders in Thessalien; darum bildete er eine Larissa — dieß war aber die Stadt, in welcher die Aleuaden besonders herrschten; — und so kam er auch an den Hof des Dareios und Xerxes, mit denen die Aleuaden, wie bekannt, in freundschaftlichem Vernehmen standen. Was er aber für diese Herrscher arbeitete, war gewiß in echtgriechischem Geist und Styl; an den Bildwerken von Persepolis hat er schwerlich Antheil genommen, da diese, wie Recensent nach Anschauung mehrerer Stücke im brittischen Museum und im Hause von Sir Gore Ousely versichern zu können meint, nicht bloß in der Zeichnung der Figuren [3]), sondern auch in der Art des Reliefs und der Behandlung des Steins von allem Griechischen eben so sehr, wie von den Werken Aegyp-

---

[1]) Amalth. III, S. 25.

[2]) Zu den Vögeln 574. Die Stelle ist freylich jetzt sinnlos, aber kann leicht verbessert werden: νεωτερικὸν τὸ τὴν Νίκην καὶ τὸν Ἔρωτα ἐπτερῶσθαι. ΑΡΧΕΝΝΟΥΣ γάρ φησι, καὶ τὸν Βουπάλου καὶ Ἀθήνιδος πατέρα, οἱ δὲ Ἀγλαοφῶντα τὸν Θάσιον ζωγράφον πτηνὴν ἐργάσασθαι τὴν Νίκην, ὡς οἱ περὶ Καρύστιον τὸν Περγαμηνόν φασι. Das ausgezeichnete Wort ist in ΑΝΘΕΡΜΟΝ zu verwandeln, für φησι ist φασι zu schreiben, und καὶ wahrscheinlich zu löschen.

[3]) Von der Zeichnung geben die Kupfer zu Will. Ousely's Reise, und das treffliche Werk von Robert Ker Porter einen richtigen und deutlichen Begriff.

tens, abweichen, und einer eigenthümlichen, nationalen Kunst Irans angehören.

Fragen wir aber nun nach den Erweiterungen, welche die griechische Kunst im Ganzen durch alle diese zahlreichen und berühmten Künstler erhielt, so haben wir erstens auf die erweiterte Technik zu achten. Dazu gehört die Erfindung des Erzgusses durch die samischen Künstler, der κόλλησις, welche in Verbindung von Metallen besteht, durch Glaukos von Chios (gegen 35), und einer vollkommenen Behandlung des Marmors durch Dipönos und Skyllis (Olymp. 50). Dann kommt die größere Menge von Gegenständen in Anschlag, welche die plastische Kunst damals in ihren Kreis zog. Denn während früher besonders nur Tempelbilder verfertigt worden waren, bey denen man natürlich am liebsten dem alten Herkommen folgte, und z. B. in Kolonien die Götterbilder der Metropolen nachahmte, als Weihgeschenke aber meist heilige Geräthe, namentlich Dreyfüße, dargebracht wurden: beginnt man gegen Olymp. 50 theils Götterbilder, die aber nicht als Kultus-Idole dienten, theils ganze Gruppen von Heroen als Weihgeschenke, besonders als Siegeszehnten, aufzustellen; dann werden die Statuen siegreicher Athleten gewöhnlicher, deren fortlaufende Reihe von Olymp. 58 anhebt, indem die früheren mehr nur einzelne Ausnahmen sind; noch später findet man (von Olymp. 67 an) auch Ehrenbilder anderer Menschen, welche indessen noch über ein Jahrhundert ziemlich selten blieben. Wir wollen aus diesen äußern Erweiterungen gleich einige Hauptpunkte der innern Entwickelung der Kunst ableiten, und für die Richtigkeit der Ableitung alsdann historische Zeugnisse anführen. Jene Heroengruppen, die bey bestimmten äußern Anlässen geweiht wurden, führten die sinnreichen Künstler jener Zeit auf die Kunst einer passenden und bedeutungsvollen Invention, einen Zweig künstlerischer Thätigkeit, der damals sehr wichtig, aber in neuern Zeiten, so viel Recensent weiß, auch in den vorliegenden Werken, noch gar nicht besprochen worden ist. Einem Freunde Pindars dürfen wir bloß sagen, daß gerade dieselbe durchdachte Planmäßigkeit, mit welcher dieser Dichter aus dem weiten Reiche des Glaubens und der Sage die passendsten Gegenstände zur Andeutung und Verherrlichung der Gegenwart wählt, sich auch in der bildenden Kunst nachweisen läßt. Ein Beyspiel der Art genügt hier. Drey korinthische Künstler erhielten zur Zeit des Perserkrieges den Auftrag, ein Anathem für Delphi zu arbeiten, durch welches dem Gott für einen Sieg gedankt werden sollte, den die Phokeer am Parnassos über die gewaltige Macht der Thessaler, welche ganz Griechenland zu überschwemmen, zunächst aber das Heiligthum sich anzueignen drohte, davon getragen hat-

ten. Der Stammheros der thessalischen Dynasten war Herakles, eine Hauptgöttin des Landes Athena, Itonia, deren Namen auch in diesem Kriege als Feldgeschrey gedient hatte. Wir mögen sinnen so viel wir wollen, welchen passenden Stoff die Mythologie zur Andeutung einer solchen Begebenheit gewähre, wir werden sicher keinen angemeßnern finden, als den Dreyfußraub; diesen stellten die korinthischen Künstler dar. Auf der einen Seite der Gott des Parnasses und des Dreyfußes, Apollon, als Schirmer seines Heiligthums, mit Mutter und Schwester; auf der andern Herakles, mit seiner Schützerin Athena, der den Dreyfuß zu rauben bestrebt ist, aber durch Apollon's Widerstand und Zeus Entscheidung davon abgehalten wird, hier die Thessaler repräsentirend, wie Apoll die Phokeer [1]). So gibt es der Beyspiele noch mehr, wie sinnreich damals die Künstler Tempelgiebel und Friese, Hallen und Plätze mit Bildwerken zu schmücken, die Bedeutung jedes Orts durch ihre Kunst darzulegen und zu erhöhen, und die Gegenwart im Bilde einer erhabenen Vergangenheit abzuspiegeln wußten. Weit weniger konnten natürlich die Athleten-Statuen den Geist der Künstler zur Erfindung aufregen; dagegen führten diese die Kunst auf den Weg des genauesten Naturstudiums, worauf neuerlich besonders Schorn in seiner trefflichen Schrift über die Studien griechischer Künstler aufmerksam gemacht hat. Wie weit es die griechischen Künstler schon in der Zeit der Perserkriege in musterhaft genauer, kräftiger und schöner Darstellung des menschlichen Leibes gebracht hatten, zeigt am meisten eine Nachricht, die wir uns eben deßwegen wundern dürfen, noch nirgends gewürdigt und benutzt zu finden. Als die Athener auf Themistokles Vorschlag die kolossalen Mauern um den Peiräeus aufzuführen angefangen hatten, stellten die neun Archonten an einer Pforte der Agora [2]) eine Bildsäule des Hermes auf, die daher die Inschrift trug:

Als sie die Mauer zuerst zu führen begonnen, gehorsam
Rathes und Volkes Beschluß, weiheten diese den Gott.

Es folgten nämlich die Namen der neun Archonten. Dieß geschah unter dem Archon Eponymos Kebris, da zugleich Themistokles einer der Neun war, zwischen den beyden Perserkriegen, entweder Olymp. 74, 2 oder 4 [3]). Dieser Hermes,

[1]) Herodot VIII, 27. Paus. X, 13, 4. Vergl. X, 1, 4.

[2]) Der Neun, vergl. Encyklop. von Ersch und Gruber, Attika, S. 132.

[3]) S. Philochoros, bey Harpokr. und Hesych. p. 48, 49. Siebelis, vergl. Thukyd. I, 93. Das Jahr kann nur eins der beyden angegebenen seyn, denn die Archonten der andern Jahre sind sonst bekannt. Vergl. Corsini, F. A. II, I, p. 169 sqq.

ὁ ἀγοραῖος oder ὁ πρὸς τῇ πυλίδι genannt [1]), war nun noch in der Zeit Lukians ein Gegenstand der Bewunderung und Nachahmung. Den ehernen, den schönlinigten, den wohlumschriebenen, den alterthümlichen in der Art das Haar aufzubinden nennt ihn dieser Schriftsteller [2]). Er war immer voll von Pech, indem er alle Tage von den Bildgießern abgeformt wurde. Lukianos läßt ihn selbst davon mit diesen Worten Zeugniß ablegen:

> Es salbte grade mir den Rücken und die Brust
> Die Hand der Erzarbeiter voll von schwarzem Pech,
> Und einen lächerlichen Panzer hängte mir
> Um meinen Leib, ihn knetend, nachbildsame Kunst,
> Der jede Form des Bilds im Abdruck wiedergab.

Hiebey ist wohl zu bemerken, daß nur die trefflichen Formen des Leibes, nicht aber das Gesicht abgeformt wurde, welches ohne Zweifel eben so altväterische Züge trug, wie die Frisur jene altattische Manier, das Haar über die Stirne aufzubinden, und mit goldenen Cicaden zu befestigen [3]), darstellt, während dagegen die Hermesbilder, welche jetzt noch existiren, in der Regel die kurzen und flachen Locken palästrischer Epheben zeigen. Man sieht, daß jener Hermes agoräos ziemliche Aehnlichkeit mit den äginetischen Statuen hatte, die der Recensent mit Hirt in derselben Zeit verfertigt glaubt. Nur möchte in diesen, dem dorischen Charakter gemäß, sich noch mehr Neigung zum Alterthümlichen, mehr Festhalten am Herkömmlichen zeigen, als bey den athenischen Künstlern anzunehmen ist; obgleich es freylich schwer ist, etwas Bestimmtes und Sicheres über den Unterschied dorischer und jonischer Kunstschulen zu sagen. Zwar hat Thiersch neuerlich in den »Reisen in Italien,« [4]) einem Buche, das so viel Geistreiches und Anmuthiges enthält, daß man es nicht lesen kann, ohne es lieb zu gewinnen, die Vermuthung aufgestellt: jene breiten, pfeilerartigen, reich bekleideten Figuren, wie der barberinische Apollon Musagetes, möchten einem alten attisch-jonischen Style angehören; indeß ist diese Meinung doch noch gar zu wenig begründet, indem Alles

---

[1]) Die Identität ist nicht zu bezweifeln, s. besonders Pausan. I, 15, 1.

[2]) Zeus Tragodos 33.

[3]) S. die Stellen darüber bey Thiersch Acta philol. Monac. T. III, fasc. 2, p. 273, mit dessen Vorstellung indeß Recensent nicht ganz übereinstimmt. In Euripides Theseus war sicher ein gewundenes, kein mondförmiges Sigma gemeint. Auch finden wir die ἀνάδεσις der Haare zu wenig erklärt.

[4]) B. I. S. 246.

auf der willkürlichen Annahme beruht, daß zwey Musenfiguren in Venedig aus dem athenischen Theater herstammen. — Uebrigens stimmt Recensent mit dem Verfasser darin überein, daß eine freye, tüchtige Regung eigenthümlicher Kraft den Hauptcharakter dieser Periode ausmacht, wenn er sich auch den Gegensatz dieser Regsamkeit und des früheren Beharrens nicht so schneidend denken, und der »Macht freyen Forschens,« besonders des philosophischen, keinen so bedeutenden Einfluß auf die Kunst einräumen möchte, als Thiersch thut.

Wir wenden uns nun mit Thiersch zu den Künstlern, welche die Kunst zu ihrer Vollendung geführt, zu Phidias, Polyklet, Myron, Pythagoras von Rhegion. Daß Thiersch diesen Polyklet von einem jüngern Argeier Polyklet (Olymp. 95—101) unterscheidet, hat den Recensenten völlig überzeugt, dagegen kann derselbe nicht damit übereinstimmen, daß der ältere Argeier von seinem Zeitgenossen, dem Sikyonier, unterschieden wird. Was nämlich der eine Schriftsteller von dem Sikyonier aussagt, gibt der andere von dem Argeier an; beyde werden als Rivalen des Phidias genannt, und doch spricht kein Autor von zwey, beynahe den ersten Rang in der Kunst behauptenden Polykleten; so wird es wahrscheinlich, daß der Sikyonier sich dadurch, daß er den Argeiern das prächtige Hera-Bild verfertigte, das Bürgerrecht in Argos erwarb *). Polyklets Werke trugen den Charakter vollkommener Korrektheit und würdiger Grazie; Myron gab seinen Bildnern den kräftigsten Ausdruck lebendiger Natur, obgleich er in der Bildung des Gesichts und der Haare noch Einiges von alter Steifheit beybehielt; Pythagoras faßte die Natur in allen Details mit Wärme und Leben auf. Mit ihnen schritt, nach Thiersch, »seit dem Anfange der persischen Kriege, Phidias, auf gleicher Bahn einher, wahrscheinlich der jüngste unter ihnen, und im Wettkampfe um den hartbestrittenen Vorzug nicht immer siegreich, bis er im höheren Alter dahin gelangte, sich selbst in kolossaler Größe über die Genossen seiner Kunst aufzurichten, und sich auf eine Höhe zu schwingen, wo mit ihm »Niemand wetteifert.«« Der Verfasser setzt nämlich diese ganze Reihe von Künstlern, welche Schüler des Argeier Agelādas waren, sehr hoch hinauf. Recensent, der nur einen Ageladas kennt, der noch in sehr hohem Alter in Attika lebte und arbeitete, und dem der sikyonische Polyklet, der Vollender der Toreutik, derselbe ist, wie der Argeier, welcher

*) Recensent begründet diese Ansicht genauer in seinen Kommentationen über Phidias. Gleicher Meinung scheint Meyer zu seyn, der aber Anm. S. 66 nicht recht genau davon spricht.

erst im peloponnesischen Kriege das Hera-Bild, das schönste Werk der Toreutik nach Einigen, schuf, der drittens die auch durch andere Zeugnisse aufgehobene Angabe, daß der Erzkoloß der Pallas auf der Burg von Athen von Phidias bald nach der Schlacht von Marathon aufgestellt worden sey, aus sicheren Gründen verwerfen zu müssen glaubt: kann die Blüthe dieser gleichzeitigen Künstler, die Thiersch schon Olymp. 72 anzunehmen scheint, erst Olymp. 80 und weiter herab setzen; worüber er indessen hier mit dem Verfasser nicht rechten kann. Nur die Frage erlaubt er sich, ob es wahrscheinlich sey, daß ein Künstler den Geist, der sich in der Pallas des Parthenon (Olymp. 85), und im olympischen Zeus (86) zeigte, erst im höheren Alter entwickelt habe, und daß die ideale Begeisterung, die Phidias' unterscheidenden Charakter bildet, in der ihm das vollkommene Abbild göttlicher Macht und Huld in menschlicher Form erschien, wenn sie dem vierzigjährigen Manne fremd war, den Geist des beynahe achtzigjährigen (denn so alt mußte Phidias Ol. 86 seyn, wenn er auch schon als zwanzigjähriger Jüngling um Ol. 72 arbeitete) ergriffen, und mit vorher unbekanntem Schwunge belebt habe. Dem Rec. schweben zwar aus der Geschichte der alten und neuen Kunst manche Beyspiele von Makrobiern vor, die in hohem Alter die achtungswürdigsten Werke zu Stande gebracht haben; aber wenn ein Künstler ein neues Leben der Kunst einhauchte, geschah dieß wohl immer in der Blüthe seines Alters und seiner Kraft. Die Idee seines Lebens erfüllt der Mensch in der Regel vor dem funfzigsten Jahre.

Indem wir nun zu Phidias gelangt sind, in welchem das Alterthum im Ganzen den Gipfelpunkt der Kunst erkannte, kehren wir wieder zu dem Meyer'schen Werke zurück, und sind natürlich recht begierig, zu erfahren, in wiefern die Winkelmann'sche Vorstellung, welche dem Phidias Erhabenheit und Großartigkeit beymaß, aber die vollendete Anmuth absprach, hier festgehalten oder modifizirt worden sey. Hier finden wir nun, nach einigen historischen Notizen über die günstigen Zeitverhältnisse für die Kunst in Athen, deren Ungenauigkeit wir nicht weiter tadeln wollen, da sie dem Zwecke im Ganzen genügen — die Erklärung: Phidias habe das Mächtige, Kraftvolle der früheren Kunst beybehalten, aber den unlieblichen Ernst, das Starre und Furchterregende durch schönere Formen, angemessenere Verhältnisse und etwas freyere Bewegungen gemildert. Nun können wir freylich den eigentlichen Geist des Phidias, der, von erhabenen Ideen enthusiastisch begeistert, mit dem tiefsten Sinne für das Eigenthümliche und Bedeutende in den Formen der Natur ausgerüstet, so die angemessenste, ansprechendste Darstellung jener Ideen fand, durch jene Worte keineswegs

hinlänglich bezeichnet finden. Auch können wir nicht einsehen, wie mit jener Vorstellung sich die Bemerkung reimt, daß das Ideal des Apollon, in dem doch wahrlich nach ächt hellenischer Vorstellung erhabene Größe und siegreiche Kraft mit vollendeter Schönheit zur wahren Kalokagathie verbunden ist, weder der Richtung des Talents von Phidias, noch dem hohen Style zugesagt habe *). Indessen sehen wir doch im Allgemeinen, daß der Verfasser von den Winkelmann'schen Ansichten über Phidias nachgelassen hat, und nun — um in seine Vorstellungen einzugehen — einen raschen Uebergang der Kunst vom Erhabenen, Strengen, zum Edlen und Würdigen annimmt. Wir danken dieß, wie auch der Verfasser selbst es ausspricht, den Bildwerken vom Parthenon, von denen der Verfasser mit Grund überzeugt ist, daß sie sämmtlich unter Phidias Aufsicht und Leitung entstanden sind; obgleich ihm auf der andern Seite auch darin beyzustimmen ist, daß die berühmtesten Meister der Zeit, die in Athen lebten, namentlich die zu Phidias Schule und Werkstatt gehörenden, an der Ausführung dieser Werke Antheil genommen haben mögen. Ja es ist wahrscheinlich, daß bey der großen Schnelligkeit, mit der das ungeheure Werk nach Plutarchs Zeugniß vollendet wurde, außer den Zöglingen und Anhängern des Phidias, auch die Künstler, welche aus der dem Phidias unmittelbar vorhergehenden, zum Theil gleichzeitigen Schule des Hegias und Kritias noch übrig waren, zugezogen wurden. Wenigstens würde sich durch die Annahme, daß diese Kunstschule, die sich durch harte und strenge Umrisse sehr von Phidias unterschied, an der Arbeit Theil genommen habe, der unverkennbare Unterschied in der Behandlung mancher Kentauren- und Lapithen-Figuren, die allerdings etwas Hartes, Steifes und dabey Bizarres nicht verläugnen, und der in natürlicher Anmuth unübertrefflichen Kolossalfiguren von den Giebelfeldern, ohne die kühne Behauptung erklären lassen: diese Giebelstatuen seyen etwa gar nicht aus Phidias, sondern aus einer weit späteren Zeit. Uebrigens verwundert sich Rec., ein Fragment eines Minervenkopfes von diesen Giebeln (Brit. Mus. R, XV. n. 118), welches aus dem größten Theil der Stirn, an dem man noch Spuren der Verbindung mit einem bronzenen Helm entdeckt, zwey Augenhöhlen — denn die Augen selbst waren eingesetzt — und einem Stück der Wangen besteht (die Nase ist ganz abgeschlagen und kann nur durch die lebhafteste Phantasie restaurirt werden), als ein herrliches, wundervolles Bruchstück, welches das Gleichgewicht

*) Auch existirten ja berühmte Apollobilder aus dieser Zeit von Kalamis, Onatas, Myron, Phidias selbst.

von göttlicher Erhabenheit und milderer Schönheit zeige, geschildert zu sehen. Zu den Werken des Phidias rechnet Meyer noch fortwährend den einen Koloß auf Monte Cavallo, worüber indeß hier nichts bemerkt zu werden braucht, da der Widerspruch dagegen neuerlich so wohl begründet und gerechtfertigt worden ist; auch der Rec., der öfter an einem Tage die Elgin'schen Statuen und den von Westmacott besorgten trefflichen Bronze-Abguß des Kolosses von Monte Cavallo sah, konnte sich nie darein finden, Werke eines Künstlers in diesen Bildern zu erkennen. Recht fein sind die Bemerkungen des Verfassers über Polyklet, dessen Charakter auch schon von Böttiger schön bestimmt worden war, und aus den vorhandenen Nachrichten mit ziemlicher Genauigkeit entwickelt werden kann; diesen Künstler lehrte offenbar richtiges Gefühl und feine Beobachtung, diejenigen Verhältnisse und Formen des menschlichen Körpers herauszufinden, mit denen völlige Gesundheit und εὐεξία gleichmäßig vertheilt, und das Ganze durchdringende Kraft und Behendigkeit und höchste Fülle des Lebens verbunden zu seyn pflegen, diejenigen Formen, die wir die schönsten zu nennen pflegen. Auch war es sehr wichtig, daß er es als Prinzip aufstellte, was freylich, wenn man es mit Plinius als eine Erfindung darstellt, nicht eben die bedeutendste gewesen wäre: die Statuen auf einem Beine ruhen zu lassen. Denn daß man den Schwerpunkt einer Statue in den Raum einer Fußsohle legen könne, wußte man gewiß schon lange; Polykletos aber lehrte durch vielfache Anwendung eines Grundsatzes, wie die durch die Natur gegebene Symmetrie des menschlichen Körpers in einen anziehenden Gegensatz und eine reizende Mannigfaltigkeit von Tragendem und Getragenem, Angespanntem und Losgelassenem, Zusammengedrücktem und Freygeschwungenem, Kräftigem und Anmuthigem, Festem und Beweglichem entfaltet werden könne. Nun ist freylich nicht anzunehmen, daß nicht auch Phidias diese Art der Stellung in seinen Pallasbildern, die doch schwerlich plump auf beyden Beinen standen, angewandt haben sollte; auch der Verfasser kann dieser Meinung nicht seyn, da er selbst mehrere Minervenbilder, in denen jene Stellung Statt findet, mittelbar von Phidias ableitet; nur machte Polykletos diesen Gegensatz zu einem mit Bewußtseyn aufgefaßten und anerkannten Prinzipe der Kunst. Wie nun also nach dieser Bemerkung alle die pfeilerartigen Statuen, die mit breitem Stande ihren Schwerpunkt in der Mitte zwischen beyden Füßen haben, wenigstens in Betreff ihrer Originale oder Vorbilder in frühere Zeiten zurückversetzt werden müssen: so haben wir auch wieder ein Kriterium für die Absonderung der Werke aus Polykletos Schule von denen eines

späteren Zeitalters in der Wahrnehmung, daß jener Künstler seine Figuren nach kürzeren Proportionen, breiter und stämmiger, und mit größeren Köpfen bildete, als es den späteren Künstlern beliebte. Sichere Zeugnisse dafür sind die halbtadelnde Bemerkung, alle Bilder Polyklets seyen quadrata gewesen (die Lateiner stellen aber öfter die *quadrata* statura der *longa* entgegen), die Angaben über die Veränderungen, welche später Euphranor und Lysippos mit den Proportionen vornahmen, endlich die wahrscheinlich von Polyklets Kanon abgezogenen *) Maße des menschlichen Leibes bey Vitruv, nach der der Kopf ein Achtel, der Fuß ein Sechstel der Gesammthöhe mißt, offenbar mehr, als an den meisten erhaltenen Statuen. Zur Bestätigung dienen auch die Figuren von den Giebeln und dem Friese des Parthenon, die offenbar im Ganzen breiter, und nicht so hochschenklich, von kurzem Oberleibe und kleinen Köpfen sind, als wir sonst in Antikenmuseen zu sehen gewohnt sind. Es ist daher Hoffnung vorhanden, daß man auf diese Bemerkung weiter bauend, noch einmal dahin gelangen werde, die auf uns gekommenen Kunstwerke zum großen Theil in solche, die nach Polyklets Kanon gearbeitet sind, und solche, die Lysippos Regeln folgen, einzutheilen, und dadurch eine festere Basis der Kunstgeschichte zu gewinnen. Eine Statue, die dem Rec., nach dem Augenmaße beurtheilt, ganz die Polykletischen Proportionen zu haben schien, ist der sogenannte Borghesische Achill im Louvre; nur verbietet manches Unschöne in der Arbeit der Schenkel und Beine, in ihm etwa eine genaue Nachbildung des Polykletischen Doryphoros zu suchen, der ohne Zweifel im Einzelnen noch wohlgestalter, auch wohl jugendlicher dargestellt war. Bey Myron hebt Herr Meyer mit Recht hervor, wie er die Mannigfaltigkeit des Naturlebens in seinen Kunstwerken recht lebendig aufzufassen bemüht war. Daß aber Darstellungen von heiterer, unschuldiger Naivetät, wie der seine Flöte bewundernde Satyr von Myron, zuvor noch nie versucht worden wäre, und sich darin das erste Nachlassen der Kunst von dem bisherigen hohen und strengen Ernst, ein Fortschreiten derselben

*) S. darüber Hirt in der Abhandlung der Berlin. Akad. 1814, S. 19 ff. Meyer möchte gern, daß bey Plinius XXXIV. 19, 2 der Doryphoros und der Kanon ein und dasselbe Werk des Polykletos seyen. Thiersch bemerkt, daß die Sprache dieß nicht zulasse. Doch bezeichnen Cicero und Quintilian den Doryphoros, wie dem Rec. scheint, unverkennbar als Kanon. Was bleibt übrig, als bey Plinius zu ändern: idem et doryphorum viriliter puerum fecit, *quem et* (vg. et quem) canona artifices vocant etc. — ὃν καὶ κανόνα ἐπονομάζουσιν.

gegen den schönen, gefälligen, zum Gemüth sprechenden Style zeige, wie Meyer sagt, scheint uns ein Rückfall in jene antiquirten Vorstellungen von Phidias herber Unlieblichkeit. Sprach denn Phidias nicht zum Gemüth, und ist z. B. das Kind, welches auf dem hintern Giebel des Parthenon von wilden Pferden erschreckt hinwegflüchtet, nicht ein ganz naiver Gegenstand? Auch hofften wir umsonst, die Meinung des Weimarschen Kunstfreundes über die Kuh des Myron, wornach »jene bewunderungswürdig erfundene, und nicht weniger kunstreich angeordnete Gruppe einer Kuh mit säugendem Kalbe auf Münzen von Dyrrhachium und Carystus,« der Myronischen Bronze nachgebildet seyn soll, um der bedeutenden Einwürfe willen, die dagegen erhoben worden sind [1]), hier aufgegeben zu finden. Sind denn das nicht Gegengründe genug, daß jene Münztypen zum Theil einem weit früheren Style angehören, als in dem Myron arbeitete; daß Myrons Kuh nicht das Kalb säugte, sondern nach dem Kalbe zu brüllen schien; daß die Einwohner von Dyrrhachion gar keinen Anlaß hatten, ein auf dem Markte von Athen stehendes Kunstwerk auf ihren Münzen nachbilden zu lassen? Endlich wissen wir aus Tatianus [2]), daß eine Nike auf Myrons Kuh saß, dadurch wird sie offenbar als ein Weihgeschenk, wahrscheinlich an Pallas, für einen Sieg bezeichnet, und ist demgemäß als eine Opferkuh zu denken [3]). — Daß übrigens Myron weit mehr nach Darstellung kräftiger Körperform, als nach dem Ausdruck von Gemüthsbewegungen gestrebt habe, muß man wohl Plinius Worten: et ipse tamen corporum tenus curiosus animi sensus non expressisse videtur, glauben, da sie in der That keine andere Auslegung gestatten, und auch die Nachrichten, die wir von den meisten Bildern Myrons haben, diesem Begriffe entsprechen. Myron schloß sich wahrscheinlich besonders an die älteren Schulen von Erzbildnern an, die hauptsächlich Athleten bildeten, bey welchen natürlich der Ausdruck des Gesichts einer lebensvollen Darstellung der Kraft und Tüchtigkeit des Leibes nachstehen mußte. Dabey kann immer zugegeben werden, daß Myron auch manche Empfindung, wie die naive des vorher erwähnten Satyrs, mit Glück darzustellen wußte. Der Verfasser aber, der den Plinius nicht buchstäblich, sondern nur vergleichungsweise verstanden wissen will, und dem Myron gern mehr Aus-

---

[1]) S. besonders Stieglitz archäologische Unterhaltungen, Heft 2.

[2]) In Graecos, p. 169, bey Justin. Martyr. Colon. Tatian deutet die Nike übrigens anders, als oben geschehen.

[3]) Rinder kommen öfter als Weihgeschenke vor, s. Pausan. V. 27, X. 16.

druck, als dem Phidias, nur weniger, als den späteren Künstlern, zuschreiben möchte, führt gegen Plinius den Petron an: Myron pene hominum animas ferarumque aere comprenderat, aber beachtet dabey nicht, daß *animae* nicht die Seelen, sondern das Leben bedeutet; daß aber Myrons Bildwerke höchst lebensvoll waren, gesteht ein Jeder. Dabey bleibt es wahr, und Rec. freut sich, hierin Meyer mit Thiersch völlig einverstanden zu finden: daß die griechische Kunst in früheren Zeiten sehr wenig nach dem Ausdrucke heftiger Gemüthsbewegungen und Leidenschaften strebte, sondern fast in allen Werken der Phidiassischen Zeit eine stille Ruhe der Seele und ein gewisser Gleichmuth herrschte, nnd erst später ein lebhafteres Ergreifen aller Empfindungen, die das Gemüth verwirren und erschüttern, Eingang fand [1]). Wir finden auch hierin, wie überhaupt, die Kunst in völligem Einklange mit dem gesammten Leben der Nation, ihrer Sitte und Denkweise. Denn auch in Athen trug das äußere Leben der Besseren selbst noch in einer Zeit, in der die alte gute Sitte innerlich bereits sehr erschüttert war, durchaus das Gepräge der Selbstbeherrschung und Sophrosyne; wie von Perikles erzählt wird, daß man ihn auf keinem Wege öffentlich gesehen habe, als auf dem zur Raths- und Volksversammlung, und daß »nicht bloß sein Sinn stolz und seine Rede erhaben, und von aller gemeinen und schlauen Volksschmeicheley rein, sondern auch der Ernst seines Gesichts in kein weibisches Lächeln zerflossen, sein Gang gelassen, der Umwurf seines Mantels bey keiner Bewegung in der Rede in Verwirrung zu bringen, und die Modulation der Stimme in ihrem Gleichmaße nicht zu stören gewesen sey [2]).« Und so streng waren die allgemein anerkannten Gesetze über den äußeren Anstand, daß jene alten Redner sich scheuten, die rechte Hand aus dem Mantel zu bringen, und frey zu bewegen, indem dasselbe damals frech und keck erschien, woran zu Demosthenes Zeit Niemand den geringsten Anstoß nahm [3]). Aber

---

[1]) Thiersch macht auch darauf aufmerksam, daß lebhaftere Bewegung des Körpers bey Götterbildern besonders erst in späterer Zeit vorkommen. Doch ist dieß zu beschränken. Die Dresdner Pallas und die Aeginetische stehen nicht bewegungslos und starr, sondern als πρόμαχοι kämpfend und abwehrend da. Bey der ersteren lehrt dieß schon die Stellung der Beine. Die ausgebildete Kunst aber bildete Idole wohl sehr selten in lebhafter Bewegung.

[2]) Plutarch Perikles 5 u. 7.

[3]) Aeschines g. Timarch §. 25 Bekker. Vgl. Demosthenes π. παραπρ. 426. 421.

schon Kleon hatte im Anfange des peloponnesischen Krieges, den alten κόσμος aufhebend, bey seinen Volksreden laut aufzuschreyen, den Mantel herumzuzerren, sich auf die Hüften zu schlagen, und auf der Rednerbühne hin und her zu laufen angefangen, und der Volkshaufe ergötzte sich an Dingen, die er früher höchlich mißbilligt hätte [1]). Diese Sophrosyne und Eukosmia war es auch, die in damaliger Zeit in der bildenden Kunst herrschte, und auch hier Leidenschaftlichkeit und Ruhe, besonders natürlich in den Zügen der Götterbilder, gebot; wie sie einem anderen, freyeren Zeitgeiste Platz gemacht habe, werden wir weiter unten sehen. So viel über Phidias, Polyklet und Myron. Als Zeitgenossen dieser drey größten und berühmtesten Meister nennt Meyer den Onatas, den oben erwähnten Kalamis, Kallon von Aegina (der früher stehen sollte, und mit dem Eleer Kallon ohne hinlänglichen Grund identifizirt wird), Hegesias, der ebenfalls hier zu spät kommt, Pythagoras von Rhegion nebst seinem Schwestersohne Sokrates, Ktesilaos, Phradmon und Kydon. Denn daß auch diese letztgenannten Künstler Zeitgenossen des Phidias und Polykletos waren, behauptet der Verfasser mit Recht; von Ktesilaos und Phradmon weiß man es sicher, und das scheinbar entgegenstehende Zeugniß des Plinius hebt sich durch sich selbst auf [2]).

---

[1]) Plutarch Nikias 8. Tib. Gracchus 2.

[2]) Denn ist auch freylich die Erzählung bey Plin. XXXIV. 19 fabelhaft, wie Thiersch bemerkt, so darf sie doch nicht unsinnig seyn. Und was ist unsinniger, als die direkte Aussage, daß Künstler in einem Tempel zusammenkamen, die in verschiedenen Zeiten lebten! Oder soll man diversis aetatibus geniti so verstehen, daß sie nur in verschiedenem Alter waren. Rec. findet wahrscheinlicher, daß für aetatibus *civitatibus* zu schreiben sey. Daß die Ephesier bey allen diesen Künstlern Amazonen-Statuen bestellten, und dabey eine Art von Agon Statt fand, scheint das Wahre an der Sache.

(Beschluß im nächsten Bande.)

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. XXXVIII.

Die Familiengruft der Herzoge von Lothringen.

Nach der Aeußerung eines griechischen Weisen bezeichnet nichts besser ein edles und frommes Gemüth, als die Achtung, welche es den Verstorbenen widmet. Selbst wilden Stämmen ist dies heilige Gefühl nicht fremd; der gebildete Aegypter kannte keinen größeren Schatz, als die Mumien seiner Ahnen; bey Griechen und Römern blieben die Landstraßen die Lieblingsspaziergänge des Alters, um an den Grabsteinen den Geist und das Gemüth der Jugend zu bilden. Das Christenthum gebietet Ehrfurcht für die Ruhestätte der Todten, und bezeichnet deren Entweihung als einen Heiligthumsraub; um so theurer wird daher allen gesitteten Völkern das Grabgewölbe, wo die ehrwürdigen Reste eines Fürstenhauses ruhen, das einem Volke durch Jahrhunderte die Landesväter gegeben. Zu den ältesten und ehewürdigsten Herrscherfamilien in Europa gehört das Haus der Herzoge von Lothringen, welches seine Abkunft von Gerhard Grafen von Elsaß ableitet, dessen Stamm bis zu den alten Herzogen der Allemannen und Ethiko, dem königlichen Bevollmächtigten bey diesem Volke in den Zeiten der Merowinger hinaufgeführt wird: ein in der Geschichte sehr vieler Völker höchst merkwürdiger Name, da Ethiko durch zwey seiner Söhne der Stammvater der Herzoge von Oberlothringen und der Grafen von Habsburg geworden ist. — Die lothringischen Fürsten zeichneten sich stets durch Heldenmuth und heiligen Eifer für die Lehren des christlichen Glaubens aus, und eben dieser fromme Sinn, verbunden mit dem Gefühle für Anstand und fürstliche Würde, bestimmte den Herzog Karl III., eine Familiengruft zu bauen, wo die sterbliche Hülle der Fürsten vereinigt die Nachkommen an ihre Tugenden erinnern sollte. Er wählte dazu das Franziskanerkloster zu Nancy, eine Stiftung seines Urgroßvaters Renatus II., wo dieser nebst anderen Fürsten aus seinem Hause begraben lag, und legte hier den Grund zu der runden Kapelle und ihrer Gruft, welche, von Heinrich II. vollendet, noch jetzt ein Gegenstand der Bewunderung ist. Wenn diese im Laufe der Zeiten durch viele schöne Grabmäler und sinnreiche Steinschriften verschönert ward, so erhielt sie doch erst durch Franz III. das völlige Gepräge ihrer ehrwürdigen Bestimmung. Dieser edle Fürst schenkte den theuern Resten seiner glorreichen Ahnen eine höchst aufmerksame Sorgfalt, die keineswegs erlosch, als er durch den Staatsvertrag von Wien *) Lothringen gegen das Großherzogthum Toskana abgetreten hatte; denn sowohl im Jahre 1743 nach Aufhebung des Kapitels von St. Georg, als auch im Jahre 1762 nach Vereinigung des Kapitels von Vaudémont mit dem von Bourières wurden auf seine Veranlassung die beygesetzten

*) (3. Oktob. 1735 Präliminarien / 1. Dez. 1738 Definitivfriede.)

fürstlichen Särge in die Gruft der runden Kapelle übertragen, und das Würdevolle dieser ernsten, religiösen Feyer jedesmal durch die Gegenwart seiner Gesandten erhöht. Als die Staatsverwaltung im Jahre 1772 die Kirche des Noviciats der Jesuiten zu Nancy Weltpriestern übergab, fand aufs Neue eine Uebersetzung der dortigen fürstlichen Särge Statt, die im Jahre 1792 wiederholt wurde, als nach einem Beschlusse der Nationalversammlung die geistlichen Vereine aufgehoben, und die Klöster als Staatsgut verkauft wurden. Die Amtsbehörde hatte jedoch die Sorgfalt, die fürstlichen Särge noch früher aus dem Kapuzinerkloster zu Varangeville und den Abteyen von Beaupré und Clairlieu in die runde Kapelle übertragen zu lassen, bevor noch diese Güter den Käufern eingeräumt wurden.

So ward dieses Grabgewölbe der stille Vereinigungsort eines Fürstenhauses, dessen Alter allein schon Ehrfurcht für seine Asche gebot, dessen Familiengruft als geschichtliches Denkmal, und jedes Grab als Probe der sich ausbildenden Kunst eine sorgfältige Erhaltung empfahl; allein den heftigen Leidenschaften, die sich in Frankreich während der Stürme der Zwietracht entwickelten, blieben selbst die Gräber derjenigen Fürsten nicht heilig, deren Namen sonst in den Tagen des Friedens kein Franzose ohne Rührung ausgesprochen hat; es war daher nicht zu erwarten, daß der Frevel, welcher mit blinder Wuth zu St. Denis die Gebeine Ludwigs IX. und Heinrichs IV. aus ihren Särgen gerissen, die herzogliche Gruft zu Nancy verschonen werde; doch was er geboten, führte die Ehrfurcht des guten lothringischen Volkes für ihren alten Herrscherstamm mit möglichster Schonung aus; denn noch bewunderte man den Edelmuth und die Seelenstärke des Herzogs Karls V., der lieber sein Land nicht besitzen, als einen Vertrag unterzeichnen wollte, durch den sein Volk unglücklich geworden wäre; noch erinnerte man sich mit Rührung der Aeußerung seines edlen Sohnes Leopold: »daß er morgen sein Herzogthum verlassen würde, wenn er nichts Gutes mehr zu schaffen im Stande sey,« und der durch Thaten die Redlichkeit seiner Versicherung bewies, indem er durch Klugheit und Milde jede Spur des Kriegsunglücks verwischte, und sein verödetes Land, ungeachtet der gefährlichen Lage zwischen zwey kriegführenden Staaten, in einen blühenden Zustand versetzte. — Die fürstlichen Särge wurden zwar aus ihrer Gruft genommen, aber auf dem Leichenacker von Bondonville wieder in ein gemeinschaftliches Grab gesenkt, das die allgemeine Achtung vor jeder Entweihung schützte. Die Stadtbehörde zu Nancy konnte daher nur mit einem peinlichen Gefühle dem Kaiser von Oesterreich gestehen, als Er bey Seiner Durchreise zu Nancy im Jahre 1815 die Gruft Seiner Ahnherren besuchte, daß auch sie ihrer Ruhestätte entrissen worden seyen.

Dieser Fürst hatte durch die feyerliche Beysetzung der Gebeine Albrechts des Weisen in die Gruft der Pfarrkirche zu Gamming und durch die Uebertragung Habsburgischer Särge aus dem Stifte St. Blasi in das von St. Paul die Achtung für die Asche Seiner Ahnen und Seinen religiösen Sinn schon längst erprobt. Bey dem Eintritt in das verödete Grabgewölbe faßte Er auch sogleich den Entschluß, durch ein Sühnopfer die Unbilden zu vergüten, welche an den ehrwürdigen Gebeinen so vieler Landesväter und Helden verübt worden, um kommende Geschlechter nicht durch den Anblick düsterer Trümmer zu erinnern, wie sehr der menschliche Geist sich zu verirren im Stande war. In Ausführung dieses edlen Vorsatzes wurde Er durch

einen Ihm gleichgesinnten verwandten*) Fürsten, Ludwig XVIII., unterstützt, der, um dieselbe Zeit, als er das königliche Grabgewölbe zu St. Denis seiner alten Bestimmung wieder weihte, auch die Herstellung der runden Kapelle und ihrer Gruft befahl. Da Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich alle derselben ehemals gewidmeten Stiftungen wieder erneuten, so wurde die jährliche Wiederholung der gottesdienstlichen Feyer auch für die Zukunft gesichert.

Um diese Feyer mit dem würdevollen Anstande zu begehen, wie ihn die Ehrfurcht für den Gegenstand gebot, ernannten Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich Ihren geheimen Rath und ehemaligen Botschafter am französischen Hofe ꝛc., Freyherrn von Vincent, und Seine Majestät der König von Frankreich den Präfekten des Departements der Meurthe, den Marquis de Foresta, zu Ihren Bevollmächtigten. Diese, durch den genommenen Augenschein von der Herstellung der runden Kapelle und der herzoglichen Gruft überzeugt, begaben sich den 19. Oktober 1826 nach der alten Karthause von Bosserville, wo Herzog Karl IV., der Stifter derselben, mit seinem Sohne, Karl Heinrich Prinzen von Vaudémont, beygesetzt, aber im Jahre 1798 auf dem dortigen Leichenacker beerdigt worden war, und ließen auf derselben Stelle nachgraben, welche nach der gerichtlichen Aussage vom 22. Dezember 1817 als ihre Begräbnißstätte bezeichnet wurde. In der Tiefe von achtzehn Zoll stieß man auf einen Koffer, der mit Gebeinen angefüllt war, welche man sogleich als die Reste der beyden Fürsten erkannte. Sie wurden daher in einen eichenen Sarg gelegt, den die Bevollmächtigten mit dem österreichischen und französischen Wappen versiegelten, und im Geleite eines Priesters nach der Kapelle in der Hauptkirche zu Nancy führten, welche zur Aufbewahrung dieser ehrwürdigen Reste bis zur großen Feyer auserkoren war

Einen eben so glücklichen Erfolg gewährten die Nachgrabungen, welche Hr. v. Vaullecourt, Maire von Nancy unter seiner eigenen Aufsicht auf dem Leichenacker von Boudonville vornehmen ließ. Die Bevollmächtigten eilten den 20. Oktober dahin, und überzeugten sich selbst, daß die gefundenen Gebeine auf derselben Stelle lagen, die nach der gerichtlichen Aussage vom 22. Dezember 1817, welche vom Bischof des Sprengels, dem ersten Präsidenten des königlichen Gerichtshofes und dem Präfekten des Departementes bestätiget worden, als das gemeinschaftliche Grab derjenigen Fürsten bezeichnet wurde, welche man im Dezember 1793 aus der runden Kapelle weggeführt, und hier beerdiget hatte. Ihre Menge zeigte deutlich, daß sie nicht von einzelnen Begräbnissen herrühren konnten, so wie der Umstand, daß sie binnen 32 Jahren von keiner Verwesung ergriffen, sich durch Farbe und Härte auffallend von andern unterschieden, ihre frühere Balsamirung hinreichend bewies. So viele entscheidende Gründe für ihre Aechtheit wurden auch noch durch die Aussagen mehrerer Anwesenden bekräftigt, welche der Beerdigung der fürstlichen Leichen beygewohnt hatten. Diese ehrwürdigen Reste wurden daher in fünf Särge von Tannenholz gelegt, und nachdem diese wieder versiegelt und in eichene Särge gesetzt worden, von den Bevollmächtigten im Geleite des Pfarrers von St. Epvre nach der Kapelle abgeführt, wo bereits die Gebeine Karls IV. aufbewahrt wurden.

*) Ludwig XVIII. ist eben sowohl ein Urenkel von dem ersten Enkel Ludwigs XIV., als des Kaisers Josephs I.; und Kaiser Franz I. ist wieder ein Urenkel von dem zweyten Enkel Ludwigs XIV. als auch vom Kaiser Joseph I. und dessen jüngerem Bruder Kaiser Karl VI.

Mit derselben preiswürdigen Thätigkeit bemühten sich die Bevollmächtigten, auch noch die theuern Reste des herzoglichen Hauses zu sammeln, welche sich im Kloster Maria Heimsuchung, in der Kirche von Bonsécourt und in der alten Pfarrkirche Unser Lieben Frau zu Nancy vorfanden. In ihrer Bemühung wurden sie durch das Zartgefühl einiger edlen Einwohner wesentlich unterstützt. Dem Besitzer der ehmaligen Abtey Royaumont im Departement der Seine und Oise, Herrn Vandermersch, verdankten sie das Herz des Prinzen Camill von Lothringen (gestorben 1715), welches er stets als ein anvertrautes theures Gut betrachtet, und nach der Rückkehr des Königs nach Frankreich dem Maire von Nancy in einem versiegelten Kistchen übersandt hatte; dem Doktor Simonin aber die Gebeine mehrerer lothringischer Fürsten, welche im Jahre 1792 nicht in der herzoglichen Gruft beygesetzt, sondern von ihm bloß in der Absicht aufbewahrt worden waren, um sie vor jeder Entweihung zu schützen.

Als auf diese Weise die Vorbereitungen zur großen Feyer vollendet waren, begaben sich die Bevollmächtigten am 18. November um neun Uhr Morgens in die Hauptkirche, nahmen die Siegel von der Thür der Kapelle ab, wo die Särge und Kisten mit den herzoglichen Gebeinen aufbewahrt wurden, und ließen sie in eine andere übertragen, welche ganz mit schwarzem Tuch behangen, und reichlich durch Wachskerzen beleuchtet war. In der Mitte derselben erhob sich ein schön geschmücktes Trauergerüste, auf welches die Särge gesetzt wurden. Um zehn Uhr kündigte das Abfeuern des Geschützes und das Glockengeläute in allen Kirchen die Eröffnung der Kapelle an. Der Bischof, von der ganzen Geistlichkeit der Hauptkirche begleitet, besprengte die ehrwürdigen Reste der alten Landesfürsten segnend mit Weihwasser; seinem Beyspiele folgte die Geistlichkeit der übrigen Pfarren der Stadt und der Umgegend, und auf dieselbe Weise huldigten ihnen nicht allein der Präfekturrath, die Glieder der Akademie, die Municipalität, der Generalstab des Platzes und die verschiedenen Offizierkorps, sondern auch die Einwohner dieser alten Hauptstadt und eine große Menge Volkes, das aus den entferntesten Gegenden des Departements herbeygeeilt war, um innigen Antheil an dieser rührenden Feyer zu nehmen. Erst um sieben Uhr Abends wurde der andachtsvollen Menge durch das Glockengeläute und das Abfeuern des Geschützes das Schließen der Trauerkapelle angekündigt. Während der Nacht stand eine Ehrenwache vor der Thür derselben und am Trauergerüste, wo Priester von Stunde zu Stunde abwechselten, um für die Seelenruhe der Abgeschiedenen zu beten. Den 9. November um sieben Uhr Morgens kündigte der Donner des Geschützes und das Glockengeläute die Todtenfeyer und die Wiedereröffnung der Trauerkapelle an, wo mehrere stille Messen gelesen, und dann die Kirchengebete für die Verstorbenen abgesungen wurden. Um neun Uhr fanden sich die Bevollmächtigten nebst den ersten Behörden in Feyerkleidern und mit den Trauerzeichen geschmückt im großen Schiff der Hauptkirche ein, und um zehn Uhr erhob sich der Zug durch die vorzüglichsten Straßen und Plätze der Stadt, in welchen die Besatzung doppelte Reihen gebildet, nach der Franziskanerkirche, deren Inneres vom Gewölbe bis zum Fußboden mit schwarzem Tuche behangen war Die Särge wurden auf ein prachtvolles Trauergerüst gesetzt, das mit den Wapen von Lothringen, Bar, Anjou und derjenigen erlauchten Familien, welche vom Grafen Gerhard von Elsaß ihren Ursprung herleiten, geschmückt

war. Der Herzogshut, der Zepter und die Hand der Gerechtigkeit lagen als Zeichen der Herrschaft auf einem schwarzsammtnen Kissen oben auf dem Trauergerüste; ein reichgestickter Thronhimmel, durch vier Säulen von einer zusammengesetzten Ordnung getragen, wölbte sich über demselben, und eine starke Beleuchtung erhöhte den Eindruck, welchen dieses prachtvolle Denkmal erwecken mußte, indem es bey allen Anwesenden so viele große Züge des Heldenmuths und fürstlicher Würde ins Gedächtniß zurückrief.

Als sich die obrigkeitlichen Behörden, welche die Begleitung bildeten, nach ihrem Range geordnet, begann das Seelenamt, welches der Bischof von Nancy und Toul, als Primas von Lothringen, las. Beym Evangelium hielt dieser beredte Prälat eine Lobrede auf das glorreiche Fürstenhaus, welches beynahe durch acht Jahrhunderte das Glück des lothringischen Volkes gewesen, dessen Jahrbücher verherrlichet, und seine siegreichen Waffen bis an die Grenzen der Christenheit getragen; dessen Ruhm noch jetzt auf einem der ersten Throne der Welt glänze, und dessen Tugenden der Gegenstand der allgemeinen Liebe so vieler Völker geworden. Diese auf der heiligen Stätte der Wahrheit mit Würde ausgesprochenen Worte bewegten alle Gemüther, und als am Ende des Seelenamtes das »Herr erbarme Dich« feyerlich angestimmt wurde, beteten alle Anwesenden tief gerührt dasselbe mit. Nach vollendetem Gottesdienste befahlen die Bevollmächtigten, die fürstlichen Särge in das Grabgewölbe hinabzutragen, und verfügten sich selbst dahin, um die Beysetzung derselben längs sieben Wänden des Achtecks anzuordnen. Auf jedem Deckel der eilf Särge oder Kisten befindet sich eine kupferne Platte mit den Namen der Todten, welche in dem Sarge ruhen. Die Bevollmächtigten schlossen darauf die eiserne Pforte dieser stillen Stätte mit einem doppelten Schlosse; der ganze Hergang dieser rührenden Feyer wurde aufgenommen, und sowohl von den Bevollmächtigten als den ersten Behörden unterzeichnet, und in fünffacher Abschrift ausgefertigt, wovon eine Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich, die zweyte Sr. Majestät dem Könige von Frankreich, die dritte dem Minister der geistlichen Angelegenheiten übergeben, die vierte in dem Archive des Departements der Meurthe, und die fünfte in dem bischöflichen Archive niedergelegt wurde.

Wenn kein Volk, das der Tugend die verdiente Huldigung nicht versagt, die Kunde von diesem Sühnungsfeste gleichgültig vernahm, so mußte nebst dem lothringischen doch vorzüglich das österreichische davon ergriffen werden, da so viele Helden, deren ehrwürdige Reste nun beygesetzt sind, einst für Oesterreich ihr Blut vergossen. Noch lebet, um nur wenige Beyspiele anzuführen, in theurem Andenken bey uns Herzog Karl V., der Retter Wiens vor dem osmanischen Joche, der Eroberer von Ofen und der Sieger und Rächer bey Mohacs; noch ist der Heldenmuth des Prinzen Commercy auf demselben Schlachtfelde für alle österreichische Krieger ein erhebendes Beyspiel, und noch erinnern sich diese der bedeutungsvollen Worte des Prinzen Eugen, die er auf dem Schlachtfelde von Luzzara beym Anblick von Commercy's Leiche weinend ausrief: »Wir haben einen schönen Sieg errungen, der aber durch den Tod dieses jugendlichen Helden schmerzlicher, als eine Niederlage wird. Doch seit dem segensvollen Bunde, der in Franz I. und Maria Theresia die beyden Zweige Ethiko's vereinte, verehret auch Oesterreichs Kaiserstaat in den Nachkommen des Grafen Gerhard seinen neuen und gütigen

Herrscherstamm, und sendet für dessen Erhaltung seine heißesten Wünsche zum Himmel.

So wurden die theuren Gebeine so vieler Landesväter und Helden durch den religiösen Sinn eines ihrer edelsten Nachkommen dem Frieden des Grabes wiedergeschenkt; mögen sie hier unter dem dreyfachen Schutze sanft ruhen, welchen die Religion, die Ehrfurcht der Völker und die Heiligkeit der Verträge gewähren; möge keiner ihrer Enkel dieses Grabgewölbe betreten, ohne das feyerliche Gelübde zu thun, auch den Ahnherren in allen Vorzügen zu gleichen, kein Oesterreicher es je verlassen, ohne durch die Erinnerung an so viele Fürstentugenden gerührt, in der Treue an sein Herrscherhaus gestärkt zu seyn. J. W. Riedler.

Schreiben aus Konstantinopel vom 25. Febr. 1827.

Recht gerne leiste ich Ihrer Einladung Folge, Ihnen von Zeit zu Zeit über den Zustand der hiesigen Literatur und die in der Druckerey von Skutari erscheinenden Werke für die Jahrbücher der Literatur Bericht zu erstatten. Zu ausführlichen Recensionen lassen mir meine, besonders unter den gegenwärtigen Umständen gehäufte Dolmetschgeschäfte keine Zeit übrig; auch wäre es wohl überflüssig, da die Leipziger Literaturzeitung in der Regel die Recensionen dieser Druckwerke liefert, wiewohl sehr verspätet, so daß derselben das Journal asiatique meistens zuvorkömmt, was doch größerer Nähe und leichteren Verkehrs willen über Wien nicht der Fall seyn sollte. So findet sich bereits im Juniushefte 1825 des Journal asiatique das von Hrn. v. Hammer mitgetheilte Verzeichniß der 73 Sekten des Islams aus dem zu Konstantinopel i. J. 1824 erschienenen großen metaphysischen Werke (der Kommentar des Mewakif, ein Foliante von 635 Seiten), wovon ich bis jetzt in der Leipziger Literaturzeitung eben so wenig eine Anzeige gefunden, als von dem voriges Jahr hier erschienenen großen Kommentar des Multeka, d. i. des von Mouradja d'Ohsson zum Theil übersetzten und zergliederten klassischen Werkes über das islamitische Recht, wie es im osmanischen Reiche noch heute gehandhabt wird. Der Verfasser dieses türkischen Kommentars ist Scheichsade Abdurrahman Efendi (gest. 1078 d. H., d. i. 1667), und seine Biographie ist die 503te von den 1040 Biographien von Ulemas, Scheichen und Dichtern, welche das große biographische Werk Scheichi's (in zwey Folianten), von dem Beginne der Regierung Murad IV. bis zum Ende der Ahmed III., d. i. in einem Zeitraume von nicht mehr als 107 Jahren enthält. Auf diesen voriges Jahr erschienenen Folianten folgte mit Beginn dieses Jahres ein anderer von 373 Seiten, eine türkische Uebersetzung des Sijerkebir, d. i. des islamitischen Kriegsrechtes. Wenn Ibn Chaldun mit Recht zuerst in den Fundgruben des Orients der Montesquieu der Araber genannt worden, so muß Mohammed Ben Al-Hasan Esch-scheibani mit nicht minderem Rechte der Hugo Grotius der Araber genannt werden, indem derselbe alle Bestimmungen des islamitischen Rechtes über Krieg und Frieden durchführt. Dieses klassische Werk islamitischen Völkerrechtes wurde weitläufig arabisch kommentirt vom Imam Mohammed Ibn Ebi Sehl Es-sarchasi, d. i. aus der Stadt Sarchas in Chorasan gebürtig (Sarchas ist das östliche Saragossa, so wie Chorasan das persische Oesterreich, denn dieß ist die wört-

liche Uebersetzung des Namens dieser Landschaft). Der türkische Uebersetzer ist der vor einigen Jahren in dem hohen Alter von neunzig Jahren verstorbene Munib Efendi aus Aintab, welcher mit der Würde eines Heeresrichters von Anatolien bekleidet, unter der Regierung Sultan Mustafa's IV. Konferenzminister (Mukialeme Nasiri) war, und als solcher mit dem französischen Botschafter, General Sebastiani, mehrmals in Geschäfts-Unterredungen zusammentrat. Er wurde beschuldigt, an dem Sturze Sultan Selims III. einigen Antheil gehabt zu haben, und wurde daher vom Großwesir Mustafa Pascha Bairakdar nach Anatolien verwiesen, von wo er nicht wieder nach Konstantinopel zurückkehrte, sondern in der Gegend von Tire starb. Sein Sohn war vor einigen Jahren Richter von Galata. Die Erscheinung von drey dickleibigen Folianten in dem Laufe von drey Jahren macht der Thätigkeit des Oberaufsehers der Druckerey, Elhadsch Ibrahim Ssaib, welcher zugleich Obermauthner und Oberaufseher der kaiserlichen Küche ist, die größte Ehre. Aus Mouradja d'Ohsson und Toderini ist bekannt, daß bey der Errichtung der Druckerey unter Ahmed III. sowohl, als bey der Wiedereinsetzung derselben unter Sultan Abdulhamid, Werke, welche in die Gesetzwissenschaften (Theologie und Jurisprudenz) einschlagen, in dem Chattischrif, welches die Druckerey einsetzte und erneuerte, ausdrücklich ausgenommen worden. Die Aufhebung dieser Ausnahme wenigstens bis auf einen gewissen Grad ist schon an und für sich eine merkwürdige Thatsache, noch merkwürdiger aber gerade die Erscheinung des islamitischen Kriegsrechtes wider die Ungläubigen in gegenwärtigen Zeiten. So viel von der Druckerey. Von nicht im Druck erscheinenden Werken sind die neuesten und merkwürdigsten, eine kleine poetische Blumenlese des durch seine politische Laufbahn bekannten Halet Efendi's, welche einzelne Distichen aus berühmten persischen und türkischen Dichtern enthält. Weit größeres Interesse hat die in mehreren Exemplaren cirkulirende Geschichte der letzten türkischen Eroberung von Chios, deren Verfasser der dermalige Statthalter von Chios, Wahid Pascha, ist. Nach dem sowohl juridisch als historisch richtigen Grundsatze: audiatur et altera pars, darf dieselbe einem künftigen Geschichtschreiber dieser Epoche eben so wenig unbekannt bleiben, als die griechischen Berichte selbst. Um Ihnen einen Begriff sowohl von dem Geiste als dem Tone, in welchen sie geschrieben ist, zu geben, setze ich Ihnen gleich den Anfang des ersten Hauptstückes, welches die Ueberschrift: »Beginn der griechischen Unruhen,« führt, hieher.

»Von den in den osmanischen Ländern wohnenden Rajas wandelte dem griechischen Volke durch die Verführung satanischer Menschen »und durch die Einstreuung ihrer verfluchten Pfaffen die Begierde an, »die christliche Religion wieder empor zu bringen. Sie fielen in den »bösen Wahn, die Zeit sey da, wo der Zügel des Besitzes Griechenlands »in die Hände der Christen kommen werde, und wo, nach den Auszügen alter Geschichten, sie wieder frey herumgehen würden.

O Traumgebild zum Lachen!
Unmöglichste der Sachen!

»Mit dieser rohen Phantasey und mit dieser unverdauten Melancholey »stand dieses verfluchte Volk auf, und nahm durch das Thal der Empörung seinen Lauf. Durch Gottes Gnade erfuhr man gelegenheitlich »mit Gewißheit, daß sie damit beginnen wollten, die hohe welthütende »Residenz, welche bis zum Ende der Zeiten unter ewigem Schutze fort-

»dauern möge! unversehens auf vierzig bis fünfzig Orten anzuzünden, »und die Moslimen zu vertilgen. Ehe das Feuer dieser Unruhe die »übrigen Länder ergriffe, wurde unter Anleitung erfolgreicher Weisheit »dazugeschritten, den griechischen Patriarchen und die übrigen zu Kon»stantinopel befindlichen Vorsteher des obgedachten Volkes für ihre bösen »Thaten gehörig zu bestrafen« u. s. w. Wenn Sie wollen, stehen Ihnen weitere Auszüge dieser durchaus in diesem Geiste und Tone geschriebenen Geschichte zu Diensten.

Schreiben aus Konstantinopel vom 25. März 1827.

Sie werden die Broschüre: Stambul, oder Konstantinopel wie es ist, von Wilhelm Lüdemann, Dresden, 1827, die Sie mir mit dem letzten Kouriere gesendet, doch nicht mit einer Anzeige in den Jahrbüchern beehren wollen; sie ist unter aller Kritik schlecht, und ich hoffe, zur Ehrenrettung des wahren literarischen Namens des Verfassers, daß der auf das Titelblatt gesetzte Name eben sowohl erlogen ist, als der größte Theil des Inhalts; aber rügen sollten Sie dennoch im Vorbeygehen solche literarische Gaunerstreiche, wie diese Flugschrift, womit Jedermann, der daraus über Konstantinopel etwas anderes als Lügen zu erfahren hofft, betrogen ist. Der Schreiber derselben, wer er immer seyn mag, hat sichs in den Sinn kommen lassen, unter obigem Titel eine Art von schlechtem Roman zusammenzustoppeln, wozu Anastasius und Hadschi Baba nicht nur das Vorbild, sondern auch sogar in einigen Stellen den Stoff geliefert haben, wiewohl es sich im Anastasius vorzüglich um Griechen, im Hadschi Baba um Perser handelt, und hier um Türken handeln soll. So ist aus Hadschi Baba nicht nur die Scene mit dem fränkischen Arzte, sondern auch das Kapitel der fränkischen Politik mit Buonaparte hier abgeschrieben, und bey der ersten Scene wird das persische Dscharabidih, d. i. mach Platz, als Rabedeh für türkisch ausgegeben; überhaupt sind die vielfältig eingemischten orientalischen Wörter das Ekelhafteste, weil dieselben dem Ganzen einen Anstrich von Originalität und Wahrheit geben sollen, während sie alle, selbst die gemeinsten, durchaus verstümmelt sind, z. B. Muczim statt Muesin, der Gebetausrufer; Tschepi statt Tesbih, der Rosenkranz; Baba hamaium statt Babi Humajun, die kaiserliche Pforte u. s. w. Unglaublich ist die Unwissenheit, mit welcher der Verfasser in allem, was die Geschichte und Topographie Konstantinopels betrifft, unverschämt auftritt. Er quartirt sich bey einem alten Türken ein, den er zum russischen Dolmetsch macht, als ob jemals ein Moslim Giauren einen Dolmetsch abgegeben hätte. Den russischen Gesandten, Ritter von Italinski, macht er zum Fürsten, und läßt sich dann die beyden Töchter seines türkischen Hauswirthes von demselben aufführen; die eine heißt er Hadidge, in welcher Verstümmlung wenigstens zu errathen ist, daß dieß Chadidsche heißen sollte; die andere nennt er Falibe, was durchaus nicht einmal als Verstümmlung zu errathen ist, wenn es nicht das deutsche Falbe seyn soll. Mit seinem Griechischen steht es nichts besser, als mit seinem Türkischen; denn Psamatia, d. i. das Sandquartier, ist ihm St. Mathia; warum nicht lieber Galimatias, wie sein ganzes Buch? Größere Anachronismen und unsinnigere Versetzungen hat sich noch kein Mährchenschreiber erlaubt. S. 37 reitet neben Mahmud dem Zweyten, dem gegenwärtigen Sultan, Paswanoglu, der

vor dreyßig Jahren niedergekämpfte Rebell, »der bald,« heißt es, »mit dem Beynamen Pasman-Oglu der Beherrscher des Reichs werden sollte!!« Konstantinopel (S. 92) läßt er im Jahre 1432 erobern, und i. J. 1787 läßt er Selim III., welcher erst zwey Jahre später zur Regierung kam, den Krieg erklären (S. 119). Eben so gut, als in der osmanischen Geschichte, ist er in der Topographie Konstantinopels beschlagen. Von einer Stelle nächst dem Serai sieht er ins Meer hinaus, und schaut Bujukdere, von blauen Gebirgen überragt; das ist gerade, als wenn man von der Schlagbrücke zu Wien Klosterneuburg von blauen Gebirgen überragt sehen wollte. Die blauen Gebirge von Bujukdere sind keineswegs der dichteste blaue Dunst dieses gelben Büchleins. S. 43 erscheinen die cylinderförmigen Staatsmützen der Tschausche als kegelförmige Turbane, und wiewohl die Janitscharen schon aufgehoben sind, so erscheint doch S. 55 einer der mit ihnen vertriebenen Mönche Begtaschi (zu deren Brüderschaft sie gehörten) noch in voller Thätigkeit. Schade, daß kein Perote deutsch versteht, sonst möchte ihm das einzige Lob, welches seine Schrift verdient, nämlich ein abderitisches, aus dem Munde der Peroten dafür werden, daß er den cul de sac Pera mit dem Toledo von Neapel vergleicht. Richtiger wäre der Schmutz von Psamatia mit dem des Gesindes des Fischmarkts von Santa Lucia zu Neapel zu vergleichen. Es ist viel, daß er in Pera nicht auch den Tainaros und die eliseischen Felder gefunden, denn das griechische Quartier, den Fener oder Fanar, macht er zum Tanars, und den griechischen Fürsten Chandscharlü zum Cangerli. Die historisch wahre Begebenheit Jshakbegs, des Günstlings des Kapudan Pascha Husein, welcher wirklich in Frankreich sehr gut französisch lernte, und während des Feldzugs der Engländer in Aegypten auf dem türkischen Admiralschiff die Dienste eines Flottenkapitäns versah, wird S. 120 u. f. auf einen Günstling Sultan Selims des III. übertragen, dessen Namen Sali eben ein solch Unding ist, als dieser ganze Günstling selbst. Das Falaka, d. i. die Strafe der Streiche auf die Fußsohlen, wird S. 167 in Felek, d. i. in den Himmel verwandelt, und S. 175 erscheint gar das Land Schaggatai, aus welchem die Türken stammen! Da der Verfasser vermuthlich etwas von Hariri's Makamen (Ständchen) gehört, verwandelt er S. 176 die Gerichtsbehörde Mehkeme in ein solches Ständchen. Einen Begriff der Verschmelzung des Arabischen und Persischen mit dem Türkischen soll nach des Verfassers Meinung der folgende Kauder geben: »Die Augen di questa Ebe machen »mich noch trunkener, als il vino, und ses fleches penetrent das »Mark de mes os schneller als die Pfeile del suo arco. Doch »gereut es mich nicht, daß ich sie geliebt habe, parceque je l'ai »aimé de sorte, daß ich nicht invano gelebt habe.« Dieses ist nicht minder grundfalsch, als alles so eben Gerügte. Die Stammverschiedenheit persischer, arabischer und türkischer Wörter fällt in dem höheren Geschichts- und Geschäftsstyl, in welchem wir Dolmetsche uns einüben müssen, eben so wenig, sey es dem Europäer, sey es dem Eingebornen auf, als es einem Engländer oder einem des Englischen Kundigen Fremden, welcher einen englischen Satz liest, auffällt, daß derselbe aus einem Gemenge von germanischen, romanischen und celtischen Wörtern gebildet ist. Sie sehen, daß Herr von Lüdemann ein eben so starker Philosoph, als Ethnograph, Historiker und Topograph ist. Der historisch-topographische Roman ist an sich selbst eine unerfreuliche Zwit-

terart von ästhetischem Produkte, welches alle historischen Kenntnisse verwirrt, wie z. B. Macartney's sinesische Gesandtschaftsreise selbst von einem Van der Velde zum Mährchen umgestaltet, oder Walter Scott's Crusaders, in welchen der barbarische Richard, der Mörder von viertausend Gefangenen zu Tripolis (siehe Wilken's Geschichte der Kreuzzüge, IV Thl.), mit dem Paniere Leopold des Tapferen die Ehre desselben und alle historische Wahrheit niedertrampelt, was erst hernach eine solche Sudeley, wie dieses Stambul.

Flavii Cresconii Corippi Johannidos, seu de bellis libycis libri VII editi ex Codice Mediolanensi Musei Triwultii opera et studio Petri Mazzucchelli. Mediolani. Imp. ac reg. Typograph. 1820. 4.

Dieses Heldengedicht, das C. Barth sehr treffend die letzten Bemühungen römischer Beredsamkeit (ultimos eloquentiae romanae conatus) nennt, war bis zur Erscheinung vorliegender Ausgabe völlig unbekannt, und selbst in dieser ist es nicht vollständig, weil die Handschrift, aus welcher es edirt wurde, mehrere Lücken hat, die, wenn sie dem Herrn Herausgeber bey erster, flüchtiger Einsicht des Kodex aufgefallen wären, ihn vielleicht von seinem Vorhaben abgehalten hätten, die Herausgabe des Gedichtes zu veranstalten.

Obwohl das Gedicht des Corippus mehrmal abgeschrieben wurde, worauf Foggini auch seine Hoffnung gründete, daß es doch einmal aufgefunden werden könnte, so kannten die Gelehrten doch nur zwey Kodices. Der eine (und zwar der ältere) war im Besitze der Mönche des Klosters Monte Cassino, der nach der Behauptung des Herausgebers bis zum Jahre 1532 dort aufbewahrt lag. Der zweyte befand sich in der von Mathias Corvinus gestifteten Bibliothek zu Ofen, dessen Cuspinianus (Joh. Spießhammer) in seinem Werke: De Caesaribus, erwähnt. Ein tiefes Dunkel herrscht über die Geschichte des Schicksals dieses Kodex. Wahrscheinlich wanderte er unter Soliman II., der im Jahre 1526 ganz Ungern mit seinem siegreichen Heere verwüstete, wie so manche andere kostbare Schätze nach Italien. Denn nach der Angabe des Herrn Herausgebers besitzt das Museum des Markgrafen Joh. Jak. Trivulzio drey Kodices, auf denen sich das Wappen des Königs Mathias befindet, und die sowohl in Hinsicht ihrer Schrift, als der kunstreichen Verzierungen zu den kostbarsten Seltenheiten des Museums gehören. Verschieden von diesen beyden ist der Kodex des Herausgebers. Er ist nach seiner gegründeten Vermuthung im vierzehnten Jahrhundert in Mailand geschrieben, und wird deßhalb von ihm die Mailänder Handschrift genannt.

Quadrio in seinem Werke: Storia e ragione d'ogni poesia, p. 266, schreibt das Gedicht dem Joh. de Bonis von Arezzo zu. Der Herausgeber, der sich mit einem Katalog der Handschriften des markgräflichen Museums beschäftigte, bemerkte Quadrio's Irrthum, daß dieses Gedicht keineswegs dem dreyzehnten, sondern einem früheren Jahrhundert zugedacht werden müsse. Das Resultat seiner gelehrten Forschungen bestärkte ihn in der Idee, daß das erwähnte Gedicht das nämliche sey, dessen Verlust von den Gelehrten lebhaft bedauert ward; und so gelangte er endlich zur Gewißheit, als er auf einem kleinen Zettel, der dem Pergamentrücken des Kodex angehängt war, den Namen

Crestonius oder Cresconius fand. Wie dieser so bedeutend wichtige Umstand der Aufmerksamkeit Quadrio's, der den Kodex in seiner Hand hatte, entgehen konnte, ist nicht begreiflich.

Das Gedicht des Corippus besingt den Krieg, der unter dem römischen Kaiser Justinian von dem Magister militiae oder Exconsul (besser Proconsul), wie ihn Paulus Diaconus: de bellis Longobard. Lib. I. Cap. XXV, irrig nennt, Johannes Patrizius, Bruder des Pappus (oder Pampus, wie er Lib. I. v. 400 vorkommt), ungefähr im Jahre 550, nicht 547, wie Morcelli, oder 534, wie Foggini vermuthet hatte, in Afrika gegen die Mauren geführt ward. Der Inhalt desselben ist in Prokopius: De Bello vandalico, lib. II. cap. XXVIII. p. 305—306, Pariser Ausgabe des Claudius Maltret, zu finden. Hier gibt der Herausgeber eine interessante Untersuchung, wer dieser Johannes war, den Prokopius nur den Bruder des Pappus nennt. Er machte schon den Feldzug unter Belisar in Afrika mit. Aus dem siebenten Buche v. 576 ergibt es sich, daß sein Vater Evantus hieß, und Gemahl der Justina, einer Großnichte Justinians, war. Justinian berief ihn aus Persien, um gegen die Mauren zu ziehen. Johannes rechtfertigte glänzend die hohe Meinung des Kaisers von dem Feldherrntalente, dem er das Schicksal eines so gewichtigen Krieges anvertraute, und starb den schönen Tod eines Helden, nachdem er die Mauren besiegt hatte.

Da Prokopius Geschichte sich nur auf die Expedition Justinians gegen die Vandalen beschränkt, so wird das Gedicht des Korippus selbst in historischer Hinsicht wichtig bleiben, da es mehrere Lücken der Geschichte und Geographie Afrika's im sechsten Jahrhundert ausfüllt. Eben so interessant für den Mythos sind die punischen Benennungen der Götter, z. B. Lib. II. v. 109 Gurzil statt Jupiter Ammon, Lib. IV. v. 682, Mastiman statt Jupiter Tänarius, d. i. Pluto. Nur ist hiebey zu bedauern, daß mehrere Eigennamen durch die Unwissenheit des Abschreibers dergestalt verderbt sind, daß sie alle Ansprüche auf historischen Glauben verlieren. Zwar suchte der Grieche Alemannus dem Korippus alle Glaubwürdigkeit zu bestreiten, indem er ihn einen so unvorsichtigen Schmeichler Justinians, als schlechten Dichter (improvidum Justiniani adulatorem quam levem poetam) nannte; indessen ist dieser Schimpf nur das Zeugniß eines Griechen gegen einen Römer, und zudem könnte es Niemanden beyfallen, einen Dichter, der in seinem Schilde das Vorrecht: Erfinden (fingere) führt, historische Wahrheit zur Pflicht zu machen.

Korippus ist unstreitig einer der besten Dichter seines Zeitalters; und wenn auch sein Gedicht an vielen Mängeln seines Zeitalters und Verstößen gegen die Prosodie leidet, und eine zu ängstliche Nachahmung hoher Vorbilder, als Virgil, Lukan und Klaudian sind, beurkundet, so bleibet dessen Herausgabe dennoch eine willkommene Erscheinung, da es stellenweise wahrhaft poetische Bilder, und eine in klassischer Schule gebildete Sprache enthält. Ein schönes Bild stellt der Verfasser im zweyten Gesange auf, wo er die Schlacht am Flusse Agalumnus nächst dem Berge Makubius malt. Treffend ist das Kriegsvolk der Mauren gezeichnet, und man müßte sehr ungerecht seyn, wenn man hierin das glänzende Dichtertalent des Verfassers nicht erkennen wollte. Eine der herrlichsten Stellen findet Rec. im dritten

Gesange, wo Johannes, die reichen Segnungen des Friedens preisend, mit allen Schaudern des Entsetzens das blutgedüngte Schlachtfeld überschaut:

> Pax erat alta locis. Quae tanta insania belli?
> Qui furor exarsit miseris insanus in armis?
> Quae movet immerito quatiens bellona flagello
> Innumeras gentes? vel quae succedit erinnys,
> Et, phaëthonteos commiscens gentibus ignes,
> Omnia sic mergit, valida labente ruina?

Der Herausgeber hatte zuerst die Absicht, die erwähnte Handschrift in der Form bekannt zu machen, wie sie in dem Koder sich befindet, und ihr an entgegengesetzter Seite den von ihm korrigirten Text beyzusetzen, wie es Foggini in der Herausgabe des Michael Ruizius that. Aber der Koder wimmelte so sehr von Schreibfehlern und sinnstörenden Entstellungen der Worte, daß der Herausgeber, theils von seiner Ansicht geleitet, theils auf Anrathen der Gelehrten, von seinem Vorhaben abging, und nur solche Stellen heraushob, deren richtig supplirter Sinn bezweifelt werden könnte, und suchte sich auf diese Art gegen den Vorwurf zu verwahren, den sich Assagarius zu Schulden kommen ließ. Daß er zur besseren Verständniß und Begründung seiner richtigen Supplirung die Stellen, die im Koder verderbt sind, durch Stellen aus Virgils, Lukans und Klaudians Werken beleuchtet, ist sein besonderes Verdienst, das eine dankbare Anerkennung verdient. Auch die Noten, die zur Aufklärung der Thatsachen, die Korippus besingt, von dem Herausgeber beygesetzt wurden, erhöhen bedeutend den Werth seiner Ausgabe. Aus der Elegie, in welcher Korippus sein Gedicht dem Rathe von Karthago zueignet, geht einleuchtend hervor, daß er auch ländliche Gedichte geschrieben hat.

Die Vorrede lautet an den Markgrafen Joh. Jak. Trivulzio, und schließt mit einer gelehrten Abhandlung über einen großen Achat, die der Großoheim des Markgrafen Karl Trivulzio, der literarischen Republik wegen seiner gesammelten antiquarischen Schätze rühmlichst bekannt, schrieb. Dieser Achat, den der Herausgeber in Kupfer stechen ließ, und dem Werke vorsetzte, zeigt Gordian den älteren, wie er an einem Altare opfert, während die Göttin Afrika sein Haupt bekränzt. Auf dem Titel selbst sind drey Münzen abgebildet, die zur Geschichte Karthago's gehören. Am Ende des Werkes liefert der Herausgeber eine kurze prosaische Inhaltsanzeige mehrerer Bücher des Gedichts, die er Periochae nennt. Die typographische Ausstattung des Ganzen läßt nichts zu wünschen übrig.

Ueber die Bezeichnung der gemeinsamen Hauptwörter durch große Anfangsbuchstaben.

Es hat mir Herr Bibliothekar B. J. Docen in München zwey von ihm ausgegangene gedruckte Einladungen an das gesammte Publikum vom 14. May und 4. Oktober des verflossenen Jahres zugeschickt, wodurch er mit vollwichtigen Gründen zur Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung und Erleichterung des deutschen Sprachunterrichts durch Entfernung der großen Anfangsbuchstaben bey den gemeinsamen Hauptwörtern einladet. Er äußert dabey in seinem, diese Druckblätter begleitenden Schreiben Folgendes: »Dieser Gegenstand scheint

zwar obenhin klein und unbedeutend; doch könnte dadurch für die Bildung der großen Masse des Volks ein nicht geringer Vortheil, ohne die mindeste Mühe und besondere Vorkehrungen, erreicht werden, wobey sich auch die eigentliche Literaturwelt zuverlässig recht wohl befinden würde. Wollten sich nur einige namhafte Männer für die Verbreitung und Gemeinmachung dieser Aufforderung verwenden: so bin ich gewiß, daß diese so rechtmäßige Restitution unserer deutschen Orthographie binnen Kurzem einen ungemeinen Vorsprung gewinnen, und der Widerspruch gegen eine so einfache, richtige Methode, die jeder gut heißen wird, der sich entschloß, ihr recht ins Auge zu sehen, kaum mehr gehört werden.«

Um nun diesem Antrage, so viel an mir ist, möglichst zu genügen, will ich zuerst aus der ersten Einladung das Geschichtliche excerpiren, und dann einige Bemerkungen hinzufügen. Es sey mir erlaubt, bey diesem Excerpte die eigene Rechtschreibung des Verbürgers derselben unverändert beyzubehalten.

»Nur gar zu oft bilden wir uns ein, alle vorurtheile von uns abgestreift zu haben, während wir beim lichte besehen, glaubend und handelnd, an so vielen noch wie festgewachsen haften, die ohne den mindesten nachtheil für die bande der großen gesellschaft (den Staat) endlich niedergelegt werden könnten. Ein beispielchen haben wir an der gewonheit der großen anfangs=buchstaben der substantive in der deutschen schrift, die durch nichts weiter als ein unhaltbares vorurtheil gegen alle vernünftige überlegung festgehalten wird, indem die vorbilder des besseren hier nichts verfangen haben. Sehen wir auf den ursprung dieser allen übrigen völkern verwundersam dünkenden mode, die in ihrer nuzlosen geschäftigkeit dem denken durch das gesicht ohne alle einwirkung auf das gehör voran schreiten will, so wette ich darauf, daß selber den Meisten unter uns völlig unbekannt ist. — Die älteren schönschreiber, seit etwa 1430 oder früher, waren, um einzelen buchstaben der überschriften, so wie der oberen und unteren zeile eine zierat anzuhängen, (wie lezteres in dem prachtvollen Druck des Theuerdank 1517 künstlich nachgeahmt wurde) voran gegangen; ohne regel und consequenz stahl sodann dieser brauch auch in die übrigen linien sich ein; da fiel es 1545 einigen pedantischen Theologen in Wittenberg ein, ohne daß der alt und wenn nicht schwach, doch nachgiebiger gewordene Luther an dieser spielerei, die dem grundverständigen mann doch sonst warlich nicht behagen konnte, sie gehindert hätte, die anfangs=buchstaben beinah aller substantive in seiner deutschen Bibel, je nachdem sie in einer guten, oder in einer bösen bedeutung dastehen, — Zorn oder Gnade andeuten sollten, sogleich materiell entweder durch eine große deutsche oder lateinische letter (als die repräsentanten von gut und bös) auszuzeichnen. Hiedurch vorzüglich wurde nun die sache nach und nach — denn noch lange erhielten adiective, wie substantive, beliebig, große anfangs=buchstaben — allübliche gewonheit; wiewohl für sich ganz unnöthig und zwecklos diese, den Schreibenden und noch mehr den setzern so beschwerliche grille nur die egalität unserer schreib= und druckschrift in jeder zeile unterbricht, und dabey das auge besonders im deutschen druck durch die vielen schnörkel und häkchen beständig belästigt wird. Man lese die Jenaischen ausgaben von Wieland's auserlesenen Gedichten und kleinen prosaischen Schriften, so wie den Vossischen Homer, in fünfmaligem original=druck, und ich glaube nicht, daß irgend Einer einen vernünftigen einwurf gegen die wahl dieser männer wird vorbringen

können, daß es ihnen (gleichviel warum) beliebte, hier überall die sonst gewöhnlichen großen buchstaben bey den gemeinsamen substantiven gar nicht zu gestatten. Als Wielands Oberon zuerst im jahr 1780, mit deutschen lettern gedruckt, erschien, hatte der verf., nach Bodmer's vorgange, in dessen Homer, 1778, für gut befunden, jene auswüchse unsres alphabets ganz zu beseitigen, zunächst unstreitig, um der inconvenienz und unschönen form der sonst zu oft abzusetzenden zeilen dadurch zuvor zu kommen. Ich glaube nicht, daß diese einrichtung damals von den lesern des Oberon als störend und unbequem getadelt, oder daß überhaupt nur dem dichter deßhalb der vorwurf der neuerungssucht gemacht worden sey; der Vossische Homer kann jedem, der ihn kennt oder noch kennen lernen wird, beweisen, daß man mit dieser änderung sich nach wenigen seiten befreundet, und sie dann gar nicht einmal mehr bemerkt; aus welchem allen nun leicht wahrzunehmen ist, daß ohne sonderliche störung und einreden unsre gleichförmige alte schreibweise, an die stelle der bisherigen so unbequemen und nutzlosen gewonheit, wieder eingeführt werden könnte; wobey denn zugleich die wenigen unentbehrlichen accente ihr uraltes recht wieder erlangen sollten. — Die großen anfangs-buchstaben gehören nur dahin, wo Adjectivisches als selbstständig oder substantivisch-gedachtes von dem einfachen beiwort unterschieden und sogleich kenntlich gemacht werden soll, außerdem zu titel-anführungen und conventionellen auszeichnungen; überdieß zu allen eigennamen, wie sich von selbst versteht. Auch würden sie, zu augenblicklicher unterscheidung von den übrigen redetheilen, den substantiven in unsren deutschen wörterbüchern und reim-registern eignen.«

Herr Docen spricht dann noch weiter über die Ungereimtheiten, die in Folge dieser Großschreiberey durch verkehrte Anwendung und Uebermaß, besonders in Baiern durch das Wißmayr'sche Lehrbuch, entstanden sind; bemerkt, daß man in England und Holland, wo man bis zur Hälfte des letzten Jahrhunderts dieser Schreibweise auch gehuldigt hat, davon völlig zurückgekommen sey; daß man beym Bibeldruck in den neuesten kleinen Ausgaben von Luthers Uebersetzung die großen Anfangsbuchstaben bey den deutschen Substantiven, bis auf Gott den Herrn, mit augenscheinlicher Erleichterung der Lesenden, gänzlich entfernt habe; daß man sich alsbald daran gewöhne; daß der gründlichste und gelehrteste deutsche Sprachforscher, der Bibliothekar Jakob Grimm in Kassel, beyde Bände seiner großen deutschen Grammatik, auf mehr als zweytausend Seiten ohne alle zu nichts dienende große Buchstaben drucken ließ, und niemand ein Arges daran gehabt hätte. Man sieht, wie viel sich für diese, besonders unsern jungen Anfängern und Anfängerinnen in der Rechtschreibung in höheren und niederen Ständen so willkommene Vereinfachung sagen läßt. Und es knüpft sich noch manche andere Frage daran, z. B. ob es nicht wünschenswerth sey, beym Abdruck der Gedichte jede Zeile, und wenn sie mit und anfinge, nicht mehr mit einem großen Buchstaben eintreten zu lassen, welches auch jetzt schon von an sich namhaften Dichtern befolgt wird?

Der Vorschlag verdient, da er so wesentlich in jeden Unterricht im Lesen und Schreiben eingreift, und ein durch mehr als drey Jahrhunderte gleichsam geheiligtes Herkommen antastet, wohl nach allen Seiten hin genau geprüft und erwogen zu werden. Folgende Punkte dürften hier wohl noch am meisten in Betrachtung gezogen werden.

1) Da die griechische und römische Schrift ursprünglich nur einerley Buchstaben der Größe nach kannte, woraus sich denn nach und nach

erst die Kursivschrift (dieselbe, die man jetzt bey Untersuchung der altägyptischen Schriftarten die **demotische** zu nennen pflegt, wie wir sie noch auf so vielen Papyrusrollen finden), in Zeiträumen, die durch alle paläographischen Untersuchungen noch nicht genau bestimmt werden konnten, entwickelt haben muß; so ist es natürlich, daß in den beyden klassischen Sprachen des Alterthums Majuskeln vor den gemeinsamen Hauptwörtern gar nicht gedenkbar waren. Beym Griechischen trat auch noch insbesondere der Gebrauch des Artikels hinzu. Eben so natürlich war es, daß zu der Zeit, wo sich durch die Abschreiber, besonders vermittelst der Siglen oder der Abkürzungen beym Schnellschreiben, die kleinere Schrift bildete, die dann in den Skripturarien der Klöster, und wo sonst geschrieben wurde, allgemeine Aufnahme fand, die alte Sitte, nirgends, als etwa bey Eigennamen — doch auch dieß nur selten — größere Buchstaben zu machen [1]), beybehalten wurde. Und so dürfen wir uns nicht wundern, daß auch in den neueren Sprachen, welche von der alten römischen in gerader Linie abstammen, stets diese Großschreiberey, mit Ausnahme der Eigennamen und der Anfänge einzelner Absätze, bis auf den heutigen Tag beybehalten worden ist. Zwar finden sich auch hier einzelne Ausnahmen; aber sie haben nie Wurzel geschlagen, und allgemeine Nachfolge gefunden.

2) Auch in der Gestaltung der großen und kleinen Anfangsbuchstaben zeichnet sich die englische Rechtschreibung als das Kind einer Mischlingssprache aus, deren Ursprung germanisch ist. In allen frühern Drucken, in dem, was die brittische Literatur black letters nennt, ist noch keine Neigung zum Großschreiben zu bemerken. Allein wie man dort, die Züge der eigentlichen Mönchsschrift verlassend, zur lateinischen Schrift überging, fing man sonderbarer Weise an, gewisse gemeinsame Hauptwörter durch Initialen hervorzuheben, ohne jedoch diese Auszeichnung auf alle Nennwörter überzutragen. Es herrschte dabey große Willkür. So wird in einer Oxforder Folio-Ausgabe der Anatomy of Melancholy von **Burton** vom Jahre 1632, welche eben vor mir liegt, die seltsamste Abwechslung der großen und kleinen Initialen bemerkt. Alle Krankheiten (Costiveness und Dysentery), alles, was zur Materia Medica gehört und was irgend einer bürgerlichen oder biblischen Würde sich erfreut, wird groß geschrieben. Die Seele erhält einen großen Buchstaben in Soul, aber der Körper (body) wird mit einem kleinen abgefertigt. Und so wird dort manches bis auf den heutigen Tag noch groß ausgestattet [2]). Angel z. B. ist noch in der letzten

1) Es leidet keinen Zweifel, daß der alte römische Lapidarstyl mit großen und kleinen Unzialbuchstaben oft in derselben Inschrift abwechselte, allein das betraf nicht einzelne Anfangsbuchstaben, sondern ganze Zeilen oder Wörter, wobey, wie schon **Mazochi** in seinen Bemerkungen zum Amphitheater von **Capua** angedeutet hat, immer die obersten und am höchsten stehenden Zeilen am größten geschrieben waren, und sich dann, so wie sie sich dem Standpunkte der Lesenden näherten, auch verjüngten. Man hat daher in der Lapidarkritik sogar die größeren Unzialen zum Anfange der Kaiser- und Magistratsnamen als Zeichen der Verfälschung angegeben. Ganz verschieden davon ist die in alten Steinschriften oft unverhältnißmäßig hervortretende Größe der Unzialen T, I und C, so wie es kommt, zu Anfang, in der Mitte oder am Ende eines Wortes. Nach **Hagenbuch** und **Monaldini**: Istitutione Antiquario-Lapidaria, II. 11. p. 314 ff., hat **Morcelli** in seinem trefflichen Werke: De stilo Inscriptionum Latinarum (Rom, 1780, in 4.), II. 3. 9. p. 460 ff. die Sache mit erschöpfender Gelehrsamkeit abgehandelt.

2) Das Auffallendste ist der großbuchstabige Egoismus des Britten, der sein

Prachtausgabe vom Vicar of Wackefield bey Ackermann von 1817 mit Rowloudson's kolorirten Zeichnungen stets groß geschrieben. So die Wörter Heaven, Sovereign, God, Virtue u. s. w. in Todd's neuester Ausgabe von Miltons Werken. In der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts waren die Engländer so ziemlich auf unseren Weg gerathen, und huldigten derselben Großschreiberey. Allein die andern Ansichten gewannen bald die Oberhand, und jetzt hat ein großer Anfangsbuchstabe vor einem gemeinen Nennworte stets einen besonderen Nachdruck zum Zweck, und vertritt oft die Stelle von unserem so buntscheckigen, gesperrten Druck einzelner, beym Schreiben unterstrichener Wörter.

3) Sehen wir uns nun bey unseren Nachbarn desselben germanischen Sprachstamms um, so finden wir, daß die Holländer, sobald sie, der schwarzen oder Mönchsschrift entsagend, die lateinische allgemein in ihren Druckschriften annahmen, auch der Großschreiberey der Substantiven den Abschied gaben, und es darin ganz so hielten, wie die Engländer. In der Prachtausgabe von des berühmten Dichters und Rathspensionärs Jakob Cats Gedichten (Amsterdam, 1700, in Groß-Folio mit Kupfern), welche vor uns liegt, ist an keine Großschreiberey mehr zu denken, außer daß alles, was auf den Himmel oder auf Rang Bezug hat, als: Hemel, Sonne, Koningrick, Raat, Slot, Vorst, Edelman, Rechter, Veldt-heer u. s. w., durch Initialen distinguirt wird, und überhaupt der große Anfangsbuchstabe nur in würdevoller Beziehung hervortritt, z. B. in dem Abschnitt, welcher bürgerliches Leben betitelt ist, in dem Gedicht aufs Geld, S. 596:

Sea Me-vrou, genaemt het Gelt.

Und so ists geblieben bis jetzt, nur daß manchen Wörtern, wie Volk, neuerlich auch in der Revolution der große Buchstabe zuerkannt worden ist.

4) In Dänemark hat man bis zur heutigen Stunde dem sogenannten deutschen Druck eben so wenig, als in Deutschland entsagt. Doch bedient man sich jetzt dort, besonders in allen Schriften, die nicht rein volksthümlich sind, der lateinischen Schrift. Und so hat man auch bis auf die neueste Zeit die Großschreiberey aller Substantiven beybehalten, und sich auch darin an unsere gewöhnliche Art zu schreiben angeschlossen. Dem gemäß hat auch der dänische Archäolog Bröndsted noch im vorigen Jahr die deutsche Ausgabe seiner Reisen und Bemerkungen in Griechenland in Paris bey Firmin Didot, obgleich mit lateinischen Lettern, doch mit Initialen vor allen Substantiven, drucken lassen. — Was die schwedische Sprache anlangt, so haben schwedische Bücher, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gedruckt, allerdings bloß kleine Buchstaben, mit Ausnahme der Eigennamen. Aber in allen Schriften, die seit 1750 auch mit lateinischen Typen erschienen, sind alle Substantiven bald groß, bald klein geschrieben, beyde im Durchschnitt so gleichmäßig, daß sich schwerlich daraus ein Resultat abziehen läßt.

Ich stets mit dem großen I schreibt, wahrscheinlich weil es, von dem angelsächsischen Ik abstammend, die Zusammenziehung, die auch in der lateinischen Sprache durch ein langes I oder ein verzogenes J ausgedrückt wird, als in Filj statt Filii, andeutet, und daher auch sehr breit und gezogen gesprochen wurde. S. Walker's Pronouncing Dictionary, T. I. p. 239, Leipziger Ausgabe.

5) Auffallend ist es, daß auch die Sprachen vom slawischen Stamme, in sofern sie nicht, wie die russische, schon durch ihr eigenthümliches Alphabet über diese ganze Schwierigkeit weggesetzt sind, bey ihren lateinischen Buchstabenformen und Drucken alle Großschreiberey der gemeinsamen Substantiven durchaus vermeiden. Dieß ist wenigstens bey der jetzt so klassisch gebildeten polnischen Sprache durchaus der Fall. Man nehme nur die Warschauer Zeitung zur Hand. Es liegt die, von dem unvergeßlichen, um sein Vaterland und die Wissenschaften hochverdienten Grafen Stanislaus Potocki meisterhaft besorgte Bearbeitung von Winckelmanns Geschichte der Kunst, die von 1815 an in drey Bänden in Warschau erschienen ist, vor mir, ein mir theures Geschenk des Verfassers selbst. Hier ist außer den Eigennamen, und was davon abgeleitet wird, nirgends eine Spur eines großen Buchstaben bey gemeinsamen Substantiven zu entdecken. Die ganze Bildung der weichen und volltönenden polnischen Sprache ist ja, wie der zu früh untergegangene große Kenner dieser Sprache und vieler anderen Sprachen, der Prediger Jenisch in Berlin, vor dreyßig Jahren sehr scharfsinnig uns gelehrt hat, von der lateinischen ausgegangen. Ihr echt klassischer Periodenbau ist altrömisch. Da handeln also die Polen auch in diesem Theil ihrer Rechtschreibung vollkommen folgerecht. In der böhmischen Sprache wird, wie mich Kenner versichern, dasselbe beobachtet.

6) Wie nun, wenn der große Forscher und Kenner unserer Muttersprache, Johann Heinrich Voß, über dessen lexikographischen und grammatischen Nachlaß wir so gern etwas Genaues und Erfreuliches erführen, in Beziehung auf die hier angeregte Frage: sollen wir Deutsche, zur alterthümlichen Schreibweise zurückkehrend, überall aufhören, gemeinsame Nennwörter mit großen Buchstaben zu schreiben? uns in seinem eigenen Beyspiele eine beherzigenswerthe Lehre hinterlassen hätte. Die erste Ausgabe seiner Uebersetzung der Odyssee, die er auf eigene Kosten 1781 in Hamburg mit deutschen Lettern drucken ließ, befolgt durchaus die gewöhnliche Schreibart. Aber in allen folgenden Ausgaben seiner Ilias und Odyssee, die sich stets in lateinischer Schrift erneuerten, vermied er große Buchstaben bey den gemeinsamen Nennwörtern. Er machte es dadurch möglich, jeden Vers in Eine Zeile zu bringen, und das Ganze gewann dadurch wirklich ein mehr alterthümliches Ansehen. Aber alle seine übrigen metrischen Uebersetzungen von den Griechen und Römern bis herab auf den Aratus und den Hymnus an Demeter, die er doch sämmtlich in lateinischer Schrift anordnete, verschmähen diese Neuerung oder vielmehr Repristination in der Wahl der kleinen Anfangsbuchstaben bey Substantiven; dieselbe Beharrlichkeit beweist er auch in seinen philologisch-prosaischen Schriften, von den mythologischen Briefen an bis zum zweyten Theile der Antisymbolik, wobey er auch, wie bey der Herausgabe seiner poetischen Werke in sieben Theilen, den lateinischen Druck vorzog. Merkwürdig aber ist es, daß er bey der von ihm allein als echt anerkannten Auswahl seiner sämmtlichen Gedichte von der letzten Hand, die er bey Nikolovius in Königsberg 1825 in vier Bändchen veranstaltete, genau anordnete, daß wieder die deutsche Schrift dabey gewählt werden sollte, wobey sichs ja von selbst versteht, daß alle Substantive ihre großen Anfangsbuchstaben erhielten. Voß that und ordnete alles mit reifester Ueberlegung, und gab auch über die Form des Formats und Drucks, wie seine Verleger bezeugen können, die gemessensten Vorschriften. Sollte man nun aus den in verschiedenen Abschnitten seiner Uebersetzer-

und Dichterlaufbahn von ihm selbst getroffenen Abänderungen, in diesem Punkte nicht den Schluß zu machen berechtigt seyn, daß er selbst dieser Großschreiberey, die nun einmal vom ganzen deutschen Volke an- und aufgenommen worden ist, als einer charakteristischen Eigenthümlichkeit, entgegen zu treten nicht für gut hielt? Ein entscheidendes Urtheil in dieser Sache sollte auch unserem Klopstock zustehen. Als er die letzte Ausgabe seines Messias und seiner übrigen Gedichte bey Göschen in Leipzig herausgab, stand ihm das Beyspiel von Voß schon vor Augen, der damals den Homer schon lateinisch und ohne Anfangsbuchstaben hatte drucken lassen. Allein er hatte andere Ansichten. Lange wollte er selbst seinem braven Verleger die lateinische Schrift nicht bewilligen; denn er hielt sie für eine nicht zu tilgende Eigenthümlichkeit. Allein er gab doch den aus der Eurythmie mit vielem Schönheitssinne entwickelten Gründen seines Verlegers endlich nach, ob er gleich vorher bey allen Ausgaben des Messias und seiner übrigen Gedichte den deutschen Druck vorgezogen hatte. Nun kam es aber auch zur Frage, ob man nicht in alterthümlicher Weise die Substantiven von ihren sich oft zur Ungebühr spreizenden Anfangsbuchstaben entlasten könne. Davon wollte nun aber der ehrwürdige Sänger des Messias durchaus nichts hören. Der ehrliche Seume leistete damals in Hohenstedt, dem Landsitze Göschens bey Grimma, wohnend, seinem Freunde die treuesten Ammendienste bey der typographischen Wiege, und war der Korrektor von Klopstocks Werken. Ich erinnere mich sehr wohl, aus Seumes eigenem Munde von der in einem lebhaften Briefwechsel zwischen dem Dichter und Korrektor geführten Kontrovers über diesen Gegenstand gehört zu haben *). Seume war selbst für sich der Meinung, daß es mit der in Anklagestand gesetzten Großschreiberey noch immer sein Bewenden haben könne, hatte aber in einem Briefe an Klopstock, mehr um des alten Sängers Meinung über die Sache zu vernehmen, als um den Streit ernsthaft zu führen, angefragt, wie er in diesem Punkte der Rechtschreibung gesinnt sey; sich auch scherzend der Wendung dabey bedient, es scheine ihm, als zeige sich selbst in diesem Festhalten der Anfangsbuchstaben die den Deutschen so eingewurzelte, ihnen in ihren Briefadressen und Anreden so unaustilgbar anklebende, und bey fremden Nationen so lächerlich machende Titelsucht und Kanzley-Etiquette, indem da auch der Stiefelknecht und Perückenstock sein distinguirtes S und P verlange, und mit Studenten und Potentaten auf dieselbe Linie gestellt seyn wolle. Allein Klopstock ging ernsthaft auf die Sache ein, und behauptete, daß die Grammatik hier mit der Rechtschreibung Hand in Hand ginge, und daß es eher ein Vorzug unserer Sprache sey, daß durch die großen Anfangsbuchstaben die bey uns gestattete Verwandlung aller Infinitive und Neutren der Adjektive in Substantive sogleich versinnlicht werde. Selbst Wieland, dem doch beym ersten Abdruck seines unsterblichen Oberon der Kleindruck der Substantiven selbst beliebt hatte, weil ihm die gebrochenen Zeilen ver-

*) Es wäre zu wünschen, daß nichts von jenem Briefwechsel unterginge. Klopstock hielt Anfangs Seume nur für einen vorwitzigen Korrektor, bekam aber bald große Achtung vor ihm, und ließ sich gern auf Gründe gegen ihn ein. Vielleicht ist Göschen noch im Besitz einiger dieser Briefe. In den Ergänzungen, welche Clodius zu Seumes Selbstbiographie gegeben hat (Seumes sämmtliche Werke, kleine Handausgabe, 1827. XI. Theil, S. 180), ist von diesem interessanten Abschnitt aus Seumes Leben, in Beziehung auf die Dienste, die seine Korrektor-Verpflichtung damals der Literatur leistete, viel zu wenig angeführt.

haßt waren, hat in den schöneren Ausgaben seiner Werke, die wir Göschen verdanken, nie an den großen Anfangsbuchstaben etwas zu tadeln gefunden, wie Göschen selbst zu bezeugen keinen Anstand nehmen wird.

7) Historisch ist Herrn Bibliothekar Docens Bemerkung vollkommen begründet, daß man seit den Incunabeln der Buchdruckerkunst in Deutschland in Werken, die deutsch geschrieben waren, die Substantiven gewöhnlich, obgleich oft mit ungeregelter Willkür, ohne große Anfangsbuchstaben druckte. So gings immer fort, bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Da nahm die Großschreiberey immer mehr überhand. In der sehr anständig gedruckten, und jetzt selten gewordenen Ausgabe von Hans Sachsens: artliche und gebundene Gedichte in mancherley Art, welche in Nürnberg 1591 in Folio erschien, und vor mir liegt, herrscht die seltsamste und regelloseste Willkür in Gebrauch und Nichtgebrauch der großen Anfangsbuchstaben, doch in dem Maße, daß die Großschreiberey schon in der Mehrzahl besteht, und man bald gewahr wird, sie werde bald die Oberhand gewinnen. Allein daraus entsteht für uns noch keine Verpflichtung, zu jener alterthümlichen zurückzukehren; denn dann müßte man auch zur ganzen damaligen Rechtschreibung und zu dem damit aufs innigste zusammenhängenden Sprach- und Schreibgebrauch zurückkehren, welches doch in den meisten Fällen ein wahrer Rückschritt seyn würde. Doch darf ein Vortheil nicht ganz übersehen werden, welcher allerdings mit jener Kleinschreiberey verbunden war. Es ist gewiß ein Uebelstand in unserem deutschen Druck bis auf die neueste Zeit, daß, wo wir in der Handschrift irgend etwas besonders betonen und unterstreichen, dieß nun beym Satze durch Sperrschrift ausgedruckt wird. Unser schon daran gewöhntes Auge fühlt zwar den Uebelstand weniger, den die Ausländer sehr wohl bemerken, und sich oft über diesen, alle Stätigkeit des Drucks so unbequem unterbrechenden Wechsel von Verengung und Ausdehnung nicht genug wundern können. Italiener, Franzosen und Engländer vermeiden diese unerfreuliche Mannigfaltigkeit des engen und weiten Satzes auf derselben Zeile in ihrem reinen und feinen Buchstabensatz, so wie alle Schriftveränderung (Büchertitel etwa ausgenommen) jetzt aufs möglichste. In der literarischen Satyre: Pursuits of Literature, welche vom Jahre 1794 — 98 zehn Ausgaben erlebte, hatte der unbenannte, aber doch wohl erkannte Verfasser derselben in den zahlreichen Anmerkungen vieles mit Kursivschrift angedeutet. In einer Kritik im Monthly Review wurde ihm damals vorgeworfen, er habe seine Weisheit häufig durch die Krücken der Kursivschrift (in italicks, wie es der Britte nennt) unterstützt. So hielt man dieß damals schon in England für pedantisch. Nun ist am Tage, daß, wo in der Regel nur Eigennamen groß geschrieben und gedruckt werden, durch die bloße Großschreiberey schon ein Mittel gewonnen wird, ein einzelnes gemeinsames Nennwort dem Sinn nach zu unterstreichen oder im Druck hervorzuheben, also auch des Sperrsatzes in vielen Fällen entübrigt zu seyn. Diesen Vortheil benutzen jetzt auch die Britten und Holländer in ihren Druckschriften, und bedienen sich so eines Mittels, welches schon zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in deutschen Schriften sehr oft angewendet wurde *).

*) In der schönen Originalausgabe des Theuerdank, Nürnberg 1517, mit den bekannten Holzschnitten, auf welche sich Docen in der zu Anfang excerpirten Schrift beruft, sind nur die Dignitäts-Benennungen:

8) Was die von Docen geltend gemachte Erleichterung im Schreiben u. s. w. anlangt, so wird dieß schwerlich viele überzeugen. Wir sind ein grammatisches Volk von Hause aus, und so möchten viele gerade in dieser Hervorhebung aller Nennwörter etwas sehr Lehrreiches auch für die niedere Volksklasse finden. Ueberhaupt hat dieser Grund, von der Erleichterung hergenommen, nie großes Glück bey unserem Publikum gemacht. Was hat der arme Wolke mit seinem Anleit und allen den Elementarbüchern, zu deren Selbstverlag er das Geld oft seinem Munde abdarbte, was hat selbst Wieland mit seiner Filosofie, die er, um das Buchstabiren zu erleichtern, der Philosophie vorzog, gegen das Uebergewicht etymologischer Gründe ausgerichtet? Und ist nicht der alte usus tyrannus auch oft in usus magister umzusetzen? Verbergen wir uns dabey nur nicht, daß in unserem vielgespaltenen, vielzüngigen Deutschland das, was seit länger als einem Jahrhundert allgemeiner Schreiber- und Druckergebrauch war, mit unserer Nationalität zusammengewachsen, und schon darum dem alten, lieben Hausrath gleich zu achten ist, den niemand ungestraft tadelt oder antastet. Wo ist die Akademie der Crusca oder der Vierziger, die hierüber ein Edikt verliehe? Ist sie in Wien, wohlan, so spreche jemand in diesen Jahrbüchern darüber, damit sein Spruch von der Donau bis zur Eyder und Weichsel gehört und gebilligt werde. Oder ist sie in Berlin? Die Sprachsektion der dortigen Akademie, die einst Herzberg mit so vielem Eifer und Patriotismus im Geiste ihres Stifters, des großen Leibnitz, begründet, ist nach den ersten zwey Bändchen, die sie erscheinen ließ, verstummt. Ist sie in Leipzig? Man weiß ja nicht einmal genau, was seit ihres letzten Vorstehers Eck's Tode aus den von Gottsched's Zeit her sorgfältig gesammelten Handschriften der Leipziger deutschen Gesellschaft geworden ist. Ist sie in Mannheim? Die Schwäne singen dort schon lange nicht mehr, und die drey Bändchen, der dortigen deutschen Gesellschaft einziges Lebens-Certifikat, sind nur noch in einzelnen Büchersammlungen zu finden. Oder richten wir unser Augenmerk auf jene, im Ideen- und Geldwechsel gleich betriebsame Stadt, wo der deutsche Bundestag seinen Sitz hat? Die dortige deutsche Gesellschaft hat in Schrift und Wort manche kräftige Lebenszeichen gegeben. Aber auch sie scheint bereits wieder eingeschlummert zu seyn. Vielleicht ist es sogar gut für die raschere Fortbildung unserer Sprache, daß sie dieser Einheit der Gesetzgebung entbehrt. Den berühmten Kastanienbaum di cento cavalli auf dem Aetna hat nie eine Gartenschere berührt. Allein man wundere sich nun auch nicht, wenn da, wo keine Läuterung auf gesetzlichen Wegen Statt findet, und keine Appellations-Instanz anerkannt wird, auch nichts entschieden wird.

9) Der Tadel, welcher von der häufigen Unterbrechung des geradlinigen Ebenmaßes in den einzelnen Zeilen durch das Sperrige und Eckige der großen Anfangsbuchstaben entlehnt wird, hat für ein unverwöhntes Auge gewiß vollen Grund. Allein was ist damit gewonnen, wenn wir überhaupt hartnäckig bey unseren, aus der Mönchsschrift abstammenden, altdeutschen (nicht gothischen, wie einige meinen) Buch-

---

Held, König, Fürst, Rath, Testament, außerdem aber alle persönlichen Pronomina, Ich, Er, Sy, In, Inen, mit großen Anfangsbuchstaben der Regel nach bezeichnet. Aber sobald etwas noch besonders hervorgehoben werden soll, und wäre es beym Jagen, was auch oft die Ehre des großen Buchstaben hat, die Gembs, das große Schwein; so wird auch diesen die Ehre des großen Buchstabens nicht vorenthalten.

staben beharren? Nur dann erst, wenn wir uns über die allgemeine Annahme des lateinischen Drucks vereinigt hätten, wäre es wirklich der Mühe werth, den übrigen lateinisch druckenden Völkern es auch in der Verbannung dieser zweckwidrigen Großschreiberey gleich zu thun. In den letzten zwey Jahrzehenden des verflossenen Jahrhunderts ist die Sache der lateinischen Buchstaben gegen die altdeutschen von mehr als einem beredten Anwald aufs kräftigste vertheidigt worden. Allein die Säugamme unserer Literatur, der Buchhandel, und ihre Geburts= und Sterberegister, die Leipziger Meßkataloge *), haben durch überwiegende Stimmenmehrheit die Beybehaltung der deutschen Buchstaben so deutlich ausgesprochen, daß fürs erste wohl an keine Abänderung weiter zu denken seyn dürfte. Leser und Verleger zeigen gleiche Abneigung dagegen. Uebrigens würden, wenn einmal alle Unterbrechung der Liniensymmetrie nur das Hauptgesetz seyn sollte, so wie man ihr wirklich bis jetzt in vielen lateinischen Drucken das lange ſ und y aufgeopfert hat, auch die großen Anfangsbuchstaben der Eigennamen selbst, die so immer noch als Uebertrieben=, und Aufgedunsenheiten über und unter den Schriften hervortreten, um ganz folgerecht zu seyn, auch noch zu beseitigen seyn, wie das noch bey mancher neuen Ausgabe des alten Minnegesanges (z. B. T r i s t a n und I s o l d e) genau beobachtet worden ist, und wohl auch bey a l l e n Ausgaben des Nibelungenliedes hätte beobachtet werden sollen. Doch wohin führt das? Das Gesagte ist schon mehr als genug, um die Aufmerksamkeit derer zu wecken, die zum unsichtbaren und doch stimmfähigen Sprachgerichtshofe des deutschen Volks gehören. Allein wird es nicht auch hier wahr werden, was dort K l o p s t o c k in seinen grammatischen Gesprächen (S. 122) die personifizirte Wortänderung sagen läßt: »Die wenigen, welche Richter seyn können, mögens nicht seyn: und so würden ihrer aus dem Schwarme in Menge herbeykommen, und sich hinsetzen, den Ausspruch zu thun!«

B ö t t i g e r.

---

*) Der letzte Meßkatalog von M i c h a e l i s 1826 enthält bey ungewöhnlicher Stärke von mehr als zweytausend Artikeln doch nur acht neue Schriften für das allgemeine Publikum mit lateinischer Schrift. Nur gewisse Zeitschriften, Archive, Jahrbücher, Magazine, und dann die medizinischen, naturhistorischen und mathematischen Artikel, die mehr auf ein auswärtiges Publikum berechnet sind, erscheinen jetzt noch in lateinischem Druck.

Herausgabe besorgt durch J. G. H ü l s e m a n n.

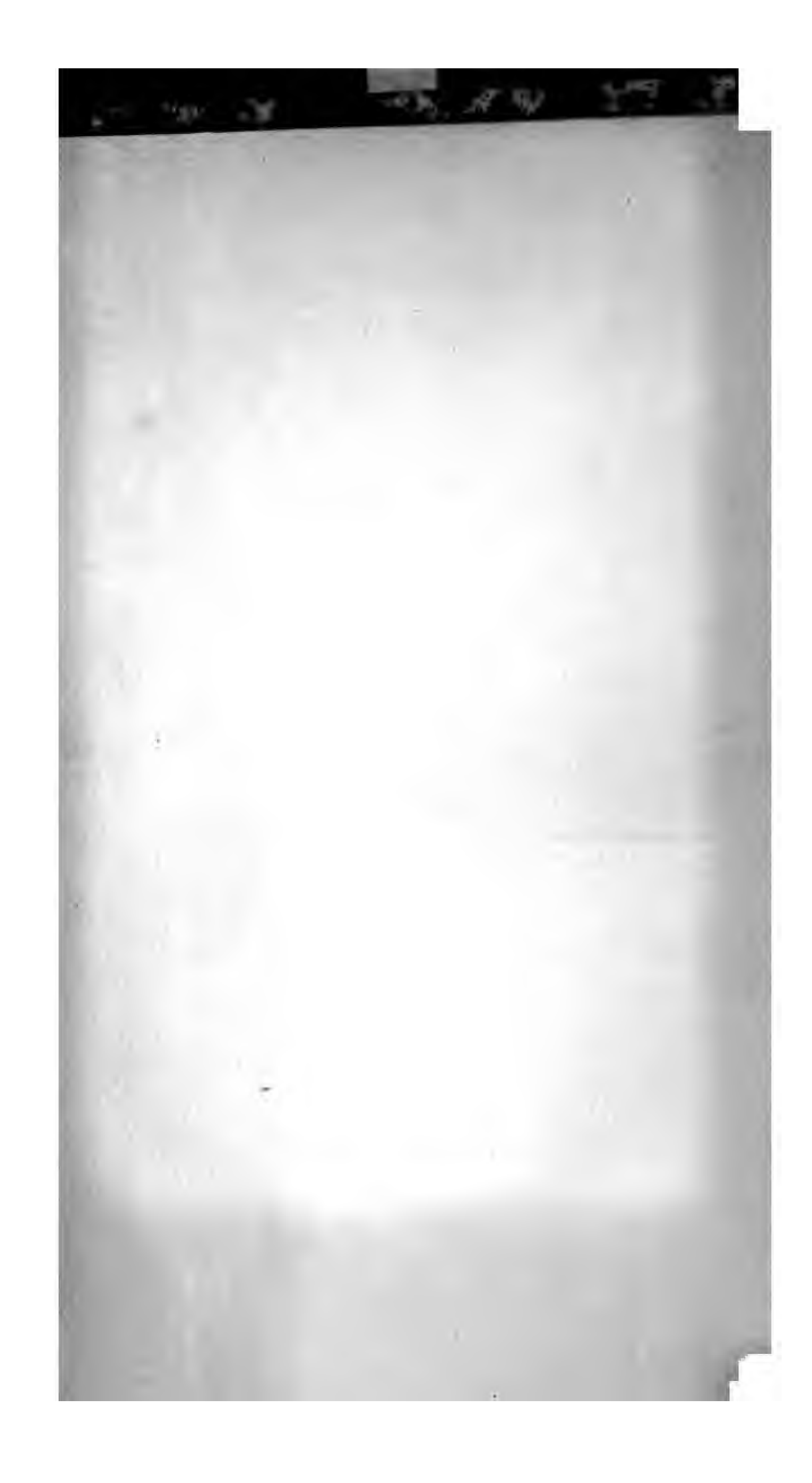
Subskriptions-Anzeige.

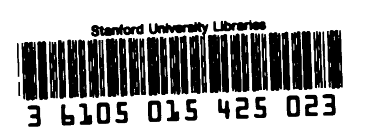
Dr. John Lingard's Geschichte von England. Aus dem Englischen übersetzt von C. A. Freyherrn von Salis.

Subskriptions-Bedingungen: Der Subskriptionspreis ist 1 Rthlr. 18 ggr. oder 3 fl. rhein. auf gutem weißem Druckpapier, und 2 Rthlr. 16 ggr. oder 4 fl. 30 kr. rhein. auf Velinpapier. Der Betrag wird bey Ablieferung eines jeden Bandes bezahlt, jedoch mit der Bedingung, daß bey Erscheinen des ersten Bandes zugleich der letzte berichtigt wird, so, daß dieser als Rest nachzuliefern ist. Das Ganze, von dem ersten Einfalle der Römer in England bis auf Georg III., gibt 10 Bände, wovon der erste im Januar 1827, und dann wenigstens alle zwey Monate ein Band erscheint.

Unter den historischen Werken, welche wir dieser Zeit verdanken, hat keines eine größere und allgemeinere Bewunderung veranlaßt, als die History of England von Dr. John Lingard. Bevor noch die ganze Reihe von Bänden, welche dieses Werk bilden, aus der Presse gekommen war, mußten schon zwey Auflagen gemacht werden. Man ist darum nicht ungerecht gegen die Verdienste Henry's, Smollet's, Hume's und A., wenn man behauptet, die Geschichte Englands habe zuerst Lingard geschrieben, und man kann kühn behaupten, daß keine andere Nation ein mit gleicher Gründlichkeit, Treue und Unbefangenheit, gleichem Scharfsinne und so edler Einfachheit und Klarheit verfaßtes Werk besitzt, wie dieses ist. Wie der große Geschichtschreiber bey seiner Arbeit zu Werk gegangen ist, berichtet er in der Vorrede der zweyten Auflage der ersten acht Bände selber. »Um sie« (diese acht Bände), sagt er, »des öffentlichen Beyfalls würdiger zu machen, stand ich nicht »an, mir bey Beginn meiner Arbeit die strenge Verbindlichkeit aufzulegen, »von der ich mich meines Wissens bey keiner Gelegenheit wesentlich entfernt »habe, nichts zu entlehnen, meine Nachforschungen fürs erste auf »Originaldokumente und die ältesten Autoren zu beschrän»ken, und die neuen Historiker erst dann zu Rathe zu ziehen, wenn ich »mein eigenes Urtheil gefaßt, und meine Erzählung »niedergeschrieben haben würde. Ich hatte dabey die Absicht, »mich vor dem Nachschreiben fremder Irrthümer zu bewahren, mich »unparteyisch gegen Meinungen und Vorurtheile Anderer zu er»halten, und dem Leser eine vollständige und getreue Darstel»lung der Begebenheiten nach authentischen Quellen zu »liefern.« So ist es dem Verfasser wirklich gelungen, eine im eigentlichsten Sinne des Wortes neue Geschichte Englands herzustellen. Es kann nicht überraschen, daß die anderen Nationen sich beeilen, ein so seltenes Werk des menschlichen Geistes sich anzueignen, da der Gegenstand wie die Darstellung für jeden Denkenden gleich anziehend und gleich wichtig sind. Die Geschichte Englands gehört zu den reichsten, großartigsten und bedeutsamsten der neueren Nationen, ihr Charakter ist eben so dramatisch als lehrreich in allen großen Beziehungen, und in Lingard hat diese Geschichte den ihrer würdigen Biographen gefunden. In Frankreich wurde eine nun fast beendigte Uebersetzung des Lingard'schen Werkes begonnen, und zugleich ein Nachdruck des Originals veranstaltet. Der Unterzeichnete freuet sich daher, Deutschland auch eine Uebersetzung dieses gefeyerten Werkes ankündigen zu können. Der Uebersetzer ist mit genauer Bekanntschaft mit der Sprache, der Verfassung und den Sitten des Landes, dessen Geschichte er in die vaterländische Sprache überträgt, an sein Werk gegangen, und namentlich ist diese Uebersetzung ein Gegenstand und Werk der Liebe, und keine jener Fabrikarbeiten, welche die Literatur mehr schänden als bereichern.

Frankfurt a. M. den 1. Okt. 1826. Wilh. Ludw. Wesché.




Stanford University Libraries
3 6105 015 425 023

